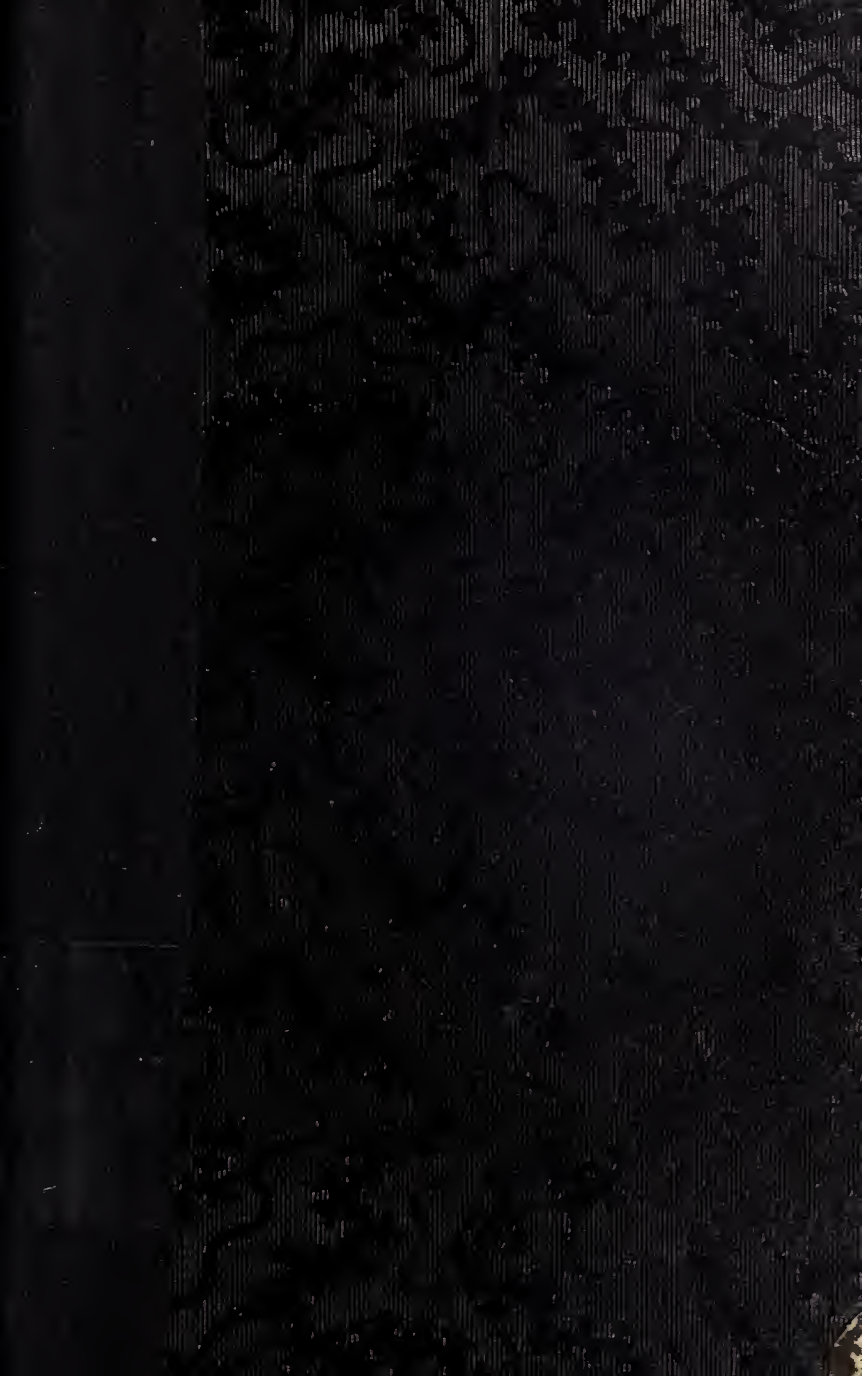




Meine größere Reisen

in Ostafrika

von

J. L. Krapf, Phil. Dr.,
vormals Missionar in Abessinien und den Aequator-Ländern.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Rebmann's Reise nach Kadiaro im Teita-Land.

Ehe ich versuche, meine größern Reisen im östlichen Afrika in möglichster Kürze zu beschreiben, muß ich einige Reiseberichte von meinem ehemaligen Mitarbeiter, Missionar Rebmann, vorausschicken, da er den Anfang unserer Untersuchungsreisen eröffnete, zuerst durch seinen Ausflug nach dem etwa 36 Stunden von der Meeresküste von Mombas entfernten Berg Kadiaro im Teita-Land, und sodann durch seine Reise nach der Landschaft Dschagga, welche gegen 100 Stunden weit im Innern des ostafrikanischen Festlandes liegt. Mein theurer Freund beschreibt seine am 14. October 1847 nach Kadiaro unternommene Reise auf folgende Weise:

„Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, die uns vor allem die Habsucht und Bettelei, sowie auch der politische Verdacht der Suahili und Wanika in den Weg gelegt hatte, konnte ich endlich in der Nacht des 14. October (1847), als der Mond etwas zu scheinen anfieng, die Reise antreten. Dr. Krapf hatte mich ermuntert, allein zu gehen, da er um seiner Brustleiden willen fürchtete, nicht fähig zu sein, den hohen Berg hinaufzusteigen, auf dem allen Berichten zu Folge die Leute von Teita ihre Wohnungen errichtet haben sollten. Ich war begleitet von 6 Wanika und 2 Muhamedanern, von denen einer unser Sprachlehrer war. Beide letztere waren, hauptsächlich der wilden Thiere wegen, mit Flinten bewaffnet, während von den Wanika Jeder seinen Köcher und Bogen,

einige auch ein Schwert bei sich trugen. Fünf von ihnen waren zum Tragen der nothwendigsten Lebensmittel und eines Bettes, das aus einer Matte, einem Leintuch und einem Teppich bestand, auf dem Weg durch die Wildniß bestimmt. Der sechste, ein alter Mnika, der ein halber Muhamedaner geworden war, und nicht wenig das Aussehen eines Zauberers hatte, wie alle Karawanenführer es sind, war zum Führer bestimmt. Da er sehr leidend war, so hatten wir ihm abgerathen, sich den Beschwerlichkeiten einer solchen Reise auszusetzen und schon einen andern Führer erwählt; er aber, gereizt von dem dabei zu erhaltenden Lohn, machte sich mit seinem Sohn, der einer von den Trägern war, dennoch auf den Weg, kam aber nicht mehr zurück, sondern starb auf dem Rückweg, den er erst antrat, nachdem ich mit den übrigen Leuten schon wieder einige Zeit zu Hause gewesen war. Wie ihm auf dieser Reise seine Zauberei-Sünden noch in's Gericht gezogen und ein Strahl des Evangeliums in sein Herz gefallen war, wird der Verlauf dieses Reiseberichts zeigen.

In jener Nacht vom 14. October ging ich nur etwa 1½ Stunden weit nach einem Ort im Wakamba-Land, der Schikarako genannt und von der kleinen Karawane als ihr Versammlungsort bezeichnet worden war, von wo wir dann am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang, als sich meine Leute alle eingefunden hatten, aufbrachen und sogleich einige kleine Weiler der Wakamba passirten, die von Nomaden bewohnt sind, welch letztere aber hie und da auch schon angefangen haben, das Land zu bauen. Wir giengen zuerst über ein ziemlich ebenes und sehr grasreiches Land, nach etwa 1½ Stunden aber kamen wir auf eine Landstrecke, die eine mehr wellenförmige Gestalt darbot, und weniger mit Gras als mit Büschen und einzelnen verkrüppelten Bäumen bedeckt, aber nirgends angebaut war, sondern nur den Wakamba zum Waideland diente. An diesem Tage (den 15. October) legten wir nur eine kurze Strecke Wegs zurück, indem wir mehrmals in unserem Lauf aufgehalten wurden. Das

Land gehörte noch dem Duruma-Stamm an. Einmal giengen mehrere meiner Leute nach Schikarako zurück, wo einer von ihnen sein Schwert vergessen hatte, das nun aber schon von einem benachbarten Emkamba aufgegriffen worden war, der es ihnen nicht mehr ohne eine gewisse Belohnung zurückgeben wollte, sondern sich zum Kampf bereit machte. Um diesen zu verhüten, versprach ich, dem Emkamba die verlangte Belohnung, die nur gering war, zu geben, und so entschloß sich der betreffende Mnika, den Weg ohne sein Schwert zu machen. Ein anderes Mal sah einer der zwei Teita-Männer, die sich zur Rückkehr in ihre Heimath an uns angeschlossen hatten, einen Vögel von der Linken zur Rechten über den Weg fliegen, was für sie ein böses Zeichen war, und eine lange Verhandlung zwischen den Teitas und den Wanika nach sich zog, deren Resultat war, daß die Teita-Leute wieder nach Rabbai zurückkehren wollten. Als ich das erfuhr, redete ich sie also an: „Was ihr thut, ist Finsterniß; die Vögel wissen und verstehen nichts, und Gott offenbart seinen Willen nicht durch die Vögel, sondern (meine Bibel aus der Tasche ziehend) durch dieses Buch. Hier steht geschrieben, daß, wer Gott um seine Bewahrung anfleht, den wird er auch bewahren. Wenn ihr es daher lasset, auf die Vögel zu sehen, und wenn ihr Gott vertrauet, so wird es Ihm wohlgefallen.“ Diese Worte hatten sogleich den gewünschten Erfolg; sie ergriffen ihre Lasten und machten sich wieder auf den Weg. Bald nachher kamen wir an einen Wasserbach, wo wir etwas ausruhten, und wo ich dann noch weiter mit ihnen über das Vorgefallene sprach. Sie sagten: meine Worte seien Geri, d. h. Wahrheit. Einem derselben suchte ich zugleich einen Begriff vom Schreiben beizubringen, damit sie nicht so viel Verdacht hegen sollten, wenn sie mich schreiben sahen. Wir giengen noch eine kleine Strecke, bis wir nahe zu dem Wanika-Dorf Engoni des Stammes der Duruma kamen, die von den Sclaven der Portugiesen abstammen sollen. Hier hielten wir unter einem Baum im Walde unser Nachtquartier. Mit Tagesanbruch machten wir

uns wieder auf den Weg, und passirten nach etwa einer Viertelstunde Engoni, das aus zwei Abtheilungen besteht, von denen jede mit einem heckenartigen Gebüsch umgeben war, und etwa 10—15 Hütten enthielt. In der Nähe sahen wir große Viehheerden; doch bauen diese Leute neben ihrer Viehzucht mehr das Land, als dieß bei den Wakamba der Fall ist.

Hier sah einer der Teita-Leute wieder einen Vogel über den Weg fliegen, was sie jetzt bewog, wirklich zurückzukehren. Ich selbst war schon eine Strecke weit vorausgegangen, ehe ich die Sache erfuhr, und wollte nun nicht mehr zurückkehren, um mit ihnen zu reden, zumal da ich dachte, sie möchten noch irgend einen andern Grund haben, der sie zur Rückkehr bewog. Nach einem Marsch von etwa 4 Stunden über steiniges, nur wenig Vegetation darbietendes und völlig unangebautes Land kamen wir nach Endungu, welcher Name nicht ein Dorf, sondern die ganze östliche Grenze einer Wüste bezeichnet, die sich von hier an bis nach Teita im Westen volle 20 Stunden breit ausdehnt. Von ihrer Ausdehnung von Süden nach Norden habe ich noch keine genaue Vorstellung; sie muß sich aber wenigstens 2—3 Tagreisen (also 20—30 Stunden) bis in's Galla-Land erstrecken. Die Wüste bildet eine große Ebene, die in ihrer östlichen Hälfte etwas wellenförmig ist, während die westliche Hälfte eine vollkommene Plattform darbietet. Da man in Endungu einige 100 Fuß über der Wüste steht, so hat man von hier aus eine prächtige Aussicht über ihre ganze Ausdehnung von Ost nach West, in deren Hintergrund die Berge von Teita sich zu einer Höhe von 4 bis 5000 Fuß emporheben.

Da man mit Endungu in die eigentliche Wüste (oder vielmehr Wildniß) eintritt, die bis in die letzten Jahre durch die Wakuafi und Galla sehr unsicher gemacht worden war, so ist bei dem Durchzug durch dieselben das muhamedanische und heidnische Bewußtsein des Bedürfnisses eines höhern Schutzes der Macht des Aberglaubens auf die mannigfaltigste Weise unterlegen, wovon ich jetzt ein Beispiel mit meinen

eigenen Leuten erlebte. Als wir den Abhang von Endunguni hinabstiegen, fanden wir zwei Zauberstäbe an der Seite des Weges aufgepflanzt, die etwa 2 Fuß lang und schwarz gebrannt, und oben mit der Rinde eines Baumes umwunden waren. Als die Leute, die vorausgiengen, sie sahen, blieben sie stehen, um zu warten, bis der Karawanenführer, der etwas zurückgeblieben war, sie weggenommen hätte, um sie mit sich auf den Weg durch die Wüste zu nehmen. Ich hieß meine Leute weiter gehen, aber sie wollten nicht; so gieng ich selbst voraus und an den Stäben vorbei, und hieß sie mir abermals nachfolgen; sie blieben aber auf derselben Stelle stehen. Ich gieng nun hin, riß die Stäbe aus und warf sie weg, so weit ich konnte; aber noch wollten die Leute nicht weiter gehen, sondern schickten sich an, die Stäbe wieder zu suchen. Als ich dieß bemerkte, kam ich ihnen zuvor und gieng selbst, die Stäbe zu suchen, um sie zu zerbrechen. Als ich einen gefunden hatte, nahm ich mein Messer und schnitt oben die Rinde auf, die um ihn gewickelt war. Während ich das that, brauchten die Muhamedaner alle Macht ihrer Argumente, um mich davon abzuhalten, indem sie sagten, die Stäbe seien für den Führer gerade das, was mein Buch (sie meinten meine Bibel) für mich sei; sie seien die Arznei gegen den Löwen, der vor ihnen fliehen werde. Ich antwortete: Glaubet ihr wirklich, daß der Löwe vor diesen Stäben fliehen werde? Ist es nicht Gott allein, der uns bewahren kann? Wenn aber der Löwe kommt, so müßt ihr eure Flinten brauchen, die sind die rechte Arznei für den Löwen. Was mein Buch betreffe, so enthalte das keine Zauberei, und könne mich nicht vor äußern Gefahren bewahren; ich habe es nur mitgenommen, um unterwegs darin zu lesen. Der Führer hieß uns nun weiter gehen, während er, wie ich bald merkte, zurückblieb, um den noch übrig gebliebenen Stab zu suchen. Es schien, als wenn er auch nur Einen hätte retten können, dieß ihm für seinen Zweck ausgereicht hätte. Ich war aber entschlossen, Leuten, die jetzt in meinem Dienst standen, auf keine Weise zu erlauben, von

ihrem Uganga (Zauber) Gebrauch zu machen. Darum gieng ich zurück und sagte ihm, ich werde es durchaus nicht dulden, daß er einen jener Zauberstäbe mitnehme, worauf er von seinem Suchen abließ und mir folgte. Jetzt mußte aber Rath geschafft werden; sie saßen deßwegen unter einem Baum nieder, und ich mit ihnen. Hier erfuhr ich nun, daß unser Führer alle seine vorherigen Reisen durch die Wüste vermittelst jener Stäbe gemacht hatte, welcher Umstand demselben natürlich in den Augen der Muhamedaner sowohl, als der Heiden große Glaubwürdigkeit verschaffen mußte. Dießmal durfte er sie aber nun nicht mit sich nehmen; was war jetzt zu thun? Sollten sie lieber zurückkehren, oder ungeachtet des Unglücks, das über ihren Götzen gekommen war, mit mir durch die Wüste wandern? Ich brachte sie bald zu einer Entscheidung, indem ich sie folgendermaßen anredete: „Ihr habt es schon lange gewußt, daß wir alles Zauberwesen für eine große Sünde vor Gott halten, die seinen gerechten Zorn verdient, und daß wir keinen andern Schutz begehren, als den eines allmächtigen und lebendigen Gottes, der verheißen hat, alle diejenigen zu bewahren, die auf seinen Wegen wandeln und Ihn um seine mächtige Hülfe anrufen. Sie hätten jetzt weiter nichts zu thun, als mir den Weg zu zeigen, und ihre Lasten zu tragen, und wenn sie dazu den Muth nicht hätten, ohne ihr Uganga zu gebrauchen, so sei ich bereit, wieder mit ihnen umzukehren, und andere Leute zu miethen, die von vorn herein die Bedingung einzugehen hätten, daß kein Uganga gebraucht werde. Was mich selbst betreffe, so habe ich durchaus keine Furcht, indem ich wisse, daß ich im Dienst Christi stehe, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben sei.“ Als sie das hörten, sagten sie, sie wollten den Weg mit Christo machen. Ich sagte: gut; aber ihr müßt Ihn nicht für einen Mganga (Zauberer) halten. Er ist vielmehr gekommen, die Zauberei und alle Werke des Teufels zu zerstören, und die Menschen die Wahrheit zu lehren. Sie sagten: Jeder Mensch habe seine Weise (kulla mutu una mambóge), worauf ich erwiederte: sie

könnten jetzt das nicht auf sich anwenden; das Wort Gottes, das in meinem Buch geschrieben stehe, gehe sie eben so an, wie mich, und sie hätten demselben, wenn es ihnen verkündigt werde, ebenso zu folgen. In Beziehung auf die Furcht, die sie äußerten, daß ich auch in Teita die Zeichen der Zauberei zerstören werde, was ihr Leben in Gefahr setzen würde, sagte ich ihnen, sie sollten unterscheiden zwischen sich selbst und den Leuten von Teita; sie seien jetzt Leute, die in meinen Diensten stehen, und die schon viele Zeugnisse von Christo gehört hätten, während die Leute von Teita die Sündhaftigkeit der Zauberei noch nicht kenneten; ich würde es deßwegen nicht zu meinem ersten Geschäft machen, ihr Uganga zu zerstören, sondern erst ihnen sagen, daß es Sünde sei und sie damit, wie mit ihren übrigen Sünden, den Zorn Gottes auf sich laden; daß jetzt die Zeit gekommen sei, in der Gott allen Menschen an allen Orten gebiete, Buße zu thun, und an Jesum Christum zu glauben, den Gott gesendet habe, der Heiland aller Menschen zu werden, nicht nur der Europäer, sondern auch der Suahili, der Wanika, der Wakamba, Wateita, ja auch der Galla und Wakuafi, welche, wenn sie das Evangelium hören und annehmen, nicht mehr die Leute wie die Thiere des Feldes hinschlachten würden.

Nun wollten sie mich auch davon abhalten, daß ich den Teita-Leuten von Christo sagte, indem sie meinten, dieselben werden nicht auf solche Worte hören, sondern sie zum Bösen wenden und feindlich gegen uns werden. Dieß sagten sie offenbar aus einem Gefühl davon, daß wer Arges thue, das Licht hasse, Joh. 3, 20. Ich erwiederte ihnen: Ich muß nothwendiger Weise dem Teita-Volke Christum verkündigen, wie auch allen andern Völkern, die ich mit meiner Botschaft erreichen kann; weil, wenn ich es ließe, am großen Gerichtstag Gott ihr Blut von mir fordern würde. Ob sie hören und glauben oder nicht, werden sie selbst zu verantworten haben, ich aber habe nur die große Botschaft des Herrn Himmels und der Erden denen zu überbringen, zu denen ich gesandt bin. Auch müßt ihr nicht glauben, daß ich für einen

andern Zweck gekommen bin; denn euer Land zu sehen, ist etwas Geringes für mich, und ich will es nur sehen, um zu wissen, wo noch Leute sind, die noch nichts von Christo gehört haben, damit wir zu ihnen kommen und ihnen diese große Botschaft verkündigen können.'

Sie ließen nun ab, fernere Einwendungen zu machen und gaben sich zufrieden mit der Versicherung, daß ich in Teita kein Uganga zerstören wollte.

Wir brachen nun auf, stiegen vollends den Abhang hinunter, und traten eben damit in die Wüste ein, die zuerst ein wenig Gebüsch zeigte, bis wir nach einer halben Stunde zu einer frischen Wasserquelle kamen, die Muniuni hieß. Von da an wand sich unser schmaler Fußpfad für eine kleine Strecke durch ein ziemliches Dickicht hindurch, in welchem die Euphorbia vielfältig zu sehen war. Im Ganzen ist aber die Vegetation dieser Wüste sehr einfach, und besteht hauptsächlich aus Akazien mit vielen dornartigen, krüppelhaften Bäumen, von denen eine gewisse Gattung ein Gummi liefert, das von den Suahili Handscha genannt und nach Vermischung mit andern aromatischen Substanzen als Wohlgeruch benützt wird, während es die Leute von Barawa zur Linderung des Zahnwehs gebrauchen sollen. Bäume von anderer Gattung sind selten. Es ist merkwürdig, wie sich die Vegetation in dieser Wüste gerade in einem solchen Maaße vorfindet, daß sie ebenso sehr gegen allzu große Hitze als gegen viele ungesunde Dünste geschützt ist. Der Umstand, daß sie, wo auch kein Weg gemacht ist, doch überall leicht zu passiren ist, und doch sich noch Gebüsch genug vorfindet, in dem sich der Feind verstecken kann, hat die Karawanenstraße sehr unsicher gemacht. Der Boden schien mir an vielen Stellen so günstig für die Kultur zu sein, daß diese schöne Landstrecke, wenn nicht so viele feindliche Ueberfälle zu befürchten gewesen wären, wohl schwerlich eine Wüste geblieben wäre.

Unter dem Wild, das sehr zahlreich ist, finden sich besonders Gazellen, Antilopen und Giraffen. Eine andere Thier-

art, die uns sehr oft begegnete, und welche die Eingeborenen Baschi nannten, kannte ich nicht. Die Jungen gleichen sehr den Schweinen (weßhalb die Muhamedaner sie nicht essen), während die Alten mehr die Gestalt eines Esels hatten und von grauer Farbe waren. Elephanten und Nashörner begegneten uns keine, indem die Gegend, durch die wir kamen, nicht genug Wasser für sie darbietet; indessen sahen wir häufig die Fußstapfen und Excremente der ersteren, die noch von der Regenzeit herrühren mußten. Eines Morgens hörten wir nicht weit ab vom Wege zwischen Büschen hervor ein gewisses Brummen, von dem meine Leute sagten, es sei das Brummen eines Löwen, der, wie es schien, sein Frühstück hielt, und wo also keine Gefahr zu befürchten war. Da wir ganz in der Nähe einen großen Geier auf einem Baum sitzen sahen, so vermutheten meine Leute, der Löwe möchte irgendwo in der Nähe etwas von seiner Beute liegen gelassen haben; sie legten deßwegen ihre Lasten nieder und giengen umher, um zu suchen, fanden aber nichts. Hier wurde es mir klar, daß eigentlich von Löwen in dieser Wüste wenig zu fürchten sei, da sie nie hungrig werden, indem sie Wild genug um sich haben.

Von Muniuni kamen wir am späten Abend des 16. October nach Kurundu, wo einzelne Felsblöcke theils auf dem Boden umherlagen, theils etwas aus demselben hervorragten, und in denen sich Wasser fand. Von Kurundu das etwa 3 Stunden von Muniuni entfernt war, giengen wir noch eine kleine Strecke weiter und übernachteten etwas abseits vom Wege in einem Gebüsch. Von da kamen wir am andern Tag nach Ja Endora, etwa eine Stunde von Kurundu entfernt. Hier (in Ja Endora) fanden wir einen prächtigen Brunnentrog in einem großen Felsen, der wie von Menschenhand in denselben eingehauen war, und etwa 18 Fuß Länge, 8 Fuß Breite und 4 bis 6 Fuß Tiefe hatte. Das Wasser darin war frisch und erquickte mich sehr. Von hier kamen wir nach etwa 3 Stunden nach Mundege, wo sich wieder Wasser im Felsen fand, aber nur in kleinern Aushöhlungen.

Von da giengen wir noch einige Stunden weiter bis Sonnenuntergang, als sich meine Leute wieder ein geeignetes Plätzchen zum Nachtlager aussahen, das immer einigermaßen von Gebüsch umgeben sein mußte. Es war Sonntag Abend. Einige meiner Leute nannten den Namen Christi. Dieß gab mir Gelegenheit, ihnen noch ein Zeugniß von Ihm abzulegen. Ich erzählte ihnen seine Wunder und sprach besonders von seinem Versöhnungstod. Er sei gestorben, um unsere Sünden zu bezahlen, die meinigen, wie die ihrigen. Am dritten Tage sei er wieder auferstanden, darum sei es heute in meiner Heimath Sonntag. Wer nun an Christum glaube, bekomme Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Sie müßten neue Herzen bekommen, dann werde Alles recht werden; auch ihr Land werde neu werden. Unsere Väter und ihr Land seien gewesen, wie sie und ihr Land — Sumpf und Wildniß, aber seit sie an Christum glaubig geworden seien, sei auch ihr Land in einen Garten Gottes verwandelt worden. Sie fragten mich, wer hat denn euch von Christo gesagt? Ich erwiederte: Leute, die aus andern Ländern zu uns kamen, wie jetzt wir zu euch; sie haben ihnen das Buch Gottes gebracht, und unsere Väter haben es angenommen, und von da an ist Alles anders geworden. Diese Nachricht macht immer einigen Eindruck auf sie. Schon am Anfang dieses Gesprächs hatte der Führer unserer kleinen Karawane gesagt, sie hätten jetzt jene Zauberstäbe aufgegeben und möchten nun mein Buch kennen lernen. Wenn sie die Bibel kennen lernen, erwiederte ich, werden sie von selbst einsehen, was von ihrem Zauberwesen zu halten sei.

Am andern Morgen den 18. passirten wir frühe Weru wa Msinda, wo das Wasser sich nicht in Felsen, sondern in einem sumpfartigen Teich befand, und wo wir deßwegen viele Fußtritte der Elephanten sahen. Weru wa Msinda ist etwa 4 Stunden von Mundege entfernt. Um Mittag erreichten wir nach einem Marsch von 3—4 Stunden Kadimu das schon ein Vorspiel der Berge von Teita ist, indem ungeheure Felsmassen mehrere 100 Fuß über einander gethürmt und

fast von aller Vegetation entblößt sind. Hier war es insbesondere, wo die Galla und Wakuafi den Karawanen auflauerten und sie plötzlich überfielen, was um so leichter möglich war, als die Durchgänge durch diese Felsenreihe ziemlich enge sind. Am Abend kamen wir in die Nähe von Lukinga und Makassi., von welchen Namen der erstere eine Hügelgruppe bezeichnet, die schon zu 5 bis 600 Fuß hinanreicht und mit prächtigem Pflanzenwuchs bedeckt ist; der letztere nur eine große, etwa 20 Fuß hohe Felsmasse. Es zeigt sich somit, daß die felsenhaften Anhöhen, die die Wüste von Nord nach Süd und in einer Entfernung von je 4—5 Stunden von einander durchziehen, eben so viele Gebirgsansätze sind, die dann in den Bergen und Gebirgszügen von Teita eine Höhe von 4 bis 5000 Fuß erreichen. Nachdem wir bei Lukinga das letzte Mal in der Wüste unser Nachtlager gehabt hatten, erreichten wir am andern Morgen (den 19. October) denjenigen Theil von Teita, der Kadiaro genannt wird. Dieß ist eine einzelstehende Bergmasse, die sich etwa 1½ Stunden von Süd nach Nord ausdehnt, und etwa in der Mitte die höchste Spitze erreicht, die aus einer ungeheuren Felsmasse besteht und großentheils völlig senkrecht aufsteigt. Als wir etwa eine Stunde Wegs den Berg hinan zurückgelegt hatten, wobei es einige Mal geschah, daß wir wieder abwärts steigen mußten, erreichten wir das Dorf Maquasini, das etwa 50 Hütten enthält, die zwischen ungeheuren, aus dem Berg hervorstehenden Felsen und zerstreut umherliegenden Steinen gebaut sind. Auf einem solchen Felsen war es, daß ich einen der Aeltesten des Dorfes mit seiner großen Familie, als die erste Versammlung von Teita-Leuten, begrüßte. Der ruhige und mehr ernste Charakter dieses Bergvölkchens ließ es ihnen nicht zu, viel Wesens bei dem Empfang des ersten Europäers, den sie in ihrer Mitte sahen, zu machen, wie dieß bei den Wanika der Fall ist, die immer, wenn man das erste Mal in eines ihrer Dörfer kommt, einen Tanz und Gesang zu Ehren des Fremdlings anstellen. Hier war nichts von allem diesem zu sehen. Hingegen fragten sie

mich sogleich, ob ich gekommen sei, um eine Festung auf ihrem Berge zu bauen, welche Frage jedoch, wie es mir schien, mehr von meinen eigenen Leuten ihnen eingeflüstert worden war. Ich antwortete: ich sei allerdings gekommen, um ihnen eine Festung zu bauen, aber eine solche, in der sie dem Zorn Gottes entfliehen könnten; ich sei gekommen, ihnen Christum zu verkündigen, der alle Menschen von der Sünde Gewalt und dem Zorn Gottes erlöst habe, und unser Heiland geworden sei. Bald nachher legten sie mir dieselbe Frage noch einmal vor, als ich ihnen auf folgende Weise antwortete: Warum wollt ihr denn, daß ich euch eine Festung auf eurem Berge baue, da ja doch euer Berg selbst die beste Festung ist, die euch Gott selbst gemacht hat? Von da an ließen sie mich in Ruhe mit allen derartigen Fragen, und ich fand nun die ganze Zeit über, die ich bei ihnen war, reiche Gelegenheit, ihnen das Evangelium von Jesu Christo, dem Sohne Gottes, zu verkündigen.

Einmal fragte mich ein junger Mann, ob es Christo nicht angenehm wäre, wenn sie ihm eine Ziege schlachteten? Worauf ich ihm zur Antwort gab: Nein, Christus verlangt keine Ziege; alle Ziegen, Schafe und Kühe sind zum Voraus Sein; Er verlangt dein Herz, um dasselbe zu seiner Verherrlichung neu zu schaffen. Ein Anderer fragte mich, ob ich ihm aus meinem Buche nicht sagen könne, wann sie Regen bekommen werden? Ich sagte ihm: Nein; mein Buch enthält keine irdischen, sondern geistliche Dinge. Doch sagt es uns auch, daß unsere Sünden oft die Ursache sind, warum Gott Regen und andere irdische Segnungen uns vorenthält; daß wir daher, wenn wir Buße thun und seinem Willen gemäß leben, oft auch seiner irdischen Segnungen theilhaftig werden. Wir sollten aber mehr nach geistlichen Segnungen trachten, daß unsere Herzen erneuert und himmlischer Dinge theilhaftig würden, da wir ja alles Irdische bald verlassen müßten, wo wir dann unvergänglicher Güter bedürfen. Auf diese und andere Weise suchte ich den Samen des göttlichen Wortes in ihre Herzen zu streuen, und die Art und Weise,

wie sie Alles anhörten, ließ mich glauben, daß ich nicht ganz vergeblich gearbeitet hatte.

In Maquasini sah ich auch 2 Männer von dem Pare-Stamm, der 2 Tagreisen südwestlich von Teita liegt. Sie waren in Häute gekleidet, und hatten ganz regelmäßige Tabakspfeifen, die sie selbst verfertigen. Die Köpfe bestanden aus Thon, und die Röhren aus einer Bambusart, und waren mit Messing verziert. Von einem derselben sammelte ich eine Anzahl Wörter, die mir zeigten, daß auch ihre Sprache, wie die der Teita-Leute, zu der Suahili-Familie gehörte, nur daß sie aus Mangel an Verkehr nicht so viel Kinika verstehen, wie die Teita-Leute. Ich gab einem derselben ein kleines Stück Tuch zu einem Kleid, worüber er sich außerordentlich freute und sagte: Laßt uns nach Pare gehen.

Von den Teita-Leuten erfuhr ich, daß ihre Voreltern 30 Tagreisen weit von Norden gekommen seien. Damit stimmt die Bauart ihrer Hütten ganz überein, indem sie nach abessinischer Weise meistens eine runde, hie und da auch eine ovale Form haben, und die Dächer nicht, wie die der Wanika, auf den Boden hinunterreichen, sondern 4 Fuß über der Erde aufhören. Die Kleidung der Männer ist sehr einfach, indem sie nur ein Stück Tuch um sich herumwerfen, und ihre Arme und Ohren mehr oder weniger mit Messingdrath behängen. Das weibliche Geschlecht aber ist durch seinen sonderbaren Schmuck ganz verunstaltet, indem sie ganze Lasten von Glasperlen (welche die Katholiken zu ihren Rosenkränzen brauchen) um ihren Hals herumlegen, und ihre Füße damit umwinden. Außerdem tragen sie zwei Schürzen von Leder, einen vornen und einen hinten, die sie mit Zierrath von Glasperlen um ihre Lenden gürten, und auch die Ränder derselben damit besetzen. Seltener geschieht es, und hauptsächlich um der Kälte willen, wenn sie auch um ihren Oberleib (und Brüste, die sie entblößt lassen) noch ein Stück Tuch werfen. An ihren Armen tragen sie auch, wie die Männer und fast noch mehr als diese, Messingdrath, welcher der Schmuck aller Völker in diesen Gegenden ist.

Ihre Nahrung muß im Ganzen eine kümmerliche genannt werden, da der Abhang des Berges, an dem sie wohnen, nur wenig geeignetes Land zum Anbau darbietet. Es macht in der That einen sonderbaren Eindruck, wenn man hart um ihre Häuser herum und an den Fußpfaden hin das kleinste Plätzchen, das zwischen den Steinen hervorblickt, mit einem Bohnen- oder Welschkornbusch, oder mit einer Kassada besetzt sieht. Auch die Pisangbäume pflanzen sie eben so zwischen die Steine hinein, während sie am Fuß des Berges, so weit sie nicht von wilden Thieren und andern Feinden verhindert sind, hauptsächlich indisches Korn pflanzen. Das Zuckerrohr wächst in großer Menge und ist von vortrefflicher Qualität. Aus demselben bereiten sie sich ein Lieblingsgetränk. An Ziegen, Schafen und Kühen scheinen andere Dörfer des Berges, die dafür eine günstige Lage haben, eine größere Menge zu besitzen, als Maquasini, das nur wenig Waideland darbietet, und in dem ich nicht einen Tropfen Milch bekommen konnte, obschon ich in kleiner Entfernung eine ziemliche Heerde Ziegen auf der Waide gehen sah, und es auch an Kühen nicht gänzlich fehlte.

Am zweiten Tag hatte ich mir vorgenommen, die Spitze ihres Berges zu besteigen, dessen Höhe etwa noch zweimal so hoch sein mag, als das Dorf gelegen ist, so daß für dasselbe die Sonne 2 volle Stunden früher untergeht, als dieß drunten auf der Ebene der Fall ist, was einen prächtigen Anblick darbietet. Ein doppeltes Interesse war es, das mich zu dem Wunsche bestimmte, die Spitze des Berges zu besteigen; einmal darum, weil es hieß, es befinde sich ein kleiner See droben, und dann vor Allem, um die Gestalt des Landes im Westen des Berges zu überschauen, denn in dem Dorfe selbst konnte ich nichts weiter sehen, als die Wüste, durch die ich gekommen war. Einer der vornehmsten Aeltesten des Dorfes, der uns eine seiner Hütten zur Wohnung eingeräumt hatte, hatte mir schon seine Zustimmung zu meinem Wunsche gegeben, aber der republikanischen Verfassung dieser Leute gemäß mußte die Angelegenheit auch dem Rath

der Jungen zur Entscheidung übergeben werden, und diese schienen immer noch zu fürchten, daß ich, obschon ich nur allein war, ihren Berg auf irgend eine Weise für mich zu erobern, oder doch auszukundschaften wünsche. Kurz, sie wollten es nicht haben, daß ich ihren Berg besteige, indem sie vorgaben, daß das nicht möglich wäre mit meinen Schuhen an den Füßen, mit denen ich leicht herunterfallen könnte. Ich sagte ihnen: dafür sollten sie mich sorgen lassen, ich möchte es einmal probieren; wenn ich sehen werde, daß ich nicht hinaufsteigen könne, so werde ich wieder zurückkehren. Aber dieß war natürlich der Grund nicht, warum sie mich nicht hinauf ließen. Ich muß gestehen, daß mir dieses Verhalten der Leute bei dem Bewußtsein, daß ich gekommen sei, um ihre eigene zeitliche und ewige Wohlfahrt zu fördern, für einige Augenblicke fast Thränen auspreßte. Sie erlaubten mir indessen, eine niedrigere Höhe des Berges zu besteigen, von der ich eine ziemlich weite Aussicht wenigstens nach Nordwesten gewann, und das ganze Teita-Land überschauen konnte. Dasselbe bildet ein Dreieck, dessen südliche Spitze durch den schon beschriebenen Kadiaro gebildet ist. Die nördliche und nordwestliche Spitze stellt sich dar in den Gebirgszügen Endara und Bura, die sich beide in einer Richtung von Südwest nach Nordost erstrecken, in einer Länge, die etwa 3 Tagreisen betragen soll. Endara, der im Osten von Bura liegt, ist eine Tagreise (etwa 10 Stunden) und Bura zwei Tagreisen von Kadiaro entfernt. Der Rücken dieser beiden Gebirgszüge scheint sehr schmal zu sein, und in derselben Höhe von 4—5000 Fuß auf eine weite Strecke hin zu verlaufen, ohne viel über denselben hervorragende Gipfel darzubieten.

Mit dem Teita-Lande hatte ich eigentlich eine zweite Terrasse an dem Hochland von Afrika zu ersteigen gehofft, statt dessen zog sich aber dieselbe Ebene, auf die man durch das Randgebirge, das sich der Küste entlang zieht und von den Wanika-Stämmen bewohnt wird, heraufsteigt, zwischen dem Kadiaro und den zwei nördlichen Gebirgszügen von

Teita hindurch, so daß man nach den Berichten der Eingeborenen, bis weit in's Innere hinein wieder auf derselben Ebene fortzugehen hat, die sich im Osten der Teita-Berge ausdehnt. In der That scheinen alle Berge, von denen die Eingeborenen berichten, nur vereinzelte zu sein; nirgends steigen sie durch eine zweite Terrasse auf ein weiteres Hochland hinauf, woraus sich ergeben würde, daß man entweder sonderbarer Weise sich hier schon auf Hochafrika befände, oder daß eine zweite Terrasse noch weiter im Westen läge, als die Handels-Carawanen von dieser Küste aus gehen, obwohl dieselben bis über die Mitte von diesem Theil von Afrika hineinreichen.

Was die Bevölkerung von Teita betrifft, so sollen auf dem Kadiaro, dem südlichen Theile des Teita-Landes, nur 8 Dörfer sein, die, nach dem Dorfe Maquasini zu schätzen, auf eine Bevölkerung von etwa 2000 Seelen schließen lassen. Der Berg Bura (der auch Kilima Kibomu, großer Berg, heißt) soll 500, der Endara 100 Dörfer enthalten, welche Nachricht, wenn sie nicht übertrieben ist, eine Seelenzahl von etwa 152,000 für das ganze Teita-Land vermuthen ließe.

Was eine Mission unter diesem Volke anbelangt, so können wir bis jetzt nur sagen, daß sie möglich und sehr wünschenswerth ist. Wenn sie ausgeführt werden wird, wissen wir nicht. Die Thüren sind aber aufgethan. Möge die Zeit bald kommen, wo die Friedensboten von Ost und West ihre Stimmen ertönen lassen, bis sie in der Mitte zusammentreffen.

Am Morgen des dritten Tages, den ich in Teita war (22. October), trat ich den Rückweg durch die Wüste wieder an. Das Zutrauen der Leute zu mir hatte sich so vermehrt, daß ich die gute Zuversicht habe, daß, wenn ich noch einige Tage länger unter ihnen hätte verweilen können, sie mir erlaubt hätten, ihren so interessanten Berg zu besteigen. Da ich aber wußte, daß mein theurer Mitarbeiter, Dr. Kr., sehnlichst auf meine Rückkunft wartete, so machte ich mich auf dem kürzesten Weg wieder nach Hause. Wir passirten wieder

dieselben Stationen durch die Wüste, wie auf dem Hinwege, und erreichten nach einem tüchtigen Marsch von 3 Tagen (wobei ich mehrmals in den Strümpfen gieng, da mich meine Schuhe zu sehr plagten) am Morgen des 25. October gesund und wohlbehalten unsere Missionsstation Rabbai Mpia. Die Hitze der Sonne, obwohl sie täglich senkrecht über unserem Haupte hinweggieng, konnte ich gut ertragen, und hatte überhaupt keine andere Plage, als die mir meine Schuhe bereiteten, weßwegen ich mehrmals versucht war, die Eingeborenen glücklich zu preisen, die baarfuß gehen, und wenn ihnen das auf einem langen Wege zu beschwerlich wird, oder die Dornen sie dazu nöthigen, ganz einfache Sandalen tragen, die sich Jeder aus einem kleinen Stück Leder selbst verfertigt. Ihre Lasten hängen sie bei einer Reise über den Kopf, statt, wie wir, über die Achseln. Ist die Last schwer, so sind sie genöthigt, sich ziemlich vorwärts zu bücken, um die Last so viel als möglich auf dem Rücken ruhen zu lassen, wobei sie dann eine Figur machen, gerade wie der massenhafte und einförmige Erdtheil von Afrika selbst, dessen Kinder sie sind, und der in genauer Uebereinstimmung mit seiner schmerzensvollen Geschichte einen großen, ungeheuren, von seiner Last niedergebeugten Sclaven darstellt, der nach Amerika sieht.

Zweites Kapitel.

Rebmann's erste Reise nach Dschagga.

Vom 27. April bis 10. Juni 1848.

Um Mittag den 27. April 1848, nachdem wir uns gemeinschaftlich unserem gnadenreichen Herrn auf Leben und Tod im Gebet empfohlen hatten, brach ich mit den 9 Männern, die wir als Träger der für eine Reise durch große Wüsten nothwendigen Dinge gemiethet hatten, auf, und gelangte nach einem Marsch von 7 Tagen, wobei es von dem Wanika-Land an, das wir schon am ersten und zweiten Tag

durchzogen, immer durch eine, mit einer geringen Ausnahme völlig ebenen Wüste gieng, in denjenigen Theil des Teita-Landes, der Bura oder Kilima Kibomu (der große Berg) heißt. Von Kadiaro an (welcher Berg auch Kisigao oder Kasigao genannt wird) reisten wir nordwestlich und kamen am 1. Mai nach Buguda, welches ein kleiner, sehr holzreicher, aber unbewohnter Berg ist. Der Weg war äußerst mühsam wegen des dornigen und dicken Dschungels, in welchem mein Führer den rechten Pfad verloren hatte. Diese Gegend war früher sehr gefährdet durch die Galla, welche hier Wasser fanden in großen felsigten Cisternen, die die Hand des Schöpfers gebildet hat. Seitdem die Wakuafi aus diesen Gegenden vertrieben worden sind, kommen die Galla selten mehr hieher, und es ist daher mehr Sicherheit des Weges entstanden, wiewohl die reisenden Teita selbst, sowie die Karawanen, die von der Küste kommen, diesen Weg fast ganz aufgegeben haben, und ich selbst werde in Zukunft wo möglich diesen dornenvollen Weg vermeiden.

Es war am 3. Mai, als ich das kleine Flüßchen Madade passirte, das am östlichen Fuß des Bura von Nord nach Süden fließt, und nachdem es die übrigen noch kleinern Gewässer des Bura in sich aufgenommen, wo es dann den Namen Gnaro bekommt, der Küste zufließt, noch einen andern kleinen Fluß, Dschimbo, in sich aufnimmt, und bei Wassin sich in's Meer ergießt. Da das eine Ufer des Madade mit hohem Rohr bedeckt ist, so fürchteten meine Leute, es möchten Büffel sich darin aufhalten. Aber mein Führer überschritt das Flüßchen ohne Furcht und hieß die Leute ihm folgen. Der Fluß war nur 3 bis 4 Ellen breit und eine Elle tief. Nachdem wir den Madade passirt hatten, waren wir im Gebiete von Bura. Wir lagerten uns an einem von Wald umgebenen Platz am Ufer des Madade, und sandten sogleich 3 Männer zu Mbosa, dem Häuptling des nächsten Dorfes Dschawia, das auf der Höhe des Berges lag, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen und ihn hieher zu rufen. Aber ehe diese Leute zurückkehrten, kamen

viele Teita von den benachbarten Plantagen und brachten Zuckerrohr, Bananen und Welschkorn, was sich meine Leute schmecken ließen, da ihr Proviant zu Ende war.

Da es mehrere Tage sehr regnerisch und auch einer meiner Träger unwohl geworden war, so war ich genöthigt bis zum 6. Mai in der Nähe des Dorfes Dschawia', das auf der Spitze des etwa 5000 Fuß hohen Berges lag, mich aufzuhalten, wo wir unter einem großen, überhangenden Felsen Schutz fanden. Die Bewohner von Dschawia zeigten sammt ihrem Häuptling einen so stumpfen und furchtsamen Charakter, der es mir bald klar machte, daß ich, um die Heilsbotschaft ihnen zu verkündigen, erst eine Zeit lang unter ihnen gewohnt und ihr Zutrauen gewonnen haben müßte; denn die Leute, und besonders die Weiber und Kinder, fürchteten mich so sehr, daß ich in einem andern Dorf es für nöthig fand, zu sagen: Warum fürchtet ihr mich doch, ihr seid ja Viele und seid hier zu Hause; ich fürchte mich nicht, obschon ich allein und ein Fremdling unter euch bin. Der Grund hievon ist der, daß diese armen, in der Zauberei so schrecklich gebundenen und verfinsterten Leute den Europäer noch mehr als die Muhamedaner an der Küste für Zauberer halten, wozu kommt, daß jene lügnerischen und boshaften muhamedanischen Kaufleute, mit denen die Eingeborenen bis in's Innerste von Afrika hinein vielen Verkehr haben, denselben noch mehr Furcht einjagen durch die abscheulichsten Lügen und Verläumdungen, wie z. B. daß die Europäer Menschenfresser seien. Auch der Verkehr selbst mit jenen immer nur auf List und Trug sinnenden Suahili an der Küste hat die Heiden im Innern noch mehr für geistliche und höhere Dinge abgestumpft, als sie von Natur waren, obwohl die andere Seite auch nicht zu verkennen ist, daß die ersteren durch ihre häufige Nennung des Namens Gottes, der in ihrer Sprache schon durch das Wort den Ueberweltlichen, Persönlichen und Unsichtbaren bezeichnet (Muignisimgu für Muigni esi Mungu', Besitzer der Majestät ist Gott, der Majestät oder Herrschaft besitzende Gott), das Gottesbewußt-

sein bei den Heiden rege erhalten hat, deren Gottes-Namen zunächst nur den Himmel oder die Sonne bezeichnen. Mungu in der Suahili-Sprache scheint eigentlich nur „Himmel" zu bedeuten, obwohl sie dafür auch das Wort mbingu haben. Die Wanika, Wakamba und Wateita gebrauchen das Wort „Mulungu", die Dschagga „Eruva" und die Pare-Leute „Thuva" für Sonne oder Himmel, Gott.

Am 6. Mai machte ich mich wieder mit meinen Leuten unter dem Felsen hervor, unter dem wir seit einigen Tagen gelegen, und gieng an der Seite des Berges hin gegen Westen durch das üppigste Gras und Gesträuch, das mit größern Bäumen abwechselte, bis wir nach einer Stunde auf der westlichen Seite des Berges in ein enges Thal hinabgestiegen waren, wo ein klares Bächlein seinen Weg dahinplätscherte. Hier saßen wir ein wenig nieder und kauten Zuckerrohr, das mir sehr gut schmeckte. Es kamen einige Teita's, die mich aber, ihrem schon beschriebenen stumpfen Charakter gemäß, kaum ansahen. Wie ganz anders verhalten sich die Wakamba, die, wenn sie einen Europäer sehen, von allen Seiten herbeispringen und auch das Kleinste an ihm anstaunen! Der Teita, der auf hohen Bergen wohnt, ist überhaupt mehr in sich gekehrt, still und ruhig, der Emkamba führt ein mehr bewegliches Leben, und bereist als Nomade und Kaufmann zugleich alle Länder Ostafrikas bis fast in die Mitte dieses Welttheils, und ist daher für Alles Aug und Ohr. Auch die Sprache des Letztern ist ganz die Sprache der Ebene, in der es schwer ist für den Fremdling, den Unterschied der Laute zu vernehmen.

Von jenem Thälchen stiegen wir wieder auf und hatten eine herrliche Aussicht, besonders nach Süd und Südwest, wo mein Führer die Pare- und Ugono-Berge noch von den Nebelwolken, die Alles umhüllten, unterscheiden konnte, was ich mit meinen schwachen Augen, obgleich bewaffnet, nicht vermochte. Wie prächtig ist doch die ganze Landschaft in ihrer reichen Mannigfaltigkeit von Bergen, Hügeln und Thälern mit dem üppigsten Pflanzenwuchs! Ich glaubte, in den

Jura-Bergen im Basel-Gebiet oder in der Gegend um Cannstatt in meinem Vaterland zu wandern, so schön war das Land, so lieblich das Klima. Ich wanderte über Berg und Thal so leicht und froh, wie dort. Es war freilich kühles Wetter, neblicht und regnerisch, keine Sonne schien, aber obgleich es in den Thälern bedeutend heißer sein muß, wenn die Sonne scheint, als in der Heimath, so ist es auf den Bergen doch immer ziemlich kühl. Ungeachtet der Nässe des Grases und Gebüsches von unten und des Nebels von oben spürte ich doch gar nichts von Fieber. Das Klima kann nicht anders als gesund sein, besonders auf den Berggipfeln, auf denen die Teita's ihre Dörfer gebaut haben, um vor den Galla und Wakuafi, diesen bösen Feinden aller mehr friedlichen Stämme Ostafrikas, sicher zu sein.

Nachdem wir noch einmal ein Rinnsal überschritten, kamen wir auf eine Höhe, von der wir in ein etwas breiteres Thal im Westen hinabschauten, das, wie fast alle der von Süd nach Nord einander parallel laufenden Bergketten des Bura, mit Pisang-Bäumen und Zuckerrohr bepflanzt war. Wir stiegen auf einem Seitenhügel in das Thal hinab, und kamen durch Pflanzungen von Welschkorn und Bohnen hindurch, die zusammen mit der Pisang-Frucht (Bananen) und ihrem Vieh, das jedoch nicht sehr zahlreich ist, obwohl sie die größten Viehheerden halten könnten, ihre Hauptnahrung ausmachen. Das Welschkorn hatte schon begonnen, in Kolben zu schießen. Wie Schade ist es doch für den herrlichen Reichthum von Gras, daß es jährlich unbenützt verderben muß. Unermeßlich viel des schönsten Landes steht hier der Kirche Christi offen. Die Sanftmüthigen werden das Erdreich besitzen. Die Bestimmung dieser herrlichen Länderstrecken muß ja doch noch eine große werden.

Wir machten Halt in der Nähe des Dorfes Muasagnombe, wo ich wieder 2 Häuptlingen, durch deren Land ich gegangen war und noch zu gehen hatte, einige Geschenke in amerikanischem Baumwollenzeug und Glasperlen (beads) zu geben hatte. Hier fand ich die Leute etwas neugieriger und

fragsamer, so daß ich dem Häuptling Maina und seinem Bruder Lugo, sammt einigen andern Leuten den Zweck meines Kommens ordentlich auseinandersetzen konnte.

Mai 7. Sonntag. Ein lieblicher Morgen. Es war mir, als ob die Natur mit mir den Sonntag feierte. Die hochanstrebenden Berge mit ihrer üppigen Vegetation und der mannigfaltige schöne Gesang der Vögel priesen mit mir ihren Schöpfer. Die Natur feiert eigentlich hier fast beständig, da sie nur wenig von Menschen gebraucht und darum auch nicht viel mißbraucht wird. Der tiefe Abfall des Menschen von Gott zeigt sich in diesen Ländern namentlich auch darin, daß die Natur über ihn herrscht, statt er über die Natur. Wenn man so über die prächtigen Gefilde dahinwandelt, wie wenig, wie fast gar nichts sieht man von der Spur des Menschen! Wie unzählige Mal gebieten sogar die Dornen und allerlei üppiges Gesträuch und Bäume dem armen Wanderer, sich vor ihnen zu bücken, wenn sie ihm den Durchgang gestatten sollen! Aber das ist die gerechte Strafe für den, der seine hohe Bestimmung, zu herrschen über die Natur, so schmählich verlassen hat, wie diese Afrikaner, die auf gar nichts Höheres und Besseres, auch nur in irdischer Beziehung denken, sondern eben Tag für Tag sich zufrieden geben, wenn nur die einfachsten natürlichen Bedürfnisse und ihre fleischlichen Lüste befriedigt sind. Sogar das körperliche Gedeihen ist bei den Bewohnern von Teita, besonders denen im Bura-Gebirge, dadurch offenbar gehemmt, daß ihre Hütten für Licht und Luft unzugänglicher sind, als die der meisten Stämme um sie her. Auch habe ich bei keinem andern Stamm so durch den Schmutz, der sie bedeckt, verkümmerte Kinder gesehen, wie in Teita. Sie sind daher des Evangeliums am bedürftigsten.

Am Morgen hatte ich wieder Gelegenheit, einigen Leuten den großen Zweck meiner Reise auseinander zu setzen. Ich thue dieß gewöhnlich, indem ich ihnen meine Bibel zeige und ihnen sage, daß dieß das Buch Gottes sei, das uns den Weg zum Himmel weise. Dieß Buch möchte ich in ihre

Sprache übersetzen und nach und nach Alte und Junge mit seinem Inhalt bekannt machen. Unsere Väter seien durch dieses Buch glücklich geworden. Ich beabsichtige, jetzt nicht bei den Teitas zu bleiben, aber nach einiger Zeit hoffe ich oder einer meiner Freunde, bei ihnen bleibend zu wohnen, um sie das Wort Gottes zu lehren. Wenn sie so viel über meine Reise gehört haben, ist es ihnen genügend, und wenn ich weiter mit ihnen reden will, um tiefer in den Liebesrathschluß Gottes zur Seligkeit des Menschen mit ihnen einzugehen, finde ich keine Aufmerksamkeit mehr. Sie sehen dann nach meinen Sachen, oder fangen an, mit meinen Leuten über weltliche Dinge zu reden, von denen sie allein ein wenig wissen. Auf kurzen Besuchen ist bei diesen Leuten wenig auszurichten, man kann sie nur im Allgemeinen mit den Absichten der Mission bekannt machen, was aber auch das Unternehmen einer solchen Reise hinlänglich rechtfertigt. Will man sie eigentlich mit dem Evangelium bekannt machen, so muß man nothwendig unter ihnen wohnen.

Mai 8. Da ich einige Tage bei Maina, dem Häuptling von Muasagnombe, bleiben mußte, so hatte ich Zeit genug eine benachbarte Bergspitze zu besteigen, wo ich hoffte, den großen Berg Kilimandscharo in Dschagga, das 5 Tagreisen westlich von Teita liegt, zu sehen. Aber meine Begleiter fürchteten sich, die Höhe hinanzusteigen. Ich sah jedoch abermals die Pare-Gebirge im Süden und die von Ugono im Südwesten. Faki, einer meiner Leute, sah den See Ibe am Fuß des Ugono den ich bei meiner Kurzsichtigkeit ohne Brille nicht erblicken konnte. Nachdem ich von meinem kurzen Ausflug zurückgekehrt war, fand ich den Häuptling Maina mit einem andern Teita-Mann unter einem Baum sitzend. Er fragte, ob ich wisse, wenn ich sterben werde. Ich sagte, das wisse der Msungu (Europäer, eigentlich der Gescheidte, Wissenschaftliche, wie die Eingeborenen den weißen Mann von den Portugiesen her nennen) ebenso wenig, als sie; Gott habe das dem Menschen nicht geoffenbart. Hingegen lehre uns das Buch, das ich bei mir habe, wie wir

freudig sterben können, worauf ich ihm die Hauptwahrheiten unseres Glaubens auseinandersetzte. Da er mich nicht völlig verstand, so sagte ihm ein Mnika, der bei mir war, alles in der ihnen eigenthümlichen Ausdrucksweise, die sich der Missionar nur nach und nach anzueignen vermag. Als ich noch weiter mit ihm über religiöse Dinge reden wollte, verließ er auf einmal diesen Gegenstand dadurch, daß er mich fragte, ob ich nicht einen Brunnen in seinem Dorfe graben könne. Die Eingeborenen wissen nämlich, daß die Portugiesen in früherer Zeit an der Küste Brunnen gegraben haben. Ich sagte ihm, daß das ein Geschäft sei, das viele Arbeiter erfordere und viele große Instrumente, wie ich sie nicht bei mir habe. Mit dieser Antwort schien er zufrieden zu sein. Er brach nun auf und kehrte in seine Wohnung zurück. Der ernstere Charakter der Teitas zeigte sich darin, daß Maina nicht lachte, als er von der Auferstehung hörte, wie gewöhnlich die Wanika thun.

Am 9. Mai, als ich mich von Maina verabschieden wollte, um meine Reise nach Dschagga fortzusetzen, beschenkte er mich erst mit Dschofi, einem Getränk, das aus Zuckerrohr bereitet wird, und der Hälfte eines Rindes, das noch geschlachtet werden sollte. Hiebei wurden eigenthümliche, mir ganz neue Ceremonien beobachtet. Ehe er mir nämlich den Dschofi überreichte, füllte er seinen Mund dreimal mit demselben, und spie es ebenso oft auf die Erde. Hierauf hatte ich mit ihm ein anderes kleineres Gefäß, das mit demselben Getränk gefüllt war, zu ergreifen. Als ich aber die Libationen sah, die nun geschahen, und die Worte, die dabei gesprochen wurden, nicht verstand, zog ich meine Hände wieder zurück. Mein Führer, sowie der Häuptling waren zwar unwillig über mein Betragen, und versicherten mich, es sei kein Zauber (Uganga), aber ich konnte doch nicht anders, als es für heidnisches Treiben ansehen, das am Ende dem Licht des Evangeliums weichen müsse. Mein Führer Bana Cheri, ein Muhamedaner, vollendete die Sache mit dem Häuptling anstatt meiner. An den Ceremonien, die bei der Schlachtung

des Rindes beobachtet wurden, sollte ich wieder Theil nehmen, weil ja die ganze Sache mir galt. Aber ich verweigerte es, indem ich sagte, daß ich diese Dinge nicht liebe, und auch die Worte, die sie dabei sprechen, nicht verstehe, ich könne nichts thun als zusehen. Als nun das Rind gebunden und auf den Boden geworfen war, nahmen mein Führer und Maina Gras in die Hand und sprachen wie auf liturgische oder responsive Weise verschiedene Wünsche aus, die, wie ich nachher erfuhr, sie zu Gott und den Seelen der Verstorbenen beten hießen. Die dabei gesprochenen Worte, wie mein Führer nachher sie mir diktirte, waren diese:

Mgeni hu atoka kuao adscha kuangu
Fremde dieser gieng aus von den Seinigen, er kam zu mir,
Maina, tugore tupatane mimi nai
Maina laßt uns sprechen, laßt uns einig werden! ich mit ihm,
tuseme tukizeka, Tu foye Mulungu
laßt uns reden als Lachende (Freuende), Laßt uns bitten Gott
pamenga, nti ipoe. (Es war gerade eine Krank-
mit einander, das Land heile! heit in Bura herrschend.)
ukongo usume muzi wangu; mgeni hu
Krankheit weiche von meinem Dorf; Fremde dieser
huko aenendako asione kindu endiani
da wo er hingeht, er sehe nicht ein Ding auf dem Weg,
asikomoe na miba, asikomoe
er werde nicht aufgehalten mit Dornen, er werde nicht aufgehalten
na kisiki,
mit Grasbusch,
asionane na enzofu, asionane
er treffe nicht zusammen mit Elephanten, er treffe nicht zusammen
na mbéa,
mit Nashörnern,
asionane na Emmessa
er treffe nicht zusammen mit einem Masai (feindlicher Stamm),
Akifika kirima
wenn er ankommt in Dschagga,

Wakirima wa-m-zeke. Mimi natereva
so sollen die Dschagga-Leute ihn erfreuen. Ich bitte
koma
die Seele (Abgeschiedener)
endeowangu na sa mayowangu m-fischeni
des Vaters mein, und der Mutter mein, ihn machet anlangen
mundu hu,
Menschen diesen,
tudsche, tuonane mimi nai,
wir mögen kommen, wir mögen zusammentreffen, ich mit ihm,
tuzeke,
wir wollen uns freuen,
koma tuzekao. Asike kua saláma,
wie wir jetzt Freuende sind. Er lange an im Frieden,
asiangamike endiani, na kindu hiki ni-mu-padscho,
er nicht verirre im Weg, und Ding dieses, welches ich ihm gebe,
ale engolo akwe ikae kidscha;
er esse es selbst (Seele sein), es sei gut;
muili, u-si-mu-ume!
der Leib, er nicht ihm thue wehe!

Dieses Gebet kann wenigstens das zeigen, wie mein theurer Mitarbeiter Dr. Krapf bemerkt hat, daß diese Heiden, wenn sie einmal bekehrt sind, recht einfältig und auf alles Einzelne eingehend beten werden. Hinsichtlich der Sprache dieses Gebets ist zu bemerken, daß es weder rein Kiteita, noch rein Kisuahili ist, da mein Führer, selbst ein Suahili, alle verwandten Dialekte, die im Innern gesprochen werden, mit seiner eigenen Sprache, die in der That der Schlüssel zu jenen ist, durch einander mischt.

Das Gras, das sie während des Gebets in der Hand gehalten hatten, wurde nach demselben dem Rind zu fressen gegeben; das dann von den Muhamedanern geschlachtet wurde. Nachdem meine Leute das Fleisch von dem Rinde durch Räuchern auf den Weg bereitet hatten, brachen wir, begleitet von 6 Teita's, die des Handels wegen nach Dschagga giengen, etwa um 4 Uhr Nachmittags auf, um noch an das

Flüßchen Gnaro zu gehen, wo wir übernachten und am andern Morgen früh unsern Weg durch die Wüste fortsetzen wollten. Wir kamen durch dichtes Dschungel mit vielen Euphorbien, und dann durch bald dichtere, bald lichtere, höhere Waldung, bis wir etwas nach Sonnenuntergang bei unserem Nachtlager, wozu ein großer Baum ausersehen war, ankamen. Hier blickte mich mein Führer mit Erstaunen an, indem er mir sagte: Du bist hier mit nichts als einem Regenschirm, und früher brauchten wir 500 Flinten, so gefährlich war der Ort, auf dem wir stehen; denn hier war es, wo die raublustigen Wakuafi einen ihrer Hauptlagerplätze hatten. Ich erwiederte: das hat Gott gethan; Er hat Bahn gemacht für Sein Evangelium.

Da meine Leute viel Fleisch bei sich hatten, hörten wir in der Nacht mehrere Hyänen ganz in unserer Nähe.

Wir brachen am 10. Mai mit Tagesanbruch vom Gnaro auf und zogen durch eine Wildniß ohne Fußpfad, weil mein Führer, der mit dem König von Dafeta entzweit war, sich fürchtete, durch sein Land zu gehen, obgleich Dafeta den gewöhnlichen und einzig betretenen Weg zwischen Teita und Dschagga darbietet. Dieser Umstand vermehrte die Mühen meiner Reise bedeutend, nicht sowohl wegen der Dornen und Disteln, deren in dieser Wüste nicht so viele waren, wie in der Wildniß östlich von Teita, als vielmehr wegen einer Grasart, welche den Boden bedeckte und voll Nadeln und Kletten war, welche meine Füße sehr verwundeten, da ich keine Stiefel, sondern nur Schuhe trug.

Nachdem wir einige Stunden gereist waren, kamen wir an einen Ort, wo die Teita's viele Gruben bereitet hatten, um darin Elephanten, Büffel und jede Art von Wildpret zu fangen. Die Wildniß zwischen Teita und Dschagga scheint reicher an Elephanten zu sein, als die östlich von Teita, wo diese Thiere meist verschwunden sind, oder vielmehr sich in's Innere zurückgezogen haben. Im Lauf des Tages sahen wir viele Heerden Giraffen und Zebra's und Abends auch ein Rhinozeros.

Gegen Mittag passirten wir einige Hügel, Mkinga genannt, die wir zu unserer Rechten ließen. Bald verlor sich die Waldung der Wüste, wie wir sie vom Wanika=Land an wahrgenommen hatten, immer mehr, bis dieselbe fast ganz den Charakter einer bloßen Heide annahm. Wie einförmig großartig ist der Charakter dieses Landes, im Kleinen und Einzelnen immer wieder das Ganze darstellend! Große Ebenen, dann wieder plötzlich große, plumpe Bergmassen.

Mai 11. Inmitten einer großen Wüste, die voll ist von wilden Thieren, wie namentlich Nashörnern, Büffeln und Elephanten, schliefen wir unter Dornbüschen sicher und ruhig unter Gottes gnädigem Schutz. Als wir heute wieder etwa eine halbe Stunde gezogen waren, sahen wir zu unserer Rechten 2 Menschen, die bei unserem Anblick flohen. Mein Führer wollte die Flinte losschießen, die Teita's aber, die vermutheten, daß die Flüchtlinge ihre Landsleute waren, wehrten es ihm und giengen ihnen nach, ohne sie jedoch einholen zu können. Sie waren wahrscheinlich in Furcht, weil sie sahen, daß unsere Zahl viel größer war, als die ihrige. Dieser Umstand zeigte mir deutlich die bisherige Unsicherheit dieser Wüste.

Gegen Nordost sahen wir in einer Entfernung von etwa 2 Tagreisen den Berg Ongolia, der schon zum Wakamba=Land gehört, und ungefähr so hoch ist, wie der Bura. Wieder eine halbe Stunde weiter, und wir traten in eine Wüste ein, die wieder mehr mit Gras bewachsen und wo es daher auch beschwerlicher zu gehen war, zumal da wir nicht den geringsten gebahnten Fußpfad hatten. Der gewöhnliche gebahnte Weg, d. h. ein schmaler Fußpfad, denn andere Wege gibt es in diesen Ländern nicht, geht, wie schon erwähnt, über Dafeta.

Wir sahen diesen Morgen die Berge von Dschagga immer deutlicher, bis ich gegen 10 Uhr den Gipfel von einem derselben, mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt, zu sehen glaubte. Mein Führer hieß das Weiße, das ich sah, schlechtweg „Kälte" (**beredi**); es wurde mir aber eben so klar als

gewiß, daß das nichts anderes sein könne, als Schnee, welchen Namen ich meinen Leuten sogleich nannte und die Sache zu erklären suchte; sie wollten mir aber nicht recht glauben, ausgenommen mein Führer, der, wie ich nachher erfuhr, auf seiner letzten Reise nach Dschagga, wo er schon wußte, daß wir beabsichtigten, auch dorthin zu gehen, und daher für das „Silber" in jenem Lande fürchtete, die Sache untersuchen ließ, indem er gegen eine geringe Belohnung einige Dschagga-Leute den Berg hinaufschickte, die ihm des Silbers so viel als möglich bringen sollten, aber dem speculirenden Suahili nichts als Wasser zurückbrachten. Alle die sonderbaren Geschichten von einem unzugänglichen, weil von bösen Geistern bewohnten Gold- und Silberberg im Innern, die ich mit Dr. Krapf seit meiner Ankunft an der Küste oftmals gehört hatte, waren mir nun auf einmal klar geworden. Natürlich, daß die ungewohnte Kälte die halb nackten Besucher des Schneegebirges bald zur Rückkehr nöthigte, oder wenn sie aus Befehl der despotischen Dschagga-Könige genöthigt waren, weiter zu gehen, so lange ihr Körper nicht gänzlich erstarrt war, sie wirklich tödtete, was dann Alles in der Unwissenheit der Eingeborenen den bösen Geistern zugeschrieben wurde. Der Schnee fällt natürlich sehr ferne von den Wohnungen.

Als ich bald nachher unter einem Baum etwas ausruhte, las ich den 111. Psalm in der englischen Bibel, an den ich gerade der Ordnung nach kam. Er machte einen doppelten Eindruck auf mich im Angesicht des herrlichen Schneebergs, besonders der 6. Vers, der so herrlich und klar ausdrückte, was ich nur leise ahnte und fühlte. Gegen Nordwesten sahen wir jetzt wieder einen andern großen Berg in der Nähe von Kikumbuliu, der sich etwa 10 Stunden von Ost nach West erstreckt, und die südliche Grenze des Wakamba-Landes bildet.

Um Mittag sahen einige meiner Leute, wie schon gestern, einige Nashörner. Mein kurzes Gesicht veranlaßte dabei ein großes Geschrei, weil, um sie zu sehen, ich weiter vorwärts gieng, während meine Leute mich stille stehen hießen. Sie

schienen sehr für mich besorgt zu sein, damit mir nichts Uebels widerfahre. Sie gehen immer sogleich auf Bäume zu, wenn sie jene Thiere sehen, vor denen sie sich sehr fürchten. Bald nachher ließen sich auch mehrere Elephanten mit ihren Jungen ganz in unserer Nähe sehen. Mein Führer schoß die Flinte los, um sie fliehen zu machen, sie hatten sich aber schon vorher, obwohl mit sehr langsamen Schritten aufgemacht, um uns ehrerbietigst aus dem Wege zu gehen. Die Wüste, die hier wieder sehr den Charakter einer bloßen Steppe hat, senkt sich seit einer Stunde allmählig gegen Dschagga im Westen hin, um dann im Kilimandscharo, dem schneegekrönten Berghaupt, nur wieder desto schneller bis hoch über die Wolken emporzusteigen.

Die ganze Gegend umher in der Mitte zwischen Teita und Dschagga hatte etwas Großartiges: — westlich war der hohe Kilimandscharo mit seinem ewigen Schnee, südwestlich lag der einförmige und plumpe Ugono-Berg, nordwestlich der ausgedehnte Bergzug von Kikumbuliu, und östlich die Ketten der Teita-Berge mit ihrer höchsten Spitze, Veruga genannt, welche (den Kilimandscharo ausgenommen) 4000 bis 6000 Fuß über die sie umgebende Ebene emporragen. Im Verlauf des Tages konnte ich auch einen schwachen Blick nach Kaptei (oder Kaftei) thun, wie man das eigentliche Land der Wakuafi heißt, welches nördlich von Dschagga liegt.

Mai 12. Da wir hofften, den Fluß Lumi oder Lomi noch gestern zu erreichen, reisten wir gestern Abend ohne Unterbrechung in großer Eile bis eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang. Wir erreichten zwar das Flußwasser nicht, dafür aber fanden wir durstige Reisende dieses köstliche Element in der Höhlung eines großen Felsens. Von dem Gnaro bis Engavune, in der Nachbarschaft des Lumi-Flusses, etwa zwei volle Tagreisen weit, hatte die Wüste kein frisches Wasser dargeboten, weßhalb wir dasselbe von Gnaro an die ganze Zeit über tragen mußten. In dieser vom Schöpfer bereiteten Felsencisterne badete ich meine wunden Füße, und wurde dann von meinem Führer und von Lugo, einem Teita-Mann,

die mich sorgfältig bei der Hand nahmen, über die steilen und schlüpferigen Felsen in unser Nachtlager geleitet, das wir unter einem großen überhangenden Felsen fanden.

Als wir diesen Morgen nicht mehr weit von dem Fluß Lumi entfernt waren, stellten auf einmal meine Träger aus Furcht ihre Lasten nieder. Lugo fieng an, seine Zuflucht zu Zaubermitteln zu nehmen gegen wilde Thiere, die in dem Gebüsch, das uns nicht mehr weit umhersehen ließ, verborgen sein möchten. Ich bestrafte ihn darüber, indem ich sagte, daß ich auf meiner Reise keine Zauberei zulasse. Hier sollen einst viele Teita-Leute in einer Schlacht von den Wakuafi erschlagen worden sein, welche an den Ufern des Lumi wohnten und von dem mächtigen König Embarre Kisungo beherrscht wurden.

Da ich sah, daß sich die Leute fürchteten, weiter zu gehen, gieng ich selbst ein Stück weit voran. Bald waren wir vollends am Fluß, und wir passirten ihn etwa um 7 Uhr Morgens. Er fließt von Norden nach Süden; er war nur einen Fuß tief und etwa 10 oder 12 Fuß breit. Nach der Nachricht der Eingeborenen ist dieser Fluß der Arm von einem größern, dessen anderer Arm in den Osi gehen soll. Wahrscheinlich ist damit der Fluß Zawo gemeint, der in's Galla-Land geht. Wo die Quelle des noch ungetheilten Flusses ist, konnte ich nicht erfahren. Der Lumi geht in den Pangani, der sich nördlich von Sansibar in's Indische Meer ergießt. Die Furth über den Lumi heißt Nagnata bei Embarre Kisungo, dem mächtigen Wakuafi-König, der seinen Sitz an der Seite eines schönen, kuppelförmigen Hügels am westlichen Ufer des Flusses hatte. Je mehr wir uns von dem Flusse an den Dschagga-Bergen näherten, desto reichere Vegetation fanden wir wieder; hie und da große und prächtige Bäume, wie ich sie von der Küste an noch nirgends gesehen hatte. Endlich traten wir in ein herrliches Wiesenthal ein, das dick mit Gras bewachsen war, welches uns bis an die Hüften reichte. Reiches Futter für Tausende von Kühen! O Christen, welch herrliches Land hat euch Gott zum Erbe aufbe-

halten, aber ihr müßt erst selbst auch dazu helfen, daß diese Heiden Christi Erbe werden!

In dem Wiesenthal waren wir auch auf einen ordentlichen Fußpfad getroffen, der aber bald steinigt wurde und sehr durch's Gebüsch hindurchführte, bis wir etwa zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags an dem schönen, frischen Gona-Fluß anlangten, dessen Quelle das Schneehaupt des Kilimandscharo ist. Er war 3 Fuß tief, bei 30 bis 40 Fuß Breite, und toste gewaltig schnell über sein Felsenbett dahin. Ein großer Baum diente als höchst unvollkommene Brücke über denselben. Am andern Ufer angelangt, genoß ich ein erfrischendes Bad. Sein kaltes Wasser bewieß deutlich seine Quelle, welche nur aus dem Schneeberg kommen konnte. Der letzte Theil der Reise bis an den Fluß war sehr steinig und voll Dschungel gewesen.

Mai 13. Nachdem wir am Ufer des Gona übernachtet hatten, brachen wir um 8 Uhr diesen Morgen auf, und erreichten nach einem mehrstündigen und sehr mühsamen Marsch durch dicken Dschungel den ersten Schanzgraben, der das kleine Königreich Kilema umgibt. Eine ziemliche Anzahl Dschagga-Leute hatte uns auf dem Weg dahin eingeholt, von denen Männer und Knaben vor uns allen einhergiengen, ohne auch nur im Mindesten ihre Scham zu bedecken, obschon ein Jeder ein Stück Kleid entweder bloß über die Hüften gewunden, oder über die Schultern geworfen hatte, oder endlich auf dem Kopfe trug, wie die Wakamba gewöhnlich zu thun pflegen. Wäre es nicht wegen der Kälte und in Folge eines sonderbaren Verlangens nach Zierrath, so würden die schamlosen Afrikaner alle und jede Bedeckung abwerfen. Aber um dieser Ursachen willen sind sie sehr nach Kleidern verlangend. Man kann daher wohl sagen, die nackten Hamiten suchen Kleider, während die Japhetiten nach Weisheit und die Semiten nach Wundern und Zeichen fragen.

Die Brücke über den Graben, den die Soldaten von Kilema gemacht haben, bestand nur aus einem dünnen Baumstamm, auf den man nur je Einen Fuß setzen konnte, und

auch das Geländer war so schwach und so schlecht befestigt, daß wenn man das Gleichgewicht des Körpers verlöre, und sich somit ganz an dem Geländer halten müßte, man unfehlbar in den Graben hinabstürzen würde, der tief genug ist, um beim Fall Hals und Bein zu brechen; die Breite war etwa 12 Fuß, die Tiefe 8 bis 10 Fuß. Ich zog meine Schuhe aus, ging so mit aller Vorsicht hinüber, und passirte die Brücke glücklich. Jetzt waren wir wieder auf Wiesengrund und freiem Boden angekommen, wo wir die Pflanzungen von Kilema, nicht aber ihre Wohnungen, die darin versteckt waren, sehen konnten. Wir giengen etwa noch 15 Minuten weiter, als viele Soldaten von Masaki, dem König von Kilema uns begegneten, welche die gefranzten Thierhäute, die ihre ganze Kleidung ausmachten, so nachlässig um sich hiengen, daß, was zuerst hätte bedeckt sein sollen, gewöhnlich nicht bedeckt war. Mein Führer schickte einen Soldaten an Masaki, um ihm meine Ankunft anzuzeigen.

Einstweilen saßen wir unter dem Schatten eines großen Baumes nieder, wo wir über eine Stunde lang zu warten hatten. Ich betrachtete das schöne Land, das von Fruchtbarkeit zu strotzen schien und die größten Gegensätze in verhältnißmäßig kleinem Umfang darbot. In meiner nächsten Nähe der schöne Gona-Fluß, und an seinen Ufern sowie an dem Fuß der Berge umher der reichste Pflanzenwuchs, ganz schwarz-grün, — ewiger Sommer; — und wenn ich die Augen aufhob, erblickte ich, scheinbar nur wenige Stunden entfernt, in Wirklichkeit aber 1 bis 2 Tagreisen, den mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Kilimandscharo.

Zu Masaki gerufen, hatte ich bald eine niedrige Thüre von lauter Hölzern, die kreuzweise in den Boden gesteckt waren, und wieder eine ähnliche Brücke wie die vorige zu passiren. Hierauf gab mir mein Führer etwas Gras in die Hand, nach der Sitte des Landes, um so den König zu grüßen, der ebenfalls etwas Gras ergriffen hatte. Ich gab ihm und seinen Ministern die Hand, wie es die Sitte erfordert. Er hatte keine besondere Auszeichnung, während seine Großen

theilweise Kappen (aus Häuten verfertigt) trugen und lange Kleider über sich geworfen hatten. Nach der Begrüßung wurde sogleich ein Schaf geschlachtet, um mir das Kischogno, Zeichen der Freundschaft, zu geben, das aus einem kleinen Stück Haut von der Stirne des Thieres bestand, das der König mir und ich dem Könige an den mittleren Finger der rechten Hand wie einen Ring zu befestigen hatte.

Nachdem ich das Kischogno erhalten hatte, erklärte mich mein Führer für den Sohn von Masaki. Auch nachher wurde ich von des Königs Leuten auf das Kischogno an meinem Finger, als auf das gewissește Zeichen von der Freundschaft des souveränen Herrschers, hingewiesen.

In einer kleinen Hütte, die in einem ganzen Wald von Pisang-Bäumen stand, und mich nirgends hinaussehen ließ, übergab ich nachher dem jungen König das Geschenk, das ich für ihn gebracht hatte, und das, den Sitten des Landes angemessen, hauptsächlich in baumwollenem Tuch und Glasperlen, einem Messer, Gabel, Scheere, Nadeln und Faden und einigen andern Kleinigkeiten (im Ganzen im Werth von 10 bis 12 Conventions-Thalern) bestand, wogegen ich eine Kuh und mehrere Schafe und Ziegen als Speise für mich und meine kleine Karawane erhielt. Auch Elfenbein und Sklaven hätte er mir gegeben, aber damit hat ein Bote Christi nichts zu schaffen, sondern hat vielmehr hier eine schöne Gelegenheit, seine Uneigennützigkeit als Lehrer des Wortes Gottes an den Tag zu legen. Und dieß ist zugleich der Grund, warum in diesen Ländern der Missionar am sichersten reisen kann. Denn er liefert mit der Bibel in der Hand stets den Beweis, daß er nicht die Länder und ihre Schätze, sondern Seelen sucht, denen er den Weg zum Leben zeigen will. Nicht als ob die Leute, mit denen er zusammentrifft, auf einmal diese Ueberzeugung von ihm erhielten und keinen Gedanken, wie daß er, um das Land zu sehen, ein Spion sei, Gold und Silber suche, mehr in sich aufkommen ließen; aber er thut nichts, das sie in diesen Gedanken bestärkt, sondern sie vielmehr widerlegt.

Als ich in Dschagga ankam, waren meine Füße mit Wunden (von den schlechten Wegen) wie überdeckt, so daß ich bis zum 20. Mai die einsam stehende Hütte, die mir und meinen Leuten zur Wohnung angewiesen war, nicht verlassen konnte. Der Wessier des Königs und andere Großen des Landes besuchten mich fast jeden Tag mehrmals. Auch der König selbst, der schon längst zuvor durch meinen Führer auf seiner letzten Reise nach Dschagga mit unserer Absicht, jenes Land auch zu besuchen, bekannt gemacht worden war, und demgemäß uns dazu eingeladen hatte, machte Besuche. Am 14. wurde ich von einigen Ministern des Königs gefragt, im Gebrauch welcher Waffen ich hieher gekommen sei, worauf mein Führer ihnen zuerst sagte, ich habe nichts bei mir gehabt, als meinen Regenschirm. Ich aber sagte, zum Himmel weisend, ich habe allein auf Eruwa vertraut. Sie: Bloß auf Eruwa? Ich: Ja, denn er ist höher als Alles, und böse Thiere sowohl, als böse Menschen sind in seiner Hand. Sie konnten es kaum glauben, viel weniger begreifen, wie man ohne Spieß und Schild (wie sie haben), oder ohne tüchtige Zaubermittel eine so weite Reise machen könne. Weiter fragten sie mich, ob es wahr sei, daß Leute bei uns seien, welche durch ihre Riesengröße die Sonne ergreifen könnten; ob sich auch Pisangbäume, Welschkorn oder auch Gras bei uns finde, was ich ihnen Alles der Wahrheit gemäß beantwortete. Solche Fragen machen diese Völker, weil die Suahili an der Küste ihnen die seltsamsten Lügen vorschwatzen und namentlich auch sagen, daß bei uns kein trockenes Land, sondern lauter Wasser sei.

Am 16. besuchte mich der König selbst, begleitet von seinem Wessier und Schwager, und beschenkte mich mit einer Kalabasche von „Mawari“ (einem Getränk, das in Dschagga aus der Pisangfrucht oder Bananas bereitet wird). Es macht den Leuten aller dieser Länder immer Freude, zu wissen, daß der Musungu (Europäer), von dem sie gleich merken, daß er weit über den muhamedanischen Suahilis steht, ihre Getränke nicht verachte, sondern genieße, während jene stolzen Muha-

medaner sie für „Haram", unerlaubt erklären. Dasselbe ist der Fall in Beziehung auf das Fleisch solcher Thiere, die von ihnen selbst geschlachtet worden sind.

Alles, was ich an und bei mir hatte, zog des Königs Aufmerksamkeit an sich, sogar die Knöpfe an meinen Hosen. Als seine Neugierde etwas befriedigt war, nahm ich meine Bibel in die Hand und sagte ihm, diesem Buche haben wir Europäer Alles zu verdanken, was er jetzt gesehen habe. Sein Land zu sehen sei für mich etwas Geringes, aber ihn und sein Volk den Inhalt dieses Buches zu lehren, das sei es, was ich wünsche. Unsere Väter haben einst eben so unwissend dahin gelebt, wie die Völker alle in diesen Ländern, bis sie dieses Buch bekommen hätten. Masaki nahm hierauf meine Bibel ungescheut in seine Hände, und vergnügte sich, darin zu blättern. Er ist ein lebhafter, junger Mann, und hat ein verständiges, eines Königs würdiges Aussehen, durch das er sich, ohne eine besondere äußere Auszeichnung zu tragen, bestimmt von seinem Volke unterscheidet.

So lange ich in Dschagga war, fiel der Regen fast jede Nacht in Strömen herab, weßhalb die Sonne diesen Leuten willkommen und ihr Gott ist; — Eruwa = Sonne, Himmel, Gott.

Mai 18. Rehani, der Wessier des Königs, fragte mich heute unter Anderem, ob ich den Platz wisse, wo die Sonne auf- und untergehe. Ich suchte ihm und einem Teita-Mann, der gerade auch da war, die Sache dadurch deutlich zu machen, daß ich ein Licht anzündete, das die Sonne vorstellte, wozu meine finstere Hütte auch am Mittag recht gut geeignet war. Eine Kalabasse (Kürbisflasche) stellte sehr gut die Erdkugel vor. Ich zeigte ihnen nun, wie Tag und Nacht entstehe, ohne daß die Sonne im geringsten von ihrem Platze weiche. Es kam mir aber vor, als ob meine unwissenden Schüler durch diese Erklärung nicht befriedigt worden wären, sondern eher meinten, das sei thörichter, als ihre Frage. Ich nahm mir daher vor, in Zukunft eine solche Frage einfach dem Augenschein gemäß zu beantworten. Als Rehani mein Schiffs-

brod (Zwieback) sah, fragte er, ob das Zaubereimittel seien. Mein Führer und ich gaben ihm die beste Antwort dadurch, daß wir von dem Brod in seiner Gegenwart aßen.

Am 19. besuchte mich der König wieder für einige Augenblicke. Er hatte die Gabel, die ich ihm sammt einem Messer zum Geschenk gemacht hatte, als Schmuck in sein Haar gesteckt! Ich sagte ihm den Gebrauch derselben; er lachte und schien die Sache nicht zu begreifen. Nachher kam sein Bruder Emkindara und bettelte um Nadeln und ein Kleid, um seinen Kopf zu umwickeln. Letzteres konnte ich ihm nicht geben. Ich frug ihn und seine Begleiter um die Benennungen für die verschiedenen Theile des Körpers in ihrer Sprache, und sagte sie ihnen auch im Englischen, um ihr Zutrauen zu gewinnen. Ich kann nicht viel mit diesen Leuten machen, ehe ich mich etwas in ihrer eigenen Sprache ausdrücken kann, da sie die Suaheli- und Kinika-Sprache, mit denen das Kidschagga mit noch vielen andern Dialekten, wie sie von den verschiedenen Völkerstämmen Ostafrikas gesprochen werden, nur Eine Familie bildet, gewöhnlich nur soweit verstehen, als es den Handel betrifft.

Mai 23. Bis heute war ich noch nicht fähig gewesen, meine einsame Hütte zu verlassen, wegen meiner wunden Füße. Ich nähte mir heute Schuhe zusammen aus Leinwand, mit Sohlen von der Haut der Kuh, welche gestern geschlachtet worden war, da ich meine Lederschuhe um meiner wunden Füße willen noch nicht anziehen konnte. Der König zog aus mit seinen Soldaten, um einen Schanzgraben auszubessern. Am Abend sah ich sie im Schritt heimmarschiren, worauf sie auf einem freien Wiesengrund eine Art Exercitium hatten. Die Hauptübung schien im bloßen Springen, Angriff auf den Feind und Rückzug vor demselben, zu bestehen. Am Abend des folgenden Tages erfuhr ich, daß Tamerita, der Mangi (König) von Uru, einem andern westlich gelegenen kleinen Königreich von Dschagga, einen Boten geschickt habe, mit dem Auftrag, den Europäer gewißlich zu ihm zu bringen, um ihn auch sehen zu können. Er wurde aber ohne mein

Wissen damit abgefertigt, daß ich böse Füße habe und somit nicht gehen könne.

Mai 24. Der König besuchte mich wieder mit einigen Großen. Sie wurden noch einmal ernstlich davon versichert, daß ich durchaus kein anderes Geschäft habe, als das Wort Gottes zu lehren, wie es in meinem Buch geschrieben stehe. Dieses Buch haben unsere Väter verständig und weise gemacht, da es den Weg zu Gott zeige. Ich sei nicht in meinem eigenen Namen, auch nicht in dem meines Königs gekommen, sondern im Namen des größten Mangi im Himmel, der Christus heiße, und der Sohn Gottes sei. Ich selbst sei sein Msoro, welches Wort in Kidschagga Soldat und Sclave zugleich bezeichnet, dem Verhältniß gemäß, in welchem alle männlichen Dschaggas zu ihren verschiedenen Mangis stehen. Dieses Alles übersetzte ihnen mein Führer Bana Cheri sehr gut, so daß sie mich recht verstanden. Jedes Wort war ihnen groß und neu und zog ihre Verwunderung nach sich. Ich wollte weiter sprechen, aber wie es diese Leute immer machen, wenn sie etwas verstanden haben, begnügen sie sich damit und hören nicht weiter. Sie giengen aus der kleinen Hütte hinaus und hielten Rath mit meinem Führer, der großes Ansehen bei ihnen hat, und der mir dann sagte, daß der König mich oder meinen Bruder als Lehrer aufnehmen werde, und daß wir in kein anderes Land gehen sollten. In Beziehung auf meine Rückkehr nach der Küste wurde ich angewiesen, noch 3 Tage zu warten. Dagegen erhielt ich volle Erlaubniß, Ausgänge zu machen, wann und wohin ich wolle, was das beste Zeichen von des Königs Zutrauen gegen mich war.

Mai 25. Ich bestieg heute mit meinem Führer einen etwa 2000 Fuß hohen Berg, von dem aus ich die ausgedehnteste Aussicht fast nach allen Richtungen hin hatte. Am nächsten lag mir im Süd-Süd-Osten das massenhafte, 5 bis 6000 Fuß hohe Ugono- und Usange-Gebirge, nur eine kleine Tagreise entfernt. Etwas weiterhin in derselben Richtung erblickte ich das etwas niederere Bergland von Kisungo, am Fuße dessen und des Ugono Gebirges der große See Ibe

sich ausbreitet, der in der Sprache der Wakuafi Ariaro genannt wird, und sich mit einem großen Winkel nach Süden, zwei Tagreisen von Ost nach West, ausbreitet.

Auf Schiffen ließe sich die Reise nach Dschagga und Ugono eine gute Strecke weit zu Wasser machen, allein die Schiffahrt ist noch nicht eingeführt. Der See soll voll von Krokodilen und Nilpferden sein. Gegen Süd-Osten war die Aussicht sogar bis nahe an die Meeresküste hin geöffnet, indem ich den Gipfel des hohen Berges Jombo im Wanika-Land in der Nähe von Wassin noch deutlich unterscheiden konnte, auf welchem Berge man, wie mir mein Führer sagte, nach der Insel Sansibar und dem Schneeberg Kilimandscharo zugleich sehen könne. Gewiß eine interessante geographische Thatsache. Ungefähr in der Hälfte der Entfernung vom Berg Jombo, aber etwas mehr östlich, streckte der mir längst bekannte Kadiaro kühn sein Haupt aus der ihn weit umgebenden Ebene empor. Nordwestlich von ihm stellte sich sein größerer Bruder, der Bura, mit dem er und dem weiter gegen Osten gelegenen Berg Endara, der von dem Bura bedeckt war, das Teita-Land ausmacht, in seiner ganzen Ausdehnung von Süd nach Nord (3 Tagreisen weit) bis an die Grenze des Galla- und Wakamba-Landes, meinem erstaunten Blicke dar. Gegen Norden und Westen waren es die Dschagga-Berge selbst, die in der nächsten Nähe das Auge beschäftigten. Der Kilimandscharo war in Wolken gehüllt, sonst hätte ich ihn auch sammt seiner Silberkrone sehen können, durch die ihn der Schöpfer des Weltalls zum König der Berge Ostafrikas erklärt hat. Im Südwesten sah ich in einer Entfernung von 2 bis 3 Tagreisen den zerrissenen Berg der Wandurobo, ein von allen Nachbarstämmen und Völkern verachtetes und mit Füßen getretenes Völkchen, das aber Christus und seine Kirche nicht verachten, sondern mit dem Evangelium ehren und retten wird. Etwa 6 Tagreisen in der Nähe des Usambara-Landes erblickte ich ebenfalls einen auf weiter Ebene einsam stehenden Berg, von dem mir mein Führer sagte, daß eine zerfallene Festung sammt einer

zerbrochenen Kanone von den Portugiesen her darauf zu sehen sei. Auch in Dschagga selbst scheinen die Portugiesen Fuß gefaßt zu haben, indem mein Führer mir sagte, daß er auf seinem Weg nach Useri (ein nordwestlich gelegenes kleines Königreich von Dschagga) ein Brustwerk für Kanonen gesehen habe, was ich aber bezweifle. Auch soll der Dschagga-Stamm Madschame, der unter dem König Mamkinga steht, noch im Besitz der Tradition über die Portugiesen sein. Zwischen allen diesen Bergen breitet sich als ihre gemeinsame Basis, deren Höhe über dem Niveau des Meeres nur etwa 1500 Fuß beträgt, auf die man durch das Küstengebirge der Wanika hinaufsteigt, wie ein Ocean die große Ebene aus, die bis vor kurzer Zeit von den wilden und nomadisirenden Wakuafi bewohnt gewesen, jetzt aber mit Ausnahme der kleinen Landschaft Dafeta, am nördlichen Ufer des Ibe-Sees, gänzlich den wilden Thieren überlassen ist. Welcher Bestimmung harren diese eigenthümlich gestalteten Ländermassen entgegen? Gewiß einer herrlichen. Wie leicht ist es hier, Eisenbahnen u. s. w. zu bauen, wozu Dschagga und Ugono Eisen genug zu enthalten scheinen. Wie leicht wird es dann für alle Stämme bis in's Innerste dieses Erdtheils sein, Repräsentanten auf die Missionsfeste in Jerusalem zu schicken. Zwischen Ugono und Dschagga fließt der Lumi, in den sich der größere Gona nach kurzem Lauf von dem Schneeberg her ergießt, und mit ihm in den Pangani und so in das Meer geht. Ehe ich von dem schönen Berge herunter gieng, auf dem ich eine so großartige Aussicht genossen hatte, betete ich aus der Tiefe meines Herzens für alle Völker umher: „dein Reich komme". Auf dem Rückweg in meine finstere Hütte besuchten wir mehrere Wohnungen des Königs, die aber auch nichts weiter waren, als die gewöhnlichen, für Licht und Luft unzugänglichen, mit dürrem Gras bedeckten Hütten der Afrikaner. Den Mangi selbst sahen wir nicht, er schickte mir aber ein Gefäß mit Honig, da er hörte, daß ich bei seiner Wohnung gewesen sei, ohne Speise bekommen zu haben. Auf dem Hinweg hatten wir auch seine Geheimräthe (Wandschama)

auf dem Exerzierplatz beisammen sitzen gesehen. Die Vornehmsten trugen Kopfbedeckungen von schwarzen Thierhäuten. Es sind sehr alte Männer darunter, wie Emkilema, der ein Msoro (Soldat) von Sivia, dem Großvater von Masaki, war. Ihre Angesichter drücken oft viel Ernsthaftes und Nachdenken aus.

Mai 26. Rehani kam frühe zu mir, um mich wieder über allerlei zu fragen, z. B. ob ich nicht den Regen verhindern oder hervorbringen könne, ob ich nicht machen könne, daß die Löwen die bösen Leute von Marango fressen, mit denen Masaki in Feindschaft stehe? Ich antwortete ihm, daß diese Dinge alle nur in der Hand Gottes stehen; wer vorgebe, so etwas machen zu können, sei ein Betrüger. Da ihn der Regen bei mir zurückhielt, so hatte ich Zeit, ihm die Hauptstücke unseres Glaubens vorzulegen. So wurde der Name Christi in jenem Lande wenigstens genannt und die Leute wissen, daß ich sein Diener bin, der keinen Handel treibt, auch nicht mit Zauberei, Lüge u. s. w. umgeht. Gestern Abend vernahm ich, daß die Dschagga-Leute auch zu den Seelen der Verstorbenen beten, die sie Warumu heißen. Anstatt Reis und Palmwein, wie die Wanika, setzen sie Milch auf die Gräber. Diese Sitte ist sehr weit in Ostafrika verbreitet und bezeugt eine starke Ahnung der Unsterblichkeit.

Zwei Männer von Dafeta, von denen einer der Sohn des Königs von Dafeta war, der Mana Kasara heißt, kamen, mich zu sehen. Sie trugen Kleider wie die Teita-Leute, welche ihre Kleider an zwei Enden zusammenbinden und sie so über die Schultern hängen. Sie waren auch ganz mit Röthel beschmiert, wie es bei den Wakamba- und andern Stämmen Sitte ist.

Am 28. Mai hatte ich einen bedeutenden Fieberanfall in Folge des Genusses von einem Stückchen Fleisch, in das schon Würmer gekommen waren. Auch hatte ich schon viele Nächte auf dem Boden geschlafen, der hier sehr feucht ist, weil es so viel regnet. Ein gutes Brechmittel brachte jedoch meinen Körper unter dem Segen Gottes bald wieder in

Ordnung. Am Abend kam Rehani und des Königs Bruder Mambo, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Rehani sagte: Gott wird dich wieder gesund machen. So spricht ein Heide.

Am Mittag des 29. kamen Rehani, Enga Kui, des Königs Onkel und einer seiner Brüder, um mich im Namen des Mangi zu verabschieden, da er selbst, wie es hieß, nicht kommen konnte um eines kranken Kindes willen. Sie brachten eine Ziege zur Speise auf den dreitägigen Marsch durch die Wüste bis Teita, wo wir wieder Speise kaufen konnten. Mein Beruf wurde ihnen noch einmal vorgelegt und ich fügte dießmal hinzu, daß in meinem Lande viele Leute seien, die das Buch Gottes allen Menschen senden wollen und zwar umsonst, worauf sie mich baten, bald in ihr Land zurück zu kehren, um bei ihnen zu wohnen, und daß ich ja in kein anderes Land gehen solle.

Am Abend dieses Tages trat ich nun endlich meine Rückreise an. Wir giengen nun bis zu dem schönen Gona-Fluß, an dessen Ufern wir im dicken Wald wieder übernachteten. Meine Träger hatten großes Geschrei, bis jeder wieder seine Last hatte, denn ich selbst gieng den ganzen Tag zu Fuß. Den Europäer zu tragen, wie in Indien oder Westafrika, davon weiß man in Ostafrika nichts. Am ersten Tag that mir die Reise wieder sehr wehe, besonders da meine Füße noch nicht ganz geheilt und der Weg so schlecht war. In der That scheint das ganze Pflanzenreich dieser Wüste sich zu vereinigen, um dem armen Wanderer seinen Weg zu erschweren. In einem europäischen Wald würde es auch ohne Weg zehnmal leichter zu gehen sein, als in der ostafrikanischen Wildniß, die fast aus lauter Dornen zusammengesetzt ist. Der Afrikaner zeigt aber gar nichts von der Herrschaft des Menschen über die Natur, darum herrscht dieselbe auch ganz über ihn. Meine Rückreise durch die Wüste bis zum Bura gieng wiederum in drei starken Tagmärschen glücklich von statten. Unterwegs fanden wir eine schöne Antilope in einer der Gruben, welche die Teitas zum Fang der Elephanten und

anderer Thiere gegraben haben. Meine Leute beanspruchten die Antilope als niama ya Mungu (Fleisch Gottes), wegen der unerwarteten Weise, in der sie zu dieser Mahlzeit gekommen waren. Von dem Flüßchen Gnaro giengen wir nach Muasagnombe, wo wir den Häuptling Maina grüßten. Er erklärte sich für bereitwillig, Lehrer in sein Land aufzunehmen; und in der That, die Teitas scheinen das Evangelium noch mehr zu bedürfen als die Dschaggas, welche gesündere und reinlichere Leute sind und viel Sinn für Industrie und Kunst haben (die Frauen haben einen Anfang gemacht in der Stickerei mit Glasperlen), während die Teitas, besonders die Leute von Bura, schmutzige und zum Theil schwächliche und kränkliche Leute sind. In Bura verweilten wir einige Tage und giengen dann am 6. und 7. Juni auf den Kadiaro zu. Da ich den Weg von Kadiaro nach Rabbai jetzt schon dreimal gezogen war, so schlug ich den Weg über Schimba nach Mombas ein. Schimba ist die südliche Fortsetzung des von den Wanika bewohnten Küstengebirgs, eine Tagreise von Rabbai entfernt. Vom Kadiaro an brauchte ich 2½ Tag mit sehr starkem Marsch, bis ich in Schimba ankam. Unmittelbar westlich von demselben sah ich die prächtigsten Landstrecken von vielen Wasserbächen durchzogen und die Zeugen der Fruchtbarkeit auf der Stirne tragend, fast gänzlich unbenützt daliegen. Land genug für Tausende von Familien, während das geräumige und hohe Plateau des Schimba-Berges die schönste und gesundeste Lage mit einer weiten Aussicht über den nahen indischen Ocean und dem beständigen Genusse der frischen Seeluft für christliche Niederlassungen darbietet. Am 10. Juni hatte ich gehofft, in Mombas anzukommen, kam aber nur eine kleine Strecke über den Schimba hinaus, wo ich in einer Wanika-Hütte mein letztes Nachtlager auf der Reise fand, bis der folgende Tag, der 11. Junius, unter Gottes Schutz und Segen mein 1½ Monat langes Wanderleben glücklich beendigte.

Einige allgemeine Bemerkungen über Dschagga.

Was die Dschagga am meisten von den Wateita, Wakamba und Wanika unterscheidet, ist ihre Regierungsform. Die auffallendsten Gegensätze, die in der Landschaft zwischen den ausgedehntesten und einförmigsten Ebenen und den massenhaftesten und höchsten Bergformen, die plötzlich aus derselben bis über die Schneelinien emporsteigen, stattfinden, lassen sich eben so wiederum in den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen der Bewohner jener unter sich so sehr getrennten Regionen erkennen, während die lockersten Formen von Republiken bei den zuletzt genannten Völkern, sowie auch einem Theil der Pares sich finden, so daß z. B. bei den Wakamba kaum irgend ein Individuum mit einigem Grad von Autorität und Herrschaft bekleidet ist, in dem ein solcher Grad nur von dem größern oder geringern Besitz in Viehheerden abhängt, wodurch also die ununterbrochendste Ebene in der Landschaft dargestellt ist — gehen die Dschaggas zum andern Extrem, indem sie Ein Individuum in eine solche politische Höhe über sich hinaufstellen, daß sie mit Ausnahme der Wandschama (Geheimräthe) nichts mehr weiter sind, als Sklaven.

Die Freude des Mangi ist die Geburt eines Msoro. Alle männlichen Kinder werden, sobald sie die Pflege der Mutter entbehren können, genöthigt, beisammen zu wohnen, um frühe schon für den Dienst des Königs (durch Wachtstehen u. s. w.) und des Landes (in Bildung von Wasserleitungen und Bewahrung der Schanzgräben u. s. w.) erzogen zu werden. Die gleiche Regierungsform soll sich auch in dem nahe gelegenen Bergland von Ugono finden. Wie es sich in Kisungo verhält, konnte ich nicht erfahren. Die politischen Verhältnisse jener Länder sind also das treue Abbild der physischen Gestalt derselben, wo der schneegekrönte Kilimandscharo sein Haupt so hoch über die Wolken erhebt, daß alle niederern Bergformen um ihn her ihre Bedeutung fast gänzlich verlieren. Auch über die Weiber hat der Mangi

die unumschränkteste Gewalt, so daß keine Hochzeit ohne seinen Willen und seine Sanktion stattfinden kann. Der Msoro ist, wenn er sich mit einer Frauensperson verlobt, gehalten, die Sache dem Mangi anzuzeigen. Wenn dieser die Heirath genehmigt, so giebt er (nicht der Bräutigam) der Braut einen Ring an den Finger und erklärt sie öffentlich als das Weib des in Frage stehenden Msoro, dessen Namen der Mangi nennt.

Nachdem dieß geschehen, bereitet wiederum der Mangi, und nicht der Bräutigam, noch irgend einer der nächsten Verwandten, eine gute Qualität Mawari, um das Hochzeitsfest zu feiern.

Der größte Theil nicht allein des häuslichen, sondern auch des Ackerbau-Geschäftes fällt auf das weibliche Geschlecht, deren Arbeit überdieß noch durch die gute Sitte der Stallfütterung bedeutend vermehrt ist. Die Wasoro arbeiten nur wenig, ihr Geschäft ist, den König (Mangi) und das Land zu bewachen, wozu sie fast beständig Spieß und Schild (aus Elephanten- und Büffelshäuten schön gearbeitet) bei sich tragen. Trotz des Reichthums des Bodens sind die Bewohner doch äußerst arm, weil sie denselben nicht zu gebrauchen wissen. Das ist Gottes Gericht über sie, damit sie in ihrem üppigen Lande nicht auch in ein üppiges Leben gerathen und so für die Zukunft des Reiches Gottes verloren gehen möchten. Sie theilen ihre Wohnungen mit ihrem Vieh und gebrauchen ihre bloßen Hände, um den Mist zu entfernen, wie ich mit eigenen Augen gesehen habe. Doch dürfen sie deßwegen nicht der Unreinlichkeit beschuldigt werden, da sie sich fleißig waschen und baden. Die Dschaggas sind ein sehr gesunder und kräftiger Volksstamm, was einerseits dem gesunden Klima, andererseits aber und vielleicht hauptsächlich dem edlen Umstand zuzuschreiben ist, daß bei ihnen keine Heirath stattfindet, ehe die physische Reife dazu vollkommen vorhanden ist.

Es gibt keine kompacten Dörfer und Städte in Dschagga, sondern nur einzelne durch Zwischenräume von ungefähr 5—6 Minuten, die immer mit Pisangbäumen bedeckt sind, von einander getrennte Höfe, die je eine Familie, aber

mehrere Hütten enthalten, und theils mit künstlichen, theils mit lebendigen Zäunen von wachsendem Gebüsch gegen die wilden Thiere, besonders Hyänen, geschützt sind. Indem so jede Familie auf kleine Zwischenräume hin getrennt von der andern lebt, stellen die Dschagga wiederum im Kleinen dar, was die von einander getrennten, sich fast nirgends unmittelbar berührenden Stämme Ostafrikas im Großen darbieten. Wie indessen wiederum der Handel (besonders durch die Bedürfnisse nach Kleidern hervorgebracht, denn die Webekunst ist bei ihnen gänzlich unbekannt) viele und große Stämme in häufige Berührung mit einander bringt, so sieht man die Dschaggas, sowie ihre nächsten Nachbarn, die Dafetas, die Ugono- und Kahe-Leute häufig auf ihren Sangaras (Marktplätzen) zusammentreffen, was für den Missionar eine gute Gelegenheit zur Predigt des Evangeliums sein wird. Ein eigenthümlicher Handelsartikel ist bei ihnen das Emballa, das im Kahe-Land, südlich von Dschagga, gefunden wird. Es ist eine Erdart, die sie im Wasser auflösen, um letzteres anstatt des Salzes, das sich nicht bei ihnen findet, mit ihren Speisen zu vermischen. Der Geschmack dieses Wassers erinnerte mich sogleich an das Balinger Mineralwasser. Sie geben solches Wasser auch dem kranken Vieh zu trinken. Die Bitterkeit scheint der Gesundheit förderlich zu sein.

Einen nicht geringen Grad von Kunst- und Gewerbesinn beweisen die Dschaggas in der Verfertigung der nöthigsten Werkzeuge für den Krieg sowohl, als für die häusliche Arbeit. Die Weiber wissen sogar etwas von Stickarbeit, indem sie ihre ledernen Gewänder sehr niedlich mit kleinen Glasperlen besetzen.

Was die Sclaven-Ausfuhr betrifft (denn Sclaven sind alle Dschaggas in ihrem eigenen Land), so trifft dieses Loos mehr die Weiber als die Männer, in Folge der Feindschaft, welche hie und da zwischen den verschiedenen von einander völlig unabhängigen kleinen Königen von Dschagga entsteht. Der Sieger freut sich, die Zahl seiner Krieger durch männliche Gefangene vermehren zu können, die er mehr ehrt als

seine eigene Leute, um sie von der Rückkehr in ihr Land abzuhalten. Da nun die gefangenen Frauen nicht so geehrt werden, wie die Männer, so versuchen sie die Flucht in ihr Vaterland. Um diese zu verhindern, halten die Mangis es für das Beste, die Weiber nach der Meeresküste hin zu verkaufen.

Zum Schlusse mag eine eigenthümliche Erzählung hier stehen von dem verstorbenen, sehr mächtig gewesenen Rungua, König von Madschame, Vater des jetzigen Mamkinga, der einst eine große Gesandtschaft von seinen eigenen Leuten abgeschickt haben soll, um das Wesen des sonderbaren, ihnen ganz fremden weißen Gastes, den wir Schnee heißen, zu untersuchen, in der Hoffnung, es sei Silber oder deß etwas. Nur ein Mann aber soll übrig geblieben sein, um mit erfrorenen Händen und Füßen Seiner Majestät dem Könige (der alle kleinen Dschagga-Königreiche unter sich gebracht hatte) das traurige Schicksal seiner Begleiter anzuzeigen, die nicht blos durch Kälte, sondern auch durch Furcht und Schrecken, indem sie in ihrer Unwissenheit die Wirkung der Kälte dem Einfluß böser Geister zuschrieben und daher in ungestümer Eile über Hals und Kopf die Flucht ergriffen, ihren Untergang fanden. Kibaya, so hieß jener Mann, der allein von jener unglücklichen Gesandtschaft wieder zurückkam, soll bis zu einer offenstehenden Thüre von der Art, wie die an der Festung zu Mombas (die mit großen eisernen Nägeln besetzt ist) gekommen sein, von wo er, ohne hineinzugehen, wieder zurückkehrte. Mein Führer sagte mir, er habe den armen Mann mit seinen gänzlich erfrorenen, von der Kälte eingebogenen Händen und Füßen noch mit seinen eigenen Augen gesehen, und seine Abenteuer aus seinem Munde erzählen hören. Wie sonderbar, wenn die Portugiesen sogar in den Schneeregionen von Dschagga eine Festung erbaut hätten! Ich bin aber nicht geneigt, der Angabe von Kibaya in Beziehung auf jene Thüre, vollen Glauben zu schenken, bis die Sache durch einen Europäer untersucht und bestätigt ist. Daß die Portugiesen wirklich in Dschagga gewesen sind,

scheint zwar die portugiesische Inschrift vom Jahre 1635, die sich über dem Eingang der Festung von Mombas befindet, zu bestätigen, wo es heißt, daß der Inschriftsteller neben den Königen, die in den Gegenden von Patta, Lamu und dem Osiflusse herrschten, auch den eines Landes „Jaca" tributpflichtig gemacht habe. Da es aber ein Jaca (Dschaka) in der Gegend vom Osi gibt, so ist es wahrscheinlicher, daß dieses gemeint sei, und nicht das Dschagga-Land im Innern, das 100 Stunden von Mombas entfernt ist.

Weitere Bemerkungen in Beziehung auf eine Missionsstation in Dschagga und die Art und Weise überhaupt, wie in Zukunft das Missions-Werk in Ostafrika betrieben werden sollte.

Die nächste und größte Schwierigkeit, die sich der Gründung einer Mission in Dschagga für jetzt entgegensetzen würde, ist der furchtbar schlechte Weg, der dorthin führt. Aber im Lande angekommen, wird der Missionar solche Erleichterungen genießen dürfen, wie er sie bei den Wanika, Wakamba und Wateita vergeblich sucht. Wie schnell werden die Dschaggas dem Missionar eine Wohnung aufrichten, und alle übrigen Geschäfte, die mit der ersten Gründung einer Mission zusammenhängen, besorgen, sobald derselbe nur den König zu seinem Freunde hat. Dieselben Erleichterungen mögen ihm in Beziehung auf eine Schule und die Versammlung der Leute zur Predigt des Evangeliums zu Theil werden, obschon auf der andern Seite die Lage und Stellung eines Missionars unter einem despotischen Herrscher sehr erschwert werden möchte, sobald derselbe durch irgend einen Umstand die Ungnade des letzteren auf sich zöge. Um sich dagegen zu schützen, sollte er von vorn herein, oder doch sobald als möglich, von einem tüchtigen Arzt und einigen andern nützlichen Handwerkern umgeben sein, deren Anwesenheit in des Königs eigenem Interesse läge, und die mit dem Missionar stehen

und fallen sollten. Aber auch ohne diese Rücksicht sollte ein Arzt und einige Handwerker, oder auch einfache Bauersleute den Missionar zu den verschiedenen Völkerstämmen Ostafrikas begleiten, oder demselben bald nachfolgen, und zwar nicht bloß unverheirathete, sondern — ich sage es mit Bedacht — verheirathete Leute und Familien. Denn diese von aller Habe, von allen Erleichterungen des Lebens so gänzlich entblößten, auf nichts, das über ihren engen Gesichtskreis hinausliegt, denkenden, und dabei doch so sinnlichen Völker bedürfen, daß das Christenthum ihnen nicht bloß geistlich in Predigt und Lehre, sondern ganz leibhaftig, d. h. mit seinen beseligenden Wirkungen auf das ganze Leibes- und Erdenleben, besonders in der Ehe und in der Kinderzucht, dargestellt werde. Was zwar bloße Handarbeit, als der Predigt des Evangeliums zur Seite gehend, betrifft, so könnte dieß bei dieser Art von Heiden Alles durch Einen Mann geschehen, indem dieselben einen Lehrer, der zu einer Stunde ihnen das Evangelium predigt, während er in der vorhergehenden die niedrigsten und gemeinsten Geschäfte verrichtet hat, durchaus nicht geringer ansehen, oder ihn deßhalb verachten, wie es in Indien geschieht. Ja es kommt uns oft wie ein Vorwurf von unsern Wanika entgegen, daß wir nicht auch das Land bauen, und oft haben wir uns darüber zu rechtfertigen und die Sache ihnen zu erklären. Die bloße Erklärung genügt aber bei diesen Leuten nicht, die nichts davon wissen, daß es Leute gibt, die die Wahrheit reden, weil sie Wahrheit ist und die Lüge hassen, weil sie Lüge ist, sondern die beides nur nach Nutzen oder Schaden abmessen. Die Leute glauben uns daher nicht, oder wenigstens nicht recht, wenn wir ihnen sagen, daß man in unserem Lande den Ackerbau noch weit mehr betreibe, als bei ihnen, so sehr, daß das Ihrige wie nichts dagegen sei. Und wenn wir ihnen vollends sagen, daß man bei uns Ochsen und Kühe zum Ackerbau braucht, so wissen sie gar nicht, wie sie sich das auch nur denken sollen. Es hilft nichts, sie müssen sehen, wie die Leute, die dem „Christus" folgen, den wir ihnen

verkündigen, wirklich auch das Land besser anzubauen verstehen, als sie und dabei noch vieles Andere thun können, das für sie nicht weniger wünschenswerth ist.

Der Missionar allein kann alles unmöglich; denn wie könnte Ein Mann in die Länge die Arbeit eines Predigers, Schullehrers, Schriftstellers (Sprachlehren, Wörterbücher, und Bibelübersetzungen auszuarbeiten), Ackerbauers, Zimmermanns, Maurers, Schreiners u. s. w. versehen, der vielen kleinen häuslichen Geschäfte, die, wo weder eine Frau, noch ein tüchtiger Knecht ist, ebenfalls dem Missionar selbst zufallen, nicht zu gedenken. Er wird Alles das thun für den Anfang der Mission, so gut er kann, aber bald muß er mit den Aposteln sagen: „Es taugt nicht, daß wir das Wort Gottes unterlassen und zu Tische dienen." Apostelgesch. 6, 2.

Eine kräftige, die Bedürfnisse auch des ganzen Leibes- und Erdenlebens berücksichtigende Missionsarbeit, wie sie Ham's nicht nur an Geist und Seele, sondern auch am Leib entblöste Nachkommen bedürfen, kann also nur dann stattfinden, wenn nicht bloß die Geistes- und Seelenkräfte, sondern auch die Leibeskräfte seines Bruders Japhet in Thätigkeit gesetzt und für ihn aufgeopfert werden, nur dann — um es kurz zu sagen — wenn die Mission auch Sclavendienste für Ham verrichtet. Und wer will läugnen, wer kann läugnen, daß Japhet dieß im Geist der Freiheit der Kinder Gottes wirklich zu thun schuldig ist?

Familien, Familien, christliche Familien, wirklich bekehrte Väter und Mütter, mit wohl erzogenen Kindern, das sind die Werkzeuge, die wir hauptsächlich brauchen zu dem Missionswerk in Ostafrika. Unser Fleisch und Blut also, geschweige Hab und Gut, müssen wir darbringen, um unsern armen Bruder Ham von seiner tausendjährigen harten Knechtschaft, die wir noch ärger und grausamer als unser Bruder Sem ihm angethan haben, zu befreien, und ihm sobald als möglich zu der leiblichen nicht nur, sondern zu der geistlichen herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu verhelfen. Und wie leicht sollte uns das werden mit dem Reichthum von

Mitteln, die den Europäern zu Gebot stehen. Wenn man auch jetzt noch wie zur Zeit der ersten Ausbreitung des Christenthums durch die Apostel Wunder für nöthig halten sollte, so ist wahrhaftig die Kirche Christi reichlicher als je für die unzähligen Völkerstämme dieses Erdtheils mit denselben ausgerüstet. Die Juden fragten nach Zeichen und die Griechen nach Weisheit — und ist Beiden ihr Begehren nicht reichlich befriedigt worden? Die nackten Kinder Ham's fragen nur nach einem Stück Kleid, — sollte diese kleine Bitte unerhört bleiben? So mußte es in der That unsern armen Wüstenbewohnern (dieß ist die Bedeutung von Wanika) seit unserem Wohnen unter ihnen dem größten Theile nach erscheinen; denn unter den Vielen, die mit jener Bitte zu uns kamen, befriedigten wir, sogar auf die Gefahr hin, als geizig zu erscheinen, gewöhnlich nur solche, die durch Krankheit oder sonstige Noth oder durch einen uns erwiesenen Dienst einigen Anspruch an uns machen konnten. Obwohl wir nun auch bei reichlichern Mitteln zum Geben dasselbe doch immerhin in weisen Schranken gehalten wissen wollten, so sollte in Zukunft jene Bitte um ein Kleid als Beweis der Liebe zu unserem nackten Bruder etwas reichlicher als unterdessen befriedigt werden. Am besten wird dieß allerdings geschehen, wenn sie selber gelehrt werden, am Webstuhl ihre eigenen Kleider zu verfertigen, damit der fleischliche Ham in der Thätigkeit erhalten werde; bis diese Einrichtungen in befriedigendem Maaße getroffen werden können, müssen wir Unterstützung von den Schätzen Europa's haben. Wäre es da nicht besser, wenn auch nur ein kleiner Theil der überflüssigen Kleiderlager in Europa, die ohnehin bald zerstört werden könnten, zu den armen nackten Afrikanern auswandern würde, denen man in der That keine größere Freude als die mit einem Stück Kleid bereiten kann. Aber auch an allen übrigen Erleichterungen des Erdenlebens müssen die Afrikaner Theil bekommen, was aber nur dann recht geschehen kann, wenn christliche Familien, wahrhaft bekehrte Hausväter und Hausmütter mit gut gezogenen Kindern aus Europa unter ihnen und für sie

leben und sie auf anschauliche Weise in kurzer Zeit lehren würden, was wir jetzt nur mit der größten Mühe und dann doch nie auf die lebendige Weise, wie sie die Anschauung gewährt, ihnen begreiflich machen können — nämlich, — was wir eigentlich von ihnen wollen, warum wir sie in ihrer behaglichen Ruhe stören und ihnen von einem neuen Herzen und Leben sagen, und die Kinder lesen und schreiben lernen sollten. Sie werden dann bald nicht mehr denken können, was sie bis heute dem größten Theile nach noch von uns denken, nämlich daß wir in ihr Land gekommen seien, um eben auf irgend eine ihnen unbekannte Weise unsern eigenen Vortheil zu suchen, oder sogar eine Art Spionen seien, daß wir, wenn wir die Länder ausgeforscht, nach Europa zurückkehren werden, um dann verstärkt wieder in ihr Land zu kommen, die Festung von Mombas erobern und dann dort wohnen werden, wie einst die Portugiesen, daß wir gekommen seien, um Gold und Silber zu suchen, und bei Nacht Geld prägen. In Beziehung auf die Kinder, die wir unterrichten wollten, wurden und werden heute noch die wunderlichsten Befürchtungen gehegt, wie, daß wir die Namen der Kinder aufschreiben, um sie später zu Soldaten für unsern König zu machen, daß unsere Freunde in der Heimath, wenn sie die Namen der Kinder wissen, auf zauberische Weise machen könnten, daß dieselben zu ihnen kommen, und besonders — was uns bis heute noch die größten Schwierigkeiten macht — daß, wenn sie sich von uns unterrichten lassen, sie eben so gewiß wie unsere Knechte Lohn zu erwarten haben. Wiederum meinen sie, wir hätten eben unsere Sitten, wie sie die ihrigen, wir sollten uns nicht in die ihrigen, und sie wollten sich nicht in die unsrigen mischen.

Zu diesem allem kommt noch viel Verwirrung von den lügnerischen und boshaften Muhamedanern an der Küste, mit denen sie täglich Verkehr haben. Sind wir aber einmal von einigen Familien umgeben, die mit uns das Christenthum im Leben und Sterben, im Arbeiten und Ruhen, in der Ehe und in der Kinderzucht, in den schönen Gottesdiensten, in herzerhebendem

Gesang, in andächtiger Anhörung des Wortes Gottes, anschaulich darstellen und mit selbstaufopfernder Liebe sie umfassen, so wird es unsern armen und sorglosen Wanika leicht und bald klar werden, zu welchem gesegneten Stande aus ihrer jetzigen Blöße, zu welchem Leben aus ihrem Tode, zu welchem Licht aus ihrer Finsterniß, zu welcher Freude im heiligen Geist aus ihrer jetzigen Furcht vor den bösen Geistern, zu welcher Liebe aus ihrer Selbstsucht, zu welchem wahrhaftigen Frieden aus ihrer fleischlichen Sicherheit wir ihnen verhelfen, und sie mit uns an den geistlichen und leiblichen Segnungen einer Gemeinde Christi Theil nehmen lassen wollen. Nicht daß wir glaubten, daß die Heiden alle auf einmal sich bekehren werden, sondern vielmehr nur, daß das Christenthum auf eine Weise vor ihre Augen und Herzen hingestellt werde, wie es ihre eigenthümlichen, ihr ganzes Dasein umfassenden Bedürfnisse erfordern, und damit so die Bekehrung ihnen als wünschenswerth, ja als ein für ihr wahres Wohl in Zeit und Ewigkeit unabweisbares Bedürfniß erscheine und so viel als möglich erleichtert werde.

Die Aufgabe solcher christlichen Kolonien müßte aber sein, sobald als möglich nicht nur sich selbst, sondern auch den Missionar in Beziehung auf äußerliche Unterstützung von der heimathlichen Gesellschaft so viel als möglich unabhängig zu machen, wozu sie auch zur Aufopferung von Hab und Gut bereit sein sollten; denn im Dienste Christi soll man mit Nahrung und Kleidung zufrieden sein.

Anmerkung.

So sehr ich im Allgemeinen mit den von meinem lieben Mitarbeiter Rebmann hier geäußerten Ansichten einverstanden bin, so kann ich mir doch auch die Gefahren nicht verbergen, welche mit den Colonisirungs-Planen verbunden sind, sowohl für den Missionar, als für die Colonisten, und selbst für die Eingeborenen. Die Predigt des Wortes vom Kreuz Christi muß unter allen Heiden die Hauptsache bleiben, und sie muß die Heiden bekehren, nicht die secondären Bestrebungen, die so leicht den Missionar von der Hauptsache ablenken, und selbst die Bekehrung der Heiden oft eher aufhalten, als fördern,

und auch dazu dienen können, die ausgewanderten europäischen Christen zu verweltlichen und heidnisch zu machen. Bedenkliche Erfahrungen der neuern Zeit gebieten in diesem Punkt die größte Vorsicht. „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas unter euch wüßte, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten," 1 Cor. 2, 2. Von diesem Missionsaxiom muß kein evangelischer Missionar weichen, und sollte er auch 10 bis 20 Jahre scheinbar vergeblich arbeiten. Jesum, den Gekreuzigten, den Heiden vor die Augen malen, oder ihnen verklären, — ist doch unendlich mehr, als Colonisiren und Experimentiren, das wir übrigens ebenso wenig unterschätzen wollen, als es häufig überschätzt worden ist.

Drittes Kapitel.

Rebmann's zweite Reise nach Dschagga.

Vom 14. Nov. 1848 bis 16. Febr. 1849.

Nachdem ich den Muhamedaner Bana Cheri abermal zum Führer erwählt und 15 andere Suahili als Gepäckträger gemiethet hatte, reiste ich am 14. Nov. 1848 von Mombas ab, und ging unter Begleitung dieser Leute, die theils mit Flinten, theils mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren, über Schimba, Kilabassi, Kadiaro und Bura, wo ich am 26. Nov. ankam. In Folge der Bettelei der Häuptlinge von Kadiaro und Bura und in Folge der großen Ausgaben, welche ich zum Ankauf von Speise in Teita machen mußte, verminderten sich meine Reisemittel beträchtlich, ehe ich noch Dschagga erreichte. Auch war mir klar, daß die Suahili-Träger nicht die Leute waren, die man auf eine Reise nach Kikuyu und Mbelete brauchen kann. Daher gab ich meinen Plan in Beziehung auf den Besuch dieser Länder auf und beschränkte mich auf eine Reise nach Kilema und Madschame in Dschagga, so gerne ich auch die im Norden und Nordwesten von Dschagga gelegenen Länder besucht hätte und auf dem Dana-Fluß zurückgekehrt wäre.

Am 4. Dez. setzte ich meine Reise nach Dschagga fort, begleitet von 80 Teita-Leuten, welche in Dschagga Röthel holen wollten, mit dem sie sich gerne einreiben, wie die Wakamba zu thun pflegen. Nach 3 Tagmärschen durch die

Wüste (etwa 80 englische Meilen) kam ich glücklich in Kilema an, wo Masaki mich freundlich aufnahm und anfänglich meiner Reise nach Madschame sich nicht widersetzte. Erst als er sah, daß es mir mit dem Besuch des Königs von Madschame Ernst war, legte er mir Schwierigkeiten in den Weg. Er fragte mich, was er mir denn Böses gethan habe, daß ich ihn verlassen und zu einem andern König ziehen, einen andern als ihn zum Freund machen wolle; das komme ihm gerade vor, als wenn ein Mann eine Frau heirathe, sie dann aber bald nachher verlasse und eine andere aufsuche. Und wenn es ein großer König sei, den ich zum Freund haben wolle, ob er denn nicht auch ein solcher sei.

Mamkinga, der König von Madschame, ist nämlich wirklich der größte unter den Dschagga-Königen und gleichsam ihr Kaiser. Diese Rede Masaki's hatte natürlich zunächst nur Habsucht zum Grund; er sah es nicht gerne, daß die Güter in Tuch und Glasperlen, die ich für die Weiterreise bei mir hatte, zu Jemand anders wandern sollten, indem er sie gerne allein gehabt hätte. Dazu kam die Schlauheit und Habsucht meines Führers Bana Cheri, in dessen Interesse es war, Masaki ein recht großes Geschenk zukommen zu lassen, indem er dann desto dreister Elfenbein von ihm betteln konnte. Hiezu wandte er alle mögliche List an. Hatte er irgendwo Auskunft über mich zu geben, so suchte er immer sein wahres Verhältniß zu mir zu verbergen und namentlich den Umstand, daß er für seine Führersdienste von mir bezahlt werde, so daß es herauskam, als hätte er den Europäer in seiner Gewalt, fast wie jene Leute in Europa ihre Kameele, Affen und Bären, die sie zur Schau umherführen. Er wollte es von den Dschagga als sein Verdienst betrachtet wissen, daß er mich zu ihnen gebracht, wofür sie ihn also zu belohnen hätten. Hätte ich die Sprache nicht verstanden, so hätte er leichtes Spiel gehabt. Wahrscheinlich wäre es mir nicht gelungen, von Kilema westlich nach Madschame vorzudringen, wenn nicht glücklicher Weise gerade einige Soldaten des Königs Mamkinga bei Masaki gewesen wären. Diesen sagte

ich meinen Plan und Masaki konnte, so sehr er es auch versuchte, ihn nicht verhindern, da er sonst die Ungnade Mamkinga's auf sich gezogen hätte, von dem er bei aller Unabhängigkeit, die er behaupten will, eben doch abhängig ist. Die Soldaten Mamkinga's hatten mir gesagt, daß ihr Meister mich gut aufnehmen würde, da er vor einiger Zeit habe einen Suahili mit Soldaten nach der Küste senden wollen, um einen Europäer zu holen, der als Zauberer (dergleichen Leute der König sehr liebt) bei ihm bleiben sollte.

Nach vielem Hin- und Herreden schickte Masaki endlich Boten an Mamkinga ab, die denselben mit meinem Wunsch, zu ihm zu kommen, bekannt machen und, im Fall er meine Ankunft wünschte, mit einer Anzahl seiner Leute zurückkommen sollten, um mich abzuholen. Mamkinga schickte wirklich eine kleine Truppe von Soldaten mit ihrem Obersten Kilewo, dem Bruder Mamkinga's, ab, mit denen ich am 4. Januar 1849 meine Reise nach Madschame antrat. Die unverschämte Bettelei von Masaki, seinem Onkel Ngakui und seiner Brüder hatte meine Reisemittel so vermindert, daß nur noch etwas Weniges für Mamkinga übriggeblieben war und ich also an die Fortsetzung meiner Reise bis nach Kikuyu gar nicht mehr denken durfte. Ich mußte froh sein, nur nach Madschame zu kommen. Am Tag unsers Aufbruchs gingen wir über ein oft wellenförmig, immer höher hinansteigendes Land, nur 2—3 Stunden in nordwestlicher Richtung gerade dem Kilimandscharo zu, dem wir nun so nahe waren, daß ich sein herrliches Schneehaupt sogar bei Nacht im Mondschein ganz deutlich sehen konnte. Dieser Nähe entsprechend war die empfindliche Kälte, die den Berg herunter kam, eine Kälte, wie bei uns im November. Wie froh war ich, mit allen meinen Leuten in einer durch ein tüchtiges Feuer erwärmten Hütte schlafen zu können, denn draußen wäre ich halb erfroren. Weiter hinauf ist das Land unbewohnt, und für Leute, die keine europäischen Einrichtungen haben, auch unbewohnbar. Der Pisangbaum, die Hauptnahrungsquelle der Dschagga, läßt sich dort nicht mehr anpflanzen.

Am 5. Januar verfolgten wir mit Sonnenaufgang unsern Weg noch einige Stunden in nordwestlicher Richtung. Bald kamen wir in einen dichten Wald mit hohen, mir aber unbekannten Bäumen; was mir bekannt war, war das Farnkraut, das sich in reicher Menge fand. Unser schmaler Fußpfad führte uns in dem Walde noch einige tausend Fuß höher hinauf, als wir waren an dem Ort, wo wir geschlafen hatten, und über mehrere tiefe Schluchten und Rinnsale, bis wir nach 4 oder 5 Stunden wieder zur Region der Pisangbäume herabgestiegen waren, wo das Land wieder bewohnt war. Um Mittag machten wir Halt bei dem jungen Fürsten Mawische, der einen Theil von dem Landstrich Uru unter sich hat. Er schickte mir Bananen und Honig, ohne sich sehen zu lassen, was nicht geschehen kann ohne das Kischogno (Zeichen der Freundschaft), das nicht gemacht wurde, weil ich dem Fürsten nichts dafür geben konnte. Am nächsten Tag setzten wir um 8 Uhr unsern Weg in westlicher Richtung weiter fort und kamen zuerst über einige sehr tiefe Thäler (1500 bis 2000 Fuß tief) mit Flüssen von 15 bis 20 Fuß breit und $^1/_2$ Fuß tief, die immer Wasser haben, auch in der trockensten Jahrszeit, in der ich sie passirte. Wir stiegen nun immer mehr gegen Madschame hinab, wo die weitern Flüsse, die fast alle von der erwähnten Größe waren, keine so tiefen Thäler mehr hatten. Wir passirten zwischen Kilema und Madschame in $1^1/_2$ Tagen etwa 12 solcher Flüsse. Von Uru aus hatte ich eine gute Aussicht westwärts nach Madschame, welches beträchtlich niedriger liegt und sich zwischen dem südwestlichen Fuß des Kilimandscharo und dem nordöstlichen Fuß des Berges Shira ausbreitet, welcher bisweilen auch beschneit wird. Im Westen, Süden und Südosten des hohen Berges Shira haben die nomadisirenden Masai (ein Brudervolk der Wakuafi) die große Ebene eingenommen, welche sich südlich und südwestlich von Dschagga ausdehnt und reichlich bewässert ist durch Flüsse, welche von Dschagga kommen und in den Pangani fließen. Etwa zehn englische Meilen südlich von Uru sah ich einen kleineren Berg als der Shira, aber

wie dieser, ebenfalls getrennt von der Dschagga-Bergmasse. Er heißt Ufuma wa Masai, weil die Masai bisweilen dorthin gehen, um Weidegrund zu finden. Er dehnt sich von Südost nach Nordwest etwa 18 englische Meilen weit aus. Am 6. Januar führte uns der Weg zuerst hinab in ein tiefes Thal, in welchem ein kleiner Fluß, 5 oder 6 Schritte breit und ½ Fuß tief, dahinfloß. Von diesem Thale an hatten wir etwa 10 Minuten lang sehr steil hinaufzusteigen, wo wir oben einige Plateaux antrafen. Nach einem Marsch von 20 Minuten mußten wir wieder in ein noch tieferes Thal hinabsteigen, in welchem ein größerer Fluß war. Nachdem wir auf der andern Seite des Thals aufwärts gestiegen waren, kamen wir auf ein großes Plateau, das von Ost nach West etwa 3 oder 4 Meilen sich ausdehnte. Hier gelangten wir an einen Fluß, der Uru von dem Gebiet Lambongo trennt. Auf der andern Seite des Flusses legten die Dschagga-Begleiter sowohl als die Suahilis ihre Zaubermittel nieder, um sich, wie sie in ihrem Aberglauben wähnten, dem Feind in Lambongo unsichtbar zu machen. Jeder von uns wurde aufgefordert, etwas Gras auszureißen und es auf den Zauberhaufen zu werfen. Ich als Christ, der unter dem Schutz des lebendigen Gottes stand, verweigerte natürlich meine Theilnahme an dieser thörichten und abergläubischen Ceremonie, ohne meine Begleiter durch mein Betragen zu erzürnen. Die Leute reisten sehr vorsichtig und still von dem Fluß (Ngomberre genannt) an mehrere Stunden lang. Die Ursache war, weil Kaschenge, der greise Herrscher von Lambongo, vor vielen Jahren eine Karawane von 200 Suahili und Arabern aus Mombas, die von Madschame nach der Küste reisen wollte, fast ganz vernichtet hatte aus Neid gegen seinen Nachbar Rungua, den Vater des Mamkinga, und aus Haß gegen die Suahili, weil sie nicht zu ihm kamen in Handelsgeschäften, sondern an ihm vorbeigingen nach Madschame, dem Reich des Rungua, der für die Karawane große Sorge trug. Den Beweis seiner Sorgfalt für die Reisenden legte Rungua dadurch an den Tag,

daß er seinen tapfern Sohn Mamkinga (Rungua selbst war gerade krank) mit einer Armee aussandte, welche den Kaschenge schlug und sein Gebiet Lambongo schrecklich verwüstete. Da Kaschenge den Rungua um Verzeihung bat, wurde ihm zwar das Leben geschenkt, aber er durfte mit dem Ueberbleibsel seines Volkes nur den obern Theil seines Landes besetzen, während das Niederland verlassen und die Hütten zerstört werden mußten. Pisangbäume bedecken jetzt noch den Boden wie ein dicker Wald, und die Früchte verfaulen, da sie Niemand holt. In der That fand ich da eine solche Masse von faulen Stoffen, daß die Luft wie verpestet war und sie hinreichte, Fieber zu erzeugen. Wir konnten von den reifen Früchten soviel nehmen, als wir wollten. Da ich keine andere Speise hatte und ich sehr hungrig war, so ließ ich sie mir tüchtig schmecken, obgleich ich seit meiner Fieberkrankheit in Mombas mich dieser Frucht gänzlich enthalten hatte.

Nachdem wir zwei andere Flüsse passirt hatten, führte uns der Weg hinab in die Ebene, welche sich im Süden von Dschagga ausbreitet, durch eine Gegend, welche, wie es schien, nie angebaut worden und mit undurchdringlichem Dschungel bedeckt war. Hier fand ich Himbeeren, von denen ich aß.

Nachdem wir die Pisangbäume verlassen und in die Wildniß eingetreten waren, brachen die Eingebornen und meine Suahilis das Stillschweigen, da sie sich außer dem Bereich der Feinde für sicher hielten. Wir reisten nun etwa 4 oder 6 englische Meilen weiter, passirten mehrere Flüsse (welche in dieser Jahreszeit gewiß vertrocknet gewesen wären, wenn sie nicht ihre Quelle in der Region des beständigen Schnees hätten), und erreichten das kleine Land Kindi, welches von einem kleinen Mangi oder Herzog, Namens Mdsch'au beherrscht wird. Kindi ist im Osten begrenzt von dem Fluß Wumbo, und im Westen von einem kleinen Fluß und dem Distrikt Kombo, welcher gegenwärtig unbewohnt ist. Die Pisang-Bäume, welche in keinem Land von Dschagga fehlen, sind dem Spiel der Elephanten überlassen. Von

Kombo (wo Dscheguo, der Vater des Masaki nach seiner Vertreibung aus Kilema durch den Mangi von Marango (ein kleines Land östlich von Kilema) eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, bis er nachher von Rungua in Kilema wieder eingesetzt wurde) hatten wir noch ungefähr 3 englische Meilen über eine schöne Ebene zu gehen, die jetzt nicht bewohnt ist, sondern nur hie und da von Mamkinga als Weideplatz benützt wird. Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir endlich an den schönen Fluß Weriweri, der wie alle andern Flüsse, die ich passirt hatte, über ein steinigtes Bett fließt in einem Thal von etwa 150 Fuß Tiefe. Der Fluß ist 20—30 Fuß breit und war 1½ Fuß tief. Dieser schöne Fluß, der als eine Schanze gegen jeden Feind dient, bildet die östliche Grenze von der Landschaft Madschame, die wir jetzt erreicht hatten und die ganz eben (die sie durchfurchenden Thäler abgerechnet) am südlichen und südwestlichen Fuß des Kilimandscharo liegt. Die Dschaggabergmasse steigt hier sehr plötzlich aus einer Ebene empor, während sie in Kilema sehr sanft und allmählig sich empor hebt, so daß, wäre ein Weg über die oft wiederkehrenden Schluchten gebahnt, 2 Kühe sehr gut einen Wagen bis zur Schneeregion hinaufziehen könnten, was eine ausgebreitete Basis anzeigt.

Am Weriwerifluß mußte ich mit meinen 9 Leuten (7 waren nach Mombas zurückgekehrt, ehe ich Kilema verließ) warten, bis eine Ziege gebracht und das Kischogno gemacht war, ohne das kein Fremder das Dschaggaland betreten kann. Da das Thal dem Schneeberg Kilimandscharo ganz offen lag, der im Mondlicht prächtig auf dasselbe herab schien, so fühlte ich sehr kalt, und mußte mich in meinen Teppich einhüllen, während meine Leute mit zwei Soldaten von Masaki ein Feuer anzündeten, um sich zu wärmen.

Nachdem das Kischogno gemacht war, führte mich Kilewo in eine seiner Hütten, welche in Dschagga nie ein Dorf bilden, sondern von einander durch dazwischen liegende Grundstücke getrennt und von Pisangbäumen bedeckt sind.

Am folgenden Morgen (den 7. Januar 1849) hörte ich,

daß der König seinen Leuten bei Todesstrafe verboten habe, mich zu besuchen, damit mich Niemand mit Betteleien belästigen möchte. Dieß zeigt die despotische Gewalt, welche dieser mächtige afrikanische Fürst besitzt.

Muigni Wessiri — von den Dschagga-Leuten Nasiri genannt — ein Suahili von Pangani, der seit sechs Jahren in Dschagga lebt und von Mamkinga als Arzt und Zauberer (was in diesen Ländern ein und dasselbe ist) angestellt ist, besuchte mich im Auftrage des Königs, um das Geschenk, das ich Sr. Majestät geben wollte, zu besehen. Der König hätte vernommen, daß durch meinen langen Aufenthalt in Kilema beinahe alle meine Habe abhanden gekommen, so daß nur weniges für ihn übrig sei; aber er würde dessenungeachtet mich als seinen Gast empfangen, da er nicht meine Habe, sondern mich selbst haben wolle. Muigni Wessiri, der das Zutrauen des Königs in hohem Grade genießt, ist durch seinen langen Aufenthalt in Dschagga eher ein Heide geworden, als ein Muhamedaner. Er trägt seine Kleider wie die Dschagga-Leute und ißt Fleisch, das die Moslem für „haram" d. h. unerlaubt halten. Ueberhaupt hat der Muhamedanismus wenig Macht über die Gemüther der Heiden an der Ostküste erlangt, selbst ganz in der Nähe derselben. Einerseits sind die Muhamedaner an dieser Küste nicht so bigot, wie in andern Ländern, daher sie auch alles Beten und sonstige Gebräuche aufgeben, sobald sie ins Innere reisen, und andererseits sind die Heiden durch ein complicirtes System von alten Sitten, Zeremonien und Festlichkeiten so gebunden und zusammengehalten, daß sie dem Muhamedanismus widerstehen können. Obwohl z. B. die Wanika keinen König haben, so werden sie doch von ihrer Ada (Sitte) so beherrscht, daß ihre politische, religiöse und sociale Existenz dadurch regulirt wird. Selbst ihre Feldarbeit wird durch die Ada geordnet, so daß Niemand seinen Samen nach Belieben säen kann.

Ein schlagendes Beispiel, wie die Muhamedaner, welche im Innern zu wohnen gekommen sind, selber Heiden werden,

anstatt diese zu ihrer falschen Lehre zu bekehren, liefert die Geschichte des Muigni Mkoma, welcher vor 150 Jahren vom Pangani-Fluß nach Dschagga kam, dort großen Einfluß gewann und der Stifter einer neuen Dynastie wurde. Er war nämlich der Urgroßvater Masaki's, des gegenwärtigen Herrschers von Kilema. Masaki's Vater hieß Dscheguo, dessen Vater hieß Kombo und Kombo's Vater war Muigni Mkoma, den die Dschagga-Leute Rongoma nannten.

Gegenwärtig ist keine Spur von Muhamedanismus unter den weit verbreiteten Nachkommen des Rongoma zu erkennen, ausgenommen die schöne weiß-braune Farbe, durch welche sie sich leicht von den Dschagga-Leuten unterscheiden, deren Farbe eine tiefe Schwärze hat. Muigni Mkoma's Geschichte hängt auch einigermaßen mit dem Wanika-Stamm von Rabbai zusammen, welcher, wie wir oft gehört haben, von Rombo in Dschagga abzustammen behauptet. Die Dschaggas nämlich, unter denen Muigni Mkoma wohnte, (im Stamm Marango und Kilema) sollen einst eine Kuh geschlachtet haben, bei deren Vertheilung Muigni Mkoma die besten Theile verlangte, weil er in seinem Lande ein großer König sei. Die Hälfte der Leute erkannte seinen Anspruch an und gewährte sein Verlangen, die andere Hälfte aber verweigerte es. Die letztere Partei trennte sich und zog nach dem benachbarten District Rombo, wo ein neuer Streit entstand, welcher viele Leute bewog, eine andere, entferntere Heimath zu suchen, welche sie endlich an der Seeküste in Rabbai fanden. Die zwei Hauptanführer, welche Brüder waren, sollen Mfumo und Ndikao geheißen haben.

Am 8. Januar sandte mir der König, ehe er selbst kommen wollte, eine Kuh, durch welche er beinahe das Geschenk zum Voraus bezahlte, das ich ihm zu geben hatte. Abends kam Muigni Wessiri, um mich um mehrere Arzneien, hauptsächlich gegen den Teufel, zu bitten. Ich nahm Veranlassung, ihn über die Arzneien im Allgemeinen zu belehren und ihm zu sagen, was mein eigentlicher Beruf in Afrika sei. Ich suchte die irrigen Begriffe zu korrigiren, welche die

Leute von den Europäern haben, die als die größten Zauberer betrachtet werden, die z. B. ein menschliches Wesen in irgend Etwas nach Belieben verwandeln können. Muigni Wessiri sagte mir dann, daß der König Leute, wie wir sind, in seinem Lande haben möchte.

In Beziehung auf eine persönliche Zusammenkunft mit dem König mußte ich warten bis zum 12. Januar. Die Zauberer waren Schuld an dieser Verzögerung. Man sagte mir, daß bei der Ankunft eines Fremden eine Arznei von einer gewissen Pflanze oder einem Baum aus weiter Ferne geholt, und mit dem Blut des Schafes oder der Ziege, von der der König selbst seinem Gast das Kischogno macht, vermischt werden müsse. Und was wird mit dieser Mixtur gethan? Der Fremde wird damit beschmiert oder besprengt, ehe er vor den König kommen darf. So geschah es, als am Abend jenes Tages der König mit einem großen Gefolge erschien. Anstatt daß ich jetzt auf einmal die lang gewünschte Audienz erhielt, wurde mir befohlen, in meiner finstern Hütte zu verweilen, während außerhalb derselben das Schlachtopfer erdrosselt wurde, um die erwähnte Mixtur zu bereiten, welche jedoch nicht mir allein galt, sondern auch zur Hervorbringung von Regen dienen sollte. Und so geschah es auch, daß der Zauberer kaum seine Ceremonie verrichtet hatte, als der Regen (unter Donnern) in Strömen herabfiel, und die betrogenen Zuschauer bewog, dem glücklichen Zauberer mit den Worten zu gratuliren — „Hei muanga wa Mangi! hei muanga wa Mangi!" wohl gethan, o Zauberer des Königs! Muanga (Zauberer) ist sogar ein Ehrentitel in Dschagga. Daß der Regen gerade im rechten Augenblick kam, war ohne Zweifel berechnet von dem verschlagenen und gewandten Zauberer, welcher gewöhnlich Kenntniß der Natur mit seiner betrüglichen Kunst verbindet. In keinem Land ist es leichter als in Dschagga, den Regen vorher zu wissen, wo man täglich den ganzen Proceß, wie die Wolken entstehen, wahrnehmen kann; denn sobald die Sonne anfängt, ein wenig heiß zu werden, sieht man dünne Dünste über dem Schnee hin und

her schweben, welche sich nach und nach zu dünnen Wolken bilden, so daß man um Mittag etwas Donner hört. Mit ein wenig Uebung in täglicher Beobachtung, und mit dem Studium der Jahreszeiten wird man bald im Stande sein, den Regen beinahe auf eine Stunde vorherzusagen. Als der Regen zu fallen anfieng, wurde ich aufgefordert, aus meiner Hütte herauszugehen; und während ich unter der niedrigen Oeffnung derselben stand, spritzte mir der Zauberer, ohne mich um Erlaubniß zu fragen, seine schmutzige Arznei mit einem Kuhwedel ins Angesicht und über den Vordertheil meines Körpers. Mein Führer Bana Cheri mußte sich derselben Besprengung unterwerfen; ja gar wie ich später erfuhr, eine Flasche, welche ich dem König gegeben hatte, durfte des Zauberers Arznei nicht entgehen. Es war gut, daß man mich nicht um Erlaubniß fragte, denn sonst würde ich mich hartnäckig geweigert haben. Nachdem der Regen vorüber war wurde ich zum König gerufen, da er mir in Person das Kischogno machen wollte. Hierauf mußte ich wieder in meine Hütte zurückkehren, wohin der König und seine Großen mir folgten, um sein Geschenk zu empfangen, und zu hören, was ich zu sagen hätte. Er bekümmerte sich sichtbarlich mehr um meine Person als um mein Geschenk. Ich streckte meine Bibel gegen ihn aus, und sagte ihm, meine Beschäftigung beziehe sich nur allein auf dieses Buch, welches das Wort Gottes enthalte, und welches wir alle Völker lehren wollten. Die Absicht meiner Reise sei nicht, Elfenbein und Sclaven zu kaufen, sondern Freundschaft mit ihm zu machen, und ihn zu fragen, ob er auch für sein Land Leute verlange, wie wir sind. Wenn dieß der Fall sei, so würde ich seinen Wunsch denen schreiben, die mich gesandt haben und die dafür sorgen würden, daß sein Wunsch erfüllt werde; nur könnte ich nicht sagen, wie lange es anstehen werde, weil unser Land sehr ferne sei.

Der König war sehr vergnügt und sagte: „Wie kann ich dieses Mannes Begehren verweigern?“ Sodann untersuchte er die wenigen Sachen, die ich ihm noch zu geben hatte,

worunter eine gewisse Glasperlen-Art und eine weiße Flasche ihm besonders zu gefallen schien. Nachdem er dann mir befohlen hatte, daß ich während meines Aufenthalts in Madschame bei Muigni Wessiri wohnen sollte, welcher dem König näher stand als Kilewo, so zog er sich in seine Wohnung zurück. Am folgenden Tag (13. Jan.) schenkte er mir ein Schaf und versprach, mir zu meiner baldigen Rückkehr zu verhelfen.

Madschame ist von Norden nach Süden etwa 12 englische Meilen breit, und wird im Norden und Nordosten begrenzt vom Kilimandscharo, von dessen Fuß ich nur eine Stunde entfernt war; im Osten hat Madschame den Weri-weri-Fluß, im Süden die Masai, und im Westen Uru zur Grenze. Das Land Uru, sowie das von ihm westlich gelegene Land Meru scheint noch zu Dschagga zu gehören. Der König oder Herzog (Mangi) von Uru heißt Loagati, und der von Meru wird Muigni Malaki genannt. Von Meru geht man westlich oder nordwestlich nach Arussa, Mloso und Dschodscho. Von Dschodscho kommt man 3 Tage durch eine Wildniß, worauf man zu dem großen See Ro gelangt, welcher während der Regenzeit sehr groß sein und hohe Wellen haben, aber in der heißen Zeit vertrocknen und eine Salzkruste zurücklassen soll, von der die Nachbarstämme Gebrauch machen, aber, wie es scheint, keinen Handel damit treiben. Der See Ro liegt in oder nahe bei dem Land Itandu, wo man den Kilimandscharo noch sehen kann. Von Itandu geht man durch Ramba und Ukimba nach Uniamesi, ein Name, der ein sehr großes Ländergebiet im Innerafrika zu bezeichnen scheint. Ein anderer beträchtlicher See liegt in der Nähe von Madschame, am nordwestlichen Fuß des Kilimandscharo, wo das Schneewasser nicht sogleich nach der Küste hin abfließt, wie dieß auf der Südseite der großen Bergmasse der Fall ist, sondern es sammelt sich in einer Niederung und bildet dort den See Luaya, an dessen Ufern sich viele Elephanten aufhalten, wie sich erwarten läßt. Nicht weit von diesem See, gegen Norden und Nordwesten, sollen die Wabi-

5*

likimo wohnen, eine pigmäenartige Menschenrasse, welche von den Dschagga-Leuten Wakoningo genannt wird. Der Ausdruck „Wabilikimo" bedeutet wörtlich die „Zweimaßigen", d. h. Menschen, welche nur zweimal die Länge des Vorderarmes messen, vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers, was natürlich eine Uebertreibung ist.

Eine Tagreise südwestlich von Madschame sind die Wandurobo, worauf man, 7 Tage durch eine Wildniß reisend, in's Land Uniemi kommt, das von einem König beherrscht ist, der noch mächtiger als Mamkinga sein soll. Von Uniemi geht man in 3 Tagen nach dem Land Ugogo, welches nahe bei Uniamesi ist. Zwischen Uniemi und Ugogo ist das Land Magassi, welches von der Königin Mbalamba regiert wird. Ein anderes Land in der Nachbarschaft von Uniemi und dem See Ro heißt Urangi.

Am 16. Jan. besuchte mich der König abermals und sagte mir, als ich ihn um Erlaubniß zur Abreise bat, daß er erst den Weg für mich säubern müßte. Dieß bezog sich auf das feindliche Betragen des Herzogs Mdschau von Kindi, welcher auf dem Herweg mich zu tödten drohte, weil ihm mein Begleiter Kilewo die Kischogno-Ceremonie verweigert hatte, wodurch er einige Ellen Tuch bekommen hätte. Kilewo hatte ihm gesagt, daß ich der Gast Mamkinga's sei und nur noch wenige Habe für diesen bei mir hätte, worauf Mdschau ergrimmte und einen Mordplan gegen mich faßte. Mamkinga verhielt sich auf diese Nachricht zuerst ganz ruhig, bis ihn Mdschau noch schwerer beleidigte dadurch, daß er ihm eine Anzahl Kühe stahl. Jetzt beschloß Mamkinga, den Herzog zu bekriegen und forderte den tapfern Kilewo, (zu unterscheiden von Kilewo, meinem Begleiter) den Sohn des Kaschenga, des Herrschers von Lambongo zur Hülfe auf, wodurch der Herrscher von Lambongo wieder mit dem von Madschame ausgesöhnt wurde, weßhalb ich nachher auch auf meiner Rückkehr nach Kilema ohne Furcht durch Lambongo reisen konnte, und nicht mehr durch den unbewohnten Theil jenes Landes ziehen mußte. Am folgenden Morgen wurde Mdschau

von Mamkinga wirklich schwer gezüchtigt, welcher ihm mehrere hundert Kühe abnahm und 20 Mann tödtete. Aber während der König im Nordosten seines Landes beschäftigt war, brachen die Masai im Südwesten herein und trieben eine Heerde Vieh hinweg, wofür Mamkinga die Masai nach meiner Abreise züchtigen wollte.

Bei der Audienz, die mir der König am 16. Jan. gab, erwähnte ich auch unser Verlangen, nach Uniamesi zu reisen, sei es, daß ich selbst, oder mein Bruder, Dr. Krapf, diese Reise unternehme. Ich bat ihn um Schutz gegen die Masai und Wakuasi, durch deren Gebiet die Reise führen würde. Der König versprach bereitwillig, uns zu schützen, aber ob man sich auf sein Wort verlassen kann, ist eine andere Frage, weil diese Leute gewöhnlich etwas sagen, was dem Fremden im Augenblick gefallen mag. Da wir aber unsere Reise nach Uniamesi nicht machen wollen ohne die Ueberzeugung, daß es des Herrn Wille ist, so hoffen und glauben wir auch, daß, obgleich Mamkinga sein Wort brechen sollte, doch uns der Herr den Weg in's Innere bahnen kann, nicht sowohl um unsere geographische Neugierde zu befriedigen, sondern um dem Verlangen seiner Kinder, welche das Evangelium aller Kreatur predigen möchten, entgegen zu kommen. Es muß in der That dem Herrn, der sein Leben für die Europäer wie für die Afrikaner hingegeben hat, sehr mißfällig sein, wenn die Christen sich mehr um die Wohnplätze als um die Bewohner Afrikas bekümmern; wenn sie mehr darum bemüht sind, daß sie wissen, wo Flüsse entstehen und wohin sie gehen, wie die Länder gestaltet sind, hingegen es unterlassen, die Bewohner zu dem Wasser des Lebens zu weisen und ihnen das himmlische Kanaan zu zeigen, dessen Kenntniß die Afrikaner ebenso wie die Europäer allein wahrhaft glücklich macht. Hätten die europäischen Christen diesen Durst gestillt, und die Afrikaner in die rechte Stellung zur Ewigkeit und auf den Weg des Lebens gebracht, so würde die geographische Lage der Nilquellen und der große See im Innern von Afrika schon lange und zwar genau bekannt geworden sein. Freilich, wer

selbst von dem Wasser des Lebens nicht trinkt und das Brod des Lebens nicht genießt und nicht im rechten Verhältniß zu der unsichtbaren Welt steht, der wird diese Sprache nicht recht verstehen können, und wird sein Geld lieber für vergängliche Dinge verwenden, als für das Eine, was Noth thut; er wird nicht einsehen, daß Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist, auch zur Kenntniß der Erd- und Völkerkunde.

Da Mamkinga die Gewohnheit hat, Fremde sehr lange bei sich hinzuhalten und darauf ausging, sich recht an mich, als so einer ganz neuen und fremden Erscheinung in seinem Land zu gewöhnen, so konnte ich, so sehr ich auch eine baldige Rückkehr wünschte, bis zum 29. Januar nicht von Madschame wegkommen, und obwohl der König in seiner Erwartung, in mir einen tüchtigen Zauberer zu finden, völlig getäuscht war, so wurde ich doch mehrmals auf's bestimmteste von seiner großen Zuneigung zu mir versichert, weßwegen er, hätte ich nicht so dringend um meine Rückkehr angehalten, mich noch viel länger bei sich behalten haben würde; — ja es wäre ihm recht gewesen, wenn ich geradezu auf einmal meine Wohnung bei ihm aufgeschlagen hätte, in welchem Fall er mir gleich seinen eigenen Sohn würde in den Unterricht gegeben haben.

Vor meiner Abreise sprach ich noch einmal von meiner Reise nach Uniamesi und erhielt wiederholt das Versprechen des Königs, daß er sie fördern wolle. Auch gab er mir ohne mein Gesuch einen Mann mit an die Küste, der an Ort und Stelle untersuchen sollte, was wir für Leute seien, und der hauptsächlich erforschen sollte, in welchem Verhältniß ich zu meinem Führer Bana Cheri stehe, der, so arm er auch in Mombas ist, sich selbst in diesen Ländern so wichtig machte und die Leute glauben ließ, daß ich nur mit seiner Erlaubniß diese Reise gemacht hätte.

Auf meiner Rückkehr nach Kilema passirte ich den Fluß Weriweri und die Landschaften Kindi und Lambongo eine Stunde mehr gegen Norden, so daß ich noch näher an den Fuß des Kilimandscharo kam, welcher hier sehr jählings von

der Ebene von Madschame und Kindi sich erhebt; aber von Lambongo nach Kilema und Useri ist die Erhebung sehr allmählig. Ich schlief wieder in Uru bei Mawische, welcher mir noch 15 Soldaten weiter zur Beschützung mitgab, weil der Weg von hier nach Kilema, durch einen Wald führend, seit meiner Abreise von Kilema gefährdet worden war von Kirume, dem Sohn des alten Muamino, des Herzogs von Kiruwa, ein kleines Fürstenthum, das an Kilema grenzt. In Kiruwa hatte nämlich der junge Prinz Kirume schon seit längerer Zeit gegen seinen alten Vater Muamino rebellirt. Da es nun Masaki mit Muamino hielt, so bekam er natürlich Kirume zu seinem Feind, und diese Feindschaft dehnte Kirume auch auf mich und meine Leute als den Gästen Masaki's aus; er suchte uns also bei unserer Rückkehr von Madschame nach Kilema zu ermorden. In einem tiefen Thal, Namens Msonga (nicht weit von einem schönen Wasserfall von etwa 150 Fuß Höhe), von wo an der Weg in den gefährdeten Wald führte, streuten die Soldaten und meine Suahilis eine gewisse Arznei auf ihre Stirnen, einen andern Theil der Tabak ähnlichen Arznei bliesen sie von der Hand weg gegen die gefährliche Gegend, um sich gegen die Feinde zu schützen. Ihre Furcht war nicht ungegründet; denn ungefähr in der Mitte des Waldes, auf der Spitze eines Berges, hatte Kirume, unterstützt von seinen Freunden, den Leuten von Modschi (westlich von Kiruwa) versucht, uns den Weg zu verrammeln, aber erschreckt durch den Umstand, daß unsere Anzahl bedeutend größer war als die seinige, den Ausriß genommen. So gelangten wir durch Gottes schützende Hand am Nachmittag den 30. Jan. glücklich nach Kilema. Am 1. Februar brach dann Kirume Morgens früh in Kilema ein, wurde aber von Masaki zurückgeschlagen, wobei 45, Andere sagten 60, von Kirume's Leuten fielen. Ich sah mit meinen eigenen Augen, wie die Sieger in wildem Triumphgesang die Kleider der Erschlagenen (meistens Häute) auf ihren Spießen umhertrugen und sie dann an Bäumen aufhängten. Der Anblick preßte mir fast Thränen aus, um so mehr, da mich meine

Reise in den letzten Tagen in eine so nahe und gefahrvolle Beziehung zu den Besiegten gebracht hatte.

Auf dieser Reise, die, wie schon erwähnt, in der heißen Jahreszeit gemacht wurde, wo die Berge nicht wie in der Regenzeit, fast beständig in Wolken eingehüllt sind, konnte ich erst deutlich die himmelhohen Gipfel der Dschagga-Bergmasse in ihrer besondern Abgrenzung gegeneinander sehen. Es sind zwei Hauptgipfel, die sich auf der gemeinsamen, etwa 10 Stunden langen und eben so breiten Basis so lagern, daß zwischen denselben ein Sattel gelassen ist, der sich von Ost nach West 3—4 Stunden ausdehnt. Der östliche Berggipfel ist niedriger und von spitzigen Formen, während der westliche höhere eine prächtige Kuppe darstellt, die auch in der heißen Jahreszeit, wo der westliche, niedrige Nachbar seine weiße Decke nicht mehr halten kann, mit einer Masse von Schnee bedeckt bleibt. Die Landschaft Kilema ist so gelegen, daß, wenn man von ihr aus geradenwegs nördlich gienge, man den Sattel zwischen beiden Bergen gerade in der Mitte durchschneiden würde. Der Schnee des Kilimandscharo ist nicht nur eine beständige Quelle vieler von ihm ausgehender Flüsse (wenigstens 20), sondern auch selbst in der heißen Jahreszeit und in dieser besonders, ein beständiger Erzeuger von Regen, wie man dieß täglich mit Augen sehen kann. Die Nacht über ist da der Berg gewöhnlich frei von jedem Gewölk, aber sobald die Sonne heiß zu scheinen anfängt, sieht man einen dünnen Nebel sich bilden, der sich immer mehr verdichtet, so daß bis zum Mittag eine mächtige Wolkenmasse den Berg mit seinem Schnee gänzlich umhüllt. Es fängt dann an zu donnern, worauf aber nicht immer Regen folgt, sondern nur in Zwischenräumen von im Durchschnitt 4—5 Tagen. Ohne Zweifel merken sich dieß die Zauberer und Regenmacher von Dschagga, und da der Schneeberg ihrer betrügerischen Kunst so sehr zu Hülfe kommt, so verschaffen sich jene Leute das größte Ansehen, wie sie es in den umliegenden Ländern nicht haben, indem es eine Ehre für sie ist, geradezu als

Muanga (Zauberer, Arzt) angeredet zu werden. In der Suahili-Sprache bedeutet dieses Wort „Licht, Helle."

Die Suahilis an der Küste heißen den Schneeberg Kilimandscharo (Berg der Größe),*) die Dschaggas aber nennen ihn Kibo, was zugleich den Schnee selbst bezeichnet. Auf der ersten Reise hatte mich mein Führer falsch berichtet, wenn er sagte, die Leute haben gar kein Wort für Schnee, noch wissen sie, was jenes weiße Ding eigentlich sei. Jetzt fragte ich die Dschaggas selbst, und ihre verschiedenen Erzählungen, die sie machten, z. B. wie der Kibo, wenn man ihn in das Feuer bringe, zu Wasser werde, gaben mir den Beweis, daß sie sehr wohl um die Sache wissen. Auch darin gaben sie mir Recht, daß ich ihnen erklärte, der Fluß, der da vorüber fließe, habe seine Quelle im Kibo. Den Suahilis zeigte ich, daß das weiße Ding kein Silber sein könne, indem sie ja mit ihren eigenen Augen sehen, wie das Ding auf dem einen Berge den Jahrszeiten gemäß gehe und verschwinde, und auf dem andern ab- und zunehme, was doch, wenn es Silber wäre, nicht der Fall sein könnte. Auch auf die vielen Flüsse, die von jenem Berg herunter kommen, wies ich sie hin zum Zeugniß dafür, daß jenes weiße Ding nur eine andere Form von Wasser sei. Mein Führer wurde völlig überzeugt und sagte, daß die Dschaggas den Suahilis ihre bleiernen Armringe, die sie als Schmuck tragen, gewiß nicht abkaufen würden, wenn sie eine solche Masse Silber in ihrem Bereich hätten. So viel ist bekannt, daß Leute zu Zeiten hinaufsteigen und wieder glücklich herabkommen, wozu sie nur die rechte Zeit zu wählen brauchen, (wobei sie freilich unwissend sind), weßwegen auch schon viele Leute umkamen.

Am 6. Februar brach ich von Kilema auf und kam über Bura und Kadiaro in 10 Tagen nach Rabbai, wo ich am 16. Febr. glücklich ankam.

---

*) Kilimandscharo kann in der Suahilisprache auch heißen „Berg der Karawane" (Kilima-Berg, Dscharo Karawane), weil die Karawanen ihn von weitem und überall sehen können.

Viertes Kapitel.

Rebmann's dritte Reise nach Dschagga.

Nach der Rückkehr von meiner zweiten Reise nach Dschagga war es Gegenstand unserer ernsten Berathung, ob wir nun nicht eine Reise noch weiter hinein bis in die Mitte Afrika's, ja wenn es möglich wäre, bis an die Westküste versuchen sollten. Der König von Madschame hatte uns zur Weiterreise von seinem Lande aus behülflich zu sein versprochen und mir einen Mann mitgegeben, mit dem ich wieder zu ihm zurückkehren sollte. Wir hatten freilich zu fürchten, daß er, wie es die Art dieser Leute ist, sein Wort ändere, und mir alle die Güter, die ich für die Weiterreise nach Uniamesi mitzunehmen hatte, abnehmen könnte (wie es denn wirklich geschah); aber wir wollten einmal das Unsrige thun, und den Versuch machen, von Dschagga aus nach Uniamesi vorzudringen, anstatt vom Pangani aus, wie die Suahili zu thun pflegen, oder von Kikuyu aus, von wo die Wakamba- und Kikuyu-Leute nach jenem großen Binnenland gehen sollen. Wir hielten es für unsere Pflicht, die unbekannten Länder von Inner-Afrika zur Kenntniß der Christen in der Heimath zu bringen, damit sie angetrieben würden, diesem Welttheil mehr als bisher das Evangelium zuzuwenden. In jedem Fall wollten wir die Evangelisirung Ostafrikas dadurch anbahnen, daß wir uns mit den unbekannten Ländern, ihren Sitten, Vorstellungen, Sprachen, Fürsten u. s. w. bekannt machten und den Namen Christi wenigstens da nenneten, wo er noch nie genannt wurde, und daß wir den Leuten im Allgemeinen unsern Zweck auseinandersetzten. Dieß hielten wir mitunter für eine wichtige Aufgabe der Missionsstation an der Küste, die so leicht die Kunde Afrikas befördern konnte und sollte.

Nachdem wir die nöthigen Güter (baumwollene und farbige Kleider, verschiedene Arten von Glasperlen, Messer, Spiegel, Nadeln u. s. w.) in Sansibar und Mombas gekauft hatten, mietheten wir bei 30 Männer, hauptsächlich Wanika,

als Träger (denn für die weite Reise nach Uniamesi bedurfte ich vieler Güter und Träger derselben), und ich machte mich am 6. April 1849 wieder auf den Weg.

Dr. Krapf begleitete mich bis Kadiaro, von wo an ich meinen Weg allein fortzusetzen hatte. Meine Absicht war, die Wildnisse zwischen Teita und Dschagga in gerader Richtung zu durchziehen, ohne nach Bura zu gehen oder demselben nur nahe zu kommen, und meine Leute verfolgten auch am ersten Tag diese Richtung; aber am zweiten Tag (nach unserer Abreise von Kadiaro), nachdem wir den Madade-Fluß überschritten hatten, reisten sie gegen meinen Willen der Bura Bergreihe entlang, welche sich eine Tagreise weit südlich erstreckt und völlig unbewohnt ist. Meine Leute fürchteten sich, die Wildniß in zu großer Entfernung vom gewöhnlichen Weg zu durchschneiden in einer Richtung, die Keiner von ihnen vorher gegangen war. So kam es, daß wir nahe an Bura vorbeizogen und den Weg betraten, den ich auf meinen beiden frühern Reisen gemacht hatte.

Da jetzt die Regenzeit völlig eingetreten war, so wurde meine Reise von Kadiaro bis Dschagga sehr beschwerlich. Mehrmals regnete es die ganze Nacht hindurch, während ich, wie meine Leute, im Freien lag, ohne irgend einen Schutz zu haben, den mir mein Regenschirm gewährte. Der Regen verursacht auch bei Nacht eine solche Kälte, daß ich, meiner besseren Kleidung ungeachtet, meine Zuflucht zu dem Feuer nehmen mußte, das meine halbnackten Begleiter anzündeten. Eine andere Schwierigkeit erhob sich durch das Anschwellen der Dschagga-Flüsse. Am 19. April passirten wir den Lumi-Fluß, in dessen Nähe wir uns auf einmal nur 10—15 Schritte weit von einem Nashorn, das hinter dem Gebüsch verborgen gewesen war, befanden. Nur Einer meiner Leute war vor mir, die übrigen alle hinter mir und während die Letzteren alle ihre Lasten niederwarfen und flohen, zog sich auch der Erstere hinter mich zurück. Ich wollte nun das Thier, da ich so nahe war, auch recht deutlich sehen, und zog mich daher nur langsam einige Schritte zurück. Das mächtige Thier

schien dasselbe thun zu wollen, indem es ungefähr eine Minute lang unbewegt dastand und auf uns hinstarrte. Auf einmal schien es aber vor der Menge der Leute in Furcht zu gerathen und sprang in schnellem Trabe davon. Meine Träger glaubten in ihrem Aberglauben, daß das Buch, (die Bibel) das ich in der Tasche trug, die Flucht des Thieres bewirkt habe, und hielten dieß für einen Beweis, daß mein Buch ein gewaltiges Zaubermittel sei. Sie meinten (obwohl Manche darüber schon oft belehrt worden sind), daß ich mein Buch bei mir trage als Schutz gegen körperliche Gefahren, wie sie ihre Pingu (Zaubermittel), in Bockshörnchen gesteckt, bei sich haben.

Am 20. kamen wir um Mittag an den Fluß Gona, der so angeschwollen war, daß keiner meiner Leute es wagen wollte, hindurch zu waten, bis ich selber den Anfang gemacht hatte. Das Wasser gieng mir bis über die Lenden und sein Lauf war so reißend, daß ich alle Kraft anwenden mußte vermittelst eines Stockes, um nicht fortgerissen zu werden. Der erste, welcher den Fluß nach mir zu passiren wagte, war ein Suahili, welcher auch die Lasten der 30 Männer über den Fluß trug, da sie sich sogar fürchteten, ihn ohne Last zu passiren. Erst nach ein paar Stunden hatte die ganze Gesellschaft den Fluß passirt. Von dem Fluß an hatten wir noch 3 Stunden zu gehen, bis wir unter einem heftigen Regen in das Gebiet von Kilema eintraten. Wie froh war ich, die Regennacht in einer, wenn auch noch so engen, finstern, rauchigen und elenden Hütte zuzubringen.

Gerne hätte ich dießmal Kilema vermieden und wäre geradezu nach Madschame gereist, wenn nicht Mangel an Speisevorrath und der beständige Regen mich genöthigt hätten, Kilema zu berühren, obwohl mir nicht verborgen war, daß Masaki einen großen Theil meiner Güter verlangen werde. Auch war Bana Cheri, den ich wegen seines habsüchtigen, zänkischen und stolzen Charakters dießmal nicht zum Führer wählte, in Kilema anwesend. Es war mir klar, daß er gegen mich intriguiren werde, besonders da ich Wanika zu

meinen Begleitern hatte, von denen er fürchten mußte, daß sie den Handel mit Dschagga an sich ziehen könnten, wenn sie einmal den Weg wüßten und die Fürsten kenneten. Aber aller dieser schwierigen Umstände ungeachtet mußte ich eben Kilema besuchen, der Speise und des Regens wegen.

Bana Cheri indessen betrug sich äußerlich gut gegen mich, da er meiner Hülfe bedurfte, nachdem er seine Mittel während seines langen Aufenthalts erschöpft hatte. Aber im Verborgenen wandte er Alles an, um den Masaki zu bestimmen, mich nicht weiter ziehen zu lassen, wenigstens nicht ohne reiche Geschenke von meiner Seite. Auch suchte er die Wanika in Furcht zu setzen, indem er ihnen sagte, sie würden auf dem Weg nach Madschame getödtet werden. Auch die Dschagga-Frauen gaben Träume vor, wornach meine Träger getödtet werden würden. Alles dieses setzte diese so in Schrecken, daß die Hälfte den Muth verlor und in Eile nach Rabbai zurückkehren wollte, selbst auf die Gefahr hin, ihren Lohn zu verlieren, womit ich ihnen drohte. Masaki beruhigte sie jedoch und machte ihnen das Kischogno, und spie ein wenig auf sie, indem er sagte: „Geht im Frieden und kommt im Frieden.“ Er konnte trotz aller Verhinderung und Verzögerung meine Reise nach Madschame nicht ganz vereiteln, weil er sonst den Zorn Mamkingas, seines Kaisers, auf sich geladen hätte, dessen Soldaten gerade in Kilema waren, und die gewiß ihren Herrn von der Ankunft und den Hindernissen des Europäers benachrichtigt hätten.

Hier liegen die großen Schwierigkeiten eines ostafrikanischen Reisenden. Jeder Herrscher betrachtet den Reisenden, der zu ihm kommt, als seinen Gast, und verlangt von ihm, daß er seine Güter gegen Elfenbein umtausche; oder, wenn er ihn in ein anderes Land ziehen läßt, hält er sich für berechtigt, einen großen Theil seiner Habe anzusprechen, mehr als der Reisende freiwillig zu geben bereit ist. Die Folge ist, daß der Reisende seine Mittel bald erschöpft und genöthigt ist, umzukehren, da er sich und seine Leute nicht länger ernähren kann. Es ist jedoch möglich, daß die Könige von

Dschagga dem Missionar erlauben werden, andere Länder zu besuchen, wenn einmal ihre Habsucht, ihr Verlangen nach Kleidern und Glasperlen etwas befriedigt ist, und sie den Zweck des Missionars mehr begriffen haben.

Am 12. Mai endlich konnte ich mit meinen 30 Mann von Kilema nach Madschame abreisen. Bei der Abreise ließ Masaki seine ganze Armee (etwa 4 bis 500 Mann) an mir vorüber ziehen, ohne Zweifel um mich zu überzeugen, daß er auch ein großer König sei. Nachdem wir am Tag der Abreise etwas über zwei Stunden immer aufwärts steigend gereist hatten, kamen wir an die Grenze des bewohnbaren Landes. Wir waren da der Schneeregion so nahe, daß, wären keine Abgründe dazwischen gelegen, wir nach 3 oder 4 Stunden den Schnee erreicht hätten. Der Morgen des 13. Mai war so regnerisch und nebelig, daß wir unsern Marsch erst um Mittag fortsetzen konnten. Nachdem wir in den (früher erwähnten) dicken Wald eingetreten waren, hatten wir den kleinen Fluß Mu zu passiren, welcher durch Kiruwa fließt und wahrscheinlich in den Gona geht.

Kleine Bäche und Rinnsale durchschnitten in dem Wald unsern Weg, bis wir wieder nach Uru kamen, das wir aber jetzt weiter unten als auf der früheren Reise passirten, um die furchtbar tiefen Thäler nicht wieder durchwandern zu müssen, wie dazumal. Der Weg war so voll Wasser und Koth, daß meine Schuhe bald zu Grunde gingen und ich genöthigt war, in den Strümpfen zu gehen, zumal ich nur ein einziges Paar Schuhe übrig hatte. Gegen Sonnenuntergang kamen wir im Distrikt Kinamfua, der zum Fürstenthum Uru gehört, an, wo mir der junge und verständig aussehende Fürst Kisenga, den Mamkinga erst neulich eingesetzt hatte (vor seiner Investitur hieß er Tamrita), eine schöne Kuh verehrte, die mir und meinen Leuten sehr gut kam, da wir schon geraume Zeit nur von Pisang-Früchten gelebt hatten. Er machte mir auch das Kischogno. Als Gegengeschenk gab ich ihm 12 Ellen baumwollenes Tuch, wie es in Amerika gemacht und in Sansibar verkauft wird, nebst einer kleinen Quantität

Glasperlen, womit er im Bewußtsein seiner völligen Abhängigkeit von Mamkinga, zufrieden war. Die kleinen Herrscher in der Nähe von Madschame verhindern den Durchzug der Fremden nicht, verlangen auch nicht zu viele Geschenke von ihnen, aus Furcht vor Mamkinga, ihrem Kaiser; Masaki dagegen ist schon entfernter von Madschame und hält sich für unabhängiger von ihm, obgleich sein Vater Dschegno dem Rungua (Vater des Mamkinga) sein Fürstenthum zu verdanken hat.

Am 15. Mai hatten wir von Kinamfua zuerst in die tiefen Thäler hinabzusteigen, durch welche die Flüsse Muare und Nau fließen. Von letzterem an hatten wir wieder aufzusteigen und über ebenes Land zu passiren, durch den Theil von Uru, der unbewohnt war. Wir passirten dann die Flüsse Kanerre, Ngomberre, Mso, Karanga, Nisie, Niama, Wumbo, welcher letztere die östliche Grenze der kleinen Landschaft Kindi bildet. Alle diese Flüsse, deren Namen ich von dem mich begleitenden Dschagga-Mann erfuhr, haben im Durchschnitt 15 Fuß Breite und 2½ Fuß Tiefe während der Regenzeit. Vom Wumbo an kamen wir zuerst über einige Bäche und dann über den kleinen Fluß Seri, von wo an wir nur noch eine kleine Strecke weiter gehen konnten, indem die Nacht über uns hereinbrach. Wir hofften an diesem Tage Madschame zu erreichen, aber der schlüpfrige Weg und die vielen Flüsse hielten uns auf, obwohl wir nur etwas mehr als eine Stunde von Madschame noch entfernt waren. Hier hatte ich noch einmal eine rechte Regennacht durchzumachen, obwohl unter den uns begleitenden Dschaggas ein Regenmacher war, der zugleich auch ein Regenverhinderer sein wollte. Von diesem war es bestimmt behauptet worden, daß er während unserer Reise den Regen binden werde, aber der arme Mann wurde völlig zu Schanden. Die Dschaggas errichteten in der Eile eine Hütte von Pisangblättern, die aber nur 10 Leute in sich aufnehmen konnte, während ich mit den Uebrigen im Regen zubrachte, mit einem Regenschirm mich etwas schützend.

Bei Tagesanbruch wollte ich sogleich weiter gehen, da ich wußte, daß wir nach einer Stunde in den Hütten von Madschame den besten Schutz gegen den Regen finden würden; allein meine Dschagga-Begleiter, die in der Hütte waren, wollten warten, bis der Regen vorüber wäre. Da dieser aber immer mehr zu-, statt abnahm, und meine Leute ungeachtet meiner wiederholten Aufforderung nicht aufbrechen wollten, sondern ihren wilden Gesang fortsetzten, wußte ich nichts Besseres zu thun, als ihre Hütte einzureißen, um sie gehen zu machen. Dieß that ich nun auch, und anstatt böse zu werden, lachten sie nur, indem sie wohl wußten, daß ich mit meinem Wunsch, aufzubrechen, Recht hatte. Sie brachen nun wirklich auf und nach ungefähr einer Stunde Wegs durch viele Pfützen und Teiche kamen wir an den schönen Weriweri-Fluß, der so groß war, als der Gona in Kilema, aber wegen seines breiteren Bettes leichter zu passiren war. Wir waren jetzt in Madschame, wo uns sogleich Hütten für unsern Aufenthalt angeboten wurden.

Am 18. sandte der König eine Kuh für mich und meine Leute, und verlangte dann eine Probe von den Kleidern und Glasperlen, die ich als Geschenke mitgebracht hatte, aber erst am 25. Mai kam der König, um mich zu sehen und sein Geschenk in Empfang zu nehmen. Der König, in Verbindung mit seinem Zauberer Muigni Wessiri, entfaltete jetzt einen sehr betrügerischen Charakter, indem er mir Hoffnung zu meiner Reise nach Uniamesi machte, um so ein möglichst großes Geschenk verlangen zu können, während er von Anfang an beschlossen hatte, meine Weiterreise zu verhindern. Er verlangte zuerst nur so viel, als ich ihm bereitwillig geben wollte; aber nachdem er dieses Geschenk erhalten hatte, vertheilte er den größern Theil desselben unter seine Verwandten und Begleiter, und machte dann dieß zum Grund weiterer Forderungen, indem er mir sagte, der Rest sei zu wenig für ihn. Ich gab ihm mehr; aber er erneuerte sein Begehren nach und nach, indem er bald 10, bald 5 Ellen fordern ließ. Der König, oder vielmehr sein Zauberer,

welcher im Namen des Königs sprach, gieng in der Lüge soweit, daß er sogar Kleider für diejenigen Soldaten verlangte, welche der König mir zum Schutz auf dem Weg nach Uniamesi geben wollte, während er doch schon entschieden war, mich nicht dorthin gehen zu lassen. Zuletzt verlangte er die Hälfte meiner für Uniamesi bestimmten Güter, mit der andern Hälfte sollte ich die Reise machen, für welche er noch seine Hülfe versprach, was jedoch abermals eine Lüge war.

Am 26. Mai gieng der König noch weiter in seinem Beraubungswerk. Muigni Wessiri befahl mir im Namen Sr. Majestät, mit eigenen Händen die Kleiderstücke von dem Hauptstück abzureißen. Ein Hauptstück, wie es aus Amerika kommt, besteht gewöhnlich aus 30 oder 32 Ellen. Ein Stück, das ein Eingeborener zu einem Kleid braucht, hat gewöhnlich 2 englische Ellen, oder 4 Vorderarmlängen nach dem Maß der Eingeborenen. Als ich nun so Stück für Stück abreißen mußte, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten. Der König bemerkte es und fragte nach der Ursache meines Weinens. Muigni Wessiri sagte ihm, daß es in dem Verlust meiner Habe seinen Grund habe. Ich bemerkte hierauf, daß ich nicht geweint habe wegen des Eigenthums, sondern darüber, daß dasselbe mir in der Heimath von guten Leuten gegeben worden sei, welche das Buch Gottes allen Afrikanern senden möchten, für welchen Zweck ich die Reise gemacht habe, während ich jetzt meiner Güter beraubt sei, und die gute Absicht jener Leute vereitelt werde. Der König erwiederte, er beraube mich nicht, da er mir ja Elfenbein geben werde, was natürlich kein Trost für mich war. Er erzählte dann Geschichten von Karawanen, welche gegen seine Warnung über sein Land hinausgegangen, und von den Masai und Wakuafi ohne Erbarmen getödtet worden seien. Er hätte mir allerdings bei meiner ersten Reise seine Hülfe versprochen, aber seit jener Zeit sei er im Krieg mit den feindlichen Stämmen, welche ihn seiner Freunde unter ihnen beraubt hätten. Dieß erzählte er vor meinen Leuten, denen er dadurch den Muth zur Weiterreise raubte. Der Anbruch der

Nacht verhinderte den König, sich nicht nur die Hälfte, sondern auch das Ganze meiner Habe anzueignen, was, wie mir Muigni Wessiri jetzt offen sagte, seine Absicht sei. Ich sei das erstemal mit leerer Hand gekommen, und müßte jetzt das zweitemal (wo ich viele Güter brachte) des Königs Herz erfreuen. Wenn ich dann mit neuen Gütern für Uniamesi zurückkehren würde, so werde der König mich ohne irgend eine neue Forderung weiter ziehen lassen, während er unterdessen sich Freunde unter den Wakuafi erwerben würde. Aber wer wird diesen Afrikanern glauben, welche ihre Zungen, wie Bogen, zu Lügen beugen? (Jerem. 9, 3.). Es war ungefähr der dritte Theil der Güter noch übrig, die der König am 26. vollends zu nehmen beabsichtigte. Da ich aber am Sonntag keine Arbeit zu verrichten erklärte, wurde die Sache auf den Montag verschoben, wo aber, zu meinem Leidwesen, der König nicht selbst kam, sondern nur Muigni Wessiri und Kilewo sandte, die ihn ganz schamlos betrogen.

Nicht nur mein Gemüth litt unter diesen Umständen, sondern auch mein Körper ward angegriffen durch das nasse und kalte Wetter, durch die elende und rauchige Hütte, auf welche ich beschränkt war. Ich war schon vorher fieberkrank gewesen und hatte jetzt einen heftigen Husten und Dysenterie. Es war daher natürlich, daß ich wünschen mußte, schnell nach der Küste zurückzukehren, und dieser Wunsch war auch der meiner Gepäckträger, wozu sie in der That Ursache hatten. Am 30. Mai kam nämlich ein Zauberer (dergleichen Leute der König viele hat), angeblich vom König abgesandt, um Denjenigen ausfindig zu machen, der den König, der krank sei, bezaubert habe. Sei der Verbrecher ein Mnika, einer von meinen Trägern, so müsse er sterben, sei er aber ein Dschagga-Mann, so müsse er auch sterben. Aber ehe er seine Untersuchung anstellte, verlangte er ein Stück Tuch und Glasperlen von mir. Der Betrug war offenbar, und ich schlug ihm daher sein Begehren rund weg ab; doch um des Friedens willen gab ich ihm das Tuch, aber nicht die Glasperlen, denn ich hatte nichts mehr übrig, außer was ich

brauchte, um Speise für mich und meine Leute zu kaufen. Der Zauberer, der sich in einiger Entfernung hielt und den Muigni Wessiri zum Dollmetscher machte, war äußerst zäh in seinem Begehren, aber ich war ganz entschlossen, ihn abzuweisen und erklärte vor allen Anwesenden, der Muanga (Zauberer) sei ein Lügner (Muongo), und sei nicht vom König gesandt worden, sondern habe eine Lügengeschichte erfunden, um mich zu erschrecken und zur Befriedigung seiner Bettelei zu bewegen. Als die Wanika meine Weigerung sahen, gaben sie der Befürchtung Raum, die Dschaggas suchten Ursache, sie zu tödten, und gaben daher in ihrer Furcht dem Zauberer ein Stück Tuch aus eigenen Mitteln.

Am Abend sagte mir Kilewo, daß der König den Zauberer nicht gesandt habe, und somit war ich gerechtfertigt in der Erklärung, daß der Muanga (Zauberer) ein Muongo (Lügner) sei.

Sein Betragen mußte freilich in meinen Leuten das Verlangen nach schneller Rückkehr an die Küste vermehren; allein wir konnten eben nicht abreisen, ehe wir förmlich vom König oder seinem Stellvertreter verabschiedet waren. Der Abschied wurde von Tag zu Tag versprochen, aber immer wieder hinausgeschoben.

Viel Lügen und Betrug mußte ich auch in Beziehung auf das Elfenbein erfahren, das mir der König bei meinem Abschied zu geben verheißen hatte. Man sagte mir im Anfang, der König werde mir drei große Elephantenzähne geben, welche in Mombas ungefähr 120 Thaler werth gewesen wären und welche mir die Auslagen der Geschenke, die ich dem König geben mußte, ersetzt hätten; allein, als ich endlich am 6. Juni vom König verabschiedet wurde, erklärte mir sein Bruder, der von Muigni Wessiri begleitet war, „daß ich als Manadschuoni, d. h. Sohn des Buches oder Lehrer des Wortes Gottes keinen Wunsch nach Elfenbein haben solle." Ferner wurde mir beim Abschied gesagt, der König wünsche sehr, seine Kinder unterrichten zu lassen, und ich würde ihm daher zu jeder Zeit willkommen sein; würde ich Elfenbein

(wovon der König in Menge hätte) verlangen, so sollte ich wieder kommen und neue Güter bringen zum Ankauf desselben. Ein alter verdorbener Zahn wurde mir jedoch gegeben, damit ich unterwegs Speise kaufen könnte. Ich erwiederte: „Es ist jetzt Alles recht, ich habe keinen andern Wunsch, als den der Rückkehr.“

Ihre Habsucht offenbarte sich bis zur Stunde unseres Abschieds, welcher der Sitte gemäß damit gegeben wird, daß der Verabschiedende ein wenig Speichel gegen den Fremden ausspeit und die Worte hinzusetzt: „Gehe im Frieden.“

Für diesen Speichel, welcher zuerst auf die Wanika, dann auf die Suahili und endlich auf mich selbst geworfen wurde, verlangte man eine besondere Bezahlung von jeder Parthie. Meine Wanika hatten nichts als eine Handvoll Glasperlen, welche ich ihnen gegeben hatte, um ihre tägliche Nahrung zu kaufen. Aber einer der Suahilis trug ein besseres Kleid (wie die Muhamedaner es gewohnt sind), welches auf die rohste Weise ihm abgefordert wurde. Er mußte es von dem Leibe weggeben, um für den Friedens-Speichel Zahlung zu leisten.

Nach dem Abschied ließen sich meine Wanika nicht mehr zurückhalten und wollten auch nicht auf die Dschagga-Soldaten warten, welche uns nach Kilema zurückbegleiten sollten, wie ich gewünscht hatte.

Die Wanika brachen in Eile auf (am 7. Juni), und ich mußte ihnen folgen; und in der That, ich war froh, die Wildniß gegen den Umgang mit so habsüchtigen Leuten auszutauschen. Da ich Ursache hatte, zu fürchten, Masaki möchte mich seinen Zorn fühlen lassen, weil ich nach Madschame gegangen war, ohne ihm mehr von meinen Gütern zu geben, so hielt ich es mit meinen Leuten für gut, alle Berührung mit ihm auf meinem Heimweg zu vermeiden, und deßwegen beschlossen wir, durch die im Süden von Dschagga ausgebreitete Wildniß zurückzukehren. Nach Ueberschreitung des Weriweri-Flusses zeigte uns ein Eingeborener einen Fußpfad (in der Richtung, die wir einschlagen wollten), der uns bald in den dicken Dschungel brachte, welcher die Wildniß

bedeckt. Wir verfolgten diesen Pfad mehrere Stunden lang, aber wir kamen nicht weit des Dickichts wegen. Da dieser Pfad uns eher nach Dschagga zu bringen schien, so verließen wir ihn, und die Wanika entschloßen sich, einen Weg mit ihren Händen und Aexten durch den Dschungel zu hauen. Dieß wurde auf folgende Weise begonnen und einige Tage lang fortgesetzt. 5 bis 6 Mann — so viele, als Aexte hatten — giengen einige Stunden voraus und säuberten den Weg für die zurückbleibende Parthie. Die Richtung erforschten sie dadurch, daß sie hohe Bäume, welche hie und da aus dem Walde sich erhoben, erkletterten, während der größere Theil der Karawane sich niedersetzte und auf diejenigen abwechslungsweise wartete, welche den Weg zu säubern hatten. Es war kein geringes Unternehmen für Afrikaner, welche selbsterwählte Arbeit und Anstrengung im Allgemeinen sehr wenig kennen. Das Geschäft wurde jedoch erleichtert durch die Abwesenheit von Dornen, indem der Wald meist aus kleinem Gehölz und Buschwerk bestand. Wäre ihnen die Arbeit befohlen worden, so hätten sie schwerlich dieselbe verrichtet; aber da es ihr eigener Wille und Wunsch war, so arbeiteten sie mit aller Munterkeit.

Die erste Nacht in dem Walde war finster und regnerisch, wozu noch kam, daß die armen Leute kein Feuer machen, sich nicht wärmen und keine Speise bereiten konnten, wozu es ihnen auch an Wasser fehlte, da die Wasserträger, in der Hoffnung, bald an einen Fluß zu kommen, kein Wasser mitgenommen hatten. Erst in der folgenden Nacht erreichten wir einen Bach, an dessen Ufer wir die Bohnen kochten, von denen wir einen guten Vorrath von Madschame mitgenommen hatten. In Folge des regnerischen und kalten Wetters war nicht Durst, sondern Hunger unsere Plage. Während der Nacht wurde mein Bett und meine Kleidung fast ganz durchnäßt. Da am Morgen des 9. Juni in Folge eines großen Nebels die aufgehende Sonne nicht gesehen werden konnte, so verloren wir unsere Richtung. Zwar fanden wir einen betretenen Pfad, aber dieser schien uns nach Dschagga zu

führen, und deßwegen verließen wir ihn wieder. Die Wanika kamen nun in große Verwirrung und stritten sich über die Richtung, in welcher die Sonne aufgegangen war. Ich zeigte ihnen die Richtung nach dem Kompaß, aber sie wollten in diesen kein Vertrauen setzen, sondern erkletterten wieder einige Bäume, um nach den Gegenden zu sehen, die ihnen bekannt waren, obwohl der Nebel noch immer ein großes Hinderniß war. Abends passirten wir den dritten Fluß, seitdem wir den Weriweri überschritten hatten. Am Abend des 10. Juni kamen wir an einen Fluß, der größer war, als alle, welche wir bisher passirt hatten. Glücklicher Weise fanden wir am Ufer einen passenden Baum, den wir umhieben und in den Fluß warfen an einer Stelle, wo große Felsen waren, welche ihn nicht fortschwimmen ließen. Obwohl aber der Baum etwa 30 Fuß lang war, erreichte er das jenseitige Ufer nicht. Es mußten daher 15 Fuß lange Stangen an sein Ende und an die aus dem Wasser hervorragenden Felsen gebunden werden. Am folgenden Morgen passirten wir diese Brücke, auf der ich das Gleichgewicht verlor und daher in den Strom fiel, welcher mich fortgerissen und ersäuft haben würde, wenn ich nicht mit meinen Händen die Stangen gefaßt hätte. Aber so groß war die Gewalt des Stromes, dessen Wasser mir bis unter die Arme reichte, daß ich die Stangen kaum festhalten konnte, während ich mich gegen das andere Ufer hin bewegte und an einen Stein hin arbeitete, wo mir einer meiner Leute zu Hülfe kam und mich aus dem Wasser zog. Im Lauf des Tages passirten wir noch drei andere Flüsse, von denen einer so groß war, daß wir es nicht wagen konnten, ihn zu durchwaten. Glücklicher Weise fanden wir in kurzer Entfernung einen Baum über den Fluß gelegt, der 10—12 Fuß hohe Ufer hatte. Aus Furcht, das Gleichgewicht wieder zu verlieren, in welchem Fall ich der hohen Ufer wegen unfehlbar verloren gewesen wäre, gieng ich nicht auf dem Baum, wie meine Wanika thaten, sondern zog es vor, unsere Baumbrücke in reitender Stellung zu passiren. Gegen Abend hatten wir eine halbe Stunde

lang durch einen Sumpf zu gehen. Der Dschungel, welcher zuerst mit Waldung und hohem Grase abwechselte, hörte jetzt allmählig ganz auf.

Nachdem wir noch vier andere Flüsse, unter denen auch der Gona war, passirt hatten, kamen wir endlich am 13. Juni an den Lumi-Fluß, welchen wir von Madschame an in 7 Tagen erreichten, den wir bei gutem Wege in 3 Tagen hätten erreichen können.

Von hier an wird die Wüste zu einer fast dürren Einöde, weil nach dieser Richtung hin keine Flüsse gehen. Am ersten Tag unserer Wüstenreise fanden wir wilden Honig und viele Nester mit jungen Vögeln, welche meine Wanika sich recht schmecken ließen. Viele Bäume waren beinahe ganz mit Nestern bedeckt, welche sehr nachlässig und doch sicher an den kleinsten Zweigen hiengen. Ich dankte Gott für diese Speise, da unser Vorrath von Bohnen in Folge der langen Reise beinahe erschöpft war, und wir noch 2 oder 3 Tage durch die Wüste vor uns zu reisen hatten.

In der Nacht vom 15. Juni hatten wir kein Wasser, um unsere Bohnen zu sieden, weßhalb wir sie bloß rösteten. Als ich unter den Dornen der Wildniß mein Gebet verrichtete, schmolz mein Herz in mir und Thränen floßen aus meinen Augen bei der Erinnerung der Erfahrungen, welche ich auf dieser Reise gemacht hatte, welche mich nicht nur die Verkehrtheit dieser afrikanischen Heiden, sondern auch die meines eigenen Herzens mehr kennen lehrte. Obgleich ich alle Bequemlichkeiten dieses Lebens entbehrte, fühlte ich mich doch so selig in meinem Herzen, wie selten zuvor.

Am 16. hatten wir nichts zu essen noch zu trinken, bis wir Nachmittags um 4 Uhr den Bach Gnaro erreichten, welcher beinahe ausgetrocknet war. Am Morgen des 17. Juni betraten wir das Gebiet des Häuptlings Maina in Bura, wo wir bis zum 19. ausruhten. Einer meiner Wanika hatte am Gnaro-Fluß erklärt, nicht nach Bura zu gehen, da Maina ihnen das Elfenbein, das meine Leute mit eigenen Mitteln in Dschagga gekauft hatten, entreißen könnte. Da man diesen

eigensinnigen Mnika auf den Mangel an Speise aufmerksam machte und ihm die Nothwendigkeit, zu Maina zu gehen, zeigte, sagte er: „Auf den Befehl Gottes werden wir Kadiaro erreichen ohne neuen Speise-Vorrath." So sind die Heiden. Sie wollen Glauben an Gott haben, wo sie ihre Vernunft brauchen sollten, und wollen nach ihrer Vernunft handeln, wo sie glauben sollten. Der Mnika aber gab endlich nach, als er seinen Vorrath erschöpft sah und wollte lieber sein Elfenbein verlieren, als körperlichen Mangel leiden. Der Häuptling Maina beunruhigte sie auch nicht des Elfenbeins wegen.

Am 19. Juni passirten wir über die Bura-Berge und lagerten uns Abends am Madade-Fluß. Um Mittag den 21. erreichten wir Kadiaro. Hier ruhten wir aus und kauften Bohnen und Welschkorn zu unserer Nahrung.

Am 23. brachen wir auf, um den letzten Theil unserer beschwerlichen Reise zu vollenden. Aus Mangel an gehöriger Nahrung fieng mein Körper an, unter den fortgesetzten Strapatzen zu erliegen. Ich schrieb daher am 26. an Dr. Krapf, mir eine Flasche Wein und etwas Zwieback zu senden und befahl dem größern Theil meiner Leute, ihre Schritte zu verdoppeln, um vor mir nach Rabbai zu kommen, während ich langsam nachkommen wollte mit ein paar Begleitern. Gegen meine Erwartung aber erreichte ich noch an demselben Tag das Ende der Wildniß und gelangte in das Duruma-Gebiet, wo ich die Nacht in dem Dorf Ngoni zubrachte. Mein Hauswirth versah mich mit besserer Speise, als ich seit langer Zeit genossen hatte, und so fühlte ich mich am nächsten Tag stark genug, die Reise fortzusetzen, ohne auf die Erfrischungen zu warten, die mir mein theurer Mitarbeiter von Rabbai senden sollte. In kurzer Zeit jedoch begegnete ich unserem Knecht Amri, welchen Dr. Krapf mit Erfrischungen mir entgegengesandt hatte. Nach einem weitern Marsch von 3 oder 4 Stunden erreichte ich glücklich unsere Hütte in Rabbai, wo ich unsere Missionsfamilie mit zwei Gliedern vermehrt fand, nämlich mit Missionar Erhardt und

Johannes Wagner, welche ein paar Wochen zuvor aus Europa angekommen und sogleich bei ihrer Ankunft am Fieber erkrankt waren, welches bei Wagner einen entzündlichen Charakter annahm, und am 1. August mit seinem Tode endete.

Diese Reise lehrt uns, zu welcher Zeit wir nicht in Afrika reisen sollen, und daß wir noch Geduld haben müssen für die weitere Entdeckung des Innern von Afrika. Wenn des Herrn Stunde gekommen ist, so wird kein König mehr den eindringenden Missionar aufhalten können. Wie lange es aber noch anstehen wird, bis durch Süd-Afrika eine Missionskette, von der mein theurer Mitarbeiter Dr. Krapf spricht, gebildet ist, wissen wir nicht.

Fünftes Kapitel.

Meine erste Reise nach dem Königreich Usambara.

Nachdem ich die von meinem werthen Mitarbeiter Rebmann in's Innere gemachten Reisen mitgetheilt habe, will ich nun auch meine Unternehmungen und Erlebnisse im Innern erzählen, und zwar zuerst:

Meine Reise durch die Wakuafi-Wildniß nach Udigoni, Uschinsini und Usambara.

Vom 12. Juli bis 1. Sept. 1848.

Als Rebmann von seiner ersten Reise nach Dschagga (etwa 100 Stunden im Innern) zurückgekehrt war, wurde unter uns beschlossen, daß ich die Länder im Süden und Südwesten von Mombas besuchen sollte, um auch in jener, der Insel Sansibar so nahe gelegenen Region, das Evangelium zu verkündigen und die Verhältnisse und Wege zu erforschen, unter und auf welchen in künftiger Zeit eine Mission dort unternommen werden könnte. Schon im Jahr 1844, als ich in Wassin, Tanga und am Pangani-Fluß das hohe Bergland von Usambara in einer Entfernung von 10—20 Stunden erblickte, hätte ich gerne den mächtigen Herrscher (wie man ihn mir schilderte) desselben besucht, allein damals verstand ich die Sprache und die Verhältnisse

der Küstenbewohner noch nicht, und ich wäre in der That nicht im Stande gewesen, dem listigen, betrügerischen, habsüchtigen Wesen der muhamedanischen Suahili zu widerstehen und eine Reise von der Küste aus, wenigstens nicht ohne großen Verlust von Habe, durchzusetzen. Nachdem aber unsere Missionsstation in Rabbai-Mpia gegründet, die Hauptschwierigkeit der Sprache u. s. w. überwunden war, so konnte ich, in Absicht auf die Suahili, als den unmittelbaren Küstenbewohnern, freier handeln. Und da ich wußte, daß man nach Usambara von Rabbai aus gelangen kann, ohne die Suahili-Küste zu berühren, so hatte ich mich um die Suahili gar nichts zu bekümmern, welche es nur gar nicht gerne sehen, wenn die Eingeborenen im Innern in unmittelbare Berührung mit den Europäern kommen, weil sie fürchten, ihren verderblichen Einfluß und ihr Handels-Monopol im Innern zu verlieren. Was den König Kmeri (oder Kimeri) von Usambara betrifft, so wußte ich wohl, daß er nur einen Europäer zu sehen brauchte, um ihn zu lieben und ihm zu gestatten, sich in seinem Lande aufzuhalten, und daß er an der Küste von Tanga und vom Pangani, welche zu seinem Gebiet gehörte, solche Anordnung treffen würde, daß ein Europäer ohne Hinderniß von Seiten der Suahili Zugang zu ihm und seinem Reiche in Zukunft haben werde. Es war mir klar, daß man die Plane der Suahili, welche den Europäer nicht in's Innere reisen lassen wollen, nur dadurch zu Schanden machen könne, wenn man von innen heraus auf einmal nach der Küste komme und sie überrasche, ehe sie Zeit gewinnen, ihre Intriguen gegen den Fremden spielen zu lassen.

Nachdem ich Bana Cheri, Rebmann's Führer nach Dschagga, gegen die Summe von 15 Thalern als Führer für meine Reise nach Usambara und 7 Suahilis als Gepäckträger für 5 Thaler pr. Mann gemiethet, auch die nöthigen Artikel, (z. B. Kleider, Glasperlen, Messer u. s. w.) zu Geschenken und zum Ankauf unserer Speise auf den Weg in Mombas gekauft hatte, verließ ich letztern Ort am 12. Juli 1848 mit meinem theuren Mitarbeiter Rebmann, welcher mich bis Kuale, dem Hauptort

des Wanika-Stammes Schimba, etwa 8 bis 10 Stunden südwestlich von Mombas, begleiten wollte. Rebmann hatte auf seiner Rückkehr von Dschagga das Dorf und dessen freundlichen Häuptling Mualuahu kennen gelernt. Ich hätte zwar direct von Rabbai aus meine Reise beginnen können, aber in diesem Falle hätte ich durch das Gebiet der Wanika vom Duruma-Stamm ziehen müssen, dessen Häuptlinge ein bedeutendes Geschenk von mir verlangt haben würden, während Mualuahu mit Wenigem zufrieden war und auch Muigni Mku, der muhamedanische Scheich von Schimba, der sich in Mombas aufhielt, keine großen Ansprüche machte, nachdem der Gouverneur von Mombas sich meiner Reise nach Usambara nicht widersetzt hatte.

Wir verließen um 9 Uhr Vormittags (am 12. Juli) den Hafen von Mombas und liefen gegen Mittag in die südlich von Mombas gelegene Bucht von Mtongue ein, wo wir bei dem muhamedanischen Dorf Dschembo landeten und jetzt zu Land aufwärts stiegen, bis wir den Weiler Lumguma erreichten, welcher von dem Lungo-Stamme bewohnt ist, der zu den Wadigo-Stämmen der Wanika gehört. Die südlich von Mombas wohnenden Wanika heißen, wie schon früher erwähnt wurde, Wadigo (ihr Land Udigo), die nordwestlichen und nordöstlichen heißen Walupangu.

Obwohl der Weg bergaufwärts ein sehr betretener war, so gaben mir doch die Stacheln der Akazien schon einen Wink, welchen Respekt und Tribut ich auf meiner weitern Reise „dem Dornbusch, als dem unbarmherzigen König der Wildniß“ zu geben hätte. Im Nordwesten von Lungo sah ich das Gebiet des Stammes Mtawe, der zwischen Schimba und Duruma seine Wohnsitze hat. Der Berggürtel, der sich um die Insel Mombas auf dem festen Land herumzieht, bildet zwischen Schimba und Mtawe einen sonderbaren Einschnitt, als wäre dort ein Thor, das aus dem Innern in die Bucht von Makupa führt, in welche ein Fluß (der aber in der heißen Zeit vertrocknet) fällt, der durch jenen Einschnitt fließt

und der die östlichen, westlichen und südlichen Wasser auf=
nimmt in der Regenzeit.

Muadsche Kuku, der Häuptling von Lunguma, den Reb=
mann kannte, nahm uns freundlich auf und beschenkte uns
mit frischen Kokosnüssen, deren angenehmes Wasser mich sehr
erquickte. Die Hauptorte des Stammes Lungo sind Lunguma,
Fuga und Kirimani. Eine kurze Bekanntschaft mit den
Wadigo=Wanika reichte hin, um mir den Unterschied derselben
von den Walupangu in Sprache, Sitte u. s. w. klar zu
machen, obwohl ich schon vorher mit diesem Unterschied be=
kannt war. Die Wadigo bewohnen theils die unmittelbare
Seeküste (wo jedoch auch viele Suahilis anzutreffen sind),
theils die höheren Regionen südlich von Mombas, bis hinab
zur Insel Wassin, zu den Wasegedschu= und Waschinsi=Stäm=
men und westlich bis Usambara und zur großen Wildniß,
durch welche ich jetzt reisen wollte. Die Wadigo treiben
Ackerbau, zum Theil auch Fischfang und Handel und haben
viel Umgang mit Mombas und den Suahilis an der Küste.
Der Boden ihres Landes ist meist vortrefflich zum Landbau
geeignet. Im Uebrigen scheinen sie kriegerischer und aber=
gläubischer zu sein als die Walupangu.

13. Juli. Nachdem wir dem Häuptling von Lunguma
20 Ellen Americano (d. h. Baumwollenzeug, das in Lowell,
im Staat Massachusetts in Nord=Amerika, verfertigt wird) für
seine Gastfreundschaft und Nachtherberge geschenkt hatten,
setzten wir unsern Weg weiter fort, allmälig bergan steigend.

Nach etwa einer halben Stunde passirten wir ein Dschete,
d. h. einen Marktplatz, wo viele Wadigo=Frauen die Produkte
ihres Landes, z. B. Reis, getrocknete Kassada, Kokosnüsse
u. s. w. gegen Kleider, irdenes Geschirr u. s. w. austausch=
ten. In dieser Beziehung stehen die Wadigo über den Walu=
pangu=Wanika, welche keine öffentlichen Märkte haben, die ich
später auch bei den Waschinsi und Wasambara wahrnahm.

Unser Weg wurde jetzt steiler und schwieriger für den
Esel, den ich von Mombas auf meine Reise mitgenommen
hatte. Nach etwa 3 Stunden Wegs erreichten wir die schöne

Ebene von Schimba, wo ich so kalt fühlte, daß ich mich nach einer wärmeren Kleidung sehnte. Die Aussicht nach dem Niederland, nach Mombas und seinen Buchten, nach dem Meere zu und nach der nördlichen Bergreihe des Wanika-Landes war großartig. Auf dem Plateau von Schimba ist Raum genug für Städte und Dörfer, für Ackerbau und Viehzucht, wiewohl der Boden hie und da etwas sandig und daher weniger fruchtbar ist. Nach einem Marsch von 2 Stunden auf der Ebene kamen wir in einen Dschungel, in welchem das Dorf Kuale liegt. Der Häuptling Mualuahu empfieng uns sehr freundlich und ohne den Spektakel von Tanz und kriegerischem Aufzug, mit welchem wir früher von den nördlichen Wanika empfangen wurden. Das Dorf hat etwa 70 Hütten, von denen aber die wenigsten bewohnt sind, da die Leute auf ihren Plantagen sich aufhalten. Der Vater von Mualuahu soll ein einflußreicher Mann in Kuale gewesen sein, als die Bewohner dieses Dorfes noch eine compacte Masse bildeten, wozu sie durch die Einfälle der Wakuafi, die im Schimba-Gebiet in der Wildniß herumstreiften, genöthigt waren. Als aber die wilden Wakuafi in's Innere zurückgedrängt wurden, und als zu gleicher Zeit eine große Hungersnoth die Wanika heimsuchte und die Masrue-Herrschaft in Mombas durch den Imam von Maskal gestürzt war, so giengen bei den Wadigo, wie bei den Walupangu die politischen und socialen Verhältnisse einer Auflösung entgegen; die großen Häuptlinge verloren ihren Einfluß, Jedermann that, was ihm recht dünkte und schlug seine Hütte auf, wo er wollte, indem von der Wüste aus keine Gefahr mehr war und von der Küste her die neue arabische Herrschaft keine Macht über die Wanika hatte und die Hungersnoth und Cholera die Leute vollends zerstreute.*) Durch diese Auflösung aller Verhältnisse unter

*) Auch verloren die Wanika seit jener Zeit ihren Handel im Innern. Vorher bekamen sie von den Suahili Güter, für welche sie im Innern Elfenbein kauften. Dieß hörte auf, als die Suahili selbst in's Innere reisten, aber auch bald erschlafften, und keine großen Caravanen mehr sandten, seitdem Mombas unter des Imam's Herrschaft kam.

Muhamedanern und Heiden hatte aber die göttliche Vorsehung die Einführung eines neuen Elements vorbereitet, ja nothwendig gemacht. Es muß das Christenthum und christliche Civilisation kommen, wenn den Ostafrikanern geholfen werden soll.

In Kuale war ich nicht wenig erstaunt, Männer und Weiber, alte und junge Leute Tabak rauchen zu sehen, wobei sie sich einer Pfeife bedienen, welche der europäischen nicht unähnlich ist. Der Kopf ist aus Thon niedlich verfertigt und erhält ein Rohr von einigen Fuß Länge. Die Wadigo pflanzen viel Tabak, kaufen ihn auch zum Theil in Usambara in der Form von kleinen, runden, getrockneten Kuchen, die sie in Kiriama und Emberria absetzen, um an die Galla verhandelt zu werden. In Beziehung auf Religion scheinen die Wadigo eben so gleichgiltig und stumpf zu sein, wie die Walupangu, wozu der Umgang mit den betrügerischen Muhamedanern viel beigetragen hat. Doch hatte ich einige Mal interessante Unterredungen mit Wadigo-Leuten, welche mich zuerst für einen Muhamedaner hielten.

Im Lauf des Tages (13. Juli) suchte und erhielt ich die Erlaubniß des Häuptlings Mualuahu zu meiner Reise nach Usambara, wofür wir ihm 30 Ellen Tuch (im Werth von 1½ Thaler) zum Geschenk machten, womit er ganz zufrieden war. Wir waren ihm schon deßwegen etwas schuldig, weil er Rebmann bei seiner Rückkehr von Dschagga so freundlich behandelt hatte und dieser ihm damals nicht viel geben konnte.

In einer Unterhaltung mit meinem Führer Bana Cheri erzählte dieser, daß er einmal von Puge (ein Land in Uniamesi) 50 Tage weit nordwestlich gereist und in das Land Udschambarra gekommen sei, von wo er auf einem Fluß gleichen Namens 6 Tage lang westlich segelte. Vom Fieber ergriffen konnte er nicht weiter gehen, seine Begleiter aber seien bis an die Westküste gegangen, wo Wasungu (Europäer) gewesen seien.

14. Juli. Ich nahm herzlichen Abschied von meinem

theuren Mitarbeiter Rebmann, welcher auf unsere Missionsstation in Rabbai zurückkehrte, während ich meinen Weg nach der Wildniß fortsetzte. Die Worte 1. Petri 3, 22.: „Jesus Christus, welcher ist zur Rechten Gottes in den Himmel gefahren und sind ihm unterthan die Engel und die Gewaltigen und die Kräfte," gaben mir reichen Trost und Stärkung auf meinen unbekannten und beschwerlichen Weg.

Meine Richtung war zuerst südwestlich. Nach etwa einer halben Stunde Wegs von Kuale begannen wir in dem District Pemba in die Wakuafi-Wildniß hinabzusteigen, welche von der Küste von Wassin und Tanga, sowie vom Wanika-Land an als eine unermeßliche Ebene bis in's Innere des afrikanischen Continentes sich ausbreitet, aus welcher sich nur hie und da ein isolirter Berg oder eine Bergmasse erhebt, wo menschliche Bewohner angetroffen werden, denen das Evangelium noch verkündigt werden soll. Es ist in den Reiseberichten Rebmann's angedeutet worden, wie leicht es wäre, in dieser ungeheuren Ebene Eisenbahnen zu errichten (in Ermanglung schiffbarer Flüsse), wenigstens bis Uniamesi, wo sich ein großer See befinden soll, von dessen westlichem Ufer es nicht weit bis an den Kongo-Fluß sein kann, der weithin schiffbar ist. Das wird wohl auch geschehen, wenn einmal auf den in dieser Ebene sich erhebenden Bergen das Panier des Friedensfürsten (Jes. 18, 3.) aufgerichtet und dem Herrn Zebaoth Geschenke zum Berge Zion gebracht werden werden, wozu eben durch unsere Missions-Unternehmungen der Anfang gemacht werden soll.

Mit diesen und ähnlichen Betrachtungen betrat ich den District Bundini, der zum Schimba-Stamm gehört und der letzte Ort ist, wo noch Menschen wohnen, ehe man in die Wildniß eintritt.

Die Landschaft umher sieht sehr schön aus und könnte ohne viele Mühe viele tausend Bewohner nähren; aber es scheint, Gott läßt diese und so manche afrikanischen Gegenden einen Sabbath feiern, bis das Evangelium und die christliche Civilisation kommen und die Greuel zerstreuen wird, wodurch

die Bewohner, wenn welche vorhanden wären, diese schönen Länder nur entweihen würden, wie man an den Wakuafi, Masai und Galla sehen kann, welche diese Wildniß früher und zum Theil jetzt noch durchstreifen, um sich gegenseitig zu vertilgen.

Um 10 Uhr passirten wir den kleinen Mto wa Pemba (Fluß von Pemba), welcher durch den oben erwähnten Einschnitt zwischen den Bergen von Schimba und Mtawe in die Bucht von Makupa fließt. Um Mittag sahen wir deutlich die Berge Kadiaro und Kilibassi. Die Bedeutung des Letztern soll nach Bana Cheri von den Suahili-Wörtern „Kilima bassi" abzuleiten sein, womit gemeint ist: „Nur Berg, Berg allein, ohne Einwohner," weil der Kilibassi nicht bewohnt ist.

Um 1 Uhr Nachmittags erreichten wir das Dorf Bundini, dessen Häuptling (Namens Guedden) uns freundlich aufnahm und sogleich einen meiner Flintenmänner aufforderte, seine Flinte loszuschießen, um die bösen Geister aus dem Dorfe zu vertreiben. Ich sprach gegen diesen Aberglauben, indem ich ihnen den rechten Weg zeigte, auf dem die bösen Geister aus dem Herzen des Menschen vertrieben werden müßten, nämlich nicht durch Anwendung von Pulver und Blei, sondern durch wahre Reue über die Sünde und durch den Glauben an den Herrn Jesum, den dieses Buch (die Bibel, die ich in der Hand hielt) verkündigt.

Der Aberglaube dieser Heiden ist sehr groß und wird noch durch die Muhamedaner um Gewinnes willen befördert; denn der Suahili-Musketier verlangte nachher ein Geschenk von dem Häuptling für die angebliche Vertreibung der bösen Geister.

Ein Eingeborner von Bundini bat mich um Emfudsche, eine Art Moschus, der von Indien gebracht und von den Suahilis als eine Arznei gegen böse Geister und alle Arten von Krankheit verkauft wird. Der Mann wollte mir zwei Meßchen Reis geben, wenn ich ihm den Emfudsche verschaffen würde. Ich sagte, ich würde ihm dasselbe schon deßwegen nicht geben (auch wenn ich es hätte), weil ich ihn in einem

thörichten Aberglauben bestärken würde, den mein Buch verdamme.

Als ich dem Häuptling erzählte, daß wir in Rabbai junge Leute nach unserem Buch unterrichten, sagte er: „da nimm diese Knaben,“ deren 5 oder 6 neben ihm saßen, „und unterrichte sie.“ Ich schrieb sogleich ein Alphabet in Kinika auf ein Stückchen Papier und fieng an, ihnen die Buchstaben einzeln zu zeigen. Die Knaben schienen gar nicht stumpf und unempfänglich zu sein.

15. Juli. Der starke Thau hatte heute Nacht mein Bett ganz naß gemacht. Ich schlief nämlich im Freien. Das Dorf Bundini hat etwa 15 oder 18 Hütten. Die Thore des Dorfs sind so eng und niedrig, daß mein Esel fast nicht durchpassiren konnte. Die einfältigen Leute bücken sich lieber tausend Mal, als daß sie sich die Mühe nehmen, die Thore höher und weiter zu machen. Sie fragten mich häufig, ob ich der Europäer sei, der in Wagga (so heißen die Wadigo das Land Dschagga) gewesen wäre? Sie meinten damit meinen Mitarbeiter Rebmann.

Meine Leute bereiteten sich diesen Morgen aus der Haut eines Schakals Sandalen für die dornige Wüstenreise. Nachdem sie auch noch die nöthige Nahrung für den Weg gekauft hatten, brachen wir um 10 Uhr von Bundini auf, begleitet von dem Häuptling, der uns den Weg zeigte, da mein Führer Bana Cheri noch nie in dieser Richtung den Weg nach Usambara gemacht hatte. Die rechte Richtung wäre gegen Süden bei Ost gewesen, wo wir Usambara in der Nähe von Daluni erreicht haben würden; aber anstatt dessen giengen wir fast immer östlich, nach der Küste von Wassin und Tanga, wodurch wir einen großen Umweg machten. In der Nähe von Schimba suchten wir so viel als möglich die Sclaven-Kolonie Muasagnombe zu umgehen. Der Stifter dieser sich selbst emancipirenden Sclaven-Republik war ein gewisser Mnika, Namens Muasagnombe oder Muagnombe (für mana wa gnombe, Sohn der Kuh), welcher mit seinem Bruder Mua Kikonga auf dem hohen Berg Jombo (oder Dschombo, wie

ihn Andere aussprechen, gelebt hatte, bis ein Streit zwischen beiden Brüdern entstand, welcher den Muasagnombe bewog, sich von seinem Bruder zu trennen und auf einem andern Berg bei Schimba sich niederzulassen, wo er, um seine Macht zu stärken, alle Sclaven aufnahm, welche von ihren Herren in Mombas und der Umgegend wegliefen. Hier nun vereinigten sich Heiden und Muhamedaner unter einem Oberhaupt, das nach und nach eine numerische Stärke erlangte und leicht den Weg nach Usambara und dem Innern gefährden konnte, weßhalb sein Gebiet umgangen werden mußte. Der gegenwärtige Häuptling soll Muamboge heißen, und, wie ich später erfuhr, sich dem Vorschlag seiner Leute widersetzt haben, mich unterwegs zu berauben oder umzubringen.

Die Gegend, die wir heute durchzogen, war meist eben und mit Gras, Akazien und andern Bäumen und Gebüschen bedeckt. Ich fühlte mich bald wieder in der Wildniß zu Hause, wo ich so gerne reise, weil da kein habsüchtiger und zänkischer Bettel-König oder Häuptling mir begegnet, weil die Luft dort so gesund und stärkend ist, weil die Stille und Ruhe bei Nacht neben einem mächtigen Feuer äußerst wohl thut, und weil ich unterwegs ungestört mich meinem Nachdenken über geistliche und geographische Gegenstände überlassen konnte, und unter jedem Baum oder Busch ein Bethel gefunden werden kann. Auch ist die Erfahrung des göttlichen Schutzes gegen wilde Thiere und wilde Menschen sehr stärkend. Kurz, ich habe mich schon oft in der Wildniß trotz aller Beschwerden von Hunger und Durst, von Müdigkeit, von dem Grimm der Dornen, die meine Kleider zerfetzten, und trotz der Gefahren von Räubern, innerlich und äußerlich, so glücklich gefühlt, wie kaum ein König oder Kaiser in aller Herrlichkeit und Bequemlichkeit sich fühlen kann. Der große Nachtheil besteht nur darin, daß es außer den eigenen Begleitern in der Wüste keine Seele gibt, der man sich mittheilen und der man das Wort Gottes verkündigen kann, was für einen Missionar keineswegs erwünscht ist.

16. Juli. In vergangener Nacht hatten wir ein starkes

Feuer mit trockenem Ebenholz unterhalten, dessen es viel in dieser Wildniß giebt. Wir verbrannten große Baumstämme, die in Europa sehr werthvoll gewesen wären. Die Eingebornen gebrauchen das Ebenholz sehr gerne zur Feuerung, da das Feuer stark und anhaltend wird und nicht sehr flackert. Von wilden Thieren waren wir nicht belästigt, obgleich wir uns an einem Sumpfwasser gelagert hatten, wo die Thiere in dieser wasserarmen Wildniß trinken mußten, wenn es überhaupt wilde Thiere hier gibt, wo das bewohnte Land noch nahe ist und folglich die wilden Thiere beständig gejagt und ins Innere der Wildniß hineingetrieben werden. Erst im Laufe des Tages fanden wir viele Gruben von 8—10 Fuß Tiefe, welche die Wadigo zum Einfangen der wilden Thiere gegraben haben. Ein Reisender würde bei Nacht ohne Zweifel in die Gruben fallen, da sie so täuschend mit Gras und Holz bedeckt sind, daß man sie sogar bei Tag nicht immer recht unterscheiden kann. Wir fanden in einer der Gruben eine todte Hyäne, welche einen abscheulichen Geruch verbreitete. In der Luft flogen große Geier, welche nur auf unsern Abzug warteten, um sich ihrer erwünschten Beute bemächtigen zu können. Die Ostafrikaner suchen gerne die wilden Thiere in Gruben zu erlegen; viele gebrauchen vergiftete Pfeile oder große, mit eisernen Nägeln versehene Baumstämme, welche die Thiere erdrücken, wenn sie unten durchpassiren; Andere, wie die Suahili, tödten Elephanten gewöhnlich mit Flintenkugeln. Mein Esel fürchtete sich immer sehr, wenn er Mist von Büffeln, Nashörnern und Elephanten wahrnahm.

Meine Leute hatten bisweilen Furcht, sie möchten mit Wakuafi zusammentreffen, von denen ein kleiner Rest sich in Sogorotto bei Lewa und Daluni niedergelassen hatte, der, wie man glaubte, mit dem Hauptstamm (der in Kaptei im Nordwesten von Dschagga wohnt) in geheimer Verbindung steht. Ueberhaupt sollen (wie einer meiner Suahili, der in Kikuyu war, erzählte,) die Wakuafi die Absicht haben, ihre alten Weideplätze gegen die Küste hin wieder einzunehmen,

wodurch das Reisen ins Innere wieder gefährdet würde.

Um Mittag passirten wir das trockene Bett des Flusses Ramis, welcher in der Regenzeit nach Gassi, einem bedeutenden Suahili-Dorf an der Küste geht, wo die Haupt-Wadigo-Stämme Muasagnombe, Yombo, Gondscha, Monga und Lewa sind.

Da wir gegen Abend Wasser fanden, so lagerten wir uns daselbst für die Nacht. Wir sahen dort frische Spuren von Büffeln und Elephanten. Die Gegend war oft so holzreich, daß wir keine Berge, sondern nur den Himmel über uns sehen konnten. Die Aussicht nach den Bergen Lewa und Daluni war gänzlich verschlossen; auch hatten wir keinen betretenen Pfad vor uns, sondern wir reisten bald aufs Gerathewohl, bald nach dem Kompaß.

17. Juli. Bei Tagesanbruch wurden wir vom Regen belästigt. Gute, lange Stiefel, ein wasserdichter Mantel und Bett sollten nicht fehlen auf solchen Reisen. Meine Leute machten in der Eile eine Hütte, d. h. es wurden 4 Stäbe in den Boden gesteckt, einige Stangen daran gebunden und diese mit Buschwerk und Gras bedeckt.

Die Gegend, die wir heute durchzogen, war (wie schon gestern) eben, bald etwas sinkend, bald sich erhebend, bald offen, (was die Suahili Miania, d. h. Lichtungen nennen) bald mit hohem Gras und dickem Wald bedeckt. An manchen Orten waren Sümpfe, zum Vergnügen der Elephanten. Bisweilen hatte der Boden, über den wir zogen, großen rothen Sand und Kieselsteine. Dieß ist der allgemeine Charakter der Wildniß, die wir durchreisten. Das hohe Gras und der dicke Wald nahmen zu, je weiter wir kamen. Der Boden war feuchter und daher der Kultur fähiger. Ich zweifle nicht, daß ein Botaniker, der die Flora der Wakuafi-Wildniß untersuchte, reichlich belohnt werden und manches Neue entdecken würde. Auf unserem Weg fanden wir das Skelett eines Büffels, dessen Hörner noch im Kopfe steckten. Einer meiner Leute, der den Fund zuerst sah, beanspruchte die Hörner für sich; allein Bana Cheri, als Führer, erklärte sie für sein

Eigenthum. Sie mußten jedoch den Schatz liegen lassen, da sie die Hörner nicht ablösen konnten, und ich nicht zu lange warten wollte.

Nachmittags hatten wir eine gute Aussicht auf die Berge Lewa und Daluni. Da aber Bana Cheri den Weg nicht kannte, schlug er vor, die Richtung dahin aufzugeben und nach der Küste zu gehen, um genaue Nachricht über den Weg nach Usambara einzuziehen. Ich sah, daß er ganz rathlos war, deßhalb wollte ich nicht einschreiten, zumal da ich hörte, daß die Wadigo von Lewa böse Leute seien, die uns ein tüchtiges Geschenk abfordern würden. Bana Cheri hatte nie in dieser Gegend gereist, sondern war von Pangani aus durch das Wasegua-Land nach Usambara gezogen, daher seine jetzige Verlegenheit. Außerdem fürchtete er die Wakuafi in Sogorotto, und den Bruder Kmeris, der auf dem Berg Msihi wohnt und uns wahrscheinlich verhindern würde, zu Kmeri zu gehen, mit dem er in Feindschaft lebt. Aus diesen Gründen ließ ich Bana Cheri selbst die Richtung des Weges wählen, aber auch die Verantwortlichkeit übernehmen. Da er die Schwierigkeiten voraussah, in die wir an der Küste verwickelt werden könnten, meinte er, wir sollten Sansibar als Ziel der Reise angeben; allein ich erklärte, bei einer solchen Lüge könne kein Segen unsere Reise begleiten, und ich würde lieber nach Mombas zurückkehren. Er versprach mir daher, bei der Wahrheit zu bleiben und Usambara als unser Reiseziel anzugeben, wenn er darüber gefragt würde. Wir nahmen nun eine fast ganz östliche Richtung. Der Weg wurde jetzt von der Euphorbia (Kolqual in Abessinien) und der wilden Aloe so versperrt, daß ich meinen Esel nicht reiten konnte. Da wir vor Einbruch der Nacht nicht aus diesem Dickicht herauskommen konnten, so hieben wir das Gehölz hinweg und bereiteten unser Nachtlager. Wir zündeten ein großes Feuer an, um uns gegen die wilden Thiere zu schützen, deren Spuren (besonders des Nashorns) wir in dem dicken Dschungel bemerkt hatten. Das Nashorn besonders liebt die Plätze, welche mit Euphorbien, Aloen und Akazien bedeckt und un-

wegsam gemacht sind, während der Elephant mehr morastige Gegend wählt, wo viel hohes Gras und ein naher Wald ist, in den er sich zurückziehen kann. Der Büffel liebt mehr offenen Grund, wo er zartes Gras zum Futter und dünnes Akaziengebüsch findet, hinter welchem er sich verbirgt. So hat jedes Thier seine ihm angemessene Oertlichkeit, und ich konnte von der Natur und Art der Gegend meinen Leuten immer vorhersagen, mit welcher Art von wilden Thieren wir wahrscheinlich zusammentreffen würden, und umgekehrt konnte ich von der Art der Thiere auf die Beschaffenheit der Gegend schließen. So ist die Wildniß äußerst lehrreich und unterhaltend für einen nachdenkenden Reisenden. In solchen dicken Dschungels ist es sehr gefährlich, Nashörner zu jagen, da der Jäger nirgends ausweichen kann, weil es keine Wege giebt, außer solche, welche das Thier selbst gemacht hat, das sich weder vor Dornen, noch Menschen fürchtet.

18. Juli. Unter dem bewahrenden Schutz Gottes wurde die Nacht glücklich zurückgelegt, und wir setzten nun mit Tagesanbruch unsere Reise weiter fort durch den dicken Dschungel, in welchem wir uns drehen und wenden mußten wegen der Euphorbia und Aloe, die uns nicht nur die Kleider zerfetzten, sondern auch mit ihren unbarmherzigen Stacheln den Körper verletzten, so daß Mancher von uns laut aufschrie vor Schmerzen. Auf einmal hörten wir einen sonderbaren Schrei, und plötzlich warfen die Vordermänner unserer kleinen Karawane ihre Lasten auf den Boden, sprangen theils zurück zu mir, der ich nur etwa 15 Schritte hinter ihnen war, theils suchten sie Bäume zu ersteigen, oder in das Dickicht zu fliehen, das ihnen aber den Eingang verwehrte, da man weder rechts, noch links ausweichen konnte. Im Augenblick wußte ich nicht, was die Ursache der Verwirrung war, bis ich vernahm, der Vordermann habe im Wege ein großes Nashorn (Kufaro in Suahili, Pera in Kinika) gesehen. Ich ergriff meine Flinte und stellte mich zu seinem Empfang bereit. Während ich auf die geringste Bewegung des Gebüsches achtete, von woher ich des Thieres Angriff vermuthete, feuerte Bana Cheri seine

Flinte auf's Gerathewohl ab, wodurch mein Esel, dessen Wärter bereits entflohen war, scheu wurde und mit Sattel, Steigbügel und Zaum im Maul den Reißaus nahm. Die Verwirrung wurde nun noch größer. Glücklicher Weise floh das Nashorn in der Richtung nach vornen, statt nach hinten, in welch letzterem Fall es die Meisten von uns hätte niedertreten können, da wir in dem engen Weg Alle hinter einander giengen und nirgendshin ausweichen konnten. Der Esel floh auf dem Weg, den wir gekommen waren. Nachdem das Nashorn sich entfernt hatte, forderte ich meine Leute auf, den Esel zu suchen, allein diese hatten nicht den Muth, weit zu gehen. Ich gieng daher selbst mit zwei Mann, allein wir geriethen bald auf Nebenwege, welche von wilden Thieren gemacht waren. Endlich fand ich, daß wir in Gefahr waren, uns ganz von unseren zurückgelassenen Leuten zu entfernen; deßwegen mußte ich den Esel seinem Schicksal überlassen und für unsere eigene Sicherheit sorgen. Wir erreichten unsere Leute glücklich wieder. Es that mir sehr leid, mein so nützliches Thier durch die dumme Furcht meiner Leute verloren zu haben, denen ich schon oft befohlen hatte, in kritischen Augenblicken ruhig zu sein und ihren Verstand nicht zu verlieren; aber alle Warnung ist vergebens bei diesen Afrikanern, wenn sie in Verlegenheit gerathen, in der ihnen alle Besinnung verschwindet. Uebrigens hatte ich Ursache, Gott zu danken, daß kein Menschenleben bei dieser gefährlichen Gelegenheit zu Grunde gegangen war.

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde weiter durch den Dschungel gezogen waren, gelangten wir in das trockene Bett eines Flusses, in dem jedoch noch hie und da etwas Wasser zu finden war. Wir lagerten uns und bereiteten unser Morgenbrod. Nachdem wir uns wieder in Bewegung gesetzt hatten und eine Strecke weit gegangen waren, kamen wir aus dem Dschungel ganz heraus auf einen Wiesengrund mit einzelnen Bäumen. Hier sahen wir Giraffen (Tia oder Tiga in Suahili) in kleinen Heerden von 8—10 Thieren. Sie ließen uns aber kaum auf 300 Schritte nahe kommen, als

sie mit Windesschnelle davonflohen. Da wir den ganzen Tag ohne Unterbrechung marschirten, so fühlte ich mich sehr ermüdet, und ich wäre jetzt froh an meinem Esel gewesen. Aber ich sollte eben die Mühen der Wildniß persönlich erleben und nicht bloß auf dem Rücken eines Thieres.

Abends kamen wir in eine Gegend, welche sehr eisenhaltig war. Bana Cheri deutete auf das Eisenerz mit den Worten: „Dergleichen giebt es im Ueberfluß in dem Land Ugono bei Dschagga, wo es auch Rebmann gesehen hat." Somit wäre schon so nahe an der Küste das Material vorhanden, das zur Errichtung von Eisenbahnen so erforderlich ist.

19. Juli. Das vom Thau naß gewordene Gras belästigte mich nicht wenig. Wir sahen wieder Giraffen in der Nähe eines Platzes, wo die Wadigo-Jäger Gruben für sie und andere wilde Thiere bereitet haben. Als ich nach einer Giraffe gerade schießen wollte, stand ich am Rande einer Grube, die ich nicht bemerkte, da ich meinen Blick auf das Thier richtete. Noch zu rechter Zeit machte mich Bana Cheri auf die Gefahr des Hinunterfallens aufmerksam, wodurch mir aber das Thier entgieng. Dieser Umstand wurde mir sehr lehrreich in Beziehung auf das Leben eines Christen. Wie oft lieben wir etwas vom Wesen dieser Welt, und sehen den Abgrund nicht, in den wir fallen könnten und müßten, wenn uns nicht der treue Heiland durch sein Wort und seinen Geist auf die Gefahr aufmerksam machen würde!

19. Juli. Da unsere Richtung beständig gegen Südost und Osten war, so wurde mir unser Weg immer mehr verdächtig, zumal da ich bemerkte, daß wir von den hohen Bergen, die wir im Süden gesehen hatten, uns mehr entfernten, als ihnen nahe kamen. Als ich meinem Führer meine Bedenken mittheilte und nach dem Kompaß die Lage von Usambara ganz anders darstellte, als sie unserem Weg gemäß sein mußte, so befahl er einigen Leuten, auf die Bäume zu steigen. Sie konnten aber nichts als dicken Wald erblicken. Einen Berg sahen wir zwar zu unserer Linken, aber wir

wußten nicht, ob es der Jombo oder der Gelle im Waschinsi-Land war. Zuletzt sahen wir gar keinen Weg mehr, nicht einmal einen Thierweg. Nun riethen Einige, wir sollten nach Wanga gehen zu dem Häuptling Emsulanguo, den Kmeri zum Diwani oder Gouverneur der Gegend von Tanga eingesetzt hatte. Während wir so ziellos dahinzogen, kamen wir zu einer Wassergrube und einem betretenen Weg, der südlich gieng, und offenbar nach Usambara führen mußte. Ich stellte dieß meinem Führer vor, allein er bestand auf der Richtung nach dem Meere hin, also nach Osten. Endlich wurde er selbst zweifelhaft und ließ daher wieder einige Leute auf Bäume steigen. Einer glaubte eine Meeresbucht zu sehen, während der Andere eine abschreckende Beschreibung von dem dicken Wald gab, dem wir entgegengiengen. Jetzt trat ich in's Mittel und verlangte die Rückkehr nach jenem betretenen Weg und die Verfolgung desselben bis an sein Ende, da ich überzeugt war, daß er zu menschlichen Wohnungen führen müsse. Bana Cheri gab nach und folgte meinem Rath. Um Mittag kamen wir zu dem Fluß Leni, wo wir unser Mittagsmahl kochten. Ich schnitt ein großes Kreuz und die Jahreszahl in einen Baum, der am Ufer des Flusses stand.

Bana Cheri war indessen immer noch sehr bedenklich, weil er fürchtete, mit den Wasegedschu zusammenzutreffen, die wilder und feindlicher als die Wadigo sein sollen. Sie bestehen aus zwei Stämmen, Muagnombe und Muakammedi. Die Hauptorte des erstern sind Empungue, Dschimbo und Dschongoleani. Muakammedi hat Bomani zum Mittelpunkt. Diese Stämme bewohnen die Küste von Wanga und Tanga. Ihre ursprüngliche Heimath soll die Stadt Schungaya oder Schiras gewesen sein, die früher der Insel Patta gegenüber lag, jetzt aber zerstört ist.

Von den Galla und Suahilis aus Schungaya vertrieben, flohen die Wasegedschu an den Osi, dann nach der Bucht von Kilesi und endlich nach Tanga, wo sie die Wadigo öfters beunruhigen. Ihre Sprache ist die der Pokomo-Stämme am Dana-Fluß, deren erstes Dorf (in der Nähe der Küste)

Tscharra heißen soll, wo der Häuptling Gawina herrscht, eine Tagreise von Kau oder Kow, wie der Name auf englischen Karten geschrieben ist.

Nachdem wir den Fluß Leni (oder Mekindini in Kinika) verlassen hatten, kamen wir bald an eine Stelle, wo wir menschliche Stimmen hörten. Da wir nicht wußten, was es für Leute waren, gebot Bana Cheri äußerste Stille und Vorsicht. Wir sahen dann einige Hütten und eine Anzahl Weiber und Kinder, die wir sogleich als Wadigo erkannten. Da Bana Cheri den Namen des Ortes nicht kannte, ließ er ihn auf eine listige Weise durch einen seiner Leute von den Weibern erfragen. Obwohl wir Wasser bei uns hatten und Jeder von uns trinken konnte, so bat doch Einer die Wadigo-Frauen um Wasser, bei welcher Gelegenheit er sie nach dem Namen des Ortes auf indirecte Weise fragte. Auf so feine Weise spioniren die Eingeborenen das Land aus. Kein Wunder, daß sie sogleich Verdacht haben bei der Erscheinung eines Fremden, vollends eines weißen Mannes. Ein Eingeborener begleitete uns nun für den Lohn von einigen Glasperlen zu dem Häuptling von Gondscha, ein Wadigo-Dorf am Fluß Umba, wo Bana Cheri seinem Bruder Gemali aus Wanga begegnete, der mit 10 Flintenmännern auf dem Weg nach der Wildniß von Dafeta war, um Elephanten zu jagen.

20. Juli. Ich schlief im Freien, mußte mich aber um Mitternacht in eine Hütte begeben, da Regen kam. Im Zimmer fürchteten sich meine Leute vor der Pasi, einer gräulichen Wanze, deren Biß nach dem Bericht der Eingeborenen Fieber verursachen soll. Die Pasi soll sich am Dschub-Fluß, auf den Inseln Tula, Kiama, Patta und andern Orten der Küste, sowie auch in Teita, Usambara und Uschinsini finden. Die gebissene Person fühlt ein Brennen an der Stelle des Körpers, wo sie gebissen wird, dann folgt Frost und andere Fieber-Symptome. Die Eingeborenen kennen übrigens ein spezifisches Mittel gegen den Pasi-Biß, welches mir aber nicht genannt wurde. Wer einmal von der Pasi gebissen

war und das Fieber überstanden hat, soll bei einem zweiten und folgenden Biß keine Folgen mehr empfinden.

Mua Muiri, der Häuptling von Gondscha, ließ sich für ein Doti (d. h. 8 Ellen amerikanischen Baumwollenzeug) bestimmen, uns nach dem großen Dorf Nuguiri zu begleiten, wo eine Tochter Kmeris einen Theil des Waschinsi-Landes beherrscht. Der Boden von Gondscha ist sehr fruchtbar. Die Leute pflanzen Welschkorn, Reis, Kassada, Bohnen u. s. w. Der Fluß Umba kommt aus den nordöstlichen Bergen von Usambara und fließt in die Bucht von Wanga. Er soll nie vertrocknen. Alles Land umher soll früher von den Wakuafi durchstreift worden sein. Bana Cheri erzählte, daß, als er einmal mit dem Karawanen-Führer Kasimu und mehreren hundert Suahili die Wakuafi bei Dafeta des Elfenbeinhandels wegen besuchte, diese Barbaren den Plan faßten, die Suahili alle zu ermorden. Da dieser Plan aber von einem Mkuafi verrathen wurde, griffen die Suahili zu den Waffen und tödteten mit 32 Flinten viele Wakuafi, nahmen 300 Weiber und Kinder und 700 Schafe und Kühe gefangen, worauf sich die Wakuafi beugten und von den versöhnten Suahili ihre Familien und ihr Vieh wieder erhielten, und von da an immer freundlich gegen die Suahili sich betrugen.

21. Juli. Ehe ich diesen Morgen Gondscha verließ, fragte mich ein Eingeborener im Ernst, ob die Europäer Menschenfresser seien, die Suahili hätten ihnen dieß gesagt. Ich gab ihm natürlich die nöthige Erklärung. So dienen unsere Reisen dazu, die Vorurtheile der Eingebornen, und die Verläumdungen der Muhamedaner zu zerstreuen.

Der Fluß Umba war da, wo wir ihn passirten, 25 bis 30 Schritt breit, und 1½ Fuß tief. Die Ufer sind 10 bis 15 Fuß hoch. Es war hier weder Waldung noch Gehölz an dem Ufer des schönen Flusses, der mich vielfach an den Hawasch im Adel-Land erinnerte.

Nachdem wir Gondscha verlassen hatten, fanden wir überall Wasser, woher es kommt, daß dieses Land auch überall zum Anbau benützt wird. Das Alpenland von Usambara

zieht den Regen an sich und sendet das ganze Jahr hindurch eine Masse Wasser nach den Niederlanden. Von Gondscha bis an den Pangani ist das Land bewohnt und bebaut. Nachdem der Umba passirt war, kamen wir bald an den Bach Dschubba. Auf dem Weg fragte mich ein Mnika unter Anderem, ob wir auch Sclaven hätten. Als ich ihm sagte, daß wir Christen keine Sclaven halten, sie weder kaufen noch verkaufen, so wandte er sich zu den Suahilis und sagte: „Warum macht denn ihr Sclaven?“ Es gefiel ihm sehr, daß die Europäer die Sclaverei abgeschafft haben. Der freundliche Mann gab uns eine gute Portion gesottener Kassada, welche wir während des heftigen Regens uns schmecken ließen.

Nachmittags kamen wir an den Hügel Kilulu, an dessen westlichem Fuß einige kleine Seen liegen, wo die Eingebornen in dem Sumpfboden viel Reis pflanzen. Als es Abend wurde, und ich sehr müde war, beschlossen wir, unser Nachtquartier in einem Dorfe zu nehmen, das am Fuß des Hügels Kilulu liegt. Glücklicher Weise kamen wir in das Haus eines Mannes, der meinem Führer bekannt, und in seinem geräumigen Haus gut eingerichtet war. Er gab uns unsere Speise auf Porzellan-Platten von Sansibar. Leider betheiligt sich dieser Mann, der gegen uns so höflich und freundlich war, am Sclavenhandel. Er hatte mehrere schöne Sclavinnen von Kahe, ein Land, das in der Nähe von Dschagga liegt, wohin er früher mit Bana Cheri Handelsreisen gemacht hatte.

22. Juli. Nachdem wir mehrere Bäche und Dörfer passirt hatten, kamen wir um Mittag in das große Dorf Kuse, wo der Wadigo-Häuptling Muhensano mich freundlich empfing, mir ein Schaf schenkte, wofür ich ihm einen Thaler gab. Kaum hatte ich mich unter einen Baum gesetzt, so versammelte sich eine Schaar junger und alter Wadigo um mich her, die sich sehr anständig und ehrfurchtsvoll benahmen, auch nichts bettelten. Ich erzählte ihnen den Fall Adam's und die Erlösung durch Jesum Christum, den Sohn Gottes.

Als sie mich fragten, ob wir das Fleisch der Thiere essen, welche die Wanika geschlachtet haben, und ob wir auch

Schweinefleisch genießen, so mußte ich diese Frage bejahend beantworten, worüber aber Bana Cheri so aufgebracht wurde, daß er mich einen Mkaffiri (Ungläubigen) nannte, wie die Wanika. Ich gab ihm wegen seines hochfahrenden Benehmens gegen die Wanika einen Verweis und bemerkte, daß die Suahilis in vieler Beziehung schlimmer seien, als die Heiden; sodann zeigte ich ihm, daß Muhamed ein Betrüger gewesen sei, der, was er Gutes im Koran lehre, von der Bibel der Christen gestohlen, und seine Religion durch das Schwert verbreitet habe.

Die Wanika, die dem Streit zuhörten, freuten sich, daß ich den stolzen Muhamedaner so in die Enge getrieben hatte.

23. Juli. Wir passirten auf unserem Weg zwei große Dörfer, Bamba Emtende und Mua Karanga. Später passirten wir die Dörfer Manigni, Kadschendu, Pande, Sidschi und Muhesa. Auf dem Weg sagte mir Bana Cheri, der große Suahili-Häuptling wohne in Wanga und heiße Mana wa Dschambi. Er sei ein Diwani (einflußreicher Mann), dessen Einfluß sich vom Pangani bis an den Osi erstrecke. Seine Würde sei erblich, obwohl abhängig von Kmeri.

Um 3 Uhr Nachmittags passirten wir den Fluß Emgambo, der in Usambara, wo er entspringt Sidschi genannt wird. Er war da, wo wir ihn durchwateten, 60 bis 70 Fuß breit. Sein Bett ist voll Felsen, daher sein Geräusch in weiter Ferne gehört wird. Das Wasser war sehr kühl und erfrischend. Er fließt in die Bucht von Tanga an der Küste und ist zwar nicht schiffbar, aber die langen und dicken Bäume in Usambara, die sich für Schiffsbau und alle Arten von Schreinerwerk eignen, könnten vielleicht in Flößen auf diesem Strom an die Küste gebracht werden. Wie Vieles enthält Afrika, was für Europa noch nützlich werden kann!

Wir übernachteten in dem Dorfe Muhesa bei dem Bruder unseres Führers Mua Muiri.

Die Bewohner von Muhesa waren sehr höflich, wahrscheinlich aus Furcht vor Kmeri, dessen Gebiet an Muhesa grenzt. Die Wadigo fürchteten sich gerade gegenwärtig sehr

vor Mkirangosso, dem Sohne Kmeri's, welcher eine Familie, die der Zauberei angeklagt worden war, tödten wollte. Der Mann mit seinem Kind wurde ergriffen und getödtet, aber die Frau entfloh zu den Wadigo, denen Mkirangosso mit Krieg drohte, wenn sie die Zauberin nicht ausliefern würden. Wie viele tausend Menschen werden in Afrika jährlich dem Aberglauben aufgeopfert!

24. Juli. Bana Cheri benahm sich vor unserer Abreise vor Muhesa noch sehr herrschsüchtig, weil die Leute die Bereitung unsers Morgenbrodes verzögerten. Er ist ein stolzer, lügnerischer, habsüchtiger und listiger Mann, der mich mit meiner Habe nur als Mittel gebrauchen will, um sich bei den Leuten wichtig zu machen, und sich den Weg zu seinen Handels-Unternehmungen zu bahnen. Und doch ist er für einen Reisenden sehr nützlich, da er Muth hat, und mit Festigkeit und gewandter Zunge den Betteleien der Leute entgegentritt, und so dem Reisenden wieder manche Ausgaben erspart, die ein furchtsamer Führer verursachen würde. Auch behauptet er eine Auctorität über die Gepäckträger, die oft sehr anmaßend und widerspenstig sind. Ich wüßte keinen bessern Führer nach Uniamesi, ja sogar nach Westafrika, wohin er mich oder Rebmann begleiten will. In dem Dorf Fumoni betraten wir das Gebiet des Königs von Usambara. In diesem Dorf wird alle Wochen ein Markt gehalten. Nachdem wir noch einige Dörfer der Waschinsi passirt hatten, kamen wir vor die Thore des großen Dorfes Nugniri, wo eine Tochter des großen Kmeris ihren Sitz hat, von dem aus sie ihren Distrikt beherrscht. Nach langem Warten vor den festen Thoren des Dorfes, das mit einem undurchdringlichen Gebüsch umgeben ist, kam ihr Verwalter heraus und fragte nach dem Zweck meines Kommens. Es schien, daß er mich für einen Zauberer des weißen Volkes hielt und sich deßhalb fürchtete, mir nahe zu kommen. Er sprach so zurückhaltend, daß ich innerlich etwas unruhig wurde. Endlich wurden wir durch die Thore eingelassen und in ein Haus in der Nähe der königlichen Frau geführt, wohin ihre Sclaven

uns Wasser, Holz und Nahrungsmittel brachten. Die Dame selbst mit ihrem Ehemann Bana Emsangasi kam erst Abends spät, um uns zu grüßen. Bana Cheri machte ihr Vorwürfe, daß sie uns so lange auf sich habe warten lassen. Die hohe Frau scheint sich wenig von den übrigen Waschinsi-Weibern zu unterscheiden. Sie arbeitet mit eigener Hand, bereitet Speise für ihre Familie, obgleich sie viele Sclavinnen um sich hat. Sie, und nicht ihr Mann, hat die Zügel der Regierung über ihre Unterthanen in der Hand. Sie scheint nicht mit jener Grausamkeit zu herrschen, deren sich einige von Kmeris hundert Kindern schuldig gemacht haben.

Die Ruhe und Achtung, mit welcher die Leute mir begegneten (von denen auch nicht Einer etwas bettelte), zeigte mir bald, daß im Reiche des Königs Kmeri Ordnung herrschen muß, die man in den republikanischen Staaten der Wanika und Wakamba vergeblich sucht.

25. Juli. Die königliche Tochter begab sich diesen Morgen zu ihrem Bruder Mkirangosso, um ihn zu bewegen, sich gegen die Wadigo friedlich zu betragen.

Das Klima in Rugniri ist vortrefflich, da meistens eine kühle Luftströmung von den hohen Bergen Pambire, Mabanduka und Lewa kommt. Der Ort liegt in einem dicken Dschungel, der als Festung dient. Zwei niedere und enge Thore, die von Soldaten bewacht sind, führen in das Dorf, dessen Bewohner zum Waschinsi-Stamm gehören. Das Wort „Waschinsi“ bezeichnet eigentlich „Ueberwundene, Besiegte.“ Kmeri betrachtet diese Leute als seine Sclaven. Sie bewohnen das ganze Niederland bis an die Küste, wo sie mit den Muhamedanern zusammenleben, deren Sitten und Gebräuche sie zum Theil angenommen haben. Ihre Voreltern sollen vom Südwesten des Pangani-Flusses gekommen sein, wo heute noch ein Ueberrest von Waschinsi ist, 3 Tage von der Küste entfernt. Der Häuptling jener Waschinsi, durch deren Land der Weg nach Uniamesi führt, war es, der im Jahr 1847 den Franzosen Maisan getödtet haben soll, und

zwar, wie man sagt, auf Anstiften der Araber in Sansibar, welche es nur gar nicht gerne sehen, daß ein Europäer das Innere besuche, und in eine direkte Verbindung mit den Eingebornen komme. Herr Maisan hatte viele Handelsgüter bei sich, da er neue Wege für den europäischen Handel eröffnen wollte.

Die Waschinsi sind durch ihre braune Farbe leicht von den Suahili und Wanika zu unterscheiden, die viel dunkler sind. Als Ackerbauer pflanzen sie Reis, Welschkorn, Hirse, Kassada u. s. w. Da sie keine Kokos-Bäume haben, können sie sich nicht dem Trunk ergeben, wie die Wanika. Sie bereiten jedoch auch ein Getränk aus Zuckerrohr, das in einem großen hölzernen Mörser gestoßen wird, um den Saft zu gewinnen, den man dann mit Wasser vermischt und gähren läßt. Das Getränk ist nicht so berauschend wie der Kokos-Tembo der Wanika, welche durch ihre Trunksucht dem christlichen Missionar so große Hindernisse entgegenstellen. Wenn Trunksucht unter einem heidnischen Volk herrscht, so hat es der Missionar um 10 Procent schwerer, zumal wenn die trunksüchtigen Heiden Republikaner sind, und nach Belieben schalten und walten können. Der Despotismus des Königs von Uschinsi und Usambara hat seine großen Nachtheile, aber auch seine Vortheile weil die Leute an Ordnung und Thätigkeit sich gewöhnen müssen. Zauberei und anderer Aberglaube herrscht furchtbar unter den Waschinsi und Wasambara; weßhalb ich mich sehr in Acht nahm, vor den Leuten zu schreiben, oder sie Vieles auf direkte Weise zu fragen. Diese Vorsicht ist im Anfang nothwendig, bis die Leute den Fremden näher kennen gelernt haben, wo sie dann gewöhnlich sehr zutraulich werden. Ein Missionar hat einen Vortheil über den Fremden, der bloß der Wissenschaft wegen reist, weil er von Dingen redet, welche keinen politischen Verdacht erregen können, denn die Leute merken bald, daß er nicht von irdischen Dingen spricht. Auch braucht der Missionar nicht sehr zu eilen, die Dinge, welche für die Wissenschaft wichtig sind, zu erfragen. Er kann sie gelegentlich und ungesucht, und daher mit um so größerer Genauigkeit erforschen.

Die Leute von Nugniri wurden nach und nach so zutraulich, daß sie mich öfters aus meiner Hütte herausriefen, um mich mit ihnen zu unterhalten, und wenn ich wieder hinein gieng, sagten sie: „O! er geht schon wieder hinein!" Wie schon erwähnt, fand ich keine bettelhaften Leute unter ihnen, aber ob die Bettler bei längerem Aufenthalt ferne von mir geblieben wären, ist eine andere Frage. Doch glaube ich, daß der Missionar in einem despotischen Land weniger von Bettlern zu leiden hat, als in einem republikanischen, vorausgesetzt, daß die großen Bettler, die Könige und Gouverneure, vorher in Etwas befriedigt sind. Die Bettelei der Heiden betrachte ich immer als eines der größten Hindernisse des Missionars, gegen welches ich noch kein Mittel gefunden habe, und welches ich mehr fürchte, als alle Gefahren zu Wasser und zu Land; es ist das crux Missionarii.

Das Tabakrauchen ist allgemein verbreitet unter den Waschinsi und Wasambara. Die kühle und feuchte Luft der Hochländer mag dieses Narkoticum nothwendig gemacht haben, das in diesen Ländern reichlich angepflanzt und in Kuchen (100 Stücke für ¼ Thaler) an andere Stämme verkauft wird. Die Kleidung der Waschinsi unterscheidet sich nicht wesentlich von der der Wanika und anderer Stämme. Ein Stück Baumwollenzeug von 2 oder 2½ Ellen wird über den Leib geworfen. Ein kleineres Stück reicht von den Lenden bis auf die Kniee und dient als eine Art Beinkleider, die mit einem Gürtel befestigt sind, in dem ein Messer steckt; die Frauen lieben die Glasperlen und andere Schmucksachen.

Die Waschinsi haben vergiftete Pfeile, wie die Wanika und andere ostafrikanische Stämme. Viele gebrauchen Flinten, seitdem der europäische Handel die Feuerwaffen in großer Menge nach der Insel Sansibar gebracht hat. Die Wasegua-Stämme gebrauchten sie zuerst mit großem Vortheil über ihre Nachbarn, die Wasambara, welche genöthigt wurden, sich auch Feuerwaffen anzuschaffen zur Vertheidigung ihres Landes gegen ihre südlichen Feinde.

Die Hauptnahrung der Waschinsi und Wasambara besteht im Genuß der Pisang-Frucht, des Zuckerrohrs (das sie aussaugen), und des Welschkorns, woraus sie Sima oder Ugalli machen, das heißt, einen dicken Brei, dessen Mehl bloß im Wasser gesotten und mit etwas Schmalz vermischt wird. Die Pisangfrucht oder Banane wird im Mörser gestoßen und gebacken und so eine Art Brod daraus bereitet. Vieh giebt es wenig in den niedern Gegenden, dagegen hat das Bergland Ueberfluß an Schafen und Kühen. Man kauft eine gute Kuh in Usambara für 4 oder 5 Doti Tuch, was den Werth von 2 oder 2½ Conventionsthalern hat.

Die Ackergeräthe bestehen hauptsächlich in der kleinen Haue (Dschembe genannt), die eine dreieckige Gestalt hat. Getreide wird mit dem Pischi (Meßchen) gemessen. Die Küchengeräthe sind von Thon, wovon es eine sehr gute Qualität in Usambara giebt. Davon werden auch die Pfeifenköpfe der Raucher gemacht. Die Gestalt der Hütten ist rund, wie bei den Wanika. Die Thüröffnungen sind meistens noch niedriger und enger, als bei den Wanika. Die Wasambara pflegen ihren Holzvorrath zu trocknen und zu spalten und dann aufzubewahren, weil auf den Bergen das Holz oft sehr rar ist und in der Regenzeit nicht gesammelt werden kann. Auch Kuhmist wird an manchen Orten zur Feuerung gebraucht.

Die Zahl der dem König Kmeri unterworfenen Waschinsi mag sich in der Ebene auf 30,000, in den Gebirgen auf 60,000 Seelen belaufen und sein ganzes Reich umfaßt wenigstens eine halbe Million Einwohner, von der Küste bis zu den Pare-Bergen, 6 bis 8 starke Tagreisen von Ost nach West. Im Süden bildet der Pangani-Fluß, im Norden die Wakuafi-Wildniß und das Wadigo-Land die Grenze von Usambara. Das schöne Thal Kerenge, von dem später die Rede sein wird, trennt die gebirgigen Provinzen von Uschinsi und Usambara. Was westlich von jenem Thal liegt, heißt Usambara im eigentlichen Sinn, was dagegen östlich liegt, heißt Bundei, wovon Uschinsi, d. h. das Gebiet der Waschinsi, den Hauptheil ausmacht. Da die Wasambara dem König Kmeri

ursprünglich angehörten, die Waschinsi hingegen durch Eroberungen zu dem Reich hinzugefügt wurden, so ist es natürlich, daß die Wasambara sich allein für freie Leute halten und die Waschinsi als Sclaven verachten und hart behandeln. Der König hat aber in der neuern Zeit von seiner Härte nachlassen müssen, damit die Waschinsi nicht versucht würden, sich an die Wasegua-Stämme anzuschließen, die mit Hülfe der Feuerwaffen von Sansibar den König von Usambara immer mehr beschränken und in's Gedränge bringen, so sehr, daß in der neuesten Zeit der Sultan von Sansibar das Reich Usambara geradezu als sich angehörig betrachtet hat, obgleich es ihm schwer werden müßte, es eigentlich zu erobern.

26. Juli. Heute übergab ich der königlichen Prinzessin und ihrem Gemahl meine Geschenke in Kleidern und Glasperlen, die etwa 2 Thaler ausmachten. Sie und ihr Gemahl versteckten mein Geschenk sehr vorsichtig unter ihrem Gewand, damit es Niemand sehen und dem König berichten könnte, was sie von mir empfangen haben, indem sie sonst, wie sie sagten, ihren Kopf verlieren würden, weil alles dem König gehört. Ehe sie, wie Diebe, mit ihren Schätzen aus meiner Hütte traten, versicherten sie mich wiederholt und in starken Ausdrücken ihrer Freundschaft und ihres Schutzes und daß jetzt die Thüre zum Land, d. h. der Weg, den König zu sehen, mir offen stehe. Von dieser Zeit an hörte aller Verdacht auf. Die Prinzessin und ihr Gemahl besuchten mich öfters und sandten mir Speise für meine aus 7 Mann bestehende Karawane. Ich erhielt sogleich nach der Uebergabe des Geschenks ein Schaf, und so wurde mir meine Gabe reichlich ersetzt, indem ich keine Speise mehr kaufen durfte. Später kam auch der Verwalter und empfieng von mir, ebenfalls verstohlenerweise, sein Geschenk im Werth von einem halben Thaler.

27. Juli. Als ich die Prinzessin um Erlaubniß bat, von Nugniri aufbrechen und zu Kmeri reisen zu dürfen, wurde mir gesagt, daß ich warten müßte, bis der Bote, der gleich bei meiner Ankunft in Nugniri zum König abgesandt wurde,

zurückgekehrt sei, da kein Fremder (wie in Schoa in Abessinien) das Innere des Landes betreten dürfe ohne die specielle Erlaubniß des Zumbe (König). Diese Erklärung erheiterte mein Gemüth, denn ich hatte bereits Verdacht geschöpft, daß ich hier beraubt werden könnte, wie mir bei Adara Bille im Wollo-Galla-Land begegnet ist. Es war mir nämlich sonderbar, daß Soldaten mich überall begleiteten, wo ich hingieng, und daß mir nicht erlaubt wurde, meine Reise fortzusetzen, hauptsächlich aber, daß Bana Cheri immer stolzer und gleichgiltiger gegen mich wurde, so daß ich ihn im Verdacht einer Verschwörung gegen mich hatte. Die Ermordung des Franzosen Maisan unter den südlichen Waschinsi bestärkte mich in diesem Verdacht, den ich jetzt fahren ließ, als ich die Sitte des Landes kennen lernte.

Abends wohnte ich der Ceremonie eines Kischinsi-Zauberers und Doktors bei, welcher einige Kranke heilen wollte. Er hatte in seiner Hand ein Glöckchen, das an ein kleines Stück Holz gebunden war, mit dem er dasselbe in Bewegung setzte. Die Kranken saßen auf dem Boden vor dem Zauberer, der in einem singenden Ton beständig die Worte wiederholte: „Dabre," worauf die Kranken antworteten: „eh". Zwischen den Kranken und dem Zauberer stand eine Kaffeeschaale auf einem kleinen Stuhl, welchen 4 Kuhwedel, die an 4 Stücke Holz gebunden waren, umgaben. In der Kaffeeschaale war etwas Wasser und einige Beeren eines mir unbekannten Baumes, welche sich beständig nach dem Mittelpunkt des Wassers hinbewegten. Wie dieß bewerkstelligt wurde, kann ich nicht sagen, aber die Beeren bewegten sich im Wasser hin und her, ohne daß Jemand die Schaale oder das Wasser berührte. Ich versuchte den Zauberer anzureden, aber er wollte mich nicht einmal ansehen, so sehr war er in sein Zauberwesen vertieft, das mich einen Blick in den Aberglauben dieser Leute thun ließ.

28. Juli. Da gestern Abend der Bote von Fuga, der Residenz des Königs, mit der Nachricht zurückgekommen war, daß der Msungu (Europäer) eilends kommen und daß Scheich

Ibrahim, wie Bana Emsangasa, der Gemahl der königlichen Tochter, auch genannt wird, ihn begleiten solle, so konnte ich diesen Morgen meine Reise in's Innere des Landes antreten. Während meine Leute unser Gepäck banden und ordneten, hatte ich noch Zeit, mich über religiöse und weltliche Gegenstände mit den vielen Leuten, die um mich her saßen, zu unterhalten. Von ihnen erfuhr ich, daß jeder Ackerbauer, der Reis, Welschkorn u. s. w. pflanzt, von 10 Meßchen Ertrag ein Meßchen in die königliche Schatzkammer liefern muß. Jetzt wunderte ich mich nicht mehr, woher das viele Getreide kommt, das jährlich von Tanga, Tangata und den Pangani-Dörfern nach Sansibar und andern Theilen der Küste, auch sogar nach Arabien ausgeführt wird. Das königliche Getreide wird theils verkauft, theils für den Unterhalt der Soldaten verwendet. Wenn Jemand einen Elephanten tödtet, so darf er nur einen Zahn für sich behalten, den andern muß er dem König geben. Auch die Viehbesitzer haben jährliche Abgaben zu geben. Verbrecher werden mit Weib und Kindern als Sclaven verkauft. Gar grobe Verbrecher werden über Felsen in einen Abgrund hinabgeworfen. Doch soll Kmeri selten diese schreckliche Strafe anwenden. Er zieht es vor, den Verbrecher an die Muhamedaner der Küste zu verkaufen und sein Eigenthum zu confisciren. Ueberhaupt wird Confiscation des Eigenthums in vielen Fällen angewendet, wie dieß auch in Schoa der Fall ist, dessen despotische Regierungsweise überhaupt mit der in Usambara am meisten Aehnlichkeit hat.

Nachdem endlich eine kleine Karawane, mit des Königs Schwager an der Spitze, sich in Bewegung gesetzt hatte, brachen wir auf und reisten einige Stunden lang über ebenes Land bis an den Fuß des Berges Pambire, der über 2000 Fuß sich über das Meer erhebt. Der Gipfel des Pambire besteht aus einem ungeheuren Felsblock, welcher den Berg weithin kenntlich macht. Diesen Berg würde ich für die erste Missions-Station in Uschinsi und Usambara empfehlen. Seine Entfernung von der Küste beträgt 15 bis 17 Stunden.

Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir das Dorf Mitahaia, westlich von Pambire, wo wir die Luft ziemlich kalt fühlten. Ich war bei meiner Ankunft etwas fieberisch.

29. Juli. Da Scheich Ibrahim, unser Quartiermeister, vom Berg Pambire, wo er den Gouverneur, welcher der Bruder Kmeri's sein soll, besuchte, nicht zurückgekehrt war, so konnten wir nicht abreisen. Ich suchte mit den Dorfbewohnern zu reden, fand sie aber sehr scheu und unzugänglich. Ich sah hier wieder einen Zauberer, welcher ein krankes Weib und ein Kind, die sehr demüthig und ehrfurchtsvoll vor ihm auf dem Boden saßen, heilen wollte. Er hatte 6 oder 8 Holzstückchen roth bemalt, auch hie und da rothe Punkte auf dem Körper der Kranken angebracht. Nachdem er ein paar Worte etwa 20mal wiederholt hatte (welche von den Kranken nachgesprochen wurden), warf er ein Holzstückchen auf den Boden. Die Worte wurden wiederholt, bis alle Holzstückchen auf dem Boden lagen.

Viel vernünftiger und wirksamer war die Methode meines Führers, welcher mir rieth, meine Füße, welche durch das hohe Gras auf dem Weg sehr gelitten hatten, mit warm Wasser zu waschen und mit Butter einzureiben und auf meinen geschwollenen Finger, der unterwegs durch die Dornen verletzt worden war und mich sehr schmerzte, Salz zu legen. Dieses einfache Mittel linderte den Schmerz in kurzer Zeit.

30. Juli. Da Scheich Ibrahim heute wieder nicht erschien, so wählten wir seinen Diener zu unserem Wegweiser und brachen von Mitahaia auf. Unsere Richtung war westlich mit einiger Neigung gegen Süden. Wir mußten von jetzt an Hügel und Berge auf- und absteigen, was mich sehr ermüdete. Selbst in Abessinien hatte mich das Bergsteigen nie so ermüdet. Auf den Uschinsi- und Usambara-Bergen gibt es keine Plateaux wie in Abessinien. Kaum hatten wir die Spitze eines Berges erreicht, als wir schon wieder auf der andern Seite eben so tief hinabsteigen mußten, um in der Tiefe einen Wasserbach oder eine Schlucht zu passiren. So folgt in diesem ostafrikanischen Alpenland Berg auf Berg,

Bach auf Bach und Schlucht auf Schlucht. Die Pfützen am Fuß der Berge werden zu Reispflanzungen benützt. Die Hügel sind mit vortrefflichem Zuckerrohr und Pisangbäumen besetzt, und die Wälder enthalten sehr schönes Bauholz. Das wird einmal ein herrliches Land sein, wenn christliche Kultur in ihm blühen wird. Wir passirten den Fluß Emgambo oder Sidschi, welcher hier 30—40 Fuß breit und 1 Fuß tief ist. Er kommt aus den südöstlichen Gebirgen von Bundei, und läuft durch ein sehr enges Thal. Nachdem wir ihn passirt hatten, mußten wir auf einmal etwa 800 Fuß aufsteigen. Oben angekommen fanden wir ein Dorf, das Hamfune heißt und in einem Dschungel liegt. Wir waren kaum eine Minute über ebenen Boden gezogen, als wir schon wieder in ein tiefes Thal hinabsteigen mußten, das ein paar 100 Schritte breit war. Von diesem Thal aus führte uns der Weg sogleich den Berg Makueri hinan, der wenigstens 3000 Fuß hoch ist. Das Aufsteigen war sehr ermüdend für mich und meine Gepäckträger. Während wir am Fuß des Makueri ausruhten und dann den Berg hinaufstiegen, erzählte mir Bana Cheri von seinen afrikanischen Reisen. Er versicherte mich, daß er in Useri (ein Stamm von Dschagga) die kleinen Leute, die man Wabilikimo nennt, gesehen haben. Sie seien nur 3½ bis 4 Fuß hoch und haben lange, auf die Schultern herabhängende Haare. Ihr Land liege im Nordwesten von Useri und habe viel Eisen, das sie in Dschagga für Glasperlen austauschen. Je höher wir aufstiegen, je kühler und angenehmer wurde die Luft. Das kühle Wasser, das aus den Granitfelsen rieselte, die kleinen Weiler, die über die Dachstuhlartige Gestalt des Berges hervorragen; die vielen Stellen, die mit Welschkorn, Reis, Bananas und Zuckerrohr angepflanzt sind, die zahlreichen Wasserfälle, das Geräusch des Flusses Engambo, die Bergmassen, die ich in der Ferne sah: alle diese Dinge hätten mein Gemüth sehr erheben können, wenn ich Kirchen und Schulhäuser gesehen hätte. Aber wie kann durch die Schönheit der Natur ein Verkündiger des Evangeliums ent=

zückt werden, so lange Jesus Christus, der Sohn Gottes, der Schönste unter den Menschenkindern, den Leuten noch unbekannt ist? Auf der Höhe von Makueri fanden wir ein Dorf gleichen Namens, wo wir übernachteten.

31. Juli. Wir konnten heute nicht weiter reisen, da Scheich Ibrahim immer noch nicht erschienen war, und zwei von meinen Leuten das Fieber hatten in Folge des Bisses der Pasi, die im Niederland eine große Plage sind.

Die Häuser der Waschinsi-Hütten in Makueri sind meist mit Pisangblättern bedeckt. Manche Leute waren in Ziegenfelle gekleidet, andere trugen eine Art Hosen aus Reisstroh, das sie um die Lenden binden. Kälte und Armuth macht sie erfinderisch. Die kleinen Kinder, in Ziegenfelle gehüllt, werden auf den Schultern der Mutter getragen.

Wir sahen viele Hunde von rother und weißer Farbe (von dem Schakal-Geschlecht), welche von den Wasambara gegessen werden.

Als wir uns gelagert hatten, erzählte mir Bana Cheri wieder von seinen Reisen im Innern. Er sei von Pangani aus durch das Land der Wasegua nach Engu, Fudschu, Karague, Kimalomegera, Usagarra und Kuiwa gekommen. Von Dschagga gehe man über Ufuma, Kahe, Aruscha, Donio Nerok, Koyo, Dschadschuru, Itandu, Ramba, Ukimbu nach Yoggo, wo der Anfang von Uniamesi sei. Er habe dann den See von Uniamesi in 8 Tagen auf einem Boot durchsegelt, das jeden Tag an einer Insel gelandet hätte. Auf der Westseite des Sees sei er in's Land Usambiro gekommen, wo der mächtige König Lebue herrsche. In Koyo, auf dem Weg nach Uniamesi, gebe es vortreffliche Esel und viel Eisen.

1. August. Ehe wir abreisten, übergab ich meine zwei Kranken dem Gouverneur des Ortes nebst den Mitteln für ihren Unterhalt und befahl ihnen, in Nuguiri auf meine Rückkehr zu warten.

Die Muhamedaner meiner kleinen Karawane begannen heute ihren Fastenmonat (Ramadan). Sie aßen ihre Speise lange vor Tagesanbruch; zwei von ihnen fasteten aber nicht.

Ich sprach mit ihnen über den Irrthum ihrer Religionsgenossen, welche den Himmel durch Fasten, Almosen, Gebete, Enthaltung von Schweinefleisch, Pilgerfahrten nach Mecca u. s. w. kaufen wollen, da sie doch durch wahre Buße und Glauben an Jesum Christum, den Heiland der Welt, die wahre Gerechtigkeit und den Eingang in's Himmelreich umsonst haben könnten. Bana Cheri widersprach mir und sagte, die Christen sollten eben dem Beispiel Isa's (Jesus) folgen, welcher kein Schweinefleisch gegessen habe, was er aus einem Legendenbuch des Propheten Jusuf zu beweisen suchte.

Nachdem wir auf der westlichen Seite des Makueri hinabgestiegen waren, hatten wir mehrere Stunden durch einen großen Wald zu reisen, der wegen seiner hohen, geraden und dicken Bäume, die sich besonders zum Schiffbau eignen, Millionen werth wäre. Am Ende des Waldes zündeten wir ein Feuer an und rösteten eine gute Anzahl Bananen unter einem Baum, den Bana Cheri Emkani nannte, dessen Frucht eine gute Arznei gegen Lendenschmerzen enthalten soll. Die Eingeborenen sollen diese Frucht nach Sansibar verkaufen, wo man die Salbe zu bereiten wisse.

Nachdem diejenigen meiner Leute, die nicht fasteten, die gerösteten Bananen verzehrt hatten, setzten wir unsere Reise weiter fort über manche Bäche und Schluchten. Wir stiegen wieder auf und ab, und glitten mühsam und gleichsam kriechend die Abhänge hinab. Wahrhaftig, dieß ist Usambara oder Usambala, „das Land des Kriechens", wie das Wort Tamba oder Tambala (kriechen) anzudeuten scheint. Die Suahili heißen es Usamba oder Uschamba; die Wanika sprechen Usambara aus, und die Wakamba, Waschinsi und Wasambara nennen es Usambala.

Ich wollte oft ungeduldig werden, wenn ich, auf der Höhe der Berge angekommen, ebenes Land anzutreffen hoffte, und nun sogleich wieder auf einem abschüssigen Dachstuhl hinabsteigen mußte. Ich war jetzt froh, daß ich keinen Esel bei mir hatte, weil er mir nur Mühe verursacht hätte, indem es schwer gewesen wäre, ihn über die Felsen und steilen

Passagen, so wie über die großen Baumstämme, die im Wege lagen und verfaulten, hinwegzubringen.

Nachdem wir den schönen Wald zurückgelegt hatten, kamen wir bald an den Fuß der Bergreihe von Handei, die wir mühsam hinanstiegen. Ich sah dort Sandstein in großer Menge. Auf der Spitze des Berges war es sehr kalt. Wir mußten abermals hinab und wieder wenigstens 3000 Fuß auf einen neuen Berg hinaufsteigen, auf dessen Höhe wir in das große Thal von Kerenge hinabschauten, das Bundei von Usambara trennt. Vom Rand des Berges zieht sich eine beinahe senkrechte Felsenwand bis in das Thal hinab, von dem aus keine Kanonenkugel die Höhe erreichen wird. Das Thal ist offen gegen Nordost und Südwest, und hat darum eine sehr wichtige strategische Bedeutung. Der Feind, der dieses Thal erobern kann, ist in das Herz des Usambara-Reiches eingedrungen, aus dem er schwer wieder zu vertreiben wäre. Dieses Thal war mit der Erlaubniß Kmeris lange Zeit von Wakamba bewohnt worden, welche es aber vor einigen Jahren verließen, weil sie von den im Süden eindringenden Wasegua beunruhigt wurden. Die Wakamba zogen sich daher in die Nähe von Rabbai zurück. Früher drangen die Wakuafi von Nordosten her in das herrliche Thal ein und tödteten viele Wasambara, weßbalb es jetzt nur am Fuß der östlichen und westlichen Berge hie und da bewohnt wird. Auf dem Berg, von dem ich in das Thal Kerenge hinabsehen konnte, hatte ich auch eine großartige Aussicht auf die ausgedehnte ebene Wildniß, durch welche der Pangani fließt, welcher Fluß von den Wasambara „Luffu" genannt wird, und welcher einen großen Theil der Dschagga-Flüsse in sich aufnimmt. Zwei Tagreisen von der Küste soll in dem Fluß eine Insel sein, die Kisungu genannt wird. Auf dieser Insel, die früher den Portugiesen gehört haben soll, hat Kmeri einen seiner Söhne stationirt, um sein Land gegen die Einfälle der Wasegua zu schützen.

Da mich der heutige Marsch sehr ermüdet hatte, so war ich froh, meine müden Glieder in dem Weiler Kongei zur

Nachtruhe niederlegen zu können. In Kongei verlangten meine Leute mit Ungestüm die Erhöhung ihres Lohnes von 5 auf 7 Thaler, indem sie bemerkten, daß der Weg nach Fuga weiter und anstrengender sei, als der nach Dschagga, bis wohin Rebmann 7 Thaler bezahlt habe. Ich konnte nicht anders, als die Gerechtigkeit ihrer Forderung anerkennen und versprach ihnen daher die verlangte Summe, indem ich sagte, ich hätte in Mombas die Entfernung und Beschaffenheit des Weges nicht gewußt, und daher nur 5 Thaler festgesetzt. Sie waren jetzt sehr mit mir zufrieden.

2. August. Wir brachen von Kongei auf und stiegen mit großer Schwierigkeit den Abhang hinab in das Thal Kerenge. Wir mußten uns oft an Gras und Gesträuch festhalten, um nicht in den Abgrund zu stürzen. Ein Träger ließ seine Last fallen, welche sogleich in eine Seitenschlucht hinabrollte. Auf diesem abschüssigen Weg verrenkte ich meinen rechten Fuß, der mir nachher noch lange weh that. Nach einer ermüdenden Anstrengung von 4 Stunden erreichten wir die Ebene, wo das Gras so hoch war, daß wir einander nicht mehr sehen konnten, und uns der Weg mehrmals verloren gieng, bis wir nach Verfluß von einer halben Stunde an den Fluß Engerea kamen, welcher tief und still von Osten nach Süden fließt, und, das Thal in der Mitte durchschneidend, sich in den Luffu ergießt. Er entspringt in den nordöstlichen Bergen des Landes. Wir passirten ihn auf einem Baumstamm, der über seine Ufer gelegt war. Die Eingeborenen fürchten die Nilpferde sehr, welche darin sein sollen.

Der stille, geräuschlose und tiefe Fluß, der einen großen Contrast gegen den geräuschvollen Emgambo bildet, schien mir ein schönes Abbild zu sein von dem verschiedenen Charakter christlicher Gemeinschaften, Lehrer und einzelner Christen auf ihrem Weg durch diese Erdenwildniß zu der seligen Ewigkeit. Manche machen ein großes Geräusch durch ihre Gaben, ihr Lehren und ihre Wirksamkeit, während Andere mehr still und verborgen ihren Gang dahin gehen. Doch was schadet es, wenn sie nur lebendige Ströme sind, welche auf dem himm=

lischen Berg ihren Ursprung haben, und Lebenswasser in ihrem Bette dahin tragen, wo sie Gott zum Wirken hingestellt hat, und wenn nur Alle einst am crystallenen Meer der Ewigkeit angelangen!

Wir lagerten uns in dem Dorfe Kerenge, das durch Dornbüsche und Gehölz sehr gut befestigt ist, und das am westlichen Ende des Thales liegt. Der Unterschied der Temperatur war sehr groß in Beziehung auf die Kälte in Kongei, und jetzt die Wärme in Kerenge. Wir kauften einige gute Fische, welche die Eingebornen im Fluß Engerea gefangen hatten. Wie Schade ist es doch, daß dieses schöne Thal, das mehrere Stunden breit ist, wüste gelassen wird!

3. August. Wir passirten den Fluß Kole, welcher sich in den Engerea ergießt. Später passirten wir den Bach Emdira, welcher in den Kole geht. Nachmittags stiegen wir einen sehr hohen Berg hinan, wobei ich so erschöpft wurde, daß ich von Zeit zu Zeit ausruhen mußte. Auf der Spitze fanden wir das Dorf Tamotta, wo wir übernachteten. Scheich Ibrahim sprach mit dem Schulzen über unsere Herberge, worauf derselbe sagen ließ, wir sollten irgend ein Haus, das uns gefalle, in Besitz nehmen. Das ließen sich meine Suahili nicht zweimal sagen. Das nächste beste Haus wurde ausgesucht und die Thüre erbrochen. Später kam der Hausbesitzer, welcher sich ganz demüthig neben Bana Cheri hinsetzte, seinen Hausrath entfernte und uns sein Haus überließ. Ich gab ihm jedoch eine Belohnung, um ihm zu zeigen, daß ein Europäer nicht wie ein Suahili handelt, der alles umsonst haben will. Hätte der Eigenthümer das Haus verweigert, so wäre er von Kmeri bestraft worden.

4. August. Es war sehr kalt in Tamotta, da der Wind von den tiefen Thälern und engen Gebirgspässen herauf mit Macht über diese Gegend herstürmte. Auf der Höhe von Tamotta sahen wir im Westen die Berge von Bumburri, welche noch höher sind, als die bisher überstiegenen. In Bumburri residirt der Sebuke, oder Kronprinz, um den Westen des Reichs gegen Pare, und gegen die Feinde, die von der

Wildniß her eindringen könnten, zu vertheidigen. Die Bewohner von Pare waren früher von Usambara abhängig; gegenwärtig aber haben sie sich losgemacht, weil der alte Kmeri die Zügel der Regierung nicht mehr mit starker Hand leitet, wie in seiner Jugend. Abends nahmen wir unser Nachtquartier in dem Dorf Emlola, wo wir warten mußten, bis Befehle vom König in Beziehung auf unsere Weiterreise kamen.

5. August. Ich fühlte sehr kalt in Emlola. Die Sonne war fast beständig hinter den Wolken. Doch gedeiht der Pisangbaum in diesem kalten Land. Das Vieh, das ich sah, war sehr schön. Die Kühe hatten aber meist Hörner und keine Höcker, wie die im Niederland. Die Bergbewohner führen ein stilles, einfaches, aber trauriges Leben. Das kalte Klima macht sie ernst und melancholisch. Wie glücklich würden sie sein, wenn sie den Frieden des Evangeliums kenneten und im Herzen hätten! Bei Tag sorgen die Männer für das Vieh oder befinden sich in ihren Plantagen, während die Frauen Holz suchen, das hier sehr rar ist, oder Welschkorn in Mörsern stoßen und Sima machen, oder Brod aus Pisangfrüchten bereiten, welche sie mit saurer Milch vermischen. Die Kinder hüten das Vieh, das sie Abends heimtreiben. Das junge Vieh wird in die rauchigen und heißen Hütten gebracht, wo Menschen und Thiere beisammen schlafen. Das stärkere Vieh muß unter dem freien Himmel in einem umzäunten Hof übernachten, das Wetter mag beschaffen sein, wie es will. Morgens 9 oder 10 Uhr wird es dann wieder auf die Weide getrieben, nachdem die Sonne den bethauten Boden getrocknet hat. Die Kinder machen dann den Hausstall sehr reinlich mit ihren Händen oder mit groben Häuten. Mein Gemüth war in Embola oft sehr traurig, wenn ich diese verfinsterten Bergbewohner so ohne Gott, ohne einen Heiland und ohne eine Hoffnung des ewigen Lebens dahingehen sah, und oftmals begab ich mich unter einen großen Baum, der in der Nähe des Dorfes stand und bat Gott um die Rettung dieses unglücklichen Volkes, von dem ich für die Kirche Christi im

Geiste Besitz nahm, wie einst Abraham vom Lande Kanaan. Ich bin es überzeugt, daß in den Augenblicken, wo der erste Missionar, der in ein Heidenland kommt, sein ganzes Herz zu einem Volke hingezogen fühlt, und er für dasselbe herzlich beten kann, gleichsam die Empfängniß der christlichen Kirche jenes Landes Statt findet, obwohl es dann noch lange anstehen kann, bis die Bekehrung dieses Landes wirklich erfolgt.

6. August. Da Scheich Ibrahim den Befehl von Kmeri brachte, daß ich unverzüglich kommen sollte, so brachen wir von Emlola auf und erreichten Nachmittags den Fuß des Berges, auf welchem Fuga, die erste Hauptstadt des Königs, liegt. Die Stadt besteht aus einer großen Anzahl Hütten, zu welchen aber kein Fremder Zugang hat. Auch die Suahili werden nicht zugelassen. Der uns begleitende Soldat wollte uns kaum erlauben, mit unsern Stöcken den Boden zu berühren, damit die Geister von Fuga nicht beunruhigt würden. Kmeri soll die Muhamedaner auch deßwegen fürchten, weil ein Suahili-Zauberer Morgens an den Pangani gegangen und Abends wieder nach Fuga auf magische Weise zurückgekehrt sei!! Wir wurden in einer Hütte, die nach der Art und dem Geschmack der Suahili eingerichtet ist, und die am Fuß des Berges von Fuga liegt, einquartiert, aber von Niemand besucht, ehe der Vizekönig (denn Kmeri war in Salla, seiner zweiten Hauptstadt) uns gesehen hatte, und seine Gesinnung gegen uns bekannt war. Er erschien bald in unserer Hütte, benahm sich aber sehr zurückhaltend und gravitätisch.

7. August. Diesen Morgen wiederholte der Vizekönig seinen Besuch mit einigen seiner Räthe, um mich über die Absicht meiner Reise zu verhören. Er wollte einen Bericht an den König senden, ehe ich letztern sehen durfte.

Zuerst wurden Matten auf den Boden vor unserer Hütte ausgebreitet. Die Untersuchungs-Commission setzte sich besonders, während ich, mein Führer und Scheich Ibrahim ihr gegenüber saßen. Nun wurde Bana Cheri gefragt, was meine Absicht sei? Er sagte, ich seie ein Buchmann, treibe keinen Handel, ich sei kein Zauberer, lebe in Rabbai bei Mombas.

Mein Bruder Rebmann sei in Dschagga gewesen und habe von dem dortigen König die Erlaubniß erhalten, Kinder zu unterrichten. Ich sei jetzt hieher gekommen, um das Wort Gottes zu reden, daß man nicht lügen, nicht betrügen und nicht gewaltthätig handeln soll. Als ich dann aufgefordert wurde, zu reden, wollte ich die Hauptpunkte der Schrift, den Fall des Menschen und die Erlösung in Christo auseinandersetzen, aber Bana Cheri unterbrach mich, sobald ich den Namen des Sohnes Gottes nannte. Die Examinatoren faßten nun nach Bana Cheri's Rede die Absicht meiner Reise in drei Punkten zusammen: „1) daß die Wasambara nicht lügen; 2) daß sie sich nicht berauschen; und 3) daß sie Niemand betrügen, noch unterdrücken sollten." Ich sagte, das sei freilich auch in meinem Buch enthalten, aber ich möchte ihnen zuerst andere Punkte aus demselben vorlegen, und begann dann wieder von Christo, dem Heiland der Welt, zu reden, ohne den wir das Böse nicht ablegen könnten. Allein Bana Cheri unterbrach mich wieder.

Die Räthe erklärten, meine Absicht sei gut, sie wünschten aber jetzt meine Geschenke, die ich dem König geben wolle, zu sehen. Ich zeigte sie ihnen, worauf sie bemerkten, der König werde sie mit Wohlgefallen aufnehmen. Sie verlangten dann eine Quantität Glasperlen, die ich ihnen gab, im Werth von 1/4 Thaler. Zuletzt fragten sie angelegentlich, ob ich keine Arznei wüßte, durch welche die Wasegua, welche mit Kmeri Krieg führen, getödtet werden könnten. Ich sagte, wenn die Wasegua und die Wasambara die Worte meines Buches annehmen und befolgen würden, so würden sie einander nicht mehr bekriegen, sondern als Brüder lieben.

Der Vicekönig mit seinen Räthen zog dann ab und sandte mir sogleich ein gutes Schaf, worauf ich ihm ein farbiges Tuch im Werth von einem halben Thaler zum Geschenk gab. Jetzt wurde er sehr freundlich, brachte Speise und Pombe, d. h. ein Getränk, das aus dem Zuckerrohr bereitet wird. Von den Leuten, welche das Pombe trugen, erfuhr ich nachher, daß vor ein paar Jahren ein Europäer

den König Kmeri habe besuchen wollen, daß aber der Gouverneur des Sultans von Sansibar demselben den Eingang in's Innere verwehrt und ihn nach Sansibar zurückgesandt habe, obgleich Kmeri sehr gewünscht hätte, den weißen Mann zu sehen.

9. August. Wir erreichten heute Salla, das ich mit schwerem Herzen betrat, da ich nicht wußte, wie der Simba wa Muene (der selbstständige Löwe, oder der Löwe ist er allein, wie Kmeri von seinen Unterthanen genannt wird) mich aufnehmen werde. Wird er mich für einen Spion und Zauberer halten, so wird mein Leben in Gefahr stehen. Doch ich habe ja am Anfang der Reise die Worte 1. Petri 3, 22. zur Stärkung erhalten, was soll ich mich fürchten?

10. August. Der König ließ mich heute zu sich rufen, um die Absicht meines Kommens zu vernehmen und mein Geschenk zu empfangen. Ich mußte von der Hütte aus, die mir bei meiner Ankunft gestern angewiesen wurde, zuerst durch ein Gehege gehen, bis ich zur Wohnung des Königs gelangte, welche von Soldaten bewacht wird. Als ich in das Audienzzimmer trat, erhob er sich ein wenig von der Bettstätte, auf der er lag, und vor der ein Feuer brannte, um welches seine Räthe herumsaßen. Ich wurde auf eine Bettstätte, dem König gegenüber, gesetzt.

Ich erzählte ihm zuerst, daß ich in Abessinien und bei den Galla gewesen sei, um sie mein Buch, welches das Wort Gottes enthalte, zu lehren. Später sei ich nach Rabbai gekommen, habe dort ein Haus gebaut und angefangen, die Wanika im Worte Gottes zu unterrichten. Mein Bruder Rebmann sei in gleicher Absicht in Dschagga gewesen und die dortigen Könige hätten ihn gut aufgenommen und ihn eingeladen, in ihrem Land zu bleiben und ihre Leute zu unterrichten. In dieser Absicht sei auch ich nach Usambara gekommen, um den König zu fragen, ob er Lehrer des Wortes Gottes verlange; im Falle er sie wünsche, werde ich oder einer meiner Freunde kommen und in seinem Lande bleiben. Der König drückte vorläufig sein Verlangen nach Lehrern

aus und bemerkte, er werde nachher noch mit mir über diese Sache reden. Er wünschte dann die Geschenke zu empfangen. Nachdem er sie alle angesehen hatte, sandte er sie in sein Magazin. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn ich ihm mehr Glasperlen und Kleider, auch mehr Schreibpapier (zur Ausfertigung von Depeschen) gegeben hätte. Er kann nicht selbst schreiben, aber er hat immer Suahilis um sich, welche seine Briefe besorgen. Auch hat er zwei Söhne, welche Muhamedaner geworden sind und Lesen und Schreiben gelernt haben. Ihr Vater hat ihnen nichts in den Weg gelegt, als sie das Heidenthum verließen.

Im Lauf des Tages kam ein Muhamedaner im Auftrag des Königs in meine Hütte, um mich zu fragen, ob ich Elfenbein, Sclaven und Vieh annehmen würde für die Geschenke, welche ich dem König gegeben hätte. Ich erwiederte, daß ich nicht wegen zeitlicher Güter gekommen sei, am allerwenigsten würde ich Sclaven annehmen; wenn mir aber der König einige Knaben nach Rabbai mitgeben würde, so würde ich sie dort unterrichten und nachher in sein Land zurückbringen, wo er dann sehen könnte, was mein Geschäft ist. Der Muhamedaner, ehe er noch dem König meine Antwort überbrachte, sagte, es gebe keine jungen Leute im Land, die mit mir gehen würden. Daraus sah ich sogleich, daß er mein Werk nicht liebte. Ueberhaupt sah er es nicht gern, daß ich im Lande war. Als er hörte, daß ich über Daluni von der Wüste her hatte reisen wollen, sagte er, „Du hast wohl gethan, daß du nicht jenen Weg gekommen bist, denn es hat dort große Schlangen.“ Er meinte, ich hätte sollen vom Pangani ausgehen und durch ihn hieher geleitet werden.

Ich hätte es gerne gesehen, wenn mir der König eine Anzahl freier Knaben (denn Sclaven konnte ich nicht annehmen) gegeben hätte, weil es unser Plan war, in Rabbai eine Anstalt zu gründen, in welcher Knaben oder Jünglinge aus allen möglichen Stämmen Afrikas unterrichtet würden, in der Absicht, sie später als Katechisten in ihre Heimath mit

einem Missionar und einigen europäischen Handwerksleuten zurückzuschicken.

Als die Leute in Salla jetzt sahen, daß der König mich gut aufgenommen habe, kamen sie, mich zu besuchen. Vorher wollte sich Niemand mir nahen oder mit mir reden. Auch die königlichen Weiber, deren Kmeri mehrere hundert haben soll, schauten jetzt hinter ihren Umzäunungen hervor, um den fremden Mann zu sehen. Jede Frau hat ihre Hütte, ihre Plantage und ihre Sclavinnen. Die Frauen bewohnen einen Hügel, den Niemand betreten darf. Sie sind verschleiert, wie die Muhamedanerinnen. Dieses große Harem des Königs verschlingt einen großen Theil seiner Einkünfte.

In Salla sah ich auch den neuen Gouverneur der Pangani-Dörfer. Er hatte seine Würde von Kmeri erkauft für 10 Kortscha Tuch (eine Kortscha oder Bündel enthält 20 Kleider aus einem groben baumwollenen Zeug, der in Barawa verfertigt wird), 5 Flinten, 10 Fäßchen Pulver, und einige andere Artikel. Auf gleiche Weise erkaufen sich auch die Gouverneure von Tanga und Tangata ihre Stellen.

Etwa 100 Schritte von des Königs Wohnung entfernt fließt zwischen zwei Hügeln ein schöner Fluß, der in den Luffu geht und der zu Mühl- und andern Werken benützt werden könnte. Das Holz ist sehr rar in Salla und muß aus weiter Ferne gebracht werden.

11. August. Da ich den Wunsch ausgedrückt hatte, so schnell als möglich nach Rabbai zurückzukehren, so ließ mich der König rufen, um Abschied von mir zu nehmen. Ich theilte ihm noch einmal die Absicht mit, die mich zu ihm geführt hatte und suchte die Hauptsachen der heil. Schrift ihm nahe zu legen, indem ich den Fall des Menschen beschrieb, und dann die Erlösung durch Jesum Christum, den Sohn Gottes, hervorhob. Als mich die Muhamedaner unterbrechen wollten, sagte der König: „Ich sehe, was seine Worte sind; es sind Worte des Buches.“

Er fragte dann, ob ich Elfenbein, Sclaven und Vieh

annehmen würde, da er mir sonst nichts anderes geben könnte. Ich bemerkte, daß er mir freie Knaben geben möchte, die ich in Rabbai unterrichten wollte. Hierauf erwiederte er, daß seine Leute diese Sache nicht verstehen und daß die Eltern glauben würden, ihre Kinder werden zu Sclaven gemacht und verkauft werden; wenn ich aber in sein Land zurückkehren würde, so wollte er mir junge Leute geben, aber in's Ausland könne er sie nicht senden. Auch wünsche er Künstler und hauptsächlich einen guten Arzt. Dann fragte er wiederholt, ob ich in drei oder vier Monaten zurückkehren könnte. Diese Frage konnte ich ihm nicht bestimmt beantworten, da ich mich mit meinem Bruder in Rabbai zuvor berathen und an meine Freunde in Europa schreiben müßte, was lange Zeit erfordern werde. Er sagte mir auch, ich solle künftig vom Pangani aus die Reise zu ihm machen, und befahl dem Muhamedaner, der gestern bei mir gewesen war, daß er mich begleiten sollte. Endlich gab er mir fünf Ziegen als Speise auf den Weg, weil ich weder Elfenbein noch Sclaven annehmen wolle.

Ich hatte Ursache, im Allgemeinen mit dem König sehr zufrieden zu sein, zumal wenn ich bedachte, wie sehr die Muhamedaner es sich angelegen sein ließen, mich bei ihm zu verdächtigen. Sie sollen ihm gerathen haben, mich gar nicht vor sich kommen zu lassen, sondern ohne weiteres an die Küste zurückzuschicken, worauf er geantwortet haben soll, ich sei sein Fremder, den er schützen werde. Offenbar ist es sein Wunsch, mit Europäern in nähere Verbindung zu treten. Wenn er sie einmal kennen gelernt haben wird, so werden die intriguirenden Suahilis von selbst zu Schanden werden.

13. August. Bei meinem Abschied fragte mich der König abermals, wie bald ich zurückkehren würde. Er gab mir dann noch zwei Soldaten, die mich bis an den Pangani begleiten und schützen sollten. Am Schluß sagte er: „Kua heri, Baba“, (Lebe wohl mein Vater). Bana Cheri jedoch war nicht zufrieden, sondern bettelte um Elfenbein, das ihm der König nicht gewährte, ihm übrigens in Nugniri Speise reichen ließ,

die bis Mombas genügen konnte. Der Muhamedaner, dem mich der König bei meiner Rückkehr empfohlen hatte, reiste nach Seri im Südosten von Usambara, wo er die Suahili sammeln wollte, welche aus dem Wakuafi-Land entflohen waren, weil eine Karawane fast ganz vernichtet worden war.

Auf dem Rückweg ging ich über Bumburri, um einen kürzern und weniger gebirgigen Weg einzuschlagen. Auf dem Hügel von Salla hatte ich eine herrliche Aussicht auf die große Ebene, durch welche der Fluß Luffu fließt; auch sahe ich den Berg Kasita, welcher von Wasegua bewohnt wird. Mein Fuß, den ich beim Hinabsteigen in's Kerenge-Thal verrenkt hatte, machte mir die Wanderung zu einer Schmerzens-Tour.

Abends den 13. August übernachteten wir in dem Dorf Killei in der Nähe des Dorfes Mango, das kein Fremder betreten darf. *) Vier Plätze, nämlich Fuga, Manga, Kirrei und Schierri dürfen nicht von Fremden betreten werden. Dort leben die großen Zauberer des Reichs. Selbst die Weiber sollen in Manga kein Getraide mahlen, um die Geister nicht zu beunruhigen. In dem Hofe des Hauses, das wir bewohnen sollten, sahen wir das Gerippe eines Hundes an einer Stange aufgehängt. Der Hund war bei einem matanga (Leichenbegängniß) geschlachtet und verzehrt worden. Meine muhamedanischen Begleiter wurden sehr zornig beim Anblick des Skeletts, weil sie den Hund für ein sehr unreines Thier halten, das sie nicht einmal nahe kommen lassen.

Das Auf- und Absteigen war jetzt nicht mehr so langwierig und steil, wie auf der Herreise, aber auch unsere

---

*) Ein Mörder, der in diese Dörfer flieht, ist sicher vor dem Verfolger. Ebenso ist ein Mörder sicher, sobald er des Königs Person berührt hat. Ein entfliehender Sclave ist sicher, sobald er in das Haus einer Frau oder eines Kindes des Königs eingegangen ist, aber die Kaufsumme des Sclaven muß dem Käufer von dem Verkäufer zurückgegeben werden. Diese Sitte verleiht dem königlichen Haus einen gewissen heiligen Charakter, der die Unterthanen mit Ehrfurcht erfüllt.

Aufnahme bei den Leuten war nicht mehr so freundlich und gastlich, wie vorher, wohl darum, weil wir nicht zu, sondern von dem König kamen und also keine Klage führen konnten; zweitens, weil dieser Weg gewöhnlich von den Muhamedanern betreten und also die Gastfreundschaft der Leute beständig in Anspruch genommen wird; drittens, weil die Leute sahen, daß wir Ziegen, also Lebensmittel bei uns hatten.

14. August. Wir machten einen kurzen Marsch, wegen der Schmerzen meines verrenkten Fußes. Wir übernachteten in dem Dorf Kitunda, wo es sehr kalt war. An einem Bach, den wir passirten, sahen wir sehr dickes und langes Bambusrohr, woraus die Eingeborenen ihre Bettstätte machen. In Kitunda hatten wir eine schöne Aussicht auf den hohen Berg Msihi, wo einer der Brüder Kmeri's eine unabhängige Herrschaft gegründet hat. Kmeri hat den Berg schon oft erobern wollen, allein seine Armee wurde stets zurückgeschlagen von den Feinden, welche große Steine vom Berg rollen ließen. Es eröffnete sich uns auch eine weite Aussicht in die Wakuafi-Wildniß, die wir von Schimba aus durchzogen hatten. Auf dem Weg sahen wir mehrere Frauen, welche eine weite Oeffnung durch ihre Ohrläppchen gemacht und mehrere Pfund grüne und blaue Glasperlen der dicksten Art darin befestigt hatten. Ueberdieß hatten sie noch mehrere Pfund solcher Perlen um den Hals gehängt.

15. August. Wir passirten das Kerenge-Thal und übernachteten in dem Dorf Kiserui, wo ich sogleich meine Kleider wechselte und meine Sachen trocknete, welche durch den Regen durchnäßt worden waren.

16. August. Von Kiserui an hatten wir etwa 3000 Fuß hoch aufzusteigen. Auf der Spitze des Berges hatten wir eine gute Aussicht nach Nordost auf den hohen Berg Mabanduka. Von der Höhe, die wir erstiegen hatten, mußten wir jedoch sogleich wieder hinabsteigen in das tiefe Thal des Flusses Emgambo, von wo an wir nur kleinere Hügel zu ersteigen und wieder hinab zu gehen hatten. Wir übernach-

teten im Dorfe Mabanda, wo die Leute einen Todten begruben mit Geschrei und Trommeln, wobei sie die Worte oft wiederholten: „O Gott, warum müssen wir sterben?"

17. August. Wir hatten jetzt einen mehr ebenen Weg. Nachmittags trennte ich mich von Bana Cheri, welcher nach Nugniri gieng, um von dort aus nach Mombas zu gelangen, während ich mit 3 Mann nach der Pangani-Küste reisen und über Sansibar zur See nach Mombas zurückkehren wollte. Abends erreichten wir das große Dorf Dschumbi, wo uns die Leute zwar Wohnung, aber keine Speise geben wollten, obgleich zwei Soldaten von Kmeri bei mir waren.

18. August. Etwa 500 Schritte von Dschumbi passirten wir den Fluß Emkulumusi, welcher von den Bergen von Pambire kommt und bei Tangata in die See fließt. Um Mittag passirten wir das Waschinsi-Dorf Muasagnombe, und zogen dann 4—5 Stunden durch eine völlige Wildniß, die mit hohem Gras und Gebüsch bedeckt ist. Abends erreichten wir das Dorf Emlola Diwani, wo wir übernachteten. Es ist von Heiden und Muhamedanern bewohnt. Der ganze District dieser Gegend heißt Madanga, der zwar dem König Kmeri gehört, aber sich ihm nicht gründlich unterwerfen will. Ich war sehr müde und erschöpft, freute mich daher in der Hoffnung, meine Reise bald beendigen zu können.

19. August. Wir reisten Anfangs durch eine Gegend, die wieder mit hohem Gras und Gebüsch bedeckt war, kamen aber bald zu den Plantagen der Suahili, und erreichten glücklich das Pangani-Dorf, wo mich ein Baniane, dem ich empfohlen war, freundlich aufnahm. Die Suahilis waren ganz erstaunt, als sie hörten, daß ich von Mombas aus zu Land nach Usambara gelangt sei. Sie konnten nichts machen, da meine Reise ein fait accompli war. Ich suchte einen einsamen Ort auf, um ungestört meinem Gott und Heiland herzlich zu danken für alle Bewahrung und Hülfe, die er mir so reichlich auf dieser mühevollen Reise hatte angedeihen lassen.

Am 20. August entließ ich meine Wasambara-Begleiter

und segelte nach der Insel Sansibar, wo ich des geringen Windes wegen erst am 22. ankam, und vom englischen Consul, Major Hamerton, freundlich aufgenommen und gastlich beherbergt wurde. Am 24. hatte ich das Vergnügen, den Sultan von Sansibar zu sehen und ihm zu danken für die Freundlichkeit, welche er bisher mir und meinem theuren Mitarbeiter Rebmann erzeigt hatte. Er fragte mich Manches über den Berg Kilimandscharo, den Rebmann zuerst gesehen hatte. Ich sagte ihm, daß die weiße Materie, welche die Suahilis für Silber hielten, nichts als Schnee, und die bösen Geister, vor denen sie sich fürchten, nur die Kälte sei, die vom Schneeberg komme. Der Sultan war so freundlich, mir einen Platz auf dem Schiff seines Sohnes Said Chalid, das nach Mombas segelte, anzubieten. Ich nahm daher Abschied von meinen gütigen Freunden in Sansibar, reiste am 29. von dort ab, und gelangte schon am 30. nach Mombas, von wo ich mich am 1. September mit meinem theuren Mitarbeiter Rebmann in Rabbai wieder vereinigte. Wir ermunterten einander auf's Neue, für die Rettung von Ostafrika zu beten und zu arbeiten, da an so vielen Orten die Thüren zu gesegneter Wirksamkeit für uns offen stünden.

Sechstes Kapitel.

Meine erste Reise nach Ukambani.

Im November und Dezember 1849.

Seit der Gründung unserer Missionsstation in Rabbai Mpia war es unser Wunsch gewesen, die Wakambastämme im Innern zu besuchen, aber theils unsere Arbeit an der Küste, theils die Reisen in andere Gegenden ließen uns nicht zur Erfüllung unseres Verlangens kommen, so sehr wir auch überzeugt waren, daß die Wakamba, die einen großen Theil von Ostafrika in Handelszwecken durchreisen, vor vielen andern Stämmen Anspruch auf den Missionar haben. Zwar konnten wir uns nicht verbergen, daß es schwer sein müsse,

mit diesem ungeordneten, ungestümen, wankelmüthigen und bettelhaften Volke (wie wir es wenigstens an der Küste kennen lernten) zu verkehren; aber diese Beobachtung gab uns keinen hinreichenden Grund, diesem Volk das Evangelium vorzuenthalten. Es fragte sich nur, gibt es einen Weg zu ihrem Lande, und wenn das der Fall ist, so hat der Bote Christi dort ein Arbeitsfeld, auf dem er sein Amt ausrichten muß.

Es war daher nach Rebmann's dritter Reise nach Dschagga und nach Erhardt's Ankunft aus Europa unser einstimmiger Beschluß, daß ich die Wakamba im Innern (über 100 Stunden von Rabbai) besuchen, den Namen Christi auch dort bekannt machen und erforschen sollte, ob es von Ukambani aus keinen Weg nach Uniamesi, zu den Nilquellen und zu den christlichen Ueberresten am Aequator, von denen ich in Schoa gehört hatte, geben möchte.

Nachdem ich diese Aufgabe mir klar gemacht und mich von ihrer Ausführbarkeit überzeugt hatte, miethete ich eine Anzahl Wanika und einige Suahili als Begleiter und Gepäckträger für diese weite und, wie ich voraussehen konnte, gefährliche Reise, welche zunächst nur bis Kitui zu dem Wakambahäuptling Kiwoi, den wir im Juli 1848 in Rabbai kennen gelernt hatten, sich erstrecken und von dort mit Kiwoi's Hülfe bis an den Dana-Fluß reichen sollte. Ich versprach jedem Träger 8 Thaler bis Kitui und 2 weitere Thaler bis an den Dana, welcher, wie ich bereits wußte, Ukambani im Norden und Osten von andern Stämmen im Innern trennt. Wie gewöhnlich gab es uns auch jetzt wieder große Unruhe, bis der Vertrag mit den lärmenden und habsüchtigen Wanika und Suahili abgeschlossen und von den Häuptlingen in Rabbai, die 4 Thaler als Geschenk beanspruchten, bestätigt war. Kaum war aber diese Unruhe vorüber, als die Häuptlinge von Duruma, durch deren Gebiet ich reisen mußte, kamen und von mir verlangten, daß ich die Hälfte der Träger von Rabbai und die andere Hälfte von Duruma nehmen sollte, was ich in soweit eingieng, daß ich zwei Männer von Duruma annahm.

Nachdem wir einander der Gnade und dem Schutz Gottes im Gebet empfohlen hatten, brach ich mit 11 Trägern von Rabbai am 1. Nov. 1849 auf. Rebmann begleitete mich etwa eine Stunde weit bis zu der Plantage des Mnika Mana Zahu, den ich zum Führer meiner kleinen Karawane erwählt hatte. Abends kamen die Häuptlinge von Nzokara, (eine Abtheilung des Duruma-Stammes, der den Süden und Westen des Rabbai-Gebietes begrenzt) und verlangten die Summe von 5 Thalern Durchzugs-Gebühr. Ich wollte ihnen anfänglich nur 3 Thaler geben, aber sie waren unbeweglich. Endlich willigte ich ein, unter der Bedingung, daß die übrigen Häuptlinge der Durumas keine weitere Forderung machen sollten, womit sie einverstanden waren.

2. Nov. Bruder Rebmann kehrte Morgens früh nach Rabbai zurück, während ich meinen Weg in westlicher Richtung weiter fortsetzte. Nach dem Abschied von dem geliebten Bruder war es mir mehrere Stunden lang in meinem Gemüth sehr schwer, bis mich der 91. Psalm: „Der Herr ist meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe" erquickte, und ich jetzt mit Freudigkeit meinen Weg gehen konnte. An dem Flusse Muadsche, welcher das Gebiet Rabbai von dem der Durumas trennt, machten meine Leute Halt, um Vogelschau zu halten. Ich sprach aber entschieden gegen diesen sündlichen und thörichten Aberglauben und forderte sie auf, sogleich weiter zu gehen. Vom Muadsche an ist das Duruma-Gebiet wenig anbaubar und daher auch nicht bewohnt. Der Boden ist sandig und felsigt, und meist mit Akazien überwachsen. Abends erreichten wir das kleine Dorf Abbe Gomes (eines Häuptlings von Duruma Ku, Groß Duruma), wo wir übernachteten. Ich war sehr müde und etwas unwohl, wie es bei mir gewöhnlich in den ersten Tagen der Fall ist, bis ich wieder an die Beschwerden der Fußreise gewöhnt bin; denn ein Reisender muß sich in diesen Ländern auf seine Füße verlassen, da er Thiere zum Reiten nur mit Schwierigkeit mit sich nehmen kann.

3. Nov. Am frühen Morgen erschienen die Häuptlinge

von Groß-Duruma und verlangten ein Geschenk. Ich verweigerte dieß mit dem Bemerken, daß ich den Häuptlingen von Nzokara 5 Thaler für den ganzen Stamm gegeben habe; allein sie wollten davon nichts wissen, und so mußte ich den lärmenden und hartnäckigen Bettlern nachgeben und noch 2 Thaler zu jener Summe hinzufügen. Ich bekam dann Ruhe von Außen, und konnte mit einigen Leuten über geistliche Dinge mich unterhalten. Wir blieben den Tag über bei Abbe Gome.

4. Nov. Ich erwachte diesen Morgen in einem etwas fieberischen Zustand, hoffte aber, er werde sich durch das Reisen verlieren, und befahl daher meinen Leuten, sogleich aufzubrechen. Allein sie verlangten vorher eine Kuh mit Ungestüm, auf das ich jedoch nicht achtete. Sie reisten endlich zwar ab, aber machten schon im nächsten Dorf wieder Halt und erneuerten ihr Verlangen nach einer Kuh, dem ich endlich nachgeben mußte. Als die Kuh geschlachtet, zum Theil verschenkt, zum Theil gegessen und zum Theil für die Wüstenreise zubereitet war, hörten wir auf einmal den Schall eines Kriegshornes, und 25 bis 30 Kerls marschirten im Kriegs-Aufzug auf uns los, blieben aber etwa 100 Schritte von uns entfernt stehen. Ich konnte zuerst nicht erfahren, was die Sache war, bis ich sah, daß meine Leute ihre Bogen und Flinten ergriffen und sich kampffertig machten, woraus ich schloß, daß es etwas Wichtiges sein müßte. Da ich die Feigheit der Wanika kannte, blieb ich eine Zeitlang ruhig auf dem Boden sitzen und schaute ihrem Manöver zu. Mein Führer gieng ihnen entgegen und redete mit ihnen. Das Geschrei war so heftig und durcheinander schwirrend, daß ich den Inhalt der wilden Unterhaltung nicht verstehen, jedoch so viel merken konnte, daß es auf ein Heschima, d. h. ein Geschenk abgesehen war. Da mein Führer nichts ausrichtete, so begab ich mich selbst allein und ohne Waffen zu ihnen und bemerkte ganz ruhig, daß ich im Frieden durch ihr Land zu reisen wünsche, daß ich den Häuptlingen in Nzokara 5 Thaler und denen in Groß-Rabbai 2 Thaler bezahlt und

von ihnen die Erlaubniß des ungestörten Durchzugs erhalten habe. Sie wurden jetzt etwas ruhiger, verlangten aber doch noch ein Geschenk. Ich erklärte daher, nach Rabbai zurückkehren und die Reise aufgeben zu wollen, und befahl meinen Trägern, ihre Lasten aufzunehmen und zurückzukehren. Als die Durumas dieß sahen, hielten sie einen Rath. Zu gleicher Zeit baten mich die Dorfleute, nicht umzukehren, sondern zu warten, bis die Häupter des Ortes, die abwesend waren, erscheinen würden. Endlich kam einer von der feindlichen Parthei zu uns und erklärte, daß sie mit einem Stück Tuch im Werth von einem halben Thaler zufrieden wären und uns ziehen lassen wollten. Ich willfahrte ihrem Verlangen und nun wurden sie freundlich und ließen uns im Frieden. Es ist Schade, daß die Häuptlinge von Rabbai vor 15 Jahren den Wanika von Duruma und Kiriama denjenigen Theil ihres Gebietes, der direkt in die Wildniß und in's Innere führt, überlassen und dadurch denselben den Schlüssel nach Teita, Dschagga und Ukambani übergeben haben, so daß sie jetzt die Rabbai-Leute ausschließen können, so oft sie wollen.

Nachdem wir durch den Distrikt Ngoni etwas über eine Stunde gezogen waren, nahmen wir unser Nachtquartier in dem Wald von Kumbulu, von wo wir dann bald in die Wildniß eintreten mußten. Ehe die Eingeborenen die Wildniß erreichen, machen sie nur kurze Tagmärsche, weil sie da noch im bewohnten Land sind und sich für die Wüstenreise durch Speise und Ruhe stärken wollen. Sind sie aber einmal in der Wildniß, so reisen sie den ganzen Tag und legen 10 bis 14 Stunden zurück.

6. Nov. Mit Tagesanbruch wurden meine Leute sehr geschwätzig, lärmend und singend. Als ich nach der Ursache fragte, sagten sie, jetzt in Kumbulu dürften sie noch schreien, weil hier keine Gefahr wäre, aber in der Wüste müßten sie schweigen, der Feinde wegen, die es hören könnten. Der Führer einer kleinen Wakamba-Karawane, die sich an uns angeschlossen hatte, sang Lieder zu Ehren seiner Landsleute im Innern, und bat den Mulungu (Gott) um Schutz für seine

Person, für seine Glasperlen und andere Habe, die er bei sich hatte. Die Wakamba sollen jeden Morgen vor dem Aufbruch singen, beten und die Vogelschau anstellen, was den Galla oft Gelegenheit giebt, sie plötzlich zu überfallen.

Beim Aufbruch verlangten meine Leute, die Wakamba sollten vor uns her marschiren, weil, wenn die Wakamba hinter den Wanika wären, diese krank würden von der Salbe, welche jene um ihre Füße gewunden hätten. Da ich den abergläubischen Betrug, der in ihrer Furcht seinen Grund hatte, merkte, gieng ich mit meinem Regenschirm in der Hand vor Allen her und befahl meinen Leuten, mir zu folgen. Um 8 Uhr machten wir Halt auf dem etwa 150 Fuß hohen Hügel Ndunguni, welcher im Süden des Wadigo-Landes beginnt und sich um das Wanika-Land wie ein Gürtel herumzieht, um die Wildniß von demselben zu trennen. Von Ndunguni aus hatten wir eine schöne Aussicht auf die Wildniß und die in ihr zerstreuten einzelnen Hügel und Berge. Nordwestlich lag der Berg Daru, welchen die Wakamba Toadi heißen, der von den Ariangulo bewohnt wird, welche, wie die Dahalo, in einem gewissen Abhängigkeits-Verhältniß von den Galla stehen, denen sie die Ankunft der Karawanen melden müssen, damit sie sie im Innern auf dem Weg überfallen können.

Um Mittag erreichten wir die Station Engoronga sa Milala, wo wir Wasser zu finden hofften. Da wir keines fanden, marschirten wir weiter bis Nsekano, wo Wasser genug war in felsigten Trögen, die von der Natur gemacht worden sind. Wir hatten bis hieher einen guten, ebenen Fußweg, der auf beiden Seiten mit Wald bedeckt war.

7. Nov. Heute reisten wir oft durch Zakka, d. h. durch einen Wald von Akazien, Euphorbien, und anderer Bäume, deren Aeste den Weg verschließen und dem Reisenden die Kleider zerreißen, der sich oft in gebückter Stellung durch das Dickicht hindurch winden muß. Ein Lastthier würde hier ganz unnütz sein. Abends lagerten wir uns in Kinagoni, wo wir zwar Wasser fanden, aber solches, das mit

dem Geruch von Pflanzen, die im Wasser wachsen, stark saturirt ist.

8. Nov. Wir erreichten um Mittag die Ebene von Kadidza, vor welcher sich die Reisenden immer fürchten, da die Galla ihnen im Walde auflauern, ohne gesehen zu werden. Die Ebene ist etwa eine Stunde lang und ebenso breit, ist sandig und nur hie und da mit kurzem Gras und kleinen Dornbäumen bedeckt. Große Bäume hat sie gar nicht. Der Weg führt mitten durch diese offene Ebene, auf der die Galla von der sie umgebenden Waldung aus die Karawanen leicht sehen, diese aber die Galla nicht erblicken können. Die ganze umliegende Gegend heißt Mdigno, von der Kadidza das Ende bildet. Wir sahen eine große Heerde wilder Esel in dieser Ebene. Sie waren sehr schnell und flüchtig. Nachdem wir die Ebene passirt hatten, traten wir wieder in einen Wald ein, wo wir bald Spuren von Elephanten sahen. Abends lagerten wir uns an einer Stelle, welche Muangeni heißt. Ich war sehr müde, denn ich hatte wenigstens 11 Stunden in der heißen Sonne marschirt. Das Reisen in diesem Theil von Afrika ist keine Kleinigkeit. Das wenige und schlechte Wasser, die Hitze, der dornige und waldige Weg, die Furcht vor Feinden, noch dazu lärmende und doch so feige, habsüchtige und bundbrüchige Leute, wie die Wanika und Suahilis, — das alles und noch manches Andere hat der Reisende zu überwinden.

9. Nov. Wir wurden in der Nacht von Elephanten beunruhigt, welche ganz in unserer Nähe Aeste von den Bäumen rissen. Ein Flintenschuß entfernte sie sogleich. Nachdem wir von Muangeni aufgebrochen waren, kreuzten wir bald einen guten und breiten Weg, welchen die Galla und Wakuafi auf ihren gegenseitigen Raub- und Zerstörungszügen gemacht haben. Wir hatten kaum diesen Weg (der von Norden nach Süd oder Südwest geht) passirt, so trafen wir mit einigen Wakamba zusammen, welche uns die unerquickliche Nachricht gaben, daß die Masai vor 3 Tagen am Fluß

Zawo gesehen worden seien, daß sie mehrere Wakamba getödtet und einen Einfall in's Galla-Land gemacht hätten.

Etwa um 10 Uhr Vormittags erreichten wir den Fuß des Berges Maungu, wo wir uns Wasser und Speise verschaffen wollten. Seit wir das Duruma-Gebiet verlassen haben, hatten wir keine Bewohner mehr gesehen, bis wir nach Maungu kamen, wo einige Wakamba- und Ndara-Familien sich niedergelassen haben. Auf der Spitze des Berges hat es felsigte Tröge, in welchen das Wasser nach der Regenzeit stehen bleibt. Auch hat es auf dem Berg guten Boden, auf dem die Leute Welschkorn, Bohnen und andere Dinge anpflanzen, welche sie an die Karawanen verkaufen. Sie haben auch Schafe und Ziegen, aber keine Kühe. Ich hatte eine großartige Aussicht auf dem Maungu. Im Osten sah ich das Galla-Land, im Nordwesten und Westen die Berge Endara und Bura, im Südosten Kadiaro und die Berge von Pare. Die Richtung unserer Reise war Nord bei West.

Die Hauptperson auf Maungu ist ein Emkamba, Namens Endenge, der von Ukambani auswanderte und sich auf dem Berg niederließ. Er schenkte mir Bohnen, Welschkorn und eine Henne, wofür ich ihm ein Gegengeschenk machte, das ihn freute. Der Weg, der den Berg hinaufführt, ist an einigen Orten sehr steil. Maungu ist ein wichtiger Punkt für Reisende, weil man (den Berg Ndara ausgenommen) zwischen Ukambani und der Küste sonst nirgends Speise kaufen kann. Daher war mir an der Freundschaft des Endenge viel gelegen.

10. Nov. Ehe meine Träger weiter giengen, verlangten sie größern Lohn, als in Rabbai bestimmt worden war. Ich brachte sie dadurch zum Schweigen, daß ich sagte, sie sollten nach Rabbai zurückkehren, wenn ihnen der Lohn nicht gefalle.

Morgens hatte ich eine schöne Aussicht auf den Schneeberg Kilimandscharo in Dschagga. Der Schneeberg ragte über den Ndara und Bura hervor. Sogar in dieser weiten Entfernung konnte ich wahrnehmen, daß die weiße Materie,

die ich sah, Schnee sein müsse. Als der Himmel gegen 10 Uhr umwölkt wurde, entzog sich die weiße Materie meinem Blick und verlor sich in den Wolken von röthlicher Farbe. Dieß ist es, was ich und alle meine Leute gesehen haben, und was jeder nachfolgende Reisende sehen wird, vorausgesetzt, daß es klar Wetter ist, und der Beobachter nördlich vom Berg Maungu seinen Standpunkt hat. Alle Theorien, die z. B. ein Herr Cooley in England gegen das Vorhandensein eines Schneebergs und gegen den Bericht Rebmanns aufgestellt hat, verschwinden in ihr Nichts, wenn ein Reisender klare Thatsachen vor sich hat. Sie sind auch kaum einer Widerlegung werth.

Wir brachen Nachmittags 2 Uhr von Maungu auf und lagerten uns nach einer Stunde am Fuß des Hügels Wa, wo wir im Felsen Wasser fanden und auf die Wakamba-Karawane warteten, welche zurückgeblieben war, um einen entflohenen Träger zu suchen.

11. Nov. Wir brachen früh von Wa auf und kamen sogleich in einen Wald, wo einer meiner Leute mich versicherte, aus den Fußstapfen, die wir sahen, schließen zu können, daß die Wakamba uns vorangegangen seien. Wirklich fanden wir die Leute, die auf einem andern Weg von Maungu gezogen und unsern Weg erreicht hatten. Dieß erinnerte mich an die Beduinen in Arabien und an die Indianer in Amerika, welche bekanntlich aus den Fußstapfen Feinde und Freunde unterscheiden können. Unser Weg war ganz eben und führte uns über rothen Sandboden. Zu unserer Linken hatten wir den hohen Berg Ndara, der von Teitastämmen bewohnt ist. Die Hauptorte, die einer meiner Rabbai-Wanika besucht hatte, sind: Kadschire, Gnonda, Dschimba, Dambidschora, Derri, Mikuguai, Talio. Der fruchtbare Boden am Fuß des Berges wird nicht angebaut, aus Furcht vor den Galla, Masai und Wakuafi, welche oft zwischen Maungu und Ndara hin- und herziehen, ohne daß die Ndara-Leute es wagten, sie anzugreifen. Die Teitas bleiben auf ihrem Berg, wo sie Wasser und ihre Plantagen haben.

Um 10 Uhr kamen wir zu dem Hügel Kamlingo, wo wir uns entscheiden mußten, ob wir uns dem Berg Ndara nähern oder ob wir einen mehr östlichen, waldigten Umweg machen wollten, nahe am Galla-Land hinziehend. Da wir Wakamba bei uns hatten, welche mit den Teitas in Feindschaft waren, so beschloß mein Führer, Ndara zu umgehen. Wir betraten nun einen großen Dschungel, wo wir bald den Weg verloren und auf Nebenwege geriethen, welche von den wilden Thieren gemacht worden sind, die überhaupt die einzigen Wegbereiter und Weg-Inspectoren der afrikanischen Wildniß sind. Die armen Wakamba-Mütter, welche neben ihren Lasten noch ihre kleinen Kinder auf dem Rücken trugen, wurden sehr beunruhigt durch das Geschrei ihrer Kleinen, welche bald Hunger und Durst litten. Ihr Geschrei und Weinen war uns sehr unangenehm wegen der Galla, welche oft den Karawanen in dieser Wildniß auflauern. Gegen Abend fanden wir zwar den Weg wieder, aber wir hatten keinen bequemen Lagerplatz und mußten daher erst das Gebüsch wegräumen, ehe wir von den Strapatzen des Tages ausruhen konnten.

Der Führer der Wakamba-Karawane in seiner großen Furcht, die Galla möchten unsern Lagerplatz ausfindig machen, warf eine Mischung von zerpulverter Rinde in's Feuer, damit die Feinde an unserem Nachtquartier vorbeiziehen sollten, ohne es zu bemerken. Ich verwies ihm seinen Aberglauben und suchte sein Gemüth auf den Schöpfer Himmels und der Erde hinzulenken, auf den der Mensch vertrauen muß. In Stunden der Noth kann der Missionar das Herz der Heiden am besten kennen lernen und sehen, wie sie auf elende Dinge ihr ganzes Vertrauen setzen.

12. Nov. Die Wakamba-Kinder, die bald wieder sehr durstig wurden, verursachten uns viele Noth. Ich gab ihnen dann und wann einen Schluck von meinem Wasserkrug, worüber aber mein Wasserträger sehr ärgerlich wurde, indem er mir zu verstehen gab, daß er kein Wasser für Andere tragen wolle, die ihn nicht dafür bezahlen werden. Um 9 Uhr er-

reichten wir die Ufer des Woi-Flusses, der in der Regenzeit die Wasser von Bura und Ndara aufnimmt. In der heißen Jahreszeit hat er nur an einzelnen Stellen Wasser, das unter dem Sand verdeckt ist. Da, wo wir ihn überschritten, war sehr hohes Gras und viele Vertiefungen, in denen die Galla die Reisenden überfallen können, ohne daß sie bemerkt werden. Die Ufer sind gegen 15 Fuß hoch und 20 bis 25 Fuß breit. Nachdem wir ihn passirt hatten, kamen wir in einen Wald von hohen und geraden Bäumen, unter deren Schatten wir uns niedersetzten, während eine Parthie unserer Leute dem Fluß entlang gieng, um Wasser zu suchen. Nach einigen Stunden fanden sie zwar das kostbare Element, aber auf der Rückkehr verloren sie den Weg. Sie hatten jedoch den Einfall, einige Flintenschüsse abzufeuern, welche wir sogleich erwiederten. Wie freudig wurden wir, als wir sie mit dem kostbaren Wasserschatz zurückkommen sahen! Das Weinen der Kinder hatte sogleich ein Ende. Nachdem wir uns mit Speise und Trank erquickt hatten, setzten wir unsere Reise fort, verwickelten uns aber im Dickicht so sehr, daß wir wie begraben schienen. Nach einigem Umherirren jedoch fanden wir den rechten Pfad wieder, den wir jetzt verfolgten, bis die Nacht einbrach und uns nöthigte, einen Lagerplatz zu suchen.

13. Nov. Als wir abreisen wollten, erklärten die Wakamba, daß sie vorher am Woi-Fluß Wasser holen müßten. Da wir nicht so lange warten wollten, brachen wir ohne sie auf, nahmen aber einen Umweg durch einen dornenvollen Dschungel, um dem östlichen Fuß des Bura-Berges nicht zu nahe zu kommen, wo es sehr gefährliche Räuber giebt, die Aendi heißen, und die schon manche Karawane vernichtet haben. Wir reisten den ganzen Tag, so schnell wir konnten, um auf dem Hügel Kangongo Abends Wasser zu finden und dort zu lagern. Ehe wir den Hügel erreichten, passirten wir den trockenen Bach Mbululo, der in der Regenzeit sein Wasser von den Bura-Bergen erhält. Nachdem wir uns am Fuß des Hügels in einem Dickicht gelagert hatten, stieg eine Par-

thie denselben hinan, um Wasser zu holen, während ich mit 5 Mann das Lager bewachte. Da die Wasserträger nicht zurückkamen, waren wir in großer Verlegenheit, bis wir den Knall der Flintenschüsse hörten.

14. Nov. Die Wasserträger kamen mit Sonnenaufgang zurück, brachten aber keinen Tropfen Wasser, da die Gruben oder Tröge ausgetrocknet waren. Jetzt war unsere Verlegenheit groß, da unser gestriger Wasser-Vorrath beinahe ganz erschöpft war, und wir bis zum Fluß Zawo wenigstens noch 14 Stunden zu reisen hatten. Wir brachen daher in Eile auf und reisten so schnell wir konnten. Die Sonne wurde bald brennend heiß. Unser Weg führte uns über rothen Sand, Kieselsteine und oft über Felsen. Die Vegetation war gering. Nur kleine Akazienbäume waren am Weg zu sehen. Die ganze Gegend war offenbar vor sehr langer Zeit vulkanischen Wirkungen ausgesetzt gewesen.

Während wir um Mittag im Schatten eines Baumes ein wenig ausruhten, wurde einer meiner muhamedanischen Träger so ärgerlich über die Strapatzen des Weges, daß er im Zorn ausrief: „Soll ich nur 8 Thaler für diese Reise erhalten? Er wurde so böse, daß er sein Gewehr auf die Wanika richtete, welche ihn beruhigen wollten.

Gegen 2 Uhr Nachmittags war die Hitze fast unerträglich und doch hatten wir kein Wasser mehr, waren auch noch weit von dem Fluß Zawo. Jener Muhamedaner war wieder der erste, der sich wider mich empörte und erklärte, er sei nicht im Stand, die Reise fortzusetzen. Ich ermahnte nun die Andern, alle Kraft aufzubieten, um noch vor Nacht den Fluß zu erreichen. Da sie zögerten, forderte ich die Freiwilligen auf, sich an mich anzuschließen. Sechs Mann waren bereit zu dem anstrengungsvollen Unternehmen. Ich war äußerst müde und durstig, jedoch war der Fluß noch in weiter Ferne. Die Sonne war gerade am Untergehen, als wir einige große Bäume vom Palmengeschlecht (mikoma in der Wanika-Sprache) wahrnahmen. Ich verdoppelte daher meine Schritte in der gewissen Ueberzeugung, daß die erblickten

Bäume am Ufer des Zawo stehen müssen. Und so war es auch. Nach kurzer Zeit standen wir am Ufer des schönen Flusses, und erquickten uns an seinem kühlen Wasser.

Nachdem ich meinen Durst gestillt hatte, besichtigte ich ein wenig die Oertlichkeit des Flusses. Der Zawo ist 20—25 Fuß breit, die Ufer sind 15 — 18 Fuß hoch. Das kühle Wasser läuft mit großer Schnelligkeit über feinen, rothen Sand, und war 2½ Fuß tief in dieser heißen Jahrszeit. Felsen waren nicht in dem Fluß, der daher gar kein Geräusch macht. Nur die hohen Palmbäume verkündigen von der Ferne dem Reisenden sein Dasein. Er fließt von Nord nach Ost. Ich sah diese Palmbäume (mikoma) in der Bucht vor Malindi, wo der Fluß unter dem Namen Sabaki wahrscheinlich seine Mündung hat. Er entspringt in Dschagga, und ist offenbar der östliche Ausfluß des Schneewassers von dem Berg Kilimandscharo (während der Gona und Lumi nach Südwesten gehen), daher der Zawo auch nicht vertrocknet. Nachdem er eine Reihe rother Hügel durchbrochen hat, geht er ins Land der Galla, wo er den oben genannten Woi-Fluß aufnimmt, und wahrscheinlich auch den Adi, von dem später die Rede sein wird.

An den Ufern des Zawo sahen wir die frischen Fußstapfen von Menschen und Ziegen, und auch einige Feuerstellen. Meine Leute hielten dieß für Spuren der wilden Masai, welche kurz vor unserer Ankunft am Fluß gewesen waren. Die Verzögerung, die jener flüchtige Mkamba am Berg Maungu veranlaßt hatte, war wohl in der Hand der Vorsehung das Mittel, uns vor dem Zusammentreffen mit den wilden Masai zu bewahren. Ich nahm aus diesem geringen Umstand die wichtige Lehre: „Sei geduldig in jedem Verhältniß, das du nicht ändern kannst; denn Gott kann es zu deiner Rettung so geordnet haben, ohne daß du im Augenblick seinen Weg verstehst.“ Ich war damals sehr unzufrieden und ungeduldig, und wäre gerne früher von Maungu aufgebrochen, wenn mir meine Leute gefolgt wären. Jetzt erkannte ich meine Thorheit.

Nachdem meine Leute im Zawo getrunken und sich gebadet, und 2 Mann mit Wasser für unsere zurückgebliebenen Reisegefährten abgesandt hatten, entfernten wir uns ein paar 100 Schritte vom Ufer des Flusses, und errichteten unser Nachtlager hinter einigen Felsen am Weg. Die Eingebornen schlafen nicht gern nahe an Wasserplätzen, aus Furcht vor wilden Thieren und lauernden Feinden. Ich legte mich mit dankbarem Herzen gegen Gott auf mein hartes Lager nieder und schlief bald ein, erwachte aber bisweilen mit einem großen Verlangen nach dem kühlen Wasser, das mir besser schmeckte, als der köstlichste Wein der Gewaltigen dieser Erde. Ich muß übrigens bekennen, daß es mir in dieser gefährlichen Stelle oft sehr unheimlich zu Muth war, und ich mich nach dem Anbruch des Tages sehnte.

15. November. Um 9 Uhr erreichte unsere zurückgebliebene Parthie den Zawo in einem erschöpften Zustand, da die Wasserträger, welche ich gestern Abend abgesandt hatte, sie nicht erreichten, indem sie im Walde irre giengen. Von den Wakamba konnte ich nichts erfahren. Ich versprach Jedem 2 Thaler, der ihnen Wasser entgegenbringen würde; allein meine Leute erklärten, sie würden nicht um 10 Thaler den gefährlichen Weg machen. Nachdem sie sich mit Speise und Trank erquickt hatten, brachen wir auf und marschirten ohne Unterbrechung, bis die Nacht einbrach. Meine Leute hieben große Aeste von den Bäumen, und machten ein starkes Gehege um unser Lager, zum Schutz gegen wilde Thiere und Menschen.

Nachdem wir das Weichbild des Zawo verlassen hatten, eröffnete sich uns eine schöne Aussicht auf den Berg Theuka, welcher sehr hoch ist und auf der Westseite des Zawo liegt. Das nördliche Ende desselben bildet der Berg Engolia, der von Wakamba bewohnt ist. Der Theuka war früher auch von Wakamba bewohnt, aber vor 15 Jahren von ihnen verlassen worden. Die Bewohner sollen nämlich damals ein unterirdisches Geräusch gehört haben, das sie bei ihrem großen Aberglauben auf den Gedanken brachte, die Europäer

seien von der Küste her auf einem unterirdischen Gang im Anzug mit Kanonen, deren Knall sie zu hören glaubten. Die Wakamba verließen daher den Berg in Eile und kehrten nie wieder zurück. Hungersnoth, Krieg und Erdbeben scheint in dem für Ostafrika so merkwürdigen Jahr (1836) auch in diesen Gegenden gewüthet zu haben.

16. November. Wir brachen frühe auf. Als der Himmel klar wurde, konnte ich die ganze Ostseite des Dschaggalandes und seiner ungeheuren Bergmasse recht deutlich sehen. Ich sah ganz klar die transparente weiße Materie auf dem domartigen Gipfel des Kilimandscharo. Südlich von ihm sah ich einen etwas niedrigeren Berg, der sich allmählich zuspitzt. Zwischen ihm und dem Kilimandscharo ist eine sattelähnliche Vertiefung, welche auf den Kilimandscharo hinaufführt, auf dem ich den Schnee (Kibo) ganz deutlich wahrnahm. An einigen Orten bemerkte ich tiefe und breite Schluchten oder Einschnitte. An andern Orten sah ich ganz perpendikuläre Felsen-Mauern, welche fast bis auf des Berges Spitze hinaufreichten. An diesen Bergwänden war natürlich kein Schnee, weil er sich da nicht halten kann. Nachdem wir das nördliche Ende des Engolia umzogen hatten, konnten wir den Berg Dschulu, der höher ist als der Theuka, im Westen sehen. Der Dschulu ist von Wakamba bewohnt, welche ihr Wasser von dem Frost und Thau, der beständig auf dem hohen Berg fällt, erhalten sollen. Der Dschulu schützt das Wakambaland gegen die Wakuafi, welche in der großen Ebene zwischen dem Kilimandscharo und der Südseite des Dschulu sich aufhalten. Wäre nicht der Dschulu eine mächtige Schutzmauer, so wären die Wakamba in Kikumbuliu, welche östlich und nördlich vom Dschulu wohnen, längst von den Barbaren aufgerieben worden. Nordöstlich von Dschulu ist der Berg Noka, der ebenfalls von Wakamba bewohnt ist, die keinen guten Ruf bei ihren Landsleuten haben. Die Gegend, welche wir heute durchzogen, war früher auch von Wakuafi besetzt gewesen, weßhalb damals die Karawanen entweder numerisch sehr stark sein, oder einen mehr östlichen

Weg in der Nähe der Galla-Wildniß einschlagen mußten, wenn sie nach Kikumbuliu reisen wollten. Die Wakamba haben viel Geschick und Ausdauer, neue Wege zu machen, weil sie an das Nomaden- und Jägerleben gewöhnt sind. Die Hinwegräumung der Wakuafi auf diesem Wege ist gewiß ein Zeichen, daß Gott Gedanken des Friedens über Innerafrika hat; sie ist wohl der macedonische Ruf für Missionarien nach Central-Afrika.

Wir begegneten Vormittags einer kleinen Karawane von Wakamba, welche nach der Küste von Mombas gieng. Ich gab ihnen ein Schreiben mit an meine Freunde in Rabbai.

Um Mittag kamen wir nach Mdido wa Andei, wo wir trinkbares Wasser im Bette eines trockenen Flusses fanden. Wir bereiteten unser Mittagsmahl im Schatten großer Bäume und marschirten dann weiter, bis es Abend wurde, wo wir in einem dicken Dschungel, der nach Kikumbuliu führt, unser Nachtlager errichteten. Nach dem Nachtessen erneuerten meine Leute ihre Forderung um Vermehrung des Lohnes mit Ungestüm. Ich beruhigte sie endlich mit der Erklärung, daß ich ihnen weiter zahlen wolle, wenn wir in Ukambani angekommen seien wo ich erst die ganze Länge des Wegs berechnen könnte.

17. Nov. Da unser Speise-Vorrath zu Ende war, marschirten wir, so schnell wir konnten, um Kikumbuliu zu erreichen. Um 8 Uhr kamen wir in einen schönen Wald, der mit hohen und sehr geraden Weißdorn-Bäumen bedeckt ist. Eine Strecke weit zogen wir über ein Lager von schwarzen und porösen Steinen (Lawa), welche die Wakamba Kiwudi heißen. Bald nachher begegneten wir einer Anzahl Wakamba-Weiber und Kinder von Kikumbuliu, welche den Wald säuberten, um den Boden zur Anpflanzung von Welschkorn und andern Dingen zu benützen. Der fette Boden sah ganz schwarz aus. Die Wakamba umringten mich bald, und schauten auf mich, als wäre ich ein Wesen von einer andern Welt her. Haar, Hut, Schuhe und Regenschirm erregte ihre größte Aufmerksamkeit, und wie Kinder hüpften sie um mich

herum. Sie fragten mich oft, wenn der Regen kommen werde und ob ich ihn nicht machen könnte, da ich ein mundu wa mansi manene, d. h. ein Mann des großen Wassers (der Meeresküste) sei und ein „niumba ya mbua," d. h. ein Regenhaus (Schirm) bei mir habe.

Da wir gerade in der heißesten Zeit nach Kikumbuliu kamen, so fanden wir es schwer, an den Brunnen der Eingeborenen Wasser zu finden. In Idumuo waren mehrere Gruben, wo die Leute Stunden lang auf das nur spärlich fließende Wasser warteten. Der Boden war kalkartig, daher der eigenthümliche Geschmack und die weißliche Farbe des Wassers. Die Männer waren zahlreich versammelt zum Schutz der Frauen, welche ihre großen Kalabaschen nur langsam füllen konnten. Da wir Fremde waren, mußten wir bis Mitternacht warten, bis wir Wasser schöpfen durften, nachdem die Eingeborenen fort waren. Mehrere meiner Leute wurden krank, wahrscheinlich in Folge dieses unangenehmen Wassers.

18. November. Da wir heute an den Wassergruben in Idumuo Rasttag hielten, so kamen viele Wanika, mich zu sehen. Ich war von Morgens bis Abends von ihnen umringt. Jeder wünschte mit mir zu reden, und meine Kleider zu berühren. Andere wünschten ku toledscha msinga, d. h. wir sollten unsere Gewehre abfeuern.

Ich erzählte ihnen biblische Geschichten, besonders die Geschichte Jesu Christi. Auch erzählte ich ihnen Manches über die Sitten meines Landes. Während wir bei Idumuo ausruhten, kam die kleine Wakamba-Karawane an, die wir unterwegs verlassen hatten. Sie verbreiteten die Nachricht, daß es wegen mir nicht regnen würde, es sei denn, daß ein Schaf geschlachtet und sein Blut auf den Weg gesprengt werde, auf dem der weiße Mann gekommen sei. Die Wakamba heißen dieß „Ku piga dana," d. h. den Weg glücklich oder sicher machen. Ich hatte vorher ein Schaf für meine Karawane gekauft. Dieß sollte nun geschlachtet und das Blut auf den Weg gegossen werden. Ich sprach natür-

lich gegen diesen Aberglauben, konnte ihn aber nicht verhindern.

Nachmittags führten die Wakamba-Jünglinge einen Tanz auf, wobei sie melodischer sangen und weniger Wildheit und Aufgeregtheit zeigten, als die Wanika bei ihren Landes-Tänzen.

19. Nov. Während wir bei Idumuo ausruhten, sah einer meiner Wanika eine ziemlich große Schlange, welche er ohne Weiteres mit der Hand hinter dem Kopf ergriff. Nachdem er das Gift herausgenommen, und die Schlange beim Schwanz gefaßt hatte, unter dem Hermurmeln einiger unverständlicher Worte, gehorchte das Thier seinem Befehl augenblicklich und machte alle Bewegungen, die er von ihm haben wollte. Da ich sah, daß er sich in den Augen der Wakamba, welche ihn anstaunten, wichtig machen wollte, so befahl ich ihm, die Schlange zu tödten; aber er erklärte, er könne das nicht thun, weil er Bruderschaft mit der Schlange gemacht habe; es würde ihm, wenn er eine Schlange tödtete, großes Unglück begegnen, und andere Schlangen würden ihm nicht mehr gehorchen. Ich nahm nun meine Flinte und schoß sie todt, worauf er sie wegnahm, um sie in einiger Entfernung im Verborgenen zu begraben. Ich nahm aus diesem Umstand eine Veranlassung, den Leuten die Geschichte des Sündenfalles, welchen der Teufel, die alte Schlange, verursacht hat, zu erzählen.

20. November. Der erste Regen fiel heute in Kikumbuliu, was mich bei den Wakamba in große Gunst setzte, wiewohl ich ihrem Aberglauben entgegenzuwirken und alle Ehre Gott zu geben suchte. Meine Leute hätten gerne die Wakamba glauben gemacht, daß sie einen europäischen Regenmacher in's Land gebracht hätten; sie hofften dadurch ein Schaf oder einen Elephanten-Zahn von den Leuten zu erhalten.

Durch eine Wakamba-Karawane, welche mit Elfenbein nach der Küste gieng, schrieb ich wieder ein paar Zeilen an meine Freunde in Rabbai.

Nachdem wir von Idumuo aufgebrochen und etwa eine Stunde gegangen waren, kamen wir an das Flüßchen Madschidschio ma Anduku, das im Wakuafi-Land entspringen und in den Adi-Fluß gehen soll. Abends lagerten wir uns in Maweni, wo wir wieder eine Karawane trafen, die nach der Küste reiste.

21. November. Ich hatte eine sehr unruhige Nacht in Folge des Regens. Mein Regenschirm war meine einzige Bedeckung. Meine Leute deckten die Kuhhäute über sich her, auf denen sie geschlafen hatten. Leider wurde auch unser Feuer durch den Regen ausgelöscht. Ein Reisender sollte einen guten Regenmantel und lederne Säcke bei sich haben, die er verschließen kann. Auf diese Weise würde er sein Gepäck gegen Regen und seine Träger, welche gerne mausen, sowie gegen die weißen Ameisen sichern können. Ich hatte Säcke, welche bloß aus groben Matten gemacht waren, und daher keinen Schutz gegen Regen, Ameisen und Diebe gewähren konnten.

Mit Tagesanbruch brachen wir auf und marschirten etwa 6 Stunden (meist durch Waldung), bis wir sanft in das Bette des schönen Flusses Adi hinabstiegen, welcher das eigentliche Ukambani gegen Südwesten begränzt. Die Ufer des Flusses, welche etwa 20—25 Fuß Höhe haben, sind mit hohen Bäumen geziert. Das Wasser lauft sehr langsam in dem weiten Bett, das gegen 170 Fuß breit ist. Das eigentliche Bett, das Wasser hatte, war etwa 60 Fuß breit und 1½ Fuß tief zu dieser Jahrszeit. In der Regenzeit ist der Adi ein mächtiger Strom, den die Eingebornen nicht passiren können. Er soll seine Quelle in Ambaloilu in Kikuyu haben, und seine Zuflüsse von den hohen Bergen Kilungo, Iweti, Mukamku und Nsao Wi erhalten. Letztern Berg sah ich in Kikumbuliu. Mein Führer versicherte mich, daß ein Theil des Adi vom Kilimandscharo komme; und es ist sehr wahrscheinlich, daß der nördliche Theil des Schneebergs etwas von seinem Wasser nach Ukambani sendet. Ob der Adi in den Dana-Fluß geht, oder sich mit dem Zawo vereinigt und

den Sabaki bildet, der bei Melindi in's Meer geht, kann ich nicht bestimmen.

Nachdem wir auf der östlichen Seite des Adi uns mit Speise und Trank erquickt hatten, fiengen wir an, die Bergreihe (oder Gürtel) langsam aufzusteigen, welche von Endunguni an dem Galla-Land entlang sich bis Ukambani, ja bis Kikuyu hinzieht, nur daß dieser Berg-Gürtel hier gegen 1800 Fuß hoch ist. Wir begegneten bald einigen Leuten, welche den Dschungel in der Nähe des Flusses säuberten, um den Boden anzupflanzen, was sie bisher aus Furcht vor den Galla und Wakuafi unterlassen hatten. Auf der Höhe angekommen (der ganze Distrikt heißt Yata), hatten wir eine herrliche Aussicht nach allen Seiten. Im Westen und Nordwesten sahen wir den Schlangenlauf des Adi-Flusses, die Hügel und Ebenen der Wakuafi, im Süden und Südwesten die Berge Dschulu, Engolia, Theuka, im Osten die Berge von Mudumoni, welche die Galla von Ukambani trennen. So sehr mich aber diese geographischen Entdeckungen freuten, so sehr mußte mich der Gedanke betrüben, daß hier Myriaden unsterblicher Seelen wohnen, welche von der Gnade Gottes in Christo Jesu noch nichts gehört und erfahren haben.

Wir bezogen unser Nachtquartier in einem der vielen kleinen Dörfer der Wakamba, die sehr freundlich gegen uns waren und uns Fleisch von Giraffen und Elephanten, auch Hühner zum Kaufen anboten. Das Giraffen-Fleisch schmeckte mir sehr, aber das des Elephanten fand ich zu hart; auch hatte es, obwohl es geröstet war, einen eigenthümlichen Geschmack, den jedoch ein guter Appetit nicht sehr achtete. Meine Muhamedaner wurden gewaltig aufgebracht gegen dieses Fleisch der „Ungläubigen", wie sie es nannten, und verlangten Glasperlen zum Ankauf von Hühnern, die ich ihnen des Friedens wegen nicht verweigerte.

22. Nov. Da es in Yata ziemlich kalt war, freuten wir uns über den Aufgang der Sonne, mit der wir unsere Reise fortsetzten. Zuerst reisten wir eine Stunde lang über die Ebene von Yata, und stiegen dann in die ausgedehnte

Wildniß von Tangai hinab, welche unbewohnt ist, und welche sich bis an die Mudumoni-Berge und das Galla-Land im Osten und Südosten erstreckt.

Früher war ein direkter Weg von Tangai an die Küste, so daß man den Umweg über Kikumbuliu nicht zu machen brauchte; allein die Galla, welche seit der Wegräumung der Wakuafi mehr südlich gezogen sind, gefährden die Karawanen-Straße. Da die Wakuafi und Galla durch das Vorhandensein von Kühheerden geködert und bewogen werden, Einfälle in das Gebiet der ostafrikanischen Stämme zu machen, so halten die Leute von Yata absichtlich keine Kühe und Ochsen, sondern bloß Schafe und Ziegen, um ihre barbarischen Nachbarn nicht zu Angriffen auf ihr Gebiet zu veranlassen. Nachdem wir die Tangai-Wildniß glücklich passirt hatten, sahen wir wieder mehrere zerstreute Wakamba-Dörflein. Bei dem klaren Wetter und wolkenlosen Himmel konnte ich das Schneehaupt des Kilimandscharo sehr deutlich sehen, welcher Berg über alle seine Nachbarn hervorragt, wie ein Riese über kleine Kinder. Der Dschulu ist 5000 — 6000 Fuß hoch und doch ragt der Kilimandscharo weit über ihn hervor, ja er scheint auf ihm zu ruhen. Natürlich kann man am Fuß dieser kleinern Berge den Riesen nicht sehen, sondern erst wenn man eine gewisse Höhe derselben erreicht hat.

Unser Weg im eigentlichen Ukambani, in dem wir jetzt angelangt waren, war nicht mit den dicken Dschungeln bedeckt, welche wir zwischen der Küste und Kikumbuliu passirt hatten. In manchen Theilen des Wakamba-Landes ist das Holz sogar sehr rar, aber desto geeigneter ist das Land für Ackerbau und Waideplätze. Nirgends sah ich einen Fruchtbaum außer dem dicken Mbuyu, aus dessen Stamm die Suahilis an der Küste große Boote machen. Etwa um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir den Fluß Tiwa, welcher in Ulu, der nordwestlichen Provinz von Ukambani, entspringen soll. Er vertrocknet in der heißen Jahrszeit. Nur hie und da findet man gutes Wasser unter dem Sand verborgen. Er vereinigt sich mit dem Adi.

23. Nov. Um 10 Uhr ruhten wir aus auf der Wasserstation Mbo, nachdem wir über rothen und bisweilen schwarzen Boden gezogen waren. Der Boden wechselte überhaupt in kurzen Entfernungen. Er war bald sandig, bald thonartig. Bäume und Gebüsche waren selten. Um 4 Uhr lagerten wir uns in Mbandi unter einem großen Baum. Ich sah heute den Kilimandscharo mehrmals. Ueberhaupt verfolgte uns der Schneeberg an jedem Ort, der etwas erhöht war und eine Aussicht in die Ferne gestattete.

24. Nov. Einer meiner Wanika, der von Dschagga durch die Wakuafi-Wildniß nach Kikuyu gekommen war, erzählte mir von einem sehr breiten Fluß Namens Malawa, den er überschritten habe und von wo er in das Land Muhama gekommen sei, wo die Leute den getrockneten Mist des Viehes zur Feuerung gebrauchen, aus Mangel an Holz. Es gebe dort sehr viel Elfenbein, das die Leute von Kikuyu kaufen und an die Wakamba wieder verkaufen, die es an die Küste bringen. Mein Berichterstatter konnte mir aber nicht sagen, wo der Fluß entspringt und wohin er geht. Welche Entdeckungen wird es noch im Innern von Afrika geben! Wie leicht und einfach werden die Verbindungswege gefunden werden! Sie sind gewiß nicht schwieriger als in Europa, Asien und Amerika, denn Gott hat die Gestalt der Länder so gebildet, daß sie zur Ausführung seiner erhabenen Absichten bei der Aufrichtung seines Reiches auf Erden auf eine schnelle Weise dienen muß, wenn seine Stunde gekommen ist. Der Niger wird die Friedensboten zu den verschiedenen Ländern von Nigritien führen, während sein großer Zufluß, der Tschadda zusammen mit dem Congo die Missionarien nach dem westlichen Mittelpunkte von Afrika, nämlich nach Uniamesi bringen wird. Die verschiedenen Zweige des Nils werden von Norden her das Evangelium nach den Aequator-Gegenden tragen, während der Dschub und Dana einen Wasserweg ins östliche Central-Afrika abgeben werden, und der Kilimani oder Sambesi endlich wird vom Südosten her ins Innere eine Hochstraße bilden. Die Quellen aller dieser großen Flüsse

liegen nicht so weit von einander entfernt, als unsere jetzige geographische Kenntniß uns möchte glauben lassen. Alle diese Quellen scheinen sich um den Aequator und das große Binnenland Uniamesi herum zu concentriren; daher man sich nicht wundern darf, wenn die Araber alle diese Flüsse aus Einer Quelle *) entspringen lassen, was nur richtig verstanden werden muß, nämlich so, daß um den Aequator herum sich die Wasserscheiden bilden, aus denen jene Flüsse nach Norden, Osten, Westen und Südosten ihre Richtung nehmen. Von Uniamesi (Besitz oder Land des Mondes), sagen die Suahilis, könne man nach 4 Enden der Erde gelangen. Wie der Mond in verschiedenen Gestalten sich zur Erde stellt und verhält, so stelle und verhalte sich jenes große Binnenland zu der afrikanischen Halbinsel, indem man von dort aus nach 4 Seiten hin wandern könne. Diese merkwürdige Idee gründet sich wahrscheinlich auf eine geschichtliche Thatsache, von der wir freilich keine Kunde haben, — auf die Thatsache nämlich, daß die frühern Araber — sei es in ihrer Periode des Heiden- oder des Muhamedanerthums — Afrika besser gekannt und durchreist haben, als in der Gegenwart, in der sie nur theilweise Afrika bereisen und kennen lernen. Aus jener Zeit haben sie wohl auch noch die Tradition behalten, daß die großen afrikanischen Flüsse aus Einer Quelle entspringen, wodurch zugleich angedeutet ist, daß man aus dem Einen in den Andern, also aus dem Nil in den Kilimani, Kongo und Dana kommen kann, natürlich so, daß immerhin noch eine bedeutende Landreise zwischen den Flüssen liegen mag, zumal da sie jedenfalls nicht gleich an ihrer Quelle schiffbar sein werden. Wenn sich nun diese Wasserstraßen so verhalten, so ist klar, daß sie der Christianisirung Afrika's sehr förderlich sein werden.

Nachmittags machten wir Halt in Nsou, wo wir in steinernen Vertiefungen Wasser fanden. Wir kauften auch frische Lebensmittel. Ein Mkamba bot einem meiner Mus-

---

*) Die Araber sagen eine Wahrheit, aber nicht die Wahrheit.

ketiere etwas Welschkorn an, wenn er seine Flinte abfeure. Die Wakamba lieben die Feuerwaffen und Einzelne haben sich Flinten an der Küste gekauft. Es ist zu wünschen, daß die Stämme im Innern sich nicht mit dieser Waffe bekannt machen, da die Erfahrung bei den Wasegua- und Wasambara-Stämmen in der Nähe von Sansibar gezeigt hat, daß die Afrikaner die Feuerwaffe nur zur Unterdrückung ihrer Nachbarn, die sie zu Sclaven machen, gebrauchen werden.

Abends lagerten wir uns in Jlangilo, wo wir in Gruben gutes Wasser fanden, das aber eine weißliche Farbe hatte (wie Tembo, Palmwein) von dem thonartigen Boden, aus dem es kommt. Die ganze Gegend von Jlangilo ist schöner, baum- und grasreicher, als wir bisher auf unserem Weg wahrgenommen hatten. Wir waren jetzt im eigentlichen Ukambani, das ich oft an der Küste als ein schönes Land hatte beschreiben hören.

25. Nov. Ich hatte eine schwere Nacht verlebt. Da meine Leute wußten, daß wir heute zu Kiwoi kommen und unsere Reise zu Ende geht, so verlangten sie mit größter Frechheit die Erhöhung ihres Lohnes. Sie verlangten jetzt 13 statt 8 Thalern, die in Rabbai bestimmt worden waren. Sie sagten, 3 Thaler seien schon von ihren Weibern und Kindern gegessen, d. h. im Voraus vor der Abreise von Rabbai empfangen worden und jetzt müßten sie noch 10 Thaler erhalten. Ueberdieß verlangten sie alles Elfenbein, das mir Kiwoi als Gegengeschenk geben würde. Würde ich diese Forderung verweigern, so würden sie mich augenblicklich verlassen. Sie waren dabei so ergrimmt, daß, hätte ich nur das geringste beleidigende Wort erwiedert, sie mich unfehlbar auf der Stelle erschlagen haben würden. Ich war deßhalb ganz still die Nacht hindurch und ließ sie schreien und lärmen.

Uebrigens versprach ich ihnen 10 Thaler ohne Weiteres; auch die 13 Thaler war ich bereit zu geben, wenn die Behörden an der Küste diese Forderung für gerecht anerkennen würden, denn hier in der Wildniß sei kein rechtes Gericht.

Diese Erklärung beruhigte sie endlich, so daß sie von Jlangilo aufbrachen, um das Dorf Kiwois vollends zu erreichen.

26. Nov. Wir zogen durch viele Wakamba-Dörflein, denn wir waren jetzt in einem sehr bewohnten Theil des Landes angelangt, der guten Boden und viel Gras hat. Als wir an den Felsenhügel Nsambani kamen, wurde unsere Richtung geradezu nördlich, während wir mehrere Tage lang nordöstlich gezogen waren. Dieser Hügel, der aus einem einzigen Stück Felsen besteht und sich aus der Ebene erhebt, dient als Markstein, der weithin gesehen wird. Hier beginnt das Gebiet des Stammes Kitui, dessen Haupt Kiwoi ist, der bereits von meiner Ankunft in Ukambani gehört hatte. Nachdem wir seinen Wohnort erreicht hatten, setzten wir uns unter einen Baum und warteten, bis er uns entgegen kam. Meine Wanika hielten sich aber einige hundert Schritte fern von mir und meinem Gepäck, da sie, wie ich nachher erfuhr, Kiwoi als einen großen Zauberer fürchteten, dessen Zauberei ihnen schaden könnte. Er kam endlich aus seinem Dörflein heraus, begleitet von seiner Hauptfrau, welche in ihrer Hand einen Zauberstab trug, der schwarz gefärbt war. Der Häuptling grüßte mich freundlich und sagte, daß, als ich mit ihm in Rabbai von einer Reise nach Ukambani gesprochen hatte, er dieß für eine Lüge gehalten, indem er gedacht habe, ich werde nie eine so weite Reise machen; aber er habe jetzt gesehen, daß ich Wahrheit geredet habe und ich sei ihm ganz willkommen in seinem Lande. Er ließ mir sodann eine Wohnung zubereiten in einer der Hütten seiner Frauen, welche die Hütte verlassen mußte. Die Wakamba liefen in Masse zusammen, den Musungu (Europäer) zu sehen und zu bewundern.

Nachdem ich in meiner Wohnung etwas eingerichtet war, besuchte ich den Häuptling und sprach mit ihm über den Zweck meiner Reise, nämlich zu erfahren, ob die Wakamba christliche Lehrer aufnehmen würden, welche sie den Weg zum wahren Glück durch die Erkenntniß Gottes und seines Sohnes Jesu Christi lehren würden? Weiter sagte ich ihm, daß ich

wünschte, meine Reise bis an den Dana-Fluß auszudehnen und deßwegen ihn um Begleiter zur Ausführung meines Planes bitten möchte; ich verlange kein Elfenbein von ihm für mein Geschenk, überhaupt verlange ich nichts als meinen täglichen Unterhalt, so lange ich bei ihm sei. Der Häuptling erwiederte: „Ich verstehe deine Absicht und du sollst alles erlangen, was du wünschest. Du bleibst bei mir bis nächsten Monat, wo ich nach Muea (ein Ort im Wandurobolland) und auch nach Kikuyu gehe, um dort Elfenbein zu holen; du gehst mit mir nach allen diesen Gegenden. Nach meiner Rückkehr werde ich eine Reise an die Küste machen, mein Elfenbein zu verkaufen, nach 4 oder 5 Monaten, wo du dann mit mir gehen kannst; aber deine Wanika mußt du entlassen, denn ich habe sie nicht gerne, da sie mir mein Elfenbein entreißen, wenn ich durch ihr Land ziehe." Hierauf holte er eine Kuh, welche von meinen Muhamedanern geschlachtet und zwischen mir und Kiwois Familie getheilt wurde. Den Wanika wollte er nichts geben, besonders als er hörte, daß sie mich in Ilangilo mißhandelt hätten.

In meiner zweiten Unterredung mit Kiwoi erwähnte ich den Schneeberg Kilimandscharo in Dschagga. Kiwoi sagte, er habe die meisten Gegenden in Dschagga gesehen und kenne den Berg sehr wohl, aber es sei ein zweiter, noch größerer Kiima dscha dscheu (Berg der Weiße, weißer Berg) zwischen den Ländern Kikuyu, Mbe und Uimbu, von welchem Weißberg der Danafluß seinen Ursprung habe. Er sagte dann weiter: „du wirst beide Berge (den Kilimandscharo und den Kenia oder Kegnia) in einer kleinen Entfernung von meinem Dorfe sehen können, wenn es helles Wetter ist. Es ist 10 Tagreisen von hier bis zum Kilimandscharo in Dschagga, aber nur 6 Tage bis zum Kegnia in Kikuyu." Den Kilimandscharo sah ich bald nachher südwestlich vom Dorfe Kiwois, aber den Kegnia konnte ich nicht sehen, da es gegen Norden und Nordwesten nicht hell war, indem der Regen bereits von jener Richtung her zu fallen angefangen hatte. Wären wir

nur einige Wochen bälder gekommen, so wäre der nördliche Himmel noch klar gewesen.

In einer andern Unterredung drückte Kiwoi den Wunsch aus, daß der Gouverneur von Mombas den Dana-Fluß herauf Boote senden möchte, um sein (Kiwois) Elfenbein zu Wasser zu holen, indem es sehr mühsam sei, das Elfenbein zu Land nach Mombas zu bringen. Der Fluß habe keine Felsen, reiche in der heißen Jahrszeit bis an den Hals, während er in der Regenzeit gar nicht zu passiren sei. Seine Breite sei mehrere hundert Schritte, die Leute von Mbe geleiten Fremde von einem Ufer zum andern. Diese Mittheilung gefiel mir sehr wohl, da ich längst gern die Wasserfahrt auf dem sogenannten Fluß Quilimancy (was wohl Kilimansi oder Kilima dscha mansi Berg des Wassers oder Wasserberg heißen soll) ausgeführt wissen wollte. Dieser Quilimancy ist also kein anderer als der Dana-Fluß, der von dem Schneewasser des Kegnia gebildet wird und in seinem weitern Lauf viele Flüsse aufnimmt, wie z. B. den Dida, Kingadschi, Ludi. Kiwoi that auch Erwähnung eines Bahari oder eines Sees, welcher im Norden von Kikuyu liegen soll; er habe ihn nicht persönlich gesehen, aber von ihm gehört durch die Wakamba, welche in der Nähe des Sees Elephanten jagen. Ich konnte nicht recht klar werden, was er mit diesem See meinte, ob es wirklich ein See, oder ein großer Fluß, oder ein Arm des Meeres ist.

27. Nov. Diesen Morgen führte mich Kiwoi bei seinen Großen und Verwandten ein. Er benützte meine Anwesenheit, um sich in den Augen der Seinigen groß zu machen. Er sagte: „Habe ich euch nicht früher gesagt, daß ich euch einen Musungu (Europäer) bringen werde? Jetzt ist er gekommen, bin ich nicht ein großer Mann, da ein Musungu zu mir in mein Land gekommen ist?“ Sie riefen alle einstimmig aus: „Wahrlich, Kiwoi ist ein großer Mann und hat uns Wahrheit gesagt.“ Sie sahen mich dann sehr wohlgefällig an und wünschten meine Schuhe, Haar, Hut, Kleider und besonders meinen Regenschirm zu sehen, der oft auf- und

zugemacht wurde. Dann fiengen sie an Uki zu trinken, d. h. ein Getränk, aus Zuckerrohr bereitet. Kiwoi wiederholte sein früheres Versprechen, mich überall hin zu begleiten, wohin ich wünschte, wiewohl ich schon beschlossen hatte, nach der Küste zurückzukehren,

1) weil ich nicht recht wohl war, seit ich von Kikumbulin an keine ordentliche Speise mehr hatte;
2) weil der Regen meine Reise an den Dana jetzt verhinderte;
3) weil, wenn ich meine Wanika entließ, ich ganz von Kiwoi und den Wakamba abhängig gewesen wäre in Beziehung auf meine Rückkehr nach Rabbai. Ich hatte Ursache, den Wakamba noch weniger zu trauen, als den Wanika;
4) die zwei Suahilis, die bei mir blieben, hätten sehr große pecuniäre Forderungen gemacht, wenn sie hätten einige Monate hier bleiben müssen;
5) wie elend würde ich daran sein, wenn ich, nachdem Kiwoi alle meine Sachen erhalten hat, nicht mehr die Mittel hätte, für mich selbst zu sorgen;
6) mein Plan, im nächsten März die Seeküste bis Kiloa und dann im April Europa zu besuchen, könnte nicht ausgeführt werden.

Nachdem ich eine Zeitlang bei den Wakamba-Häuptlingen, die völlig nackt auf ihren kleinen Stühlen saßen, zugebracht hatte, zog ich mich in meine Hütte zurück, wo sich wieder eine Menge Leute versammelte, denen ich das Wort Gottes nur in sehr unvollkommener Weise verkündigen konnte, weil ich der Wakamba-Sprache noch nicht Meister war.

Nachher kam Kiwoi und verlangte von mir die Geschenke, die ich für ihn mitgebracht hatte. Ich wollte ihm für jetzt nur einen Theil geben, aber er wollte Alles haben, weil er mich bis zu meiner Abreise nähren und mir zwei Elephantenzähne geben wolle, die mir natürlich gleichgiltig waren, da ich wohl wußte, daß meine Träger sie ansprechen, oder im

Fall der Verweigerung sie mir auf dem Rückweg mit Gewalt nehmen würden.

28. Nov. Diesen Morgen sprach Kiwoi von einem Feuerberg, der in der Nähe des Wasserberges Kegnia liege. Der Feuerberg sei nordwestlich vom Kegnia. Die Jäger fürchten sich, ihm nahe zu kommen, weil der Boden in der Umgebung sehr gefährlich sei.

In Kiwoi's Dörflein hatte ich Gelegenheit, einige Leute aus Kikuyu kennen zu lernen, die gegen meinen Willen mir zu Ehren einen curiosen Tanz nach der Sitte ihres Landes aufführten. Sie sprangen mit aller Macht so hoch auf, als sie konnten, stampften dann wieder mit den Füßen auf den Boden und riefen beständig „Yolle, Yolle", dessen Bedeutung ich nicht verstand. Sie bewegten sich aus kurzer Entfernung gegen einander, bis sie in einem Kreis zusammentrafen, worauf sie ein wenig ausruhten, um wieder frisch und mit aller Macht zu tanzen.

Die Physiognomie der Kikuyu-Leute war nicht häßlich, sondern eher schöner, als die der Küstenbewohner. Ihre Sprache scheint ein Gemisch von Kikamba und Kikuafi zu sein, was auch in Beziehung auf die Sprache der Stämme von Mbe und Uimbu der Fall sein soll, welche in der Nähe des Kegnia wohnen. Tabak und Elfenbein sind die Hauptartikel, welche die Leute jener Stämme nach Ukambani bringen. Die Kikuyu-Leute wollten mich mitnehmen in ihr Land.

Im Verlauf des Tages erzählte mir Kiwoi, daß er seit 13 Jahren die östlichen Länder von Ukambani (wo die Stämme Mumoni, Kauma, Udeizu und andere wohnen) nicht mehr besucht habe, da ihm die Bewohner jener Gegend nicht erlaubten, mit den Stämmen Mbellete und Udaka, welche am nördlichen Ufer des Dana-Flusses liegen, Handel zu treiben. Wegen dieser Verweigerung habe er seinen Gegnern verboten, in Kikuyu, Mbe, Uimbu und bei den Wandurobo zu jagen und zu handeln. Beide Rivalen hätten zuletzt einen Vertrag gemacht, daß sie einander in den betreffenden Gegenden nicht stören wollten. Kiwoi sollte nicht nach Mbellete und Udaka

und jene nicht nach Kikuyu u. s. w. gehen. Auch verständigten sie sich über den Weg nach Mombas. Kiwoi sollte in der großen Regenzeit nach der Küste reisen, während die Andern in der zweiten Regenzeit ihre Reise machen wollten. Würden sich beide Parthien unterwegs begegnen, so würden sie vor einander fliehen aus Furcht vor Uzai, d. h. Zauberei, indem jeder sich fürchtet, von dem andern bezaubert zu werden. Aus dieser Erzählung schloß ich, daß Kiwoi nicht im Stande wäre, einen Reisenden nach Mbellete, Udaka und den östlichen und nordöstlichen Gegenden von Ukambani zu führen. Ob der Name Udaka das Land „Andak" bezeichnet, das sich auf M'Queens Karte von Afrika findet, will ich nicht bestimmen, vermuthe es aber.

29. Nov. Ich hatte Fieber letzte Nacht und nahm Arznei, welche unter dem Segen Gottes mir Erleichterung verschaffte.

30. Nov. Es regnete viel in vergangener Nacht. Kiwoi ließ noch in der finstern Nacht und während des Regens durch meine muhamedanischen Träger eine Kuh*) schlachten, welche er zwischen mir und seiner Familie theilte. Er wollte sie nicht bei Tage schlachten lassen, damit die Wakamba nicht kommen und um Fleisch betteln könnten. Auch verbot er uns, den Wanika Fleisch zu geben, was mir sehr mißfiel. Ich gab dessenungeachtet jedem Mnika eine Portion, was ihnen Freude machte. Ein Mann aus Kikuyu gab mir die Namen mehrerer Stämme, Berge und Ortschaften seines Landes. Die größten Berge sind: Kirikata, Kirimonge, Kawumbu, Dschambischo, Kiangei, Gnissi, Kiturre, Tomodomu, Dalasau. Die Hauptstämme und Ortschaften sind: Kirugami, Tuku, Gnalua, Molodoi, Maringo, Dirinsa, Udigiriri, Ndololi, Kawundu, Natu, Loidoto, Zirarei, Maramara, Ngaramara, Tawatu, Kiringidschu, Kabudei.

1. Dec. Das kindische Geschwätz, der beständige Lärm

---

*) Eine Kuh kostet in Ukambani 3 Doti oder 1½ Thaler, in Kikuyu soll sie nur 2 Doti, also einen Thaler kosten.

der Wakamba, noch mehr aber die schmutzige Unterhaltung meiner Wanika und Wakamba war mir sehr zur Last, und meine Seele dürstete nach dem lebendigen Gott, den der Heide weder kennt, noch fürchtet.

Nach Kiwoi soll ein Reisender, der den Schneeberg Kegnia besuchen will, von Kitui aus am ersten Tag nach Muakini, am zweiten nach Mambidschi, am dritten an den Dana-Fluß, am vierten nach Muea, am fünften nach Uimbu und am sechsten an den Kegnia gelangen, von welchem das Wasser mit großem Geräusch in den Dana fließt, was auf Schneelawinen schließen läßt, die unten schmelzen.

2. Dec. Sonntag. Da eine große Menge von Menschen im Hofe Kiwois versammelt war, suchte ich von der Liebe Gottes gegen die Menschen in Sendung seines Sohnes zur Rettung derselben zu reden. Ich sprach zuerst über den Sündenfall des Menschen, dann von der Erlösung durch Christum, und bat sie drittens, ihren von Gott entfremdeten Zustand zu erkennen, und in Christo, dem einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, die Rettung vom zukünftigen Gericht anzunehmen.

3. Dec. Die Weiber des Häuptlings bereiteten Mehl für unsere Reise nach der Küste. Er vertheilte eine Quantität Welschkorn unter seine Frauen und befahl ihnen, es in Eile zu mahlen. Sie gebrauchten beim Reinigen des Getreides kein Sieb, sondern ließen es aus einem Korb auf die Erde fallen, wo der Wind dann den Staub und Unrath wegblies. Die Wakamba wollen den Gebrauch des Siebes, das an der Küste angewendet wird, nicht gestatten, aus der abergläubischen Furcht, der Regen möchte aufhören. Aus demselben Grund gebrauchen sie keine Ackergeräthe von Eisen. Der Aberglaube hindert sie, die väterliche Sitte zu verlassen und etwas Besseres einzuführen.

Blauer Vitriol (Murdutu) ist sehr gesucht in Ukambani und wird gegen Geschwüre und die Pocken angewendet. Röthel und Luahu (ein indisches Produkt) wird auch von den Wakamba sehr gesucht. Ein Reisender sollte sich mit diesen wohl-

feilen Dingen gut versehen, da er damit Lebensmittel kaufen kann. Der Luahu (eine Getreideart) wird gemahlen, mit Röthel vermischt und in den Körper eingerieben, so daß die Wakamba ganz roth aussehen. Man kann daher ebensowohl von rothen Afrikanern, als rothen Indianern oder Amerikanern reden.

Nachmittags nahmen wir Abschied von Kiwoi, der folgende lange Anrede an mich, an meine und seine Leute hielt: „Ich hatte gewünscht, daß der Msungu bei mir bleibe und im nächsten Monat mit mir nach Kikuyu gehe, wo der Dana-Fluß passirt werden kann; aber der Europäer will nach der Küste zurückkehren. Er kann gehen, wenn er will, ich verhindere ihn nicht. Ich habe ihm einen Elephantenzahn von 4 Fuß Länge und einen andern von 3½ Fuß schenken wollen, — denn seine Habe ist mein, und meine Habe ist sein; aber ich habe jetzt kein Elfenbein: es ist in Kikuyu. Ich werde gehen und es holen, und dann werde ich nach der Küste reisen, und zwei Elephantenzähne für den Msungu mitbringen; und wenn sein Bruder in Rabbai mit mir nach Ukambani gehen will, so mag er mit mir gehen, aber Elfenbein habe ich jetzt keines. Ich werde nach Kikuyu gehen und zu den Andulobbo, und es im nächsten Monat holen. Ich bin ein großer Mann, ich mache nicht viele Worte; aber ich werde bei meinen Worten bleiben. Und ihr, Wanika, höret mich, ich habe euch auch ein Wort zu sagen: Ihr sollt dem Msungu auf dem Weg keine Mühe machen, denn er ist mein Freund. Ihr sollt ihn sicher in sein Haus nach Rabbai bringen, damit ich nicht zornig über euch werde.

Und nun, hier sind 170 Strängelchen Glasperlen und ein Doti Amerikano; dieß wird genügen, um in Kikumbuliu Speise zu kaufen und die Küste zu erreichen. Bis Kikumbuliu wird auch mein Mehl und Welschkorn reichen. Und nun habe ich euch mein ganzes Herz gesagt. Grüßet Tangai, den Gouverneur der Festung von Mombas."

Tangai war dem Häuptling persönlich bekannt, da er sein (Kiwois) Elfenbein zu kaufen pflegt, wenn Kiwoi nach

Mombas kommt. Nach dieser Anrede brachen wir auf, begleitet von Kiwoi, der ein paar 100 Schritte mit uns gieng. Nach etwa einer Stunde erreichten wir einen etwas erhöhten Ort, von wo aus ich den Schneeberg Kegnia deutlich sehen konnte, da die Luft rein und klar war. Der Berg erstreckte sich von Ost nach Nordwest bei West. Er erschien mir wie eine ungeheure Mauer, auf dessen Spitze ich zwei große Thürme oder Hörner erblickte, welche nicht weit von einander stehen, und welche dem Berg ein imposantes Ansehen gaben. Der Kilimandscharo hat einen kuppelähnlichen Gipfel, der Kegnia dagegen ist mehr dachstuhlartig. Die Säulen oder Hörner werden ohne Zweifel von den nördlichen Bewohnern weithin gesehen werden, weßhalb ich mich nicht wundere, daß schon Bruce berichten konnte, der weiße Fluß entstehe von Schnee, nur daß er diesen nach Kaffa versetzt, wo es keine Schneeberge giebt, wo man aber wohl von den Schneebergen im Süden hören mag.

An dem erhöhten Ort, von dem aus ich den Kegnia sah, erblickte ich auch mehrere Hügel des Wakuafi-Landes gegen Westen, deren Namen ich aber nicht erfahren konnte.

Abends lagerten wir uns in dem Dorfe eines Verwandten von Kiwoi, der mich nach Rabbai begleiten sollte, um mich gegen die unruhigen Wanika zu schützen. Endenge (so hieß sein Name) war aber krank, weßwegen ich ohne ihn zu gehen beschloß.

4. Dec. Wir errichteten unser Nachtlager am Fuß des hohen Felsen Nsambani, wo wir einige zurückgebliebene Träger erwarteten.

5. Dec. Der Regen ließ mich in verflossener Nacht nicht viel schlafen. Wir lagerten uns Abends in Jlangilo, wo die Eingebornen uns im Verdacht hatten, als ob wir von Kiwoi weggejagt worden seien, weil wir so schnell wieder umkehrten und weil wir kein Elfenbein bei uns trugen. Wenn ein Mkamba von einem Fremden ein Geschenk erhält, so macht er ihm ein Gegengeschenk in Elfenbein, das der Fremde überall zur Schau trägt.

6. Dec. Nach Mitternacht wurde ich, während alle meine Leute schliefen, plötzlich durch ein Kriegsgeschrei und durch das Pfeifen des Kriegshorns aufgeweckt. Ich glaubte, die Wakamba wollten einen Angriff auf uns machen, um uns zu berauben. Ich erfuhr aber Morgens, daß einige Ochsen den Wakamba entflohen seien, und daß die Leute glaubten, die Wakuafi hätten einen Einfall gemacht, weßhalb das Kriegshorn geblasen wurde. Ehe wir von Ilangilo aufbrachen, verlangten die Wakamba von uns ein Schaf, das sie opfern und dessen Blut sie auf den Weg gießen wollten, damit wir den Regen nicht wegnehmen möchten. Ich kämpfte vergeblich gegen ihren thörichten Aberglauben, und mußte ein Kitambi, d. h. zwei Ellen Tuch hergeben, womit ein Schaf gekauft wurde. Wir gaben ihnen das Tuch, das uns Kiwoi zum Ankauf von Speise in Kikumbuliu geschenkt hatte. Abends lagerten wir uns in Nsou.

7. Dec. Wieder Regen in vergangener Nacht. Morgens sahen wir die Berge Nimi, Kaluka, Unguani und Mdomoni, östlich und südöstlich von Ukambani. Unser Nachtquartier errichteten wir in Mbo unter einem großen Akazienbaum.

8. Dec. Um Mittag erreichten wir den Fluß Tiwa und übernachteten dann im nächsten Dorf Kipopue, wo wir Speise kauften.

9. Dec. Abermals Regen in verflossener Nacht, wo ich im Freien schlief, mit meinem Regenschirm über mir. Die Leute von Kipopue freuten sich über den großen Regen, der gefallen war. Sie waren im Begriff gewesen, einem Regenmacher Elfenbein zu geben, um Regen zu erhalten. Da meine Leute dieß erfuhren, suchten sie die Wakamba glauben zu machen, daß ich den Regen bewirkt habe, und daß sie mir das Elfenbein geben sollten. Ich bestrafte sie scharf über ihr betrügerisches Wesen und darüber, daß sie nicht Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat und Alles nach seinem Willen leitet, die Ehre gaben. Natürlich wollten sie dann das Elfenbein für sich behalten, da sie von Kiwoi keines erhalten hatten. Bei unserer Abreise begleiteten uns die Leute des Orts eine

halbe Stunde weit, ungeachtet der Weg durch den Regen sehr schmutzig geworden war. Sie tanzten wie fröhliche Kinder um mich herum, betrugen sich aber sehr freundlich und ehrfurchtsvoll. Als wir um 1 Uhr Yata erreichten, wollten meine Leute daselbst übernachten; ich bewog sie aber, die Reise fortzusetzen und jenseits des Flusses Adi zu lagern. Der Fluß war jetzt tiefer geworden in Folge des Regens in Ulu und Kikuyu. Um uns gegen den Regen zu sichern, errichteten wir kleine Hütten, indem wir Pfähle in die Erde steckten und Stangen und Gras darüber legten.

10. Dec. Wir wurden diese Nacht von einem Leoparden beunruhigt, den die Schaf- und Ziegenheerde, welche eine mit uns reisende Wakamba-Karawane bei sich führte, herbeigelockt hatte. Unterwegs wurde einer meiner Träger krank, weßhalb ich Halt machen und ihm einen warmen Trank von Wasser, Pfeffer und Mehl bereiten ließ. Abends erreichten wir Engiloni, den ersten Ort von Kikumbuliu. Wir trafen dort eine große Karawane, die von der Küste kam, und die in Kikuyu Elfenbein holen wollte.

11. Dec. Wir kauften Speise für unsere Reise nach der Küste, und verließen Kikumbuliu am 13. Dec. Auf unserer Heimreise erfuhren wir nichts Besonderes, als daß wir öfters mit Wassermangel und Furcht vor Feinden beunruhigt wurden. Am 20. Dec. erreichten wir den Hügel Ndunguni, von wo ich noch einmal auf die große Wildniß zurückblickte, durch die wir gezogen waren. Ich dachte an die Mühseligkeiten, Nöthen und Gefahren, die ich in den vergangenen Tagen durchlebt hatte. Diese Nöthen waren jetzt vorüber, aber die vielen Beweise der schützenden Macht, Gnade und Barmherzigkeit meines Gottes möchte ich nie vergessen, sondern mir einen steten Antrieb sein lassen zur Dankbarkeit und zum Eifer im Gebet und in der Arbeit für die Förderung seines Reiches in den finstern Regionen, die ich kennen gelernt hatte. Der Rückblick in die Wildniß vom Hügel Ndunguni aus erinnerte mich auch an das Bild eines sterbenden Christen, wenn er, auf dem Todeshügel stehend, das letzte Mal auf die Wildniß

dieser Welt zurückblickt, wenn er hinsieht auf seine Kämpfe mit Sünde, Welt und Teufel, und wenn er jetzt, nach wohl bestandenem Kampf mit unaussprechlicher Freude der ewigen Heimath immer näher kommt, und zuletzt eingehen darf in die Ruhe, die ihm sein Gott und Heiland im Himmel aus Gnaden bereitet hat. Gestärkt durch diese Betrachtung trat ich meinen Marsch noch einmal an, und reiste den ganzen Tag, bis ich Abends die Wohnung meines Führers Mana Zahu erreichte, wo ich (nur eine Stunde von Rabbai Mpia entfernt) übernachtete, und wo seine Frau Speise und Trank im Ueberfluß herbeibrachte. Am Morgen des 21. hatte ich dann die Freude, mich mit meinen theuren Mitarbeitern Rebmann und Erhardt wieder zu vereinigen und ihnen zu erzählen, was ich in den verflossenen 51 Tagen gesehen und gehört, und was der Gott aller Gnade an mir gethan hatte.

Siebentes Kapitel.

Meine Seereise von Mombas nach Kap Delgado, der Südgrenze der afrikanischen Besitzungen des Sultans von Sansibar, der gewöhnlich „Imam von Maskat" genannt wird.

Vom 4. Febr. bis 23. März 1850.

Ehe ich nach Europa zu gehen und mein Vaterland wiederzusehen (das ich seit 1837 nicht mehr sah) beschloß, war es mein Wunsch, die ganze Südküste von Mombas bis zu den Portugiesischen Besitzungen von Mosambik hinab persönlich kennen zu lernen. Von Mombas bis Sansibar war sie mir längst bekannt, aber von jener Insel an bis Kilua und Kap Delgado, oder Tungue, wo die arabische Herrschaft aufhört und die von Portugal beginnt, war sie mir noch persönlich unbekannt. Und doch war es von großer Wichtigkeit, daß die Freunde der Mission, welche jetzt Afrika von allen Seiten umzingeln und diesen Continent für das Reich

Gottes zu erobern trachten, auch von diesem noch so wenig bekannten Theil der ostafrikanischen Küste einige Kunde erhalten, und mit den Wegen besser bekannt werden möchten, auf welchen die Boten des Evangeliums nach einem gemeinsamen Mittelpunkt vordringen könnten, — welcher Mittelpunkt nach meiner Ansicht das große Binnenland Uniamesi ist, dem die ost-, west- und südafrikanischen Missionarien sich zuwenden müssen, weil sie von dort aus zu Wasser die zahllosen Stämme von Inner-Afrika nach allen Richtungen hin werden erreichen können.

Hätten es meine Verhältnisse in Rabbai Mpia gestattet, so hätte ich gerne von Kap Delgado meine Nachforschungen noch weiter südlich bis Mosambik und bis zum Kilimani-Fluß (unter dem 19. Breitengrad südlich) ausgedehnt, da ich längst überzeugt war, daß dieser Fluß früher oder später die Bestimmung haben werde, die Friedensboten ins Innere bis in die Nähe von Uniamesi zu tragen, und da ich seit der Aufhebung der Madagaskar-Mission es immer bedauert hatte, daß die von der grausamen Madagassen-Königin Ranawalona vertriebenen englischen Missionarien nicht ein Arbeitsfeld in der Nähe des Kilimani gesucht hatten, von wo aus sie der Insel Madagaskar so nahe geblieben wären, welche nach meiner festen Ueberzeugung noch das Missions-Seminar für Ostafrika werden muß. Ein Missionar muß, wie ein General, nach strategischen Grundsätzen auch im Reich Gottes verfahren; er muß sich gleich von Anfang an den Ort ausersehen, auf den er sich zurückziehen und an dem er sein Werk fortsetzen kann, wenn er aus seiner Stellung vertrieben wird. Eben darum ist es so wichtig und nothwendig, daß er sich mit dem ihn umgebenden Länder-Areal, dessen Verhältnissen, Sitten und Sprachen, so weithin und so genau als möglich persönlich bekannt mache, damit er und Andere, wenn es noth thut, von seinen Nachforschungen Gebrauch machen können, und das heilige Werk der evangelischen Welteroberung keinen Stillstand erleide. Ein rechter Missionar muß, wie der Apostel Paulus, in der That die Gesinnung eines

Marschalls „Vorwärts“ in sich aufgenommen haben, den keine Schwierigkeit, keine Gefahr der Feinde oder des Klimas, keine Entfernung in seinem Laufe hemmen kann.

Nachdem ich am 2. Februar 1850 in Mombas mit dem Eigenthümer eines kleinen Suahili-Bootes für die Summe von 55 Conventions-Thalern übereingekommen war, mich und meinen theuren Mitarbeiter J. Erhardt in alle wichtige Seehäfen und Städte oder Dörfer südlich von Mombas bis zum Fluß Lufuma und Tungue (oder Kap Delgado) zu führen, segelte ich in Begleitung meines Mitarbeiters, der von dieser Seereise eine Stärkung seiner noch vom Fieber geschwächten Gesundheit erwartete, am 4. Febr. mit gutem Winde aus dem Hafen von Mombas. Ich hatte bei Schließung des Contractes es ausdrücklich festgesetzt, daß unser Suahili-Kapitän so nahe als möglich dem festen Lande entlang segeln müßte, um die Küste möglichst genau sehen zu können. Um 11 Uhr Vormittags, nachdem wir einen Theil der Holz-, Gebüsch- und Palmen-reichen Küste des Wadigo-Landes entlang gesegelt hatten, kamen wir in Sicht des Kinika-Dorfes Niali, das in einem Hain von Kokosbäumen fast ganz verborgen liegt. Ich ließ nicht anlegen, weil ich beschlossen hatte, in dem Hafen von Tiwi zu übernachten, den wir freilich selbst für kleine Schiffe (größere können gar nicht anlegen) sehr unbequem fanden, indem das Rollen des Schiffes äußerst lästig und auch das Gestade wegen der heftigen Brandungen schwer zu erreichen war. Da ich am Ufer viele Wanika (vom Wadigo-Stamm) mit dem Fischfang beschäftigt sah, den sie theils mit Netzen, theils mit langen und breiten Kleidern, die sie an den 4 Enden schnell im Wasser zusammenzogen, betrieben, so befahl ich unserem Kapitain, den ausgehöhlten Baumstamm, der als unser Kahn diente und höchstens 3 Personen aufnehmen konnte, in's Meer hinabzulassen, und mich zu den Leuten hinzuführen, während Erhardt auf dem Schiff zurückblieb. Ich gelangte mit einiger Schwierigkeit auf dem schwankenden Kahn (in den ich mich rücklings legen mußte, während ein in ihm sitzender Suahili-Matrose

ihn ruderte) an's Land, wo die Wanika mich bald umgaben, und meiner Rede einige Minuten lang zuhörten. Ich bat sie dann, mich zu ihrem Häuptling in's Dorf zu führen, das eine halbe Stunde weit westlich vom Ufer liegt. Einer der Anwesenden fragte, was für Geschenke ich dem Häuptling geben, und welchen Lohn der Führer bekommen würde? worauf ich erwiederte, daß ich der Träger von himmlischen Schätzen für den Häuptling und sein Volk sei, indem ich auf meine Bibel hindeutete, welche ich in der Hand hatte.

Diese Erklärung hatte die Wirkung, daß Einige von den Leuten wegliefen, Andere weiter zuhörten, und noch Andere geradezu bemerkten, es sei jetzt Zeit zum Tembo- (Palmwein-) trinken, sie müßten nach Hause kehren. Diese Gleichgiltigkeit gegen unsichtbare Güter that mir sehr weh. Da sie mich nicht in ihr Dorf führen wollten, und da bereits die Fluth herankam, wo die Lagune, welche zum Dorf führt, nicht mehr passirt werden kann, so beschloß ich auf mein Schiff zurückzukehren; allein der Wind und die Strömung war dagegen, und als wir schon nahe am Schiff waren, wurden wir wieder an's Ufer getrieben, in dessen Nähe das Boot umschlug und ich rücklings in die See fiel. Zum Glück war die Stelle nicht sehr tief, sonst wäre ich, menschlich zu reden, verloren gewesen, da ich nicht schwimmen konnte. Nachher versuchten wir es noch einmal zu dem Schiff zu gelangen, allein abermals vergeblich, der Wind und die Wellen trieben das kleine Boot, das nur ein Mann regieren konnte, immer wieder an das Ufer. Nun war kein anderer Rath, als zu warten bis Mitternacht, wo der Wind gewöhnlich nachläßt. In der Nähe des Ufers lag ein großes Boot, in das wir uns flüchteten, um gegen die Abendkälte, die mir in meinen nassen Kleidern noch besonders empfindlich war, geschützt zu sein. Erhardt jedoch, der sehr um mich besorgt war, bewog den Kapitän, mir ein größeres Boot, das Abends in den Hafen eingelaufen war, nach Einbruch der finstern Nacht entgegen zu schicken. Ich stieg sogleich in dasselbe und

erreichte glücklich unser Schiff, wo Erhardt meiner harrte und ich Gott dann danken konnte für meine Errettung.

Am Morgen des 5. Februar segelten wir weiter, so nahe am Lande hin als möglich. Die Küste ist hier sehr niedrig und holzreich, aber auch sehr zerrissen von der See. An manchen Stellen sahen wir losgerissene Felsen, die einer Blumenvase vollkommen ähnlich waren. Das Meer hat überhaupt an der ostafrikanischen Küste südlich vom Aequator große Verheerungen angerichtet; daher die vielen Inselchen und Korallenriffe, welche zwar für die Küstenschiffahrt sehr bequem, aber auch gefährlich sind. Nachmittags liefen wir in die Bai von Wassin ein, wo wir die Berge Kirugu, Mrima und Jombo deutlich sahen. Alle diese Berge sind von Wadigo Wanika bewohnt. Wir dachten im Stillen an die Zeit, wo auch auf diesen Bergen die Trompete des Evangeliums geblasen werden und Gott sein Reich daselbst aufrichten wird. Das große Dorf Pongue bietet den Weg von der Küste zu dem Berg Jombo. Abends ankerten wir in der kleinen Bucht von Wanga und Magugu, zwei muhamedanische Dörfer, die nur wenige Fuß über das Niveau des Meeres erhaben sind. Bei Magugu ist eine kleine Bucht, in welche der Fluß Umba fällt, den ich auf meinem Weg nach Usambara passirt habe. Es scheint aber, daß der Fluß in der trockenen Jahrszeit beinahe vertrocknet, ehe er die See erreicht.

Am Morgen des 6. Februars besuchten wir die Dörfer. In Magugu trafen wir einige Verwandte des Bana Cheri, der früher mein Wegweiser gewesen war, und der auch meinen theuren Mitarbeiter Rebmann mehrmals nach Dschagga begleitet hatte. Die Verwandten hatten längst gehört, daß Bana Cheri auf seiner letzten Reise von Dschagga erschlagen worden war.

Ich suchte mit den Leuten in Magugu eine religiöse Unterredung anzuknüpfen, aber es gieng mir, wie es immer geht mit den Muhamedanern. Sobald man auf die Gottheit Christi zu sprechen kommt, so fangen sie an zu zanken

und zu sagen, Gott hat keinen Sohn, er ist nicht gezeugt, noch zeugt er. In der Nähe von Wanga wohnen Wasegedschu, welche meist mit den Wadigo-Wanika im Krieg leben. Die Leute von Wanga haben viel Verkehr mit dem Innern, mit den Wanika, Wasegedschu, Waschinsi, Wasambara und selbst nach Dafeta und Dschagga gehen sie des Handels und der Jagd wegen. Insofern würde Wanga auch einen Ausgangspunkt für's Innere bilden; aber die niedere Lage des Orts scheint ihn sehr ungesund zu machen.

Am 7. Februar lichteten wir in aller Frühe den Anker, verließen Wanga und passirten nach einigen Stunden die Bucht von Moa, sodann das Inselchen Kuale, auf welches in Kriegszeiten die Wasegedschu ihre Habe flüchten. Der Insel gegenüber liegt ein großes Suahili-Dorf, das wir aber nicht besuchten. Weiter im Innern ist das Dorf Mkumbi, wo ein Diwani, d. h. ein großer Häuptling, wohnen soll. Auch das große Dorf Dschongoleani besuchten wir nicht, wo Wasegedschu und Suahili leben. Um Mittag erreichten wir die schöne Bucht von Tanga, wo wir an's Land stiegen. Ich hatte eigenthümliche Gedanken und Gefühle, als ich diese Gegend wieder betrat. Im Jahre 1844, als ich diese Küste und die hohen Berge von Usambara, die Vormauer des ostafrikanischen Heidenthums, das erstemal sah, lag Alles dunkel und unbekannt vor meinen Augen, aber jetzt segelte ich mit andern Blicken an dieser Gegend vorüber. Das Bewußtsein, daß meine Füße daselbst gewandelt, daß mein Herz auf den Höhen von Usambara im Gebet Gott gesucht und die ganze Heidenwelt umher seiner Barmherzigkeit anbefohlen, daß meine Zunge da und dort die Botschaft des Friedens verkündigt hatte, dieses Bewußtsein hob und stärkte mich. So schreitet doch das Werk Gottes still und verborgen vorwärts, und wenn wir nach einer Reihe von Jahren wieder auf solche Gegenden hinblicken, so stärkt uns der Gedanke, daß wir doch nicht vergeblich in Ostafrika gewesen sind.

Ehe wir an's Ufer stiegen, besuchte uns ein Suahili-Matrose, der in England gewesen war und daher etwas

Englisch reden konnte. Er war auf einem Handelsschiff des Sultans von Sansibar nach London gekommen, dort zwei Jahre krank gewesen und lange Zeit in dem Asyl für Seeleute verpflegt worden, bis ihn ein Engländer nach Bombay brachte, von wo er wieder nach Afrika zurückkehrte. Während wir mit ihm redeten, hörten wir ein Jauchzen und Schießen in den Dörfern Kiumbageni und Mkokoani, das uns anfangs befremdete und erschreckte. Wir vernahmen aber bald, daß eine Karawane von Handelsleuten aus dem Land der Masai im Innern angekommen sei. Die Händler hatten Usambara östlich, nördlich und westlich umzogen, waren nach Dafeta und von dort nach dem Berg Mlozo gereist, der von den Masai besetzt ist, und in dessen Nähe es viele Elephanten geben soll.

In den Dörfern Mkokoani und Kiumbageni sahen wir viele Wasagedschu, denen wir den Zweck unserer Reise erklärten. Einige, die vom Dorfe Mandschianni waren, fragten, ob wir nicht Frieden zwischen ihnen und den Wanika machen könnten. Ich sagte, wir seien Boten des Friedens und würden gerne Frieden stiften. Sie dürften nur die Worte unseres Buches hören und annehmen, so würde bald Friede werden zuerst in ihrem Herzen und dann auch in ihrem Lande und dessen Umgebung. Die guten Leute aber meinten, wir könnten und sollten ihre Feinde bezaubern, daß sie geschlagen würden und Friede machen müßten. Am Ende baten sie nur, daß wir sie auch in ihrem Dorf besuchen möchten. In der Nähe desselben sind die Wasegedschu-Dörfer Amboni und Kaongue. Von dem in England gewesenen Suahili-Matrosen erfuhren wir, daß die Tanga-Leute den Elfenbeinträgern, die nach Mlozo giengen, 10 Thaler für ihre Dienste geben, für welchen Lohn die Träger schwere Lasten (1½ Farasala, also 54 Pfd.) hin- und hertragen und oft über ein halbes Jahr abwesend sein müssen. In Tanga erfuhr ich auch, daß der König Kmeri mich sehnlichst erwartet in seinem Land. Erhardt erkannte mit mir, daß Tanga ein schätzenswerther Vor-

posten für die Usambara-Mission sein dürfte, was mir schon im Jahr 1844 klar gewesen war.

Am 9. Februar segelten wir nach Tangata (oder Tagnata, wie Manche aussprechen) wo wir zwar einen geräumigen aber keinen guten Seehafen fanden, da er gegen den Nord- und Ostwind nicht geschützt ist. Tangata gegenüber liegt das Inselchen Karange. Zwischen Tanga und Tangata hatten wir die Insel Yambe passirt, wo die Suahilis und die Wasegedschu Plantagen haben. Die Küste von Tangata ist mit den 4 Dörfern Tamba, Kisisi, Marongo, und Esterehe besetzt, welche den Hafen umgeben. Früher sollen die Bewohner dieser Dörfer in Einer großen Stadt zusammengewohnt, aber aus Bürgerzwistigkeiten sich getrennt und verschiedene Dorfschaften angelegt haben. Unter großem Schaukeln landete ich in meinem kleinen Kahn, mußte aber noch weit durch das Wasser waten, bis ich das Ufer erreichte, wo der Hafenmeister, ein Baniane, mich freundlich empfieng und sogleich die Diwani versammelte, welche sich ehrerbietig gegen mich benahmen. Diwani (Mann des Diwans) ist der Titel eines Häuptlings oder Gouverneurs, den Kmeri, der König von Usambara, eingesetzt hat, um seinen königlichen Einfluß unter den Suahili an der Küste, die er als sich unterworfen betrachtet, geltend zu machen. Wer ein Diwani werden will, muß dem König ein angemessenes Geschenk geben und dann noch obendrein von dem Sultan in Sansibar anerkannt und bestätigt werden, der dem Candidaten ein Geschenk giebt, damit er auch seine Interessen vertheidige, dem König von Usambara gegenüber. Der Diwani muß also die Gestattung des Land- und Seekönigs erhalten. Erst dann darf er eine eigenthümliche Art von Sandalen und einen Staats-Umbrella tragen und Musikanten vor sich herziehen lassen, was sonst Niemanden gestattet ist. Der Diwani von Mkumbi soll der einflußreichste, und sogar von Kmeri wegen seiner Zaubermacht gefürchtet sein. In Tangata wurde ich wieder gefragt, wann ich zu Kmeri zurückkehren werde, eine Frage, die mich in große Verlegenheit brachte.

In Tangata erfuhren wir, daß die Elfenbeinhändler von jedem Farasala (36 Pfd.) Elfenbein, das aus dem Wadigoland kommt, 2 Thaler Abgaben zahlen müssen. Kommt es aus Dschagga und Usambara, so beträgt die Gebühr 4 Thaler; ist es aus Uniamesi, so müssen 12 Thaler bezahlt werden. In Mombas werden 3 Thaler für die Farasala bezahlt. Diese Abgaben bekommt der Sultan von Sansibar, der sich überhaupt um diese Küste nur des Handels wegen bekümmert.

Am 10. Februar verließen wir Tangata und erreichten die Mündung des Pangani-Flusses um 4 Uhr Nachmittags. Auch hier wurde ich sogleich gefragt, wann ich zu Kmeri zurückkehren würde, und welche Antwort ich dem König nach Fuga senden wolle in Beziehung auf mein Kommen? Ich ließ ihn grüßen und ihm sagen, daß ich jetzt nach Mgau und nachher nach Europa reisen, aber nach meiner Rückkehr aus der Heimath an ihn denken werde.

In dem südlich vom Pangani gelegenen Dorf Buyeni besuchte ich den Gouverneur, der unter Anderem fragte, warum die Engländer den Sclavenhandel überall zu verbieten suchen? Ich antwortete, das Verbot habe in dem Befehl Gottes: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!" seinen Grund. Wer seinen Nächsten wahrhaft lieb habe, werde ihn weder kaufen noch verkaufen können. Ferner, wenn wir bedenken, wie Gott in Jesu Christo, seinem Sohn, seine große Barmherzigkeit geoffenbart habe, indem er Ihn, den Unschuldigen, für die sündigen Menschen in den Opfertod dahingab, so werden wir nicht mehr hart und unbarmherzig gegen unsere Mitmenschen sein, und sie wie das Vieh oder irgend eine andere irdische Habe behandeln können. Des Menschen Würde und erhabene Bestimmung spreche entschieden gegen alles Sclavenwesen.

Der Gouverneur fragte dann, ob der englische Consul in Sansibar nur Serkali-Leute (d. h. Leute seiner Regierung) oder auch Privat-Leute zu schützen habe? Ich antwortete, jeder Consul habe alle Unterthanen seines Königs, jeden Menschen seiner Nation zu schützen; weßhalb der englische

Consul auch die Banianen zu schützen habe, weil sie Unterthanen des englischen Reiches seien. Diese Antwort gefiel dem Banian, der neben dem Gouverneur saß, sehr wohl.

Am 11. Februar segelten wir von der Pangani-Mündung ab, von der aus ich mit Sehnsucht nach den nahen Usambara-Bergen hinblickte. Wie hätte ich mir im Jahr 1844, wo ich diese Gegend das erste Mal besuchte, denken können, daß schon nach 4 Jahren ein Bote des Friedens bis an die Quellen dieses schönen Flusses vorgedrungen sein würde? Rebmann besuchte Dschagga, wo er entspringt, im Jahr 1848, und ich Usambara in demselben Jahr. Gewiß, Gott wird eilend Sein Werk ausrichten, wann seine Stunde gekommen ist. Jetzt leben wir noch in Tagen geringer Dinge, aber wie dieser Fluß aus kleinen Bächen von Schneewasser immer höher anschwillt und am Ende seine reichen Gaben in's große Meer bringt, so werden diese geringen Tage der Vorbereitung immer wichtiger werden, bis das ganze Meer der Gnade Gottes diese Heidenländer überfluthen wird; dann werden unsere Gebete und Arbeiten erst offenbar werden. O wie klein und unbekannt, ja verachtet, wandert der Bote Christi oft an ganzen Völkermassen vorüber. Sie achten ihn kaum und doch ist seine Erscheinung das erste Morgenroth des Reiches Gottes, das über ihnen aufgeht.

Von der Pangani-Mündung an war mir die ostafrikanische Küste noch unbekannt, denn den Pangani und die Insel Sansibar, die ich dießmal nicht berührte, hatte ich schon öfters gesehen. Der neue Theil des Küstenstriches, der jetzt vor mir lag, ist von folgenden Stämmen bewohnt. Zuerst kommen die heidnischen Wasegua-Stämme, welche an dem südlichen Ufer des Pangani beginnen und bei dem Suahili-Dorf Sadan, welches Sansibar gegenüber liegt, aufhören. Sie zerfallen in mehrere Unter-Abtheilungen. Zweitens, südlich von den Wasegua sind die Wadoie, welche Menschenfresser sein sollen, was ich aber noch nicht recht glauben kann. Drittens, südlich von den Wadoie folgen die Waseramu, dann viertens die Wakatoa, fünftens die Watumbi, sechstens die Wag-

nindo, siebentens die Wamuera bei Kiloa Kibendsche, achtens die Makonde und neuntens die Makua, worauf die den Portugiesen angehörende Seeküste beginnt. Mit allen diesen Stämmen haben die Suahili, welche die unmittelbare Seeküste bewohnen, friedliche Verbindungen und in soferne stehen diese Stämme wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar und indirect unter der Herrschaft des Sultans von Sansibar. Heiden und Muhamedaner finden es ihren Interessen des Handels und der Politik angemessen, sich friedlich gegen einander zu verhalten. Die Wasegua-Küste ist sehr niedrig und hat keinen einzigen guten Seehafen. Unter diesen Stämmen ist bis jetzt der Sclavenhandel am Aergsten getrieben worden, wozu die Araber in Sansibar die Veranlassung gaben. Wir hätten gerne in den Dörfern Kipumbui, Kisikimtu, Mafui, Buyuni, Sadan, Uinde, Bagamoia gelandet, aber der starke Wind trieb unser Schifflein mit solcher Macht vorwärts, daß wir uns der Küste, an der die Brandungen sehr stark sind, nicht zu sehr nähern konnten. Vom Pangani an konnten wir keine hohe Berge im Innern erblicken, außer dem Berg Gendagenda, welcher das Ende eines Hügelzuges bildet, der sich vom Pangani an durch das Wasegua-Land bis Kipumbui hinzieht. Abends ankerten wir im Hafen von Msasani bei dem Inselchen Dschongoe.

12. Febr. Wegen des starken Nordwindes mußten wir im Hafen von Msasani den ganzen Tag über verweilen. Unser Kapitän, der vom Wamuera-Stamm bei Kiloa gebürtig ist, erzählte, daß er vor vielen Jahren von Kiloa aus in's Land der Wahiau am Niassa-See mit einer Karawane gereist sei. Der Weg in's Innere sei gut und eben. Von Kiloa kam er nach Lingabura, dann nach Kiturika (Ortschaften im Stamm der Wamuera), sodann nach Dschipera, Mbuemkurro, Mkura, Mkarre, Ludschanda (ein Fluß), zuletzt nach Keringo und Ripeta, wo die Karawane Sclaven und Elfenbein holte, welch letzteres die Waniassa-Leute von der Westseite des Sees bringen. Die Waniassa machen leichte aber wasserdichte Boote von Rinde, auf denen sie über den See

gehen, um Elfenbein bei den Mawisa-Stämmen zu kaufen. Sie machen auch Kleider von dem Bast eines Baumes. Der Lufuma- oder Rufuma-Fluß soll im Niassa-See seinen Ursprung haben, was wohl heißen soll, in der östlichen Wasserscheide des Sees.

13. Febr. Wir passirten die Dörfer Forokania, Esterehe und Ngani. Um 4 Uhr Nachmittags ankerten wir im Hafen des Dorfes Mtotana, wo ich eine große Karawane vom Stamm Ukimbu in Uniamesi antraf. Die Leute, welche mit Weibern und Kindern aus dem Innern kamen, und in kleinen Hütten am Meeresufer wohnten, sagten mir, daß sie 3 Monate auf der Reise zugebracht hätten. Sie brachten Sclaven und Elfenbein. Ihre Gesichtszüge waren gar nicht häßlich. Viele waren von hoher Statur. Von ihrer Sprache konnte ich vieles verstehen, was beweist, daß sie zu der großen südafrikanischen Sprachfamilie gehört. Einer von ihnen erzählte, daß er in Sofala gewesen und dort Kupfer geholt habe. Auch die Westküste von Afrika scheinen sie zu kennen. Der große See (oder Fluß?) in Uniamesi habe Ebbe und Fluth, was mir merkwürdig ist. Das Land Taturu (was wohl Dschadschuru sein soll) sei der Anfang von Uniamesi. Das Land Dschagga hießen sie Humba. Sie fragten mich, ob es wahr sei, was die Suahili ihnen im Innern gesagt haben, nämlich, daß die Europäer Menschenfresser seien? Ich zeigte ihnen, daß die Suahili die Europäer deßwegen bei den Leuten im Innern verläumden, damit diese keinen unmittelbaren Verkehr mit ihnen haben sollten, weil sonst die Suahili ihr Handels-Monopol verlieren würden. Es lag mir daran, den Uniamesi-Leuten einen richtigen Begriff vom Christenthum und von den Europäern beizubringen; ich sagte ihnen auch, daß ich einmal Uniamesi besuchen werde. Sie meinten, ich solle nur kommen, man werde mich gut behandeln.

In Mtotana sah ich einen Suahili, der früher im Dienst des Franzosen Maisan gewesen war, welcher im Jahr 1847 auf der Reise nach Uniamesi von den Waschinsi (3 Tage von der Küste entfernt) getödtet worden war. Maisan

reiste von Buyuni aus ins Innere. Als er zu dem Häuptling der Waschinsi kam, wurde dieser lüstern nach den Kisten des Reisenden, die er mit Thalern angefüllt glaubte. Der Häuptling umzingelte bei Nacht das Haus, in dem Maisan wohnte, und machte zuerst einen Angriff auf die Knechte. Maisan, aufgeschreckt durch das Geschrei der Sterbenden, schoß sein Gewehr auf die Angreifer ab, wurde aber in demselben Augenblick von ihren Spießen durchbohrt. Jetzt zündete der Häuptling das Haus an, worauf die noch lebenden Knechte die Flucht ergriffen. Als der Sultan von Sansibar von der Ermordung des Reisenden hörte, sandte er 200 Soldaten, um den Häuptling gefangen zu nehmen. Dieser soll aber entkommen, und einer seiner Verwandten an seiner Stelle ergriffen und nach Sansibar gebracht worden sein.

14. Februar. Wegen Mangel an Wind kamen wir heute bloß bis zu dem Inselchen Sinda, welches dem Küstendorf Buromadsch (in Suahili Mboamadsch genannt) gegenüber liegt. Wir trafen hier wieder viele Handelsleute aus Uniamesi, die an der Küste kleine Hütten bauen und bewohnen, bis sie in ihre Heimath zurückkehren. Die Uniamesi-Karawanen bestehen meist aus 3—4000 Menschen, damit sie sich gegen die Angriffe feindlicher Stämme unterwegs vertheidigen können. Sie waren seit einigen Monaten hier. Sie verlassen Uniamesi im September und kommen im December an der Küste an. Im März und April kehren sie in ihre Heimath zurück.

15. Februar. Nachdem wir von Mtotana abgereist waren, hatten wir zuerst durch den felsenreichen Ort Dege hindurchzusteuern. Im Lauf des Tages passirten wir Kimbiki (wo viele Fächerpalmen sind), Puna, Mamba, lauter Dorfschaften, welche an der niedrigen Küste liegen. Mittags steuerten wir westlich von den Inselchen Dschosi und Sikuti. Auf letzterer Insel ist nur ein einziger Baum zu sehen, welcher als Seezeichen dient in diesem Felsen-Meer. Um 4 Uhr Nachmittags steuerten wir westlich von der Insel Kuale, und ankerten dann bei der niedrigen Insel Koma, welche von

Suahilis bewohnt wird. Wir sahen in einer ziemlichen Entfernung einen Hügel, welchen unser Kapitän Kikunia nannte. Ein Theil des Flusses Lufidschi soll an seinem südlichen Fuß vorbeifließen und dann in's Meer gehen.

16. Februar. Als wir abfahren wollten, konnten die Matrosen den zwischen Steine eingerammten Anker lange nicht herausbringen. Wir passirten nachher bald die 3 Inselchen Shungimbili und Niororo, welche wahrscheinlich die auf den Karten verzeichneten Latham's-Inseln sind, die Guano enthalten. Der Kapitän sagte uns, daß viel Vogeldung, der aber durch den Regen sehr verderbt wird, auf diesen Inselchen gefunden werde. Die gegenüberliegende Seeküste ist sehr niedrig, aber fruchtbar; daher ein Matrose sang: „Hindi Bustani Belad ya Baniani," d. h. Indien ist ein Garten und das Land der Banianen.

Um 4 Uhr Nachmittags segelten wir östlich von der Insel Buidschu und gelangten dann nach der Insel Mafia, auf den Karten fälschlich Monfia genannt. Wir ankerten bei Kisiman Mafia, wo eine Quelle mit gutem Trinkwasser zu finden ist. Früher soll eine Stadt hier gestanden haben, von der noch Mauerüberreste zu sehen sind. Der Brunnen ist ausgemauert nach arabischer Weise, etwa 20 Fuß tief, und befindet sich in einem dicken Wald. Die Bewohner der Stadt sollen früher oft krank geworden und Viele davon gestorben sein. Dieser Umstand bewog die Ueberlebenden, den Ort, wo ein böser Teufel wohne (dem die Ungesundheit des Platzes zugeschrieben wurde) zu verlassen und sich an einer andern Stelle der großen und schönen Insel Mafia anzusiedeln.

17. Februar. Im Hafen von Kisman Mafia war ein Schiff aus Kiloa mit 30 Sclaven, die nach Sansibar geführt wurden. Der Kapitän des Schiffes wollte Reis von uns kaufen, da seine Sclaven nichts mehr zu essen hatten, aber wir waren in derselben Lage und freuten uns, die herrliche Insel Dschole zu erreichen, wo Wasser-Melonen, Kassada, Reis, Welschkorn, Kokosnüsse und viele andere Dinge zu haben waren. Südlich von Dschole sahen wir die Inseln

Kibando und Utende. Ein bedeutendes Dorf, dessen Ruinen wir sahen, soll vor 30 Jahren von den Sagalawa zerstört worden sein, welche als Seeräuber und Sclavenjäger von Madagaskar kamen und die ostafrikanische Küste sehr gefährdeten, bis sie in Kiloa von den Eingeborenen erschlagen wurden. In Dschole ist neuerlich ein bedeutender Handel mit Kauris, deren es an dieser Küste in Menge gibt, entstanden. Kaufleute aus Sansibar kaufen hier diese kleine Muscheln und verhandeln sie an Europäer in Sansibar, welche sie nach der Westküste von Afrika bringen, wo sie bekanntlich als Münze gelten. Wir vernahmen, daß zwei Meßchen Kauris für ein Meßchen Reis gegeben werden. Die früheren Bewohner von Dschole sollen gräuliche Sodomiten gewesen sein. Der große äußere Segen, den ihr Inselchen genießt, machte die Bewohner gottesvergessen und fleischlich, daher das Gericht durch die Seeräuber.

18. Febr. Wir hatten wenig Wind bis Nachmittag. Als er kam, segelten wir der Sandbank Kibudia entlang nach dem Inselchen Ukusa, wo wir ankerten.

19. Febr. Wir hatten wieder, wie gestern, lange Windstille. Am Mittag passirten wir die Inseln Songosongo und Pumbasu. Zu unserer Rechten in der Nähe des festen Landes hatten wir die Insel Smaia, wo die Hauptmasse des Flusses Lufidschi ins Meer geht. Wir bemerkten im Innern eine Oeffnung der Hügel, durch welche der Fluß heraus kommt und dem Meer zugeht. Einige lassen ihn im Niassa-See, Andere in Uniamesi entspringen. Da die Uniamesi-Karawanen ihn an seinem oberen Lauf passiren, so ist letztere Ansicht die wahrscheinlichere. In der Nähe der Inseln Songosongo und Pumbasu passirten wir die Sandbank Fungu ya Baniani (Banians-Sandbank), weil ein Baniane dort umgekommen sei, den ein arabisches Schiff dort absetzte und nicht wieder an Bord nahm. Der Baniane stieg nämlich auf der Sandbank ab, um sein Essen zu bereiten, da der Zubereitung der Speise der Banianen Niemand zusehen darf, der nicht zu ihrer Kaste gehört. Der Schiffskapitän

segelte während der Zubereitung ab und überließ den armen Banianen seinem Schicksal.

Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir in den Hafen von Kiloa Kibendsche, einer Küstenstadt, welche zwischen Mosambik und Sansibar die wichtigste ist. Die Eingebornen heißen sie den Kitosu, oder Nabel der Suahili-Küste, weil sie den Mittelpunkt des Handels in jener Gegend bildet und der Reichthum des Südens und Nordens in ihr zusammenfließt. Nur Schade, daß der Hafen gegen den Nord- und Ostwind nicht gesichert ist, und die Schiffe in großer Entfernung von dem niedrigen Ufer ankern müssen. Die Stadt, deren ungesundes Klima bekannt ist, liegt dem Ufer entlang, an dem sie sich weithin ausbreitet, obwohl sie nur etwa 12 bis 15,000 Einwohner haben mag. Nicht weit westlich von der Stadt ist der Hügel Segino, der etwa 300 Fuß hoch ist. Dort haben die Leute viel Plantagen. Ein Kokoswald gibt der Stadt ein schönes Ansehen, wenn man sie von der Seeseite her betrachtet. Die Häuser sind aus Holz gebaut und mit Kokosblättern bedeckt, die Mauern mit Koth beworfen. Jedes Haus hat eine Veranda vor der Thüre. Ueber die Mauer, welche das Parterre-Zimmer umschließt, werden kleine Balken oder Stangen gelegt, so daß ein Oberstock oder Oberzimmer angebracht werden kann. Der Baniane, welcher die Abgaben einnimmt und zugleich der Hafenmeister ist, hat ein gutes Haus aus Stein erbauen lassen; auch einige andere, weniger bequeme Steinhäuser sind vorhanden. Etwa 100 Schritte von dem Hause des Hafenmeisters ist ein kleines Fort, das von einer kleinen Anzahl Beludschen bewacht wird, welche im Dienst des Sultans von Sansibar stehen. Es sollen etwa 60 oder 70 Banianen in Kiloa sein, welche dort Handel treiben. Der äußerst höfliche Hafenmeister schenkte uns viele Lebensmittel. Ebenso höflich war der Gouverneur Muhamed Ben Musa, welcher mich auf seinen Stuhl setzte, während er sich gegen meinen Willen auf einer kleinen Erhöhung des Bodens niederließ. Er hat große Hochachtung vor den Engländern, besonders vor dem englischen Consul in Sansibar.

Einige Theile der Stadt sind sehr sumpfig, woher sich die Ungesundheit des Platzes erklären läßt.

Kiloa hat einen beträchtlichen Handel in Elfenbein, Reis, Kopal, Tabak und besonders in Sclaven, welche von Uniamesi und von der Gegend des Niassa-Sees gebracht werden. 10 bis 12,000 Sclaven sollen jährlich durch Kiloa passiren nach den verschiedenen Häfen der Suahili-Küste und nach Arabien. Ich sah Partieen von 6 bis 10 Sclaven, welche, an einander gekettet, hinter einander herliefen, und noch Lasten auf dem Kopf tragen mußten. In diesem Lande ist ein Menschenleben eine geringe Sache. Ich habe mich oft gewundert, warum doch das Erbarmen Gottes solchen Gräueln und solcher Verletzung der Menschenwürde keine Schranken setzt; aber wenn ich dann wieder bedachte, welche andere Gräuel diese Sclaven in ihrem Lande begehen würden, so konnte ich die Gerechtigkeit Gottes wieder rechtfertigen. Was das Sclavenwesen betrifft, so werden gewiß große Geheimnisse Gottes in der andern Welt offenbar werden; auch werden die Gegenden, wo jetzt die Sclaverei so fürchterlich waltet, noch ein besonderer Schauplatz der Gnade und des Lobes Gottes werden. Damit soll der Sclaverei nicht das Wort geredet werden, vielmehr ist es eine Anklage und Schmach für die Christen, besonders für die christlichen Regierungen, daß sie den muhamedanischen und heidnischen Völkern den Menschenhandel noch gestatten.

Die Wahiau, die nach Kiloa kommen, sollen einander oft verrätherischer Weise an die Suahili verkaufen, indem z. B. ein Verwandter seinen Bekannten in das Haus eines Suahili sendet, als sollte er dort etwas holen. Der Suahili, mit dem die Verabredung bereits getroffen ist, schließt die Thüre hinter dem gesendeten Menschen zu und fesselt ihn, bis sich eine Gelegenheit zeigt, ihn nach Sansibar oder Arabien zu verkaufen. Obwohl der Sultan von Sansibar den Sclavenhandel nach Arabien verboten hat, so gehen doch jährlich viele Sclavenschiffe dahin, indem sie von Kiloa aus Sansibar ostwärts umsegeln, um der Polizei des Sultans zu entgehen.

Viele Sclaven werden nach Arabien dadurch eingeschmuggelt, daß die Kapitaine erklären, die auf dem Schiff befindlichen Sclaven seien ihre Matrosen. Manche Wahiau und Waniassa, welche von Kiloa in ihr Land zurückkehren, werden von den Wamuera-Stämmen unterwegs bei Nacht mit Stricken gefangen, welche die Wamuera auf den Weg legen, um die Nachtwanderer darin zu verwickeln. Den Gefangenen wird ein gabelartiges Holz um den Hals gelegt, die Hände gebunden, und die armen Leute so nach Kiloa gebracht. Die Waniassa werden mit gebundenen Händen auf die Schiffe gebracht, wo sie nicht aufgelöst werden, bis das Schiff auf der hohen See und weit vom Ufer entfernt ist, weil die Niassa durch Schwimmen, das sie in ihrer Heimath in dem See gelernt haben, aus der Sclaverei zu entrinnen suchen. Die Karawanen reisen im März von Kiloa ab nach den Niassa-Gegenden, wo der Sclavenhandel noch seinen Hauptsitz in Ostafrika hat, und kehren dann im November zurück. Sie müssen aber stark genug sein, um sich unterwegs gegen die verschiedenen Häuptlinge und Stämme vertheidigen zu können.

Von Kiloa aus soll man in 15 bis 20 Tagen*) an den Niassa-See, der auf den Karten gewöhnlich Morawi heißt, gelangen können. Möge Gott es den Missionsfreunden bald gelingen lassen, in den furchtbar finstern Gegenden am Niassa-See das Evangelium zu verkündigen und eine Missionsstation um die andere zu errichten! Von jenem Mittelpunkt aus könnte dann das Evangelium nach Süden, Westen und Norden weiter dringen, wozu die Schiffahrt auf dem See Wege bahnen würde. Es muß den Christen in der Heimath nicht genug sein, daß der Sclavenhandel in den afrikanischen Ländern abgeschafft, sondern daß auch die geistige Sclaverei, das Leben in der Sünde und der Entfremdung von Gott, abgethan, und die armen Afrikaner neue Kreaturen werden durch das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu. Dieß ist wohl auch der Grund, warum es Gott den Abolitionisten nicht ganz hat gelingen lassen, durch äußere

*) Nach Andern in 10 Tagen.

Gewaltmittel das Ungeheuer des Sclavenhandels zu vernichten, damit das Uebel tiefer aufgesucht und geheilt werde. Gesetzt, der Sclavenhandel würde in der ganzen Welt durch Anwendung äußerer Gewaltmittel überwunden, würden nicht sehr Viele, die dabei mitgewirkt haben, sich beruhigen und auf ihren Lorbeeren ausruhen, ohne sich weiter um die Christianisirung der aus der äußern Sclaverei befreiten Menschen zu bekümmern? Es muß daher die Bekehrung der Afrikaner mit der Sclavenhandel-Abschaffungs-Sache Hand in Hand gehen. Wären freilich die Portugiesen in Süd-Afrika von Anfang an ein Licht und ein Salz der Erde gewesen, so hätte jene geistige Wildniß des Heidenthums längst dem Evangelium weichen müssen; aber sie haben diese Wildniß durch ihren Fanatismus und ihre Sclavenjägerei nur noch heulender und schrecklicher gemacht. Ueberhaupt wird es mir immer klarer, daß die zwei Höllenriegel des Unglaubens und des Aberglaubens in Europa erst überwunden sein müssen, ehe das Evangelium völlig zu den Ostafrikanern und überhaupt zu den Heidenvölkern gelangen kann, gerade wie der Un- und Aberglaube der Juden durch die Zerstörung Jerusalems gerichtet werden mußte, ehe das Christenthum der ersten Zeit in Kleinasien und anderwärts durchdringen konnte. Einstweilen muß man freilich vorbereiten und wirken, was und wo man kann, bis die volle Ernte kommen wird. Eine einzige Seele, die gründlich zu Christo bekehrt wird, ist ja mehr werth, als alle Schätze und Herrlichkeiten dieser Erde.

Am 21. Februar verließen wir Kiloa Kibendsche, das, wie schon erwähnt, auf dem festen Lande liegt, und segelten nach Kiloa Kisiwani (oder Insel-Kiloa), das einen guten, stillen Hafen hat, aus dem sich ein Meeresarm 3 oder 4 Stunden in's feste Land hineinzieht bis an den Fuß des Berges Ingabura, auf welchem Heiden wohnen. Die Insel Kiloa (oder Kiroa, wie Manche aussprechen) ist nicht viel über dem Meer erhaben, welches der Insel immer mehr Boden abzuringen scheint. Wir bemerkten, daß ein Theil der kleinen Festung durch das um sich greifende Meer eingestürzt ist, und

ein weiterer Einsturz eines Thurmes wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Als die Festung gebaut wurde, muß das Meer noch weit von dem Fundament entfernt gewesen sein; aber jetzt wird die Mauer 4—5 Fuß hoch vom Wasser bespült. Auch in Sansibar bemerkt man des Zunehmen des Meeres und das Verschwinden des trockenen Landes. Ueberhaupt ist der ganze physische und sociale Zustand der ostafrikanischen Küste in einem Zustand des Verfalles. Es muß ein neues Element kommen, das neues Leben schafft und die alten morschen Zustände verdrängt.

Ich besuchte den Commandanten des Forts, einen alten, ehrwürdigen Beludschen, der sich sehr höflich gegen mich benahm und sich angelegentlich erkundigte, ob die Engländer die Siks geschlagen und den Pendschab dem indischen Reich einverleibt hätten. Die Festung ist von einer kleinen Anzahl Beludschen vertheidigt, welche im Dienst des Sultans von Sansibar stehen, der diese Insel beansprucht, die früher den Portugiesen gehörte. Im Jahr 1505 landete der portugiesische Admiral Francisco D'Almeyda mit 700 Mann, eroberte und verbrannte die Stadt auf der Insel. Nachher wurde ein Fort von den Portugiesen gebaut, aber nicht lange behauptet, weil das ungesunde Klima viele Portugiesen wegraffte. Nach dem Abzug der Portugiesen hatten die Kiloaner ihre eigene Regenten, bis die Imame von Maskat diese verdrängten und Besitz von der Insel nahmen im vorigen Jahrhundert, als die Franzosen Kiloa zu einem Sclaven-Depot machen wollten.

Das Fort ist ein gutes viereckiges Gebäude von Stein, hat einen Thurm auf jeder Ecke und kann eine bedeutende Besatzung in sich aufnehmen.

Ich wandelte ein wenig in der zerstörten Stadt umher, in welcher mich besonders die Ruinen einer alten, großen Moschee anzogen, welche nach egyptischem Styl erbaut war. Die Insel soll in der Zeit ihrer Blüthe 300 Moscheen gehabt haben, was eine große Bevölkerung voraussetzt. Jetzt hat die Stadt nur eine Anzahl von Hütten, welche von Suahilis bewohnt sind. Das ist übrig geblieben von dem Ki-

loat el muluk (Kiloa, der Herrscherin), wie die Araber sie nennen. Ohne Zweifel war sie früher (wie jetzt Kiloa Kibendsche) der Hauptsitz des Sclavenhandels, ist aber nun selbst eine Sclavin, ein armer Ort geworden, dessen frühere Herrlichkeit verschwunden ist. Es macht immer einen wehmüthigen Eindruck auf meine Seele, wenn ich unter den Ruinen zerstörter Städte umherwandle, und die Worte, „ach daß du bedächtest, was zu dieser deiner Zeit zu deinem Frieden dient", dringen mir immer in die Ohren und in's Herz. So war es mir auch, als ich auf den Ruinen von Malindi stand. Wie wahr ist doch das Wort der Propheten geworden, wenn sie den Untergang von Städten und Ländern weissagten! Wie wahr wird alles Wort Gottes werden, das noch nicht erfüllt ist!

Der beste Gebrauch, der von der Insel Kiloa gemacht werden könnte, wäre der, wenn eine Kolonie wie Sierra Leone auf ihr errichtet würde. Dort könnten Sclaven, welche zur See von den Engländern aufgefangen werden, abgesetzt, unterrichtet und für Ostafrika brauchbar gemacht werden.

Am 22. Febr. verließen wir die Insel Kiloa und steuerten zuerst nach Songo Mnara, wo wir aber nicht ankerten. Wir sahen dort einen großen Wald von Kokosbäumen, welche dem reichen Gouverneur von Kiloa Kibendsche gehören sollen. Um 4 Uhr Nachmittags liefen wir in die Bai von Kisueri ein,*) an deren westlichem Ende ein Berg von beträchtlicher Höhe liegt. Zwei oder drei Tage westlich von Kisueri soll ein großer See sein, der Mkoe heißt, und den man sieht, wenn man von Kiloa Kibendsche zu Land nach Muania geht. Die Heiden, welche das höhere Land bewohnen, gehören zu dem Stamm Makonde, der südlich von dem Fluß Lufuma von den Makua begrenzt wird. Die Bai von Kisueri ist sehr schön und groß, und hat guten Ankergrund. Die ganze Umgegend würde sich für eine Kolonie eignen; sie ist waldreich und der Boden ergiebig. Die Waldung an den Ufern

*) Die Eingeborenen heißen die Gegend von Kisueri bis Tungue „Mgau".

scheint sich weit in's Innere hinein auszudehnen. In der Mitte der westlichen Bai ist ein weißer Felsen, der einem Fort gleicht. Gegen Westen erhebt sich das Land 1000 bis 1200 Fuß über die See.

Abends hatten wir ziemlich Regen, der an diesem Theil der Küste früher beginnt als in Mombas.

23. Februar. Von Kisueri segelten wir heute nach der Bucht von Lindi, welche noch größer und romantischer ist, als die Bucht von Kisueri, welche eine ganze Flotte beherbergen könnte. Ueberhaupt wird die Küste von Insel-Kiloa an sehr interessant. Wir ankerten vor dem Dorfe Muitinge, welches vor einem Jahre auf Befehl des Imam verbrannt wurde, weil die Bewohner gegen das Gesetz von 1847 sich mit einem portugiesischen Sclavenschiff eingelassen hatten. Der Gouverneur von Kiloa wurde beauftragt, mit einer Land- und Seemacht das Dorf zu zerstören. Ueberhaupt scheinen diese Meeresbuchten wie gemacht für Sclavenschiffe und sie müssen hier früher ihr Gräuelgeschäft ungestört und ungesehen getrieben haben. Aber jetzt ist ihnen ihr Handwerk durch den Einfluß der Engländer niedergelegt, wenigstens was europäische Sclavenhändler betrifft. Die Suahili dürfen den Sclavenhandel ungestört fortsetzen, nur sollen sie ihn weder südlich noch nördlich über das Gebiet des Sultans von Sansibar hinaus und nicht mit Europäern oder Amerikanern, sondern bloß unter Afrikanern betreiben. So hat anno 1847 die arabische Diplomatie über die englische gesiegt.

Am 24. Februar segelten wir nach der Bucht Muania, wo wir viele Leute antrafen. Einige fragten uns sogleich, ob wir nicht nach dem See Niassa reisen wollten, da sie uns das Geleit geben würden. Andere fragten, ob wir keine Kauris kauften. Der Gouverneur von Muania sagte: Bleibt hier, baut ein Haus und thut was ihr wollt, ihr werdet mir willkommen sein. Ich sagte ihm nämlich, daß wir umherreisen, um den Leuten das Wort Gottes zu verkündigen, wie wir in Rabbai thun. Die Leute hatten schon von uns gehört, wie man überhaupt an der ganzen Küste von unse-

rem Aufenthalt in Mombas weiß. Daher wir auch keine Empfehlungsschreiben an die Küstengouverneure brauchten.

Merkwürdig und wehmüthig war es, an allen diesen Orten, den üblen Einfluß wahrzunehmen, den der europäische Handel von Sansibar aus auf diese Küste auszuüben begonnen hat. Ueberall verlangten die Leute Branntwein, selbst die Gouverneure und ihre Soldaten. Die Branntweinlust hat sich sehr unter diesen Muhamedanern verbreitet. Vielleicht muß diese Branntwein-Mission eine Bresche in den Muhamedanismus schießen, damit er sich desto schneller auflöse. Es ist hauptsächlich französischer Branntwein, der hier eingeführt wird. Auf der andern Seite hat der europäische Handel dieser Küste auch manche Wohlthaten gebracht, indem mehr Leben und Bewegung unter die Suahili gekommen ist, die es am Ende einsehen müssen, daß sie durch den rechtmäßigen Handel mehr gewinnen können, als durch den Sclavenhandel.

Am 25. Febr. erreichten wir die große Bucht Mkindani, welche auf beiden Seiten von Dörfern umgeben ist. Auf der nördlichen Seite liegen die Dörfer Nawumba, Manambo, Omwita, Rehemu, Pemba; südlich liegen Mitengo, Mirumba und einige Andere. Wir ankerten bei dem Dorfe Pemba, welches sich kaum über das Niveau des Meeres erhebt. Die Leute versammelten sich bald in großer Anzahl um uns her. Ich hatte eine religiöse Unterhaltung mit ihnen. Die Leute von Mkindani reisen öfters an den See Niassa, und sie erklärten sich bereit, uns dorthin zu begleiten, wenn wir ihnen Branntwein geben würden. Uebrigens waren diese Leute nicht so bettelhaft, wie die von Muania.

Am 26. Febr. passirten wir die Insel Musimbati, welche sehr holzreich, aber nicht von Menschen bewohnt ist. Abends erreichten wir die Bucht, in welche der Fluß Lufuma sich ergießt. Die Küste um die Mündung herum ist sehr niedrig und im Eingang des Flusses scheinen Felsen zu liegen. Da der Wind gerade nachließ, konnten wir nicht näher kommen und in die Mündung einlaufen. Bewohner sind keine in der

Nähe, was darauf hindeutet, daß der Fluß an seiner Mündung keine große Wichtigkeit haben muß. Er soll in der trockenen Jahreszeit einige Fuß tief und in der Regenzeit gar nicht zu passiren sein. Unser Kapitain versicherte mich wiederholt, daß dieser Fluß im Niassa-See seinen Ursprung habe. Es wäre wichtig, wenn der Lufuma durch ein kleines Dampfschiff untersucht würde, so weit er befahren werden kann. Südlich von dem Fluß ist das Kap Delgado, das die Suahili Suabu zu nennen scheinen. Es liegt in lat. 10° 41′ 2″ südlich und long. 40° 34′ 6″ östlich. In der Nähe liegt das Dorf Tongue, das noch zum Gebiet des Sultans von Sansibar gehört; was weiter südlich liegt, gehört der Portugiesischen Herrschaft in Mosambik. Somit hatten wir unsere Reise vollendet, worüber wir recht froh waren, da wir von Tag zu Tag mehr die Beschwerden unseres Seelebens in dem engen Schiffe fühlten, unsere Nahrungsmittel spärlich und armselig waren und der zunehmende Regen uns immer lästiger wurde.

Möchte dieser erste Besuch von Friedensboten, die da und dort ein Wort des Lebens verkündigen durften, das Morgenroth eines hellern Tages werden, so daß diese Länder nicht nur geographisch bekannter, sondern mit dem Evangelium mehr und mehr erleuchtet werden. Wir wollen das hoffen, — denn das Evangelium muß ja gepredigt werden allen Völkern, ehe das Ende kommt.

Wir hatten nun im Sinn, auf unserer Rückreise, die wir am 27. Febr. antraten, geradezu auf Sansibar loszusteuern; allein da wir Gegenwind hatten, mußten wir an der Küste hinsegeln, und wieder in unsern frühern Stationen ankern, was sehr ermüdend für uns war. Wir erreichten am 28. Febr. Mgau Muanio, wo unser Capitän einige Tage verweilen wollte, weil seine Frau von dort her war; allein wir nöthigten ihn am nächsten Tage, abzufahren. Mgau scheint ein allgemeiner Ausdruck zu sein zur Bezeichnung der ganzen Küstengegend von Kisueri oder Kiloa an bis zum Fluß Lufuma hinab. Viele Schiffe von Lamu, Mombas, Sansibar

u. s. w. gehen jährlich nach Mgau, um Sclaven und Getreide (Reis und Welschkorn) zu holen, dessen es dort im Ueberfluß gibt.

In Kisueri sahen wir zwei Schiffe, welche mit Menschen angefüllt waren. Man sagte uns, es seien nur Matrosen, aber es war klar, daß es Sclaven gewesen sind, die unter diesem Vorwand nach Mosambik gebracht werden sollten. Ein anderes arabisches Schiff hatte 40 Kisten mit Branntwein an Bord, die an der Küste verkauft, oder nach Mosambik geführt wurden.*)

Am 5. März kamen wir wieder nach Kiloa Kibendsche, wo uns der Gouverneur, der sich uns auf alle Arten gefällig zu machen suchte, ein herrliches Mittagessen nach arabischer Weise gab. Er sagte, wenn wir bei Nacht kämen, so würden uns die Stadtthore offen stehen, denn die Engländer und der Sultan von Sansibar seien aufs Innigste vereinigt. Er erzählte auch von einem Suahili, der von Kiloa aus nach dem Niassa-See und von dort aus nach Loango an der Westküste von Afrika gereist sei.

Von Kiloa Kibendsche bis Sansibar gieng unsere Reise sehr mühsam und langsam, weil wir theils wenig Wind, theils nur Gegenwind hatten. Am 12. März gelangten wir glücklich nach dem Inselchen Tungumoa bei Sansibar. Als wir aber am 13. Morgens absegeln wollten, konnten unsere Matrosen den Anker nicht heraufbringen. Nach langer vergeblicher Anstrengung brach das Ankerseil und der Anker blieb in der Tiefe des Meeres. Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir Sansibar, wo uns der englische Consul, Major Hamerton, mit gewohnter Gastfreundschaft aufnahm. Am 16. März verließen wir Sansibar und waren am 20. in Mombas und am 23. in Rabbai, wo unser theurer Mitarbeiter Rebmann an Fußwunden litt, die ihm durch die Unvorsichtigkeit eines Mnika verursacht worden waren, der siedendes Wasser auf seine Füße gegossen hatte. Ich bereitete mich dann auf meine

*) In Mosambik sollen manchmal Sclaven, in Kisten gepackt, auf die Schiffe gebracht werden, um der Hafenpolizei zu entgehen.

Reise nach Europa vor, welche ich am 10. April antrat. Ich verließ Mombas auf einem Schiffe, das einem Araber aus Mahara an der Südküste Arabiens gehörte. Beim Auslaufen aus dem Hafen von Mombas wurde das Schiff durch den Ostwind wieder zurückgetrieben und mußte im Hafen übernachten. Um Mitternacht, während Alles auf dem Schiffe schlief, riß die Ankerkette los und die Strömung trieb das Schiff gegen die Felsen hin. Ich erwachte gerade noch zu rechter Zeit, um den Kapitän auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Am 11. reisten wir weiter, landeten aber nirgends als in Mukdischa an der Somalenküste, wo ich etwa 20 Schiffe sah, die Sclaven nach Arabien einschmuggeln wollten. Am 28. April kam ich glücklich in Aden an, wo ich bei Kapitän Haines, dem Commandanten von Aden, abermals eine gute Aufnahme fand. Am 10. Juni landete ich im Hafen von Triest.

Achtes Kapitel.

Meine zweite Reise nach Ukambani.

Vom 11. Juli bis 30. September 1851.

Meine zweite Reise nach Ukambani hatte zunächst den Zweck, dem Beschluß meiner Comitee gemäß eine Missionsstation in Ukambani zu gründen, und so mit der Missions-Kette durch Afrika hindurch einen wirklichen Anfang zu machen. Es war im Fall des Gelingens der Ukambani-Mission zu hoffen, daß in kurzer Zeit eine weitere Station in der Nähe des Schneeberges Kegnia errichtet werden könnte. Leider war mir durch den Tod meines theuren Mitarbeiters Pfefferle eine große Hülfe bei diesem wichtigen Unternehmen entzogen worden; allein nichts desto weniger konnte ich mich für berechtigt halten, die Ausführung des Comitee-Beschlusses zu unterlassen oder auch nur aufzuschieben. Im Gegentheil war mir der frühe Tod dieses wackern Missionars eine ernste Mahnung zur Eile in meinem Werk. Die Station in Ukambani sollte auf der Höhe von Yata, etwa 110 Stunden von Rabbai entfernt, angelegt werden, in dem

Dorfe eines Emkamba, Namens Mtangi wa Nsuki, der in dem Distrikt Yata großen Einfluß hatte, und dessen Dorf von allen Karawanen, die entweder von Ukambani nach der Mereskűste, oder von dieser nach Ukambani reisen, besucht wird, so daß der dort stationirte Missionar häufige Gelegenheit hat, mit seinen Brüdern in Rabbai zu correspondiren. Das Dorf liegt auf einer Ebene, die wenigstens 2000 Fuß über das Meer sich erhebt, und die nach allen Seiten hin eine herrliche Aussicht darbietet, und mit vielen Wakamba-Dörflein besetzt ist. Da das eigentliche Wakamba-Land bei Yata beginnt, so könnte ein dort wohnender Missionar nach allen Seiten hin Ausflüge machen, um das Evangelium zu verkündigen; auch könnte er sich an die Wakamba, die weit über ihre Grenzen hinaus nach Osten, Norden, Westen und Süden des Handels wegen reisen, anschließen, um noch unbekannte und ferne Nationen zu erreichen, und so die Fortsetzung der Missions-Kette anzubahnen.

Zudem waren viele Wakamba von Yata bei Rabbai Mpia an der Küste ansässig und standen mit ihren Freunden und Verwandten im Innern in beständigem Verkehr, so daß die Yata-Leute sich in Acht nehmen mußten, den Fremden zu beleidigen, weil die Regierung an der Küste, der afrikanischen Sitte gemäß, sich an den Ausgewanderten rächen konnte, im Fall die Wakamba im Innern dem Europäer Schaden thun oder sein Leben gefährden würden.

Da ich Alles, was ich zu meiner Haushaltung, zu meinem Unterhalt, sowie zu meinen Reisen in Ukambani auf lange Zeit hinaus brauchte, mit mir nehmen mußte, so engagirte ich theils vom Stamme Rabbai, theils von Duruma 30 Wanika zum Tragen meines Gepäckes und als Eskort auf dem gefährlichen Wege. Der Führer dieser kleinen Karawane, an die sich unterwegs gegen 100 in ihre Heimath zurückkehrende Wakamba anschlossen, war Mana Zahu. Die Abreise von Rabbai fand am 11. Juli Statt, nachdem ich manches Verdrießliche von Seiten der Träger erfahren hatte. Einige von ihnen traten zurück, weil sie, wie sie sagten, von

Träumen oder Vögeln erschreckt und abgemahnt worden seien, diese gefährliche Reise zu unternehmen. Es mußten daher neue Leute gemiethet werden, ungeachtet jene drei Thaler zum Voraus empfangen hatten. Auch in Duruma gab es wieder Aufenthalt in Folge der Habgier der Häuptlinge, welche zusammen 6 Thaler begehrten für den Durchzug durch ihr Gebiet. Die Unordnung, das tolle Geschwätz, sowie die Trunk- und Freßsucht und der Ungehorsam meiner Leute war groß und verursachte mir vielen Schmerz, bis wir am 14. Juli das bewohnte Land hinter uns hatten und bei Ndunguni die große Wildniß erreichten, wo die Wanika ruhig und stille werden mußten. Ich hatte eigenthümliche Gefühle, als ich während des Regens unter einem Baume auf dem Hügel Ndunguni saß, der, wie ich auf dieser Reise fand, sich bis Ukambani und Kikuyu, ja wohl bis an den Schneeberg Kegnia oder Ndurkenia hinzieht. Wäre auf diesem Hügelzug eine Eisenbahn gewesen, wie bald und wie leicht hätte ich Yata erreichen müssen! Wer weiß, was nach Jahrhunderten, ich will nicht sagen, nach Jahrzehnten geschehen kann, ob nicht dieser an den Küsten beginnende Hügelzug mit seinem Plateau benützt wird, um eine Eisenbahn quer durch Afrika zu bauen? Da dieser Hügelgürtel in etwa 200 Stunden die Reisenden an den Kegnia und also in die Nähe der Nilquellen bringt, so könnten diese auf einer Eisenbahn in ein paar Tagen erreicht werden. In jener Zeit wird dieser Hügelzug von Städten und Dörfern besetzt sein, und kein wilder Galla oder Masai und Emkuafi wird diese Gegend mehr gefährden. Am Nachmittag des 14. Juli erreichten wir die Wasserstation Nguruma sa Milala, in deren Nähe die Durumas angefangen haben, das Land anzubauen. Der Mnika Kemadu erzeigte mir einige Freundschaft und bot mir Speise an.

Nachdem wir am 15. Juli unsere Weiterreise angetreten und die Wildniß von Milala erreicht hatten, entfloh uns eine Ziege, die ich für meine Leute gekauft hatte. Während wir auf die sie suchenden Leute warteten, begegnete uns eine Kara-

wane von Wakamba, die aus dem Innern kamen und Elfenbein nach der Küste trugen. Einigen Wakamba, die sich sogleich neben mich auf den Boden setzten, erzählte ich den Zweck meiner Reise nach ihrem Vaterland, welcher darin bestehe, daß ich den Wakamba das Wort Gottes verkündigen und sie in demselben unterrichten wolle, damit sie jetzt und nach dem Tod wahrhaft glücklich würden. Nach dieser Unterhaltung erzählte mir ein Mkamba, er sei in seiner Jugend nach Mbellete gereist, habe den Fluß Kiloluma überschritten und sei dann in's Land der Wabilikimo, d. h. der kurzen Leute gekommen. Die Entfernung von Ukambani nach Ubilikimoni sei größer als die nach Mombas. Die Wabilikimo hätten lange Füße, aber einen kurzen Oberleib, und auf dem Rücken hätten sie eine Art Höcker. Ihre Sprache verstehe Niemand. Die Wakamba machen dadurch mit ihnen Freundschaft, daß sie ihnen einen kupfernen Ring anbieten, wofür die Wabilikimo einen Schlauch Honig zum Gegengeschenk darbringen. Sie seien gute, unschädliche Leute, in deren Land es viele Elephanten gebe. Mein Berichterstatter erzählte mir auch von einem Volksstamm, der im Westen von Dschagga wohnt, und der die Sitte hat, den After mit Kuhschwänzen zu zieren. Daraus sei die Sage entstanden, daß es bei Dschagga geschwänzte Leute gebe, was aber nicht wahr sei. Das Schwänzetragen sei bloß Schmucksache.

Da wir Abends die Station Nsekano nicht erreichten, so lagerten wir uns an einer andern Stelle, an der wir Wasser fanden, und schlachteten die Ziege, die zwischen den Wanika und Wakamba viel Streit verursachte, indem die letztern behaupteten, sie müßten auch ihren Antheil am Fleisch haben, weil sie unterwegs hatten lange warten müssen, bis das Thier wiedergefunden worden sei. Ein Mkamba hielt dann eine lange Rede, in welcher er die Leute ermahnte, von jetzt an Stille und Ruhe zu beobachten und sich auf dem Marsch nicht von der Karawane zu trennen, da der Weg gefährlich sei.

Am 16. Juli, Morgens, reisten wir über eine Gegend,

wo mir das Gebüsch und die Dornen oft den Hut abrißen und auf den Boden warfen. Auch meine Kleider wurden von den Dornen unbarmherzig behandelt. Da wir hörten, daß in Kinagoni kein Wasser zu finden sei, so füllten wir unsere Kalabaschen in Nsekano, von wo es noch 18—20 Stunden bis zum Berg Maungu ist. Bei Nsekano kamen wir dem Berg Daru oder Toadi, der von Ariangulo bewohnt ist, so nahe, daß wir in 2 oder 3 Stunden den Fuß desselben hätten erreichen können.

Die Wanika von Ndunguni haben neulich Freundschaft mit den Ariangulo gemacht, damit diese ihnen bei ihren Galla-Herren, zu denen die Ariangulo im Sclavenverhältniß stehen, keine Ungelegenheiten bereiten, und sie auf den Plantagen, welche die Durumas bis in die große Wildniß ausgedehnt haben, nicht belästigen oder tödten möchten.

Da wir von Kinagoni aus noch gegen 14 Stunden bis Maungu zu reisen hatten, so brachen wir am 17. Juli um 2 Uhr Morgens auf und reisten beim Mondschein, wo freilich die Dornen mich noch unbarmherziger behandelten, als am hellen Tag. Um 9 Uhr passirten wir die lichte Ebene von Kadiza, wo die Sonne bereits sehr heiß brannte. Das viele Wassertrinken, das die Hitze und die Anstrengung der Reise nothwendig machte, verursachte mir eine Störung im Unterleib, die mir große Besorgnisse einflößte. Ein wenig vor Einbruch der Nacht erreichten wir den Fuß des Berges Maungu, wo ich bei meinem erschöpften Zustand hoffte, sogleich der Ruhe pflegen zu können; allein diese wurde mir nicht zu Theil, indem an unserem Lagerplatz eine Menge Wanika vom Stamm Kiriama, welche auf die aus Ukambani kommende Elfenbein-Karawane warteten, versammelt war. Die Kiriamas plagten mich lange mit Fragen und Betteleien, welche mir in der Wildniß besonders unerquicklich waren. Die Wanika gehen oft viele Tagreisen weit den aus dem Innern kommenden Karawanen entgegen, um die Besitzer des Elfenbeins zu bewegen, es ihnen kaufsweise zu geben, oder in ihr Dorf an der Küste zu kommen und ihre Hütten so

lange zu miethen, bis das Elfenbein an die Suahilis verkauft ist, wodurch die Wanika großen Profit machen, indem sie sich nicht nur für das Unterhändler-Geschäft, sondern auch für die Miethe ihrer Hütten und die Verproviantirung der Wakamba gut bezahlen lassen.

Die Wanika von Kiriama gaben uns die unwillkommene Nachricht, daß gestern eine große Schaar Galla in der Nähe von Kadiza gesehen worden sei, offenbar in der Absicht, die Elfenbein-Karawane der Wakamba, die sie erwarteten, anzugreifen und zu berauben.

Am 18. Juli beschlossen wir, in Maungu auszuruhen. Die Kiriama-Leute umringten mich fast den ganzen Tag und machten Fragen oder wollten meine Sachen sehen, die ich nach Ukambani mitgenommen hatte. Mit einigen Kiriamas hatte ich eine gesegnete Unterhaltung über religiöse Dinge. Sie fragten, wer Jesus Christus sei, und was er gethan habe.

Zu meinem großen Leidwesen erfuhr ich, daß mein alter Freund Endenge von dem Berg Maungu vertrieben worden und der Berg gegenwärtig unbewohnt sei. Nach der Erzählung einiger Wanika sollen die Wateita, die auf dem Berg Ndara wohnen, ihn vertrieben haben, weil er die Wakamba gegen die Ndara aufgehetzt habe; nach einer andern Erzählung sollen die Wakamba ihn vertrieben haben, weil er von ihren Karawanen Bezahlung für das Wasser, das doch Gott auf dem Berg geschaffen habe, verlangt hätte.

Die Führer der Wakamba-Karawane ließen heute ihre Leute schwören, daß sie im Fall eines Angriffs von den Galla oder Masai nicht davon laufen, sondern sich vertheidigen wollten. Auch mein Führer mußte bei diesem Schwur zugegen sein. Ich nahm keine Notiz von der Sache, aber im Verlauf dieser Reise erkannte ich erst, daß die Vorsichtsmaßregeln der Führer nicht umsonst gewesen waren. Ein Europäer sollte sich überhaupt nicht ganz über die Nachrichten und Besorgnisse der Eingebornen hinwegsetzen. Weil mir die Leute früher so vieles von den Gefahren der Reise nach Ukambani vorschwätzten und ich auf meiner letzten Reise

glücklich durchkam, so hielt ich ihre Erzählungen und Befürchtungen für Phantasie-Gebilde; aber ich mußte später doch erfahren, daß die Eingebornen wirklichen Grund zu ihren Besorgnissen und Vorsichtsmaßregeln hatten.

Ich war sehr froh, am Morgen des 19. Juli abreisen zu können, da mir die empfindliche Nachtkälte, welche der Wind von den Bura- und Ndara-Bergen herüber nach Maungu trieb, noch mehr aber das lärmende Wesen der Wanika und Wakamba sehr zuwider war. Wenn die Leute nichts zu thun haben und in Sicherheit sind, so schwätzen und lachen sie, und verüben alle möglichen Tollheiten, daß es ein Europäer bei ihnen fast nicht aushalten kann.

Unsere Richtung war jetzt mehr nördlich und unser Weg eben und sandig. Wir kamen dem Berg Ndara sehr nahe, ließen ihn aber links liegen, und marschirten etwa 6 Stunden seinem nordöstlichen Fuß entlang, bis wir den Fluß Woi erreichten, wo wir uns lagerten. Auf der nordwestlichen Seite des Flusses liegt ein kleiner Hügel, der Mata heißt und der den Karawanen als Wegweiser dient. Es sind noch einige andere isolirte Hügel in der Nähe von Mata, wo die Räuber von Kilima Kibomu den Karawanen aufzulauern pflegen. Ueberhaupt ist die Gegend um den Woi-Fluß herum sehr gefährdet, theils von Seiten der Galla, theils von den Wateita vom östlichen Bura-Gebirge.

Am 20. in aller Frühe überschritten wir den Woi-Fluß, der dießmal fließendes Wasser hatte in Folge des neulichen Regens auf den Bergen von Ndara und Bura. Am Ufer erblickten wir die frischen Spuren von Elephanten, welche in dem großen Wald und dem hohen Gras am Ufer sich gerne aufhalten. Als wir um 9 Uhr Vormittags die herrliche, wald- und dornlose Ebene, in welche sich der östliche Bura verläuft, erreicht hatten, genoßen wir eine köstliche Luft, welche von dem Berge her wehte. Die Sonne war mit Wolken bedeckt, und der Weg war so gut, daß wir ihn nicht hätten besser wünschen können. Hie und da sahen wir ein schüchternes Zebra, oder eine Giraffe, die meine Leute vergebens zu jagen

suchten. Als wir von dem Fuß des Berges nur etwa eine Stunde entfernt waren, machten wir Halt und hielten Rath, ob wir nicht die Wateita besuchen und Speise von ihnen kaufen sollten. Ich war gleich zu dem Besuch bereit, da ich die Gelegenheit benützen wollte, die Wateita im Norden und Westen kennen zu lernen, die mein theurer Mitarbeiter Rebmann im Süden und Osten besucht hatte. Das ganze Gebirge heißt in ihrer Sprache Kilima Kibomu, d. h. großer Berg, während Bura nur einen hervorstechenden Theil des Gebirges bezeichnen soll. Da die Wakamba sich nicht getrauten, einen Besuch bei den Leuten zu machen, welche schon so manche Wakamba-Karawane vernichtet haben, so mußte ich nachgeben und die Reise mit ihnen fortsetzen. Um Mittag erreichten wir Kangongo, fanden aber, wie vor zwei Jahren, kein Wasser daselbst; weßhalb wir nicht lange dort verweilten, sondern unsern Weg fortsetzten, um am nächsten Tag bei Zeit den Fluß Zawo zu erreichen. Abends lagerten wir uns im Wald, in der Nähe unseres Weges. Wir machten ein starkes Gehege von Dornen und Gebüschen um unser Lager her, um uns gegen Feinde und wilde Thiere zu schützen. Sehr ermüdet von dem langen Tagmarsch legte ich mich auf mein Luftbett nieder, das ich in London bei Mr. Deane gekauft hatte, und das ich jedem Fußreisenden in Afrika empfehlen möchte. Wenn ich Abends noch so müde war, so fühlte ich mich Morgens wieder gestärkt, wozu dieses Bett viel beitrug. Man liegt darauf sehr angenehm, und kann, wenn man die Luft herausgelassen hat, es ganz klein zusammenlegen und bequem tragen. Nur muß man es vor Dornen u. s. w. verwahren, damit es kein Loch bekommt und die eingeblasene Luft nicht herausströmt. Am besten thut man, wenn man es auf eine Matte oder eine Haut legt, die man auf den Boden ausbreitet.

Am 21. Juli brachen wir vor der Morgendämmerung auf, um den Zawo bald zu erreichen, da unser Wasser-Vorrath zu Ende gieng. Der Weg führte uns einige Stunden durch eine waldige Gegend. Als wir diese verließen, zogen

wir über rothen und steinigten Boden, was ein Zeichen war, daß wir uns der öden Gegend um den Zawo näherten. Etwa um 9 Uhr marschirten wir langsam einen kleinen Hügel hinauf und setzten uns dann in der Nähe eines dichten Gehölzes. Wie wenig dachte ich daran, daß wir von lauernden Feinden umgeben und beobachtet sein würden! Während des Marsches hatte ich über die verschiedenen Bitten des Vaterunsers nachgedacht und fast jedes Wort war mir zum Eindruck und Segen geworden. Bis jetzt war die Wakamba-Karawane, die mit uns reiste, auf dem ganzen Weg vor uns hergegangen, aber als wir uns wieder in Marsch setzten, blieb sie hinter meinen Leuten. Ich weiß selbst nicht, wie dieß kam. Als ich mit meinen Wanika in ein großes Dickicht eingetreten war, wo es schwer war, Rechts und Links auszuweichen, so vernahmen wir plötzlich ein heftiges Geschrei, das von den Wakamba, die den Nachtrab bildeten, erhoben wurde. Sie riefen: „Aendi, Aendi, Aendi," d. h. wir sind von den Räubern angefallen. Jetzt entstand eine fürchterliche Verwirrung unter meinen Leuten. Sie warfen ihre Lasten ab und suchten sich in den Wald zu flüchten, fanden es aber schwierig, durch die Dornen durchzudringen, Der Eine schrie dieß, der Andere jenes. Mehrere riefen: „Feuert die Flinten ab, feuert die Flinten ab." Ich wollte es sogleich thun; aber der Mann, der meine Doppelflinte trug, war im Fliehen begriffen, und so war ich ganz waffenlos. Ich holte ihn indessen bald ein und feuerte sogleich in die Luft, worauf die Wanika ein entsetzliches Feldgeschrei erhoben. Die andern Flintenträger feuerten dann auch 3 oder 4 Schüsse hinter einander. Während dieses Feuern in unserem Vortrab stattfand, schoßen die Wakamba ihre Giftpfeile auf die Aendi ab, welche von jenem Hügel aus die Wakamba zuerst mit ihren Pfeilen angegriffen hatten. Die hintersten Wakamba warfen beim Anblick der Feinde ihr Gepäck ab, ließen die Räuber herankommen und die Lasten auf ihre Schultern nehmen, worauf sie auf dieselben feuerten und drei von ihnen auf einmal tödteten. Ein Mkamba wurde

jedoch auch verwundet. Als die Feinde sahen, daß die Wakamba stand hielten, und als sie unser Schießen hörten, so zogen sie sich in ihr Versteck zurück. Meine Wanika sammelten sich indessen wieder, faßten Muth und vereinigten sich mit den Wakamba, welche der größten Gefahr ausgesetzt gewesen waren. Hätte der Kampf länger fortgedauert, so wäre ich in die schwerste Noth gekommen. In der Verwirrung verlor ich mein Pulverhorn; einem Andern meiner Leute zersprang der Flintenlauf, da er zu stark geladen war; einem Dritten zerbrach der Ladstock, indem ein Mnika in der Verwirrung über den Mann hinfiel, als dieser gerade seine Flinte laden wollte; einem Vierten versagte das Gewehr, weil die Kapsel nicht recht auf das Zündloch gelegt war. Ich sah deutlich, daß uns Gott bewahrte, und nicht unser Schwert und Bogen. Nachdem die Nachhut der Wakamba zu uns gestoßen war, eilten wir, aus dem unheimlichen Dickicht heraus zu kommen. Kaum waren wir eine Strecke weiter gegangen, so riefen die Vordersten abermals: „Aendi, Aendi, die Räuber, die Räuber." Wir feuerten sogleich wieder in die Luft. Der Irrthum wurde jedoch bald bemerkt, und wir kamen mit dem bloßen Schrecken davon. Es war nämlich die in Maungu erwartete Karawane von 300—400 Wakamba, welche mit vielen Elephanten-Zähnen aus dem Innern kam, und welche unser Vortrab für Räuber hielt. Glücklicher Weise erkannten die Reisenden unsere Wanika sogleich und riefen uns zu: „Feuert nicht, wir sind Handelsleute!" Einige Wakamba kamen von der Seite her durch das Gebüsch. Da ich sie noch für Räuber hielt, so richtete ich mein Gewehr auf sie, wartete jedoch noch einen Augenblick, bis sie selbst den Angriff machen würden. Zum Glück riefen die Wanika mir zu: „Schieße nicht, sie sind unsere Freunde." So entstand plötzliche Freude aus der mißverstandenen Bedrängniß. Offenbar wollten die Räuber eigentlich die erwartete Karawane angreifen, fanden aber für besser, das Gewiße für das Ungewiße hinzunehmen und uns zu berauben, da wir zuerst des Weges kamen. So kam es, daß

wir der großen Karawane den Weg bahnten. Es war ein Glück für mich, daß der erste Angriff auf die Wakamba gemacht wurde, weil sie ihr Eigenthum vertheidigten, während meine Leute weder um mich noch um mein Gepäck, sondern einzig um ihr Leben besorgt waren. Der Name „Aendi" bezeichnet eigentlich „Jäger" und bezieht sich auf die Bewohner der niedern Gegenden von Kilima Kibomu, welche in der nahe liegenden Wildniß umherziehen, um Elephanten und anderes Wild zu jagen. Das Jägerleben hat sie zum Räuberleben geführt, indem sie es für profitabler fanden, den Karawanen ihr Elfenbein abzunehmen, als sich selbst den Zufällen und Mühen der Jagd zu unterziehen. Ein Nimrod, ein Ismael und Esau waren wohl zuerst einfache Jäger, bis es diesen Helden der Wildniß einfiel, auch auf Menschen Jagd zu machen, entweder um sie zu tödten, oder zu Sclaven zu machen und ihr Eigenthum zu plündern. Es ist ein Glück für die Wakamba-Karawanen, daß es östlich und nördlich von Kilima Kibomu große Wälder gibt, durch welche sie auf Umwegen die Reise machen können, sonst wäre es schwer, wo nicht unmöglich für kleine Karawanen, nach Ukambani zu reisen, da einerseits die Aendi und anderseits die Galla die Straße gefährden. Weil nun die Waldgegend sehr ausgedehnt ist, so kann man beiden Feinden ausweichen dadurch, daß man den betretenen Pfad verläßt und sich durch das Dickicht hindurchwindet, bis man den Zawo passirt hat, wo der betretene Weg wieder beginnt, wiewohl auch dann noch Feinde, (die Masai und Wakuafi) zu fürchten sind.

Nachdem wir uns von der nach der Küste reisenden Karawane verabschiedet hatten, reisten wir so eilig als möglich, theils um Wasser am Zawo zu erhalten, theils aus Furcht, noch einmal mit den Aendi zusammenzutreffen. Der Fluß war dießmal (im Juli) weniger tief als vor zwei Jahren, wo ich ihn im November und December passirte. Meine Leute behaupteten, er sei bei Nacht tiefer als bei Tag, was wohl möglich ist, wenn man annimmt, daß der Schnee bei Tag auf dem Kilimandscharo schmilzt und das Wasser erst

bei Nacht die Gegend erreicht, wo die nach Ukambani reisenden Karawanen ihn passiren müssen, während natürlich bei Nacht weniger Wasser vom Kilimandscharo herabströmt, und also bei Tag auch ein kleineres Quantum desselben die Furt der Karawanen erreichen kann. Eine solche Ebbe und Fluth soll auch im Dana-Fluß stattfinden, der vom Kegnia kommt. Nachdem wir uns am Zawo erfrischt hatten, reisten wir noch beinahe zwei Stunden weiter und bauten dann für die Nacht ein Lager, wo noch bei Tag gekocht, gegessen und dann das Feuer ausgelöscht wurde, damit es nicht in der Ferne von den Feinden gesehen und gerochen werden möchte. Ich legte mich mit einem dankbaren Herzen zur Ruhe nieder, denn Gottes Gnade, Schutz und Hülfe hatte heute sichtbarlich über meinem Leben gewaltet. Sein Stecken und Stab war nicht gebrochen, sein Köcher war nicht verloren, und seine Waffe hatte ihm nicht versagt, mich zu schützen, wenn auch meine Waffen versagen und sich als unzulänglich erweisen mußten.

Am 22. setzten wir unsere Reise weiter fort. Wir begegneten abermals einer starken Wakamba-Karawane, die von Mumoni (am Dana-Fluß) kam und Elfenbein nach der Küste trug. Ich schrieb ein paar Zeilen an meine Mitarbeiter in Rabbai. Um Mittag kamen wir in die Nähe des Berges Ngolia, der von Wakamba bewohnt ist, welche die Reisenden manchmal berauben sollen. In meinem frühern Journal habe ich nur des kleinen Ngolia Erwähnung gethan, welcher isolirt steht und gleichsam nur ein Anfang vom großen Ngolia ist, welcher von Süd nach Nord sich erstreckt. Oestlich vom Ngolia ist der Hügel Kawu, an dem der Weg vorbeiführt. Hitze, Hunger, Durst und Ermüdung, ferner Befürchtungen wegen der Räuber, und Belästigungen von Seiten der Dornen hätten mich heute ganz unlittig und unwillig gemacht, wenn nicht die Betrachtung der Güte und Liebe Gottes mich gestärkt und gelehrt hätte, auch unter den schwierigsten Umständen geduldig auszuharren.

Nachdem wir an dem Ngolia vorüber waren, hatte ich

durch ein weites offenes Thal eine herrliche Aussicht auf das Schneehaupt des Berges Kilimandscharo. Der Schnee reichte übrigens in dieser Jahreszeit nicht so weit herab, als ich ihn auf meiner ersten Reise gesehen hatte. Dieß war wohl auch mitunter der Grund, warum der Zawo etwas weniger Wasser hatte, dessen Kühle und Schnelligkeit mir dießmal eben so bemerklich war, wie auf der frühern Reise.

Am 23. erreichten wir Morgens die Wasserstation Mdido wa Andei und Nachmittags die Plantagen von Kikumbuliu wo wir übernachteten. Ich war äußerst erschöpft.

Am 24. hielten wir Rasttag in Kikumbuliu. Es war mir anders zu Muth als bei meiner ersten Reise. Damals war ich bloß als ein Pionier in Ukambani, jetzt aber sollte ich Missionar sein. Bei der Wasserstation Idumuo waren dießmal die Wakamba weniger kindisch als früher, dagegen waren sie aber auch jetzt viel habsüchtiger als vormals, wie es meistens bei diesen Völkern der Fall ist, wenn man das zweite Mal zu ihnen kommt, nachdem sie ihre anfängliche Neugierde an dem Fremden befriedigt haben. Die Wakamba-Häuptlinge verlangten zuerst ein Doti (4 Ellen Tuch), um ein Opferschaf zu kaufen, dessen Blut und Eingeweide auf den Weg gestreut wurden, damit der Fremde den Regen nicht verhindere. Nachdem das Opfer vorüber war, verlangten sie ein anderes Doti für sich selbst. Es war vergebens, gegen diese willkürlichen Forderungen zu protestiren.

25. Juli. Ehe wir das letzte Dorf in Kikumbuliu verließen, kamen mehrere Wakamba zu mir und sagten, sie hätten gehört, ich wolle in Yata ein Haus bauen und dort wohnen, warum ich denn nicht bei ihnen bleiben und die Leute von Kikumbuliu unterrichten wolle, wenn das der Zweck meines Kommens sei? Ich erwiederte, daß ich dieß in Rabbai nicht gedacht, sondern den Entschluß gefaßt hätte, mich in Yata niederzulassen. Wenn ich dort einmal eingerichtet sei, so würde ich auch Kikumbuliu besuchen. Sie versprachen, zu mir nach Yata zu kommen.

Um Mittag erreichten wir die Wasserstation Madschid-

schio ma Ndugu, wo wir Halt machten und uns lagerten. Die wörtliche Bedeutung dieses Namens soll heißen, „das Untersuchen des Kupferdrahts," weil erst hier die Wakamba sich für sicher halten und daher sich Zeit und Muße nehmen, ihre von der Küste mitgebrachten Waaren auseinander zu legen und zu untersuchen. Auch meine Wanika fühlten sich jetzt wieder ganz sicher und fiengen an zu schwätzen und zu lärmen. Mein Knecht Makame mußte seinen Kameraden ein Schaf zum Besten geben, weil er das erste Mal nach Ukambani gekommen war. Diese Sitte haben die Wanika auf ihren Ukambani-Reisen eingeführt. Jeder neue Wanderer muß seinen Reisegenossen ein Schaf oder eine Ziege geben. Sie halten streng auf dieser Sitte, die ihrem Gelüste nach Fleisch zu Hilfe kommt.

26. Juli. Nachdem wir von Madschidschio ma Ndugu aufgebrochen waren, reisten wir eine Zeit lang durch einen Zakka, d. h. dicken Dschungel. Auch kamen wir wieder über schwarze Kiwudi, d. h. verbrannte Lavasteine, wie am Eingang von Kikumbuliu. Um 3 Uhr Nachmittags passirten wir den Fluß Adi, welcher dießmal mehr Wasser hatte, als vor zwei Jahren. Es hatte nämlich neulich viel geregnet in Kikuyu, wo der Fluß entspringen soll. Einer meiner Leute, der seine Last auf dem Kopf über den Fluß trug, ließ sie ins Wasser fallen, wodurch sie ganz durchnäßt wurde. Nachdem wir den schönen Fluß passirt hatten, fiengen wir an, die Höhe von Yata hinaufzusteigen. Ich flehte unterwegs ernstlich in meinem Herzen, daß doch der Gott aller Gnade meine Sache leiten und mir helfen wolle, den Anfang des Missionswerkes in diesem Lande zu machen. Wir brauchten mehrere Stunden, bis wir die Höhe des Berges, der, wie schon erwähnt, eine Fortsetzung des Ndunguni-Hügel-Gürtels ist, erreichten. In der Ebene oben angekommen, begaben wir uns in das nächste Dorf und fragten nach dem Mkamba Muilu wa Kiwui, bei dem ich zuerst wohnen sollte. Wir erfuhren bald, daß er das Dorf verlassen habe in Folge der Hungersnoth, welche das Land aus Mangel an Regen

drückte. Wir begaben uns dann zu Mtangi wa Nsuki, einem andern Wakamba-Häuptling, der uns freundlich in seinen Hof aufnahm. Bald versammelten sich auch die andern Häuptlinge, denen ich den Zweck meines Kommens auseinandersetzte. Sie erklärten, daß sie mir gerne erlauben wollten, unter ihnen zu wohnen, eine Hütte zu bauen und zu thun, was mir beliebte, sie würden mich schützen u. s. w. Nach dieser Erklärung übergab ich ihnen mein Geschenk, das in 8 Ellen Baumwollentuch und in etwa 4 Pfund Glasperlen bestand, wofür sie mir eine Ziege zum Gegengeschenk machten. Dem Mtangi wa Nsuki machte ich noch ein besonderes Geschenk, weil ich auf seinem Grund und Boden meine Hütte errichten durfte und weil er mir seine besondere Hülfe anbot. So wurde Alles zu meiner Befriedigung eingeleitet, daß ich Muth faßte und Gott dankte für seine mächtige Bewahrung und Durchhilfe.

27. Juli. Ich hatte in verflossener Nacht im Freien geschlafen, wo es empfindlich kalt war. Es wehte nämlich ein kalter Wind von den Kilimandscharo- und den Dschulu-Bergen herüber, welche südlich von Yata liegen. Der Unterschied der Temperatur in Kikumbuliu und Yata ist sehr beträchtlich. Mein Thermometer stand in Yata des Morgens auf 68 Grad Fahrenheit, und des Mittags auf 72°. Um 10 Uhr Morgens hatte ich eine prächtige Aussicht auf den Kilimandscharo, der auf dem Dschulu-Berg zu ruhen schien. Ich würde in der That den Dschulu für die Unterlage des Kilimandscharo gehalten haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß eine Ebene von 20 bis 25 Stunden zwischen dem Dschulu und Kilimandscharo sich ausbreitet. Die beste Zeit zur Beobachtung des Kilimandscharo ist zwischen 8 und 11 Uhr Vormittags, indem der Berg die übrige Zeit des Tages in Wolken eingehüllt ist.

Im Verlauf des Tages besuchten mich viele Wakamba, welche mich und mein Gepäck sehen wollten, das ich im Freien liegen lassen mußte, aus Mangel an einer zweckmäßigen Wohnung. Ich selbst mußte im Freien kampiren,

ohne irgend eine Bedeckung, als die mir mein Regenschirm gegen die Sonne gewährte. Es war für mich peinlich, keine, wenn auch noch so geringe Wohnung zu haben, in der ich von den Strapatzen der Reise und dem Tumult der Wanika und Wakamba ausruhen konnte. Dieser schwierige Umstand machte mich ganz melancholisch und erfüllte mein Gemüth mit düstern Gedanken in Beziehung auf die Zukunft. Ich wundere mich daher gar nicht, wenn mancher Missionar durch die Macht der ersten übeln Eindrücke, welche der anfängliche Aufenthalt in einem neuen Land in ihm hervorruft, abgeschreckt und aus dem rechten Geleise gebracht wird, zumal da die Macht der Finsterniß, die er angreifen soll, nicht unthätig ist, und ihn alles im schwärzesten Licht erblicken läßt, um ihn muthlos zu machen und zum Rückzug zu bewegen. Ein Missionar steht in solchen Augenblicken zwischen zwei unsichtbaren Welten, die ihm zusehen und sein Verhalten genau beobachten. Das Reich des Lichts und der seligen Geister spricht ihm Muth ein, während das Höllenreich ihn verzagt machen will. Kein Wunder, warum die Patriarchen Abraham, Isak und Jakob an jedem neuen Ort es ihr Erstes sein ließen, dem Herrn einen Altar zu bauen und den starken Gott anzurufen, um der Macht der Finsterniß Widerstand leisten zu können. Ich möchte daher einem angehenden Missionar dringend empfehlen, im Anfang einer neuen Mission standhaften Muth zu behalten und den ersten übeln Eindrücken und Besorgnissen mit aller Macht zu widerstehen, weil so viel von seiner Beharrlichkeit im Anfang abhängt. Gott hat die Schicksale eines ganzen Landes gleichsam in seine Hand gelegt. Gott spricht, daß durch ihn, d. h. durch seine Verkündigung des Evangeliums Licht werde in dem Land, das bisher im Dunkel und Schatten des Todes gesessen ist. Wenn nun da der Missionar zurückweicht, so kann einem solchen Lande Jahrzehnte oder Jahrhunderte das Licht des Evangeliums verschlossen bleiben; aber welche Verantwortung wird dann auf ihm haften? Auf der andern Seite welche Seligkeit wird ihn erwarten, wenn er ausgeharrt hat,

und muthig an's Werk gegangen ist, mag es auch seinen äußern Menschen noch so viele Selbstverläugnung kosten. Möge es doch kein Missionar vergessen, daß es in seiner Wahl steht, Millionen von Seelen das Licht und Leben zu bringen, aber auch sie in der Finsterniß und im Tode zu lassen, wenn er aus ihrem Lande weicht und sie sich selbst überläßt.

Meine melancholische Stimmung des Gemüths wurde noch vermehrt durch die Erklärung meiner Wanika, daß sie am nächsten Tage nach Rabbai zurückkehren wollten mit einer Wakamba-Karawane, welche nach der Küste reiste. Sie fürchteten sich allein zu gehen, weil sie wieder von den Aendi überfallen werden könnten. Ich erinnerte sie jetzt an den Vertrag, den ich in Rabbai mit ihnen gemacht hatte, daß sie mir erst eine Wohnung bauen müßten, ehe sie nach der Küste zurückkehren dürften. Sie läugneten dieß nicht und machten sich sogleich an's Werk. Einige reinigten den Boden, auf dem die Hütte errichtet werden sollte, während 5 oder 6 Mann in den Wald giengen, um Stäbe und Stangen zu holen. Zwei Stützen von etwa 6 Fuß Höhe werden in den Boden befestigt, eine Stange oben über dieselben gelegt und auf den Seiten Stäbe angebracht, welche dann mit Gras bedeckt werden sollten. In ein paar Stunden war Alles fertig, die Grasdecke ausgenommen, in Beziehung auf welche die Wanika erklärten, mir nicht willfahren zu wollen, da sie nicht wüßten, wo es dürres Gras gebe, und da sie heute noch Speise zur Rückkehr nach Rabbai kaufen müßten und also keine Zeit hätten, sich weiter um mich zu bekümmern. Die Bedeckung der Hütte sei eine Sache, die ich durch die Wakamba besorgen lassen müsse. Das war nun freilich gegen den ursprünglichen Vertrag, der eine vollständige Wohnung verlangte; allein was konnte ich machen, ich mußte mit diesem Hühnerstall, der kaum 6 Fuß hoch, 6 Fuß lang und breit war, zufrieden sein, nur damit mein Gepäck nicht im Freien bleiben durfte, und ich bei Tag gegen die Sonne, und des Nachts gegen die Kälte geschützt war, welche in

scharfen Windstößen von den südlichen Bergen herüber wehte.

28. Juli. Meine Wanika reisten diesen Morgen ab, ohne die Hütte zu vollenden. Zu gleicher Zeit verließ mich der einzige Knecht, den ich von Rabbai mitgebracht und dem ich 16 Thaler im Voraus bezahlt hatte. Sein schmähliches Betragen betrübte mich sehr, da ich großes Vertrauen in ihn gesetzt, und ihn stets mit besonderer Liebe und Schonung behandelt hatte. Er lief davon, ohne mir ein Wort zu sagen, wie ich nachher erfuhr, aus Furcht, allein in Ukambani verweilen zu müssen. Ich hatte ihn auf ein Jahr engagirt mit Wissen und Willen seiner Eltern und Verwandten in Rabbai. Ich war im Augenblick ganz confus und wußte nicht, was ich thun sollte. Auf die Wakamba konnte ich mich nicht verlassen, und einen Sclaven zu kaufen, verbot mir mein Gewissen, und doch mußte ich Jemand haben, der meine Sachen besorgte und dem ich meine Hütte anvertrauen konnte. In dieser schwierigen Lage erbot sich ein Verwandter des Entflohenen nebst einem andern Mnika, zwei Monate bei mir auszuhalten gegen reiche Entschädigung. Nach dieser Zeit wollten sie nach Rabbai zurückkehren, und ich sollte dann mit ihnen gehen, oder ganz allein in Yata zurückbleiben. Nun war guter Rath theuer. Ich sah ein, daß ich erst bessere Dienstboten und eine bessere Wohnung haben müßte, ehe ich mich bleibend in Yata niederlassen könnte. In meinem Hühnerstall konnte ich weder lesen, noch schreiben, noch schlafen, noch sonst etwas thun, und war noch dazu beständig von Wakamba belagert, die mir überall nachfolgten, selbst wenn ich für einen Augenblick des Nothwendigen wegen in's Freie gehen mußte. Mein Bett hatte ich über meine Effekten her ausgebreitet. Die Hütte hatte nicht einmal eine nothdürftige Thüre, so daß ich sie nicht schließen konnte und des Nachts nicht vor wilden Thieren und noch weniger vor Dieben und Feuersbrunst sicher war.

29. Juli. Ich fühlte mich sehr unheimlich in meiner Hütte, welche die Frauen des Nsuki mit dürrem Gras be-

deckt hatten. Bei der Vollendung des Daches machten sie einen Wakamba-Tanz und Gesang, um ein Geschenk zu erhalten. Der Geruch des Grases war sehr unangenehm, und doch konnte ich ihn nicht mit Feuer vertreiben, weil ich fürchten mußte, die enge Hütte in Brand zu stecken. Bei Tag, ja schon vor Tagesanbruch ließen mich die Wakamba nicht einen Augenblick allein. Wenn ich lesen wollte, so fragten sie, ob ich ihnen ins Herz sehen, oder ob ich nach Regen schauen und Krankheiten erforschen wolle. Wenn ich schrieb, wollten sie wissen, was ich geschrieben hätte, und ob das Geschriebene Zauberei enthalte. Jede meiner Bewegungen wurde genau beobachtet. Viele kamen, um dieß und jenes zu betteln, oder um neue Dinge zu sehen, oder um Gegenstände zu kaufen, weil sie mich für einen Kaufmann hielten. Andere brachten ein paar Eier, oder etwas Mehl und verlangten dann zwei und dreimal mehr, als die Sachen werth waren. Wieder Andere wollten blos Unterhaltung. Am lästigsten waren mir die Trunkenbolde, welche sich in meine Hütte hinein setzten, lachten und lärmten, und sich nicht schämten, wie Thiere sich zu betragen, und meine Hütte zu verunreinigen.

30. Juli. Als ich diesen Morgen über meine schwierige Lage nachdachte, erkannte ich einerseits, daß ich Yata nicht verlassen sollte, da die Leute im Allgemeinen freundlich waren, auch zum Theil aufmerksam zuhörten, wenn ich ihnen das Wort Gottes verkündigte; anderseits war mir klar, daß ich nicht bleiben könnte, wenn mich meine beiden Wanika jetzt, oder nach 2 Monaten verlassen würden. Ich entschloß mich daher, die Zwischenzeit zu benützen, um das Innere von Ukambani bis an den Dana-Fluß zu besuchen, und mich vorerst zu meinem alten Freund Kiwoi zu begeben, mit dessen Hilfe ich meinen Zweck zu erreichen hoffte. Sollte ich dann Ukambani verlassen müssen, so hätte ich doch meine Kenntniß des Landes bereichert und hie und da das Evangelium in diesem Land bekannt gemacht. Nachdem ich meinen Entschluß, zu Kiwoi im Stamme Kitui zu reisen, gefaßt hatte, bat ich den Mtangi wa Nsuki um einige Begleiter, welche

er mir bereitwillig verschaffte, mir übrigens zu verstehen gab, daß ich zu ihm zurückkehren und bei ihm bleiben möchte.

31. Juli. Diesen Morgen kamen einige Aelteste im Auftrag der Häuptlinge von Yata, um mir zu sagen, daß sie den einstimmigen Beschluß gefaßt hätten, jedem betrunkenen Mkamba den Eintritt in meine Hütte bei Strafe einer Ziege zu verbieten. Diese zarte Rücksicht der Aeltesten gefiel mir wohl. Sie hatten nämlich bemerkt, daß ich durch einige betrunkene Leute belästigt worden war, und daß ich mich sehr stark gegen das Laster der Trunkenheit erklärt hatte.

1. August. Ich erwachte diesen Morgen in einem fieberhaften Zustand, der theils durch die empfindliche Nachtkälte, theils durch die ungesunde Luft in meiner Strohhütte hervorgerufen worden war. Dennoch unternahm ich die Reise zu Kiwoi mit 4 Wakamba und meinem Mnika-Diener, während ich den andern Mnika zum Schutz meiner Effekten zurückließ. Die Wakamba reisten so schnell, daß ich nicht gleichen Schritt mit ihnen halten konnte. Es war mehr ein Springen als Gehen. Ich ermahnte sie wiederholt, sich nicht von mir zu entfernen, aber im Augenblick waren sie wieder weit von mir und meinem Diener voraus. Ich sah bald, daß ein großer Unterschied zwischen Wakamba und Wanika-Trägern stattfindet. Die Wakamba sind zwar rüstiger und beherzter als die Wanika, aber sie sind auch ungebundener und lassen sich nicht leicht zum Gehorsam und zur Ordnung weisen, und wollen nur leichte Lasten tragen. In den Dörfern, durch die wir zogen, mußte ich oft Halt machen und mich, wie Affen oder Bären in Europa, von den Wakamba begaffen lassen. Abends erreichten wir den Fluß Tiwa, der nur hie und da Wasser unter dem Sand hatte. Er entspringt im Westen, da wo sich die Wasserscheide nach Ost und West gestaltet; die westlichen Wasser gehen in den Dana, die östlichen in den Adi.

2. August. Ich war beim Erwachen so unwohl, daß

ich nach Yata zurückgekehrt wäre, wenn mein Knecht *) und meine Wakamba es gestattet hätten. Sie liefen wieder so schnell, daß ich ihnen nicht folgen konnte. Wir reisten über unbewohntes und unkultivirtes Land. Um 10 Uhr erreichten wir die Station Mbo, fanden aber kein Wasser daselbst. Wir zogen dann durch eine Wildniß, welche viel Gras und Akazienbäume hatte. Die Wakuafi ziehen gewöhnlich durch diese Wildniß, wenn sie Einfälle in Ukambani machen wollen. Nachmittags war ich so unwohl, daß ich auf der Station Nsou erklärte, nicht weiter gehen zu wollen. So mußten die Wakamba sich zu einem Nachtlager in dem dicken Dschungel anschicken. Das Wasser mußte sehr weit her geholt werden.

3. August. Diesen Morgen wollte einer der Wakamba entfliehen. Er warf seine Last auf den Boden, nahm sein Kleid und seine Waffen und wollte sich davon machen. Weder ich noch seine Kameraden konnten ihn bestimmen, seine Last wieder aufzunehmen, daher sie mein Knecht tragen mußte. Wenn die Wakamba einmal einen Unwillen oder Zorn gefaßt haben, so ist es schwer, sie wieder gut zu stimmen.

Um 10 Uhr erreichten wir Jlangilo, wo wir von den auf das sehr langsam fließende Wasser wartenden Frauen dieses köstliche Fluidum kaufen wollten; aber keine wollte es uns verkaufen. Sie müssen Stunden lang harren, bis sie ihre Kalabaschen mit dem aus einem kalkartigen Boden tröpfelnden Wasser füllen können.

Abends übernachteten wir bei dem Felsen Muansau, wo mich die Leute bis spät in die Nacht umgaben, um mich zu betrachten und mein „ndeto“, Wort zu hören.

4. August. Von Muansau an verloren wir häufig unsern Weg, da es so viele Nebenwege hat, welche in die Wakamba-Dörflein führen. Im allgemeinen war das Land

*) Mein Knecht hoffte ein Stück Elfenbein von Kiwoi zu erhalten, das war der Grund, warum er nicht nach Yata zurückkehren wollte.

von Ilangilo an eben, mit geringen Erhebungen und Vertiefungen, welche mit isolirtem Gebüsch oder Bäumen bedeckt sind; gegen Osten und Südosten isolirte hohe Berge, gegen Norden sahen wir einzelne Bergreihen.

Um Mittag erreichten wir das Dorf des Häuptlings Kiwoi, der abwesend war. Als er nach Hause kam, grüßte er mich freundlich und bemerkte, er würde es mir sehr übel genommen haben, wenn ich nicht zu ihm gekommen wäre. Er erzählte mir dann, daß er im letzten Jahr im Nordwesten von Dschagga gewesen sei, um Elephanten zu jagen im Gebiet der Stämme Butilu, Matemi und Kelikota; er habe einen Mann verloren, der von einem gereizten Büffel auf die Hörner genommen, in die Luft geschleudert, und dem der Leib aufgerissen worden sei. Ferner erzählte Kiwoi, er sei gegenwärtig im Streit mit dem Wakamba-Stamm Atua, welcher das Haus seines Verwandten Ngumbau zerstört habe, weil dessen Frau, die für eine Hexe gehalten werde, das Vieh der Atua bezaubert haben soll. Die Wakamba haben eine große Furcht vor Zauberei, und wenn irgendwo eine Viehseuche entsteht, so muß dieser und jener Mann oder Frau die armen Thiere bezaubert haben und den angeblichen Frevel mit dem Tod büßen. Ueberhaupt, je weiter der Reisende in's Innere eindringt, je mehr Aberglauben und damit verbundene Grausamkeit entdeckt er.

5. August. Kiwoi machte mich heute mit Rumu wa Kikandi, einem Eingeborenen aus dem Stamm Uembu bekannt, dessen Gebiet 5 oder 6 Tagreisen weit von Kitui nordwestlich liegt, ganz in der Nähe des Schneebergs Kirenia oder Ndurkenia, wie die Kikuyu- und Uembu-Leute den Schneeberg in ihrer Sprache heißen. Rumu wa Kikandi erzählte mir, daß er öfters an dem Berg gewesen, ihn aber nicht erstiegen habe, weil er Kirira habe, d. h. eine weiße Materie, welche eine sehr große Kälte verursache. Was die Dschagga-Leute „Kibo" heißen (nämlich Schnee), das heißen die Eingeborenen von Uembu „Kirira", was an das äthiopische Wort „Kur oder Kuir" (Kälte) erinnert. Die weiße Materie verursache beständig eine Menge Wasser, welches den Berg herabkomme

und sich dann in einen Ijaru, d. h. in einem See von beträchtlichem Umfang sammle, der im Nordosten des Berges sich befinde, wo dieser zwei Hörner oder Säulen habe. Aus dem See entspringe der Dana-Fluß, welcher Kikuyu umfließe, sich mit mehreren Strömen vereinige und dann nach Ukangani, d. h. in das Salzmeer gehe, worunter entweder der indische Ozean, oder der Salzwasser-See Baringu verstanden ist. Ein anderer Fluß, Nsarraddi genannt, entspringe aus demselben See. Dieser Fluß nehme viel Wasser auf von Kikuyu, Mudambi und andern Ländern und gehe dann nach Baringu oder Faringu, welches ein See oder Meer sei, dessen entgegengesetztes Ufer man nicht erreiche, auch wenn man 100 Tage reise. Wo der Fluß hingeht, wenn er den Baringu verläßt, konnte mir Rumu wa Kikandi nicht sagen. Er habe, bemerkte er, nur gehört, daß man jenseits des Baringu in's Land der Europäer gehe, was wohl so viel heißen soll, als „in's Land Rum", d. h. in's Land der Türken, welche in Ostafrika zu den Europäern gerechnet werden. Ein Mann aus Barawa sagte mir einmal, daß man auf dem baher-el-Nil (dem weißen Fluß) das Land des Sultan-el-Rum, d. h. des türkischen Kaisers erreichen könne. Rumu wa Kikandi erzählte ferner, daß ein anderer Fluß, der Tumbiri heiße, ebenfalls aus dem See am Kirenia entspringe und nach Ukangani gehe. Ob dieß der Osi oder Dschubfluß sein soll, wage ich nicht zu bestimmen. *)

6. August. Rumu wa Kikandi aus Matiru in Uembu besuchte mich heute wieder und erzählte, daß die Wasser von Mididiti, Tigerei und Kaputei in den Baringu-See fließen, welcher in 9 Tagen vom Ndurkenia an erreicht werden könne. Auf einer gewissen Höhe des Ndurkenia könne man den Baringu-See sehen, wohin die Uembu-Leute Reisen machen, um für Kleider, Glasperlen und Kupferdraht Elfenbein zu kaufen. Er erzählte auch, daß vor nicht langer Zeit weiße Leute mit großen Bärten einen Angriff auf Kikuyu gemacht und viel Vieh weggetrieben hätten. Wer diese weißen Leute

---

*) Wahrscheinlich ist es der Tubiri (weiße Fluß).

waren, oder woher sie kamen, konnte er mir nicht sagen. Mir ist es aber wahrscheinlich, daß eine Karawane von Suahilis und Arabern, welche durch das Wakuafi-Land öfters an Kikuyu vorbei reisen, wenn sie von Sansibar und Tanga aus ins Innere gehen, gemeint sei. Von einem Mkamba, der weit ins Innere in nordwestlicher Richtung gereist war, hörte ich einmal, daß er Schiffe der Wasungu (Europäer) gesehen habe, was sich entweder auf die egyptische Expedition bezieht, welche unter Muhamed Ali Pascha den obern Lauf des weißen Flusses erforschte, oder auf die Schiffe der römischen Missionarien, welche im Bari-Land 4 Grade nördlich vom Aequator eine Missionsstation haben, und mit eigenen Schiffen den weißen Fluß befahren, der dort Tubiri heißen, und der im Lande Anian entspringen soll, 30 Tagreisen südlich von der Insel Tschanker im Bari-Land. Es wäre wohl möglich, daß die Wakamba so weit nördlich reisen, in jedem Fall gehen sie in die Gegenden nördlich vom Aequator.

Aus der Sprache des Rumu wa Kikandi ersah ich, daß die Sprachen von Kikuyu, Mbe und Uembu noch zu der großen südafrikanischen Sprachfamilie, die ich die Orphno-Hamitische nenne, gehören, jedoch mit einer starken Hinneigung zu der Sprache der Wakuafi. Ob der Baringu-See mit dem von Uniamesi zusammenhängt, wage ich nicht zu bestimmen. Wäre es wirklich der Fall, so würde die Wasser-Verbindung mit der ostafrikanischen Küste durch den Dana-Fluß im Bereich der Möglichkeit liegen, vorausgesetzt, daß dieser Fluß bis zu seinem Ursprung, dem See vom Kirenia, und ferner vorausgesetzt, daß der Nsarraddi, welcher von dem gleichen See nach Baringu gehen soll, schiffbar wären. Und wenn vollends der weiße Fluß aus dem See vom Kirenia oder aus dem Baringu seinen Ursprung hätte, wie leicht wäre dann die Verbindung mit Innerafrika!

Es lag mir viel daran, den Mann von Uembu mit den Hauptlehren des Evangeliums bekannt zu machen, weil ich hoffte, daß durch ihn einige Kenntniß von der christlichen Religion und von dem Zweck der Missionarien in Rabbai

in die Länder, die am Kirenia liegen, gebracht werden möchte. Ueberhaupt ließ ich in Abessinien und in Rabbai es mir immer sehr angelegen sein, Leute, die aus fernen Gegenden kamen, so viel als möglich im Worte Gottes zu unterrichten.

7. August. Kiwoi erwähnte heute eines Sees, der in der Kikuafi-Sprache Zawa heiße, und der an der Nordost-Seite des Kilimandscharo sich befinde und auf dem Berg Dschulu gesehen werden könne. Die Flüsse Zawo und Pangani entspringen aus diesem See. Es ist möglich, daß die Flüsse Gona und Lumi, welche den Pangani bilden, in dem Zawa-See entstehen, der wohl identisch ist mit dem Luaya, dessen Rebmann in seinem Journal Erwähnung gethan hat. Luaya ist unstreitig sein Name in der Sprache von Dschagga, wie denn überhaupt die geographischen Punkte in Ostafrika von den verschiedenen Stämmen verschieden benannt werden, was einen Reisenden leicht irre führen kann. Nach dem Zeugniß des Rumu wa Kikandi ist der Kegnia oder Kirenia der größte Berg, den er gesehen und von dem er gehört hat. Der Berg Gundadi, welcher westlich vom Kirenia liegt, sei zwar auch sehr hoch, aber komme dem Schneeberg nicht gleich, habe auch keine weiße Materie auf seinem Haupt. Von den Pigmäen oder kleinen Leuten, welche Kiwoi Wakolongo nannte, wußte Rumu nichts. Dagegen kannte er den „Kirima dscha Dschioki", d. h. den Rauchberg oder Vulkan, von dem mir Kiwoi schon auf der frühern Reise erzählt hatte. Es sei viel Wasser und Morastboden um den Berg her; weßwegen die Elephantenjäger sich fürchten, dorthin zu gehen. Ob dieß flüssige Lava ist, wage ich nicht zu bestimmen. Auf der östlichen Seite des Baringu-Sees sei das Land der Wamau-Stämme, welche viel Landbau und Viehzucht treiben. Diese Leute haben so viele Kühe, daß sie mit dem Melken derselben erst um Mittag fertig werden. Sie seien gegen Fremde gut gesinnt, und die Uembu-Leute gehen oft dorthin, um Elfenbein zu holen. Westlich von dem Wamau-Land könne man nicht reisen wegen der Moräste und des Baringu-Sees. Vielleicht ist dieß die Morastgegend, von der die Suahilis sagen,

daß die Sonne gegen Westen sich im Morast verliere oder begraben werde, woher das Suahili-Wort „Usiku" (Nacht) komme, das eigentlich Begräbniß der Sonne bedeutet. Die Sprache der Wamau soll die der Wakuafi sein. Auch die Stämme der Ndigiriri und Tigerei und Kibia sollen Kikuafi sprechen. Die Kibia sollen Esel und Kameele haben, und von den Somalis und Suahilis in Barawa öfters besucht werden, weßhalb ich glaube, daß die Länder, die am Kirenia liegen, am leichtesten von Barawa aus zu erreichen sind, und daß überhaupt ein Reisender, der von Osten her die Nilquellen entdecken will, den Weg über Barawa einschlagen muß, was ich gethan haben würde, wenn ich länger an der Suahili-Küste geblieben wäre.

In Kiwois Hütte sah ich eine Quantität Magaddi, eine trockene Erdart (von weißlicher Farbe), welche einen etwas aromatischen Geruch hat, und in Dschagga, sowie in Udeizu im nordöstlichen Wakamba-Land gefunden, von den Wakamba und Wanika zerpulvert und in den Schnupftabak gethan wird, den die Ostafrikaner leidenschaftlich lieben.

Nachmittags machte ich mich, begleitet von einem Sclaven Kiwois, auf den Weg nach dem Berg Kidimui, der einige Stunden von Kiwois Dorf entfernt ist, auf dessen Spitze, wie ich hörte, man eine großartige Aussicht habe. Ich reiste in nordwestlicher Richtung. Nahe bei Kiwois Dorf passirte ich einen Wasserbach, der niemals vertrocknen soll. Er hat hohe Ufer und führt in der Regenzeit eine große Wassermasse in den oben genannten Fluß Tiwa. Die Wakamba haben in der Nähe des Baches schöne Plantagen und viel Grasboden für ihre Viehheerden. Das Land erhebt sich allmählich, wie überhaupt von Jlangilo an, wiewohl immer wieder einzelne Vertiefungen vorkommen. Bäume und Gebüsch hat es hier sehr wenig, daher das Holz sehr rar ist. Bisweilen marschirte ich über Boden, der rothen Sand hatte, oder mit weißen Feuersteinen bedeckt war. Je mehr ich mich dem Berg Kidimui näherte, desto mehr hob sich das Land, und am Fuß des Berges hatte ich eine schöne Aussicht auf die

Höhe von Yata, welche, wie oben erwähnt wurde, eine Fortsetzung des Ndunguni-Hügels ist, welcher sich bis Yata, Ulu und Kikuyu erstreckt. Ein großes Dorf liegt am Fuß des Kidimui, das von Kiteto, dem Bruder des Kiwoi, beherrscht wird, der mich auf den Berg begleiten sollte. Viel Welschkorn und Zuckerrohr wird an diesem Berg gepflanzt. Unterwegs mußte ich oft stehen bleiben, bis mich die Wakamba mit kindischer Freude begafft hatten. Um mich aufzuhalten, bis die betrachtende Menge versammelt war, brauchte ein Mkamba eine sonderbare List. Er brachte eine große Quantität Milch, süße Kartoffeln, einen Brei von gesottenem Welschkornmehl und eine Kalabasche Uzo, d. h. eine dünne Brühe von Wasser und ein wenig Welschkornmehl, welche mit dem Blut einer Kuh, der eine Halsader geöffnet wird, vermischt war. Ich ließ mir diese Mahlzeit (mit Ausnahme des Uzo) recht schmecken, und bekümmerte mich wenig um die begaffende Menge, bis ich fertig war und von ernstern Dingen zu reden anfieng.

8. Aug. Kiteto wollte diesen Morgen eine Kuh schlachten, um mich zu ehren, ich lehnte aber die Ehre ab und verlangte lieber seine Begleitung bei Ersteigung des Berges Kidimui. Er willfahrte meinem Begehren sogleich, indem er mich durch seine Leute begleiten ließ. Auf der Spitze des Berges, der manchmal etwas steil war, hatte ich eine weite Aussicht auf ganz Ukambani. Gegen Osten sah ich das Gebiet der Wakamba-Stämme Mdido, Kauma, Mumoni und Udeizu; gegen Südost sah ich Nimi, Lamba und den hohen Berg Muda, wo das Galla-Gebiet anfängt. Gegen Norden lag die Region des Dana-Flusses mit dem Berg Data, welcher aus einer unermeßlichen Ebene hervorragt; nordwestlich sah ich die Berge von Ulu und Kikuyu. Zwischen den Bergen von Nimi und Muda lagen ausgedehnte Thäler. Manche von den Bergspitzen schienen gebrochen und umgestürzt. Die nackten Felsen sahen hervor. Ich sah deutlich, wie sich das Land von Ilangilo an bis Kitui und noch weiter bis zum Berg Data erhebt. Die Luft auf dem Kidimui, der etwa 1200

Fuß über seine Basis hervorragt, war sehr kühl. Leider war der Himmel gegen Norden umwölkt, weßhalb ich den Ndurkenia nicht genau sehen konnte, welcher bei hellem Wetter deutlich auf dem Kidimui gesehen werden soll. Mein Teleskop war mir nützlich bei dieser Gelegenheit, brachte mich aber auch oft in große Verlegenheit, da die abergläubischen Wakamba meinten, ich wolle damit das Land bezaubern. Einige glaubten, ich wolle nach den Atua, den Feinden Kiwois, sehen.

9. August. Kiwoi ließ heute viel Uki bereiten für das Gastmahl, das er seinem Stamm geben wollte, um ihn geneigt zu machen, mit ihm gegen die Atua anszuziehen, wenn keine Versöhnung mit ihnen möglich wäre. Das Getränk, das die Wakambi Uki heißen, wird aus dem Zuckerrohr bereitet. Die Rinde des Rohrs wurde zuerst weggeschnitten, dann wurde das Rohr in kleine Stücke gehauen und in einen hölzernen Mörser gethan, welcher in der Erde befestigt ist. Nachdem es zu einem Brei gestoßen war, wurde es in eine Vertiefung oder Grube gelegt, über welche eine Kuhhaut gelegt war, in welcher die Breimasse ausgedrückt wurde. Der ausgedrückte flüssige Saft, der sehr süß war, wurde in Kalabaschen gegossen, und diese in die Nähe eines Feuers gesetzt, um erhitzt zu werden. Sobald dieser Prozeß vorüber war, konnte das Getränk gebraucht werden.

Eine Frau brachte mir eine Quantität Zuckerrohr, um ein kleines Stück Tuch zu erhalten, und um, wie sie sagte, ihre geheimen Körpertheile zu bedecken. Ich sah viel Zuckerrohr an dem Bach Kalundo, den ich bei meiner Rückkehr von Kidimui passirte. Dieser Bach geht in den Fluß Adi. In der Gegend von Kidimui ist eine Wasserscheide. Die nördlichen Wasser gehen in den Dana, die östlichen in den Adi. Der Kalundo geht zunächst in den Tiwa, und dieser in den Adi. Gegen Nordwesten erhebt sich das Land immer mehr, so daß ich glaube, die Basis von Kegnia sei 5 bis 6000 Fuß über der Meeresfläche, und die relative Höhe desselben betrage 12 bis 13,000 Fuß, also die absolute Höhe 18 bis

19000 Fuß. Das Schneewasser hat wohl auch die Bestimmung, den Flüssen, Seen und Morästen unter dem Aequator immer frisches Wasser zuzuführen, welche sonst in der heißen Zeit vertrocknen würden.

10. Aug. Als ich Kiwoi um Leute bat, die mich an den Dana-Fluß begleiten sollten, sagte er, seine Leute könnten nicht ohne ihn reisen, da sie die Räuber fürchteten, welche sich am Fluß aufhalten. Ich solle nur noch einige Zeit warten, bis er seine Affaire mit den Atua beendigt habe. Die Stämme westlich vom Dana-Fluß sind Mbe, Uembu, Tschuka, Mimidi, Meru, Kideroni und Uembe.

11. August. Kiwoi mußte heute wieder eine kranke Kuh schlachten. Sein Vieh stirbt fast alles dahin aus Mangel an gutem Futter und Pflege. Bei Nacht muß es im Freien in der Kälte und in der feuchten Luft zubringen.

Ich war sehr betrübt wegen Kiwois Sohn, der auf eine schamlose Weise mitten in meiner Wohnung stehen blieb und sein Wasser machte, wie ein Ochse. Ich habe oft gesehen, daß junge und alte Leute sich nicht die Mühe nehmen, bei diesem Geschäft aus dem Zimmer zu gehen. Höchstens decken sie die Sache mit Erde oder Sand zu.

13. Aug. Viele Wakamba waren heute hier. Sie saßen gruppenweise im Hofe Kiwois, wo ich Gelegenheit hatte, viele kennen zu lernen, und mit ihnen über das Heil ihrer Seele zu reden.

14. Aug. Heute erschienen etwa 200 Mann in Kiwois Dorf. Sie kamen singend, tanzend und pfeifend, und setzten sich in einem Halbkreis auf den Boden außerhalb des Dorfes. Kiwoi verlangte, daß ich ihn begleiten sollte, mit meinem Fernglas in der Hand. Ich folgte ihm. Als Alles still und ruhig geworden war, marschirte Kiwoi in dem Halbkreis auf und ab und hielt eine lange Anrede. Er trug auf dem Kopf eine Art Hut, mit Straußenfedern verziert, in der Hand eine Keule, und an der Seite hatte er sein Schwert und Pulverhorn hangen. Sein Körper war vollkommen nackt mit Ausnahme eines kleinen Stückes Tuch, das er vornen über die

Schamtheile gebunden hatte. Hinten hatte er rein nichts zur Bedeckung angebracht. Er erwähnte in seiner Anrede, daß er das geraubte Vieh seines Verwandten von den Atua zurückerobern wolle; wenn sie (die Soldaten) ihm nicht beistehen, so werde er auswandern, und dann würden sie keinen Fremden mehr sehen, wie mich. Nachdem die Leute Gehorsam und Beistand versprochen hatten, reisten sie ab, mit dem Häuptling Kiwoi an ihrer Spitze.

Das Dorf war jetzt nur noch von Weibern bewohnt, und kein einziger Mann war mehr da außer mir, meinem Knecht und Ngumbau, dessen Frau das Vieh der Atua bezaubert und getödtet haben sollte. Die Leute waren in großer Angst vor einem nächtlichen Ueberfall der Atua, welche das Dorf hätten ganz leicht einnehmen und verbrennen können. Ngumbau kam in der Nacht zitternd in meine Hütte und bat mich, mit meinem Fernglas zu sehen, ob Feinde oder Freunde im Anzug seien. Auch mein Knecht war in großer Angst und verlangte sogleich nach Yata und der Seeküste zurückzukehren. Ich empfahl mich dem Schutz des allmächtigen Gottes und legte mich ruhig auf mein Lager nieder.

15. und 16. Aug. Kiwoi kehrte nicht zurück, was in seinem Dorfe theils Furcht, theils Hoffnung erregte. Wie tief liegt doch dieses Land in der Gewalt der finstern Mächte! Mordthaten kommen häufig vor, weil kein König und keine kräftige Obrigkeit vorhanden ist. Jeder muß sich selbst helfen mit seinem eigenen Schwert. Der Aberglaube, die Zauberei, die Trunksucht und der Betrug erzeugen immer neuen Stoff zu Steitigkeiten und feindlichen Kämpfen in diesem unglücklichen Lande, das nur durch das Evangelium gerettet werden kann.

17. Aug. Kiwoi kehrte zurück, nachdem er seinen Streit mit den Atua friedlich beigelegt hatte. Die Atua versprachen, das geraubte Vieh zurückzugeben. Beide Parteien hatten ein Thier geschlachtet, gewisse Theile desselben gegessen und geschworen, daß sie den Friedens-Vertrag halten wollten. Ich

sprach mit Kiwoi über den wahren Frieden, der nur in Jesu Christo, dem Sohne Gottes zu finden ist.

Abends kam die Nachricht, daß die Aendi bei Kilima Kibomu eine Karawane angegriffen, 3 Wakamba getödtet, eine Frau gefangen und viele Kühe erbeutet hätten. Zwei Leute von Kiwoi waren mit der Karawane gewesen. Sie entrannen glücklich und retteten ihr Gepäck.

18. Aug. Als ich heute dem Häuptling erklärte, daß ich nach Yata zurückkehren wolle, sagte er, ich solle es nicht thun, da er mich in kurzer Zeit an den Dana-Fluß und bis nach Mbe begleiten wolle; er wolle in Mbe ein Paar Sclaven kaufen, diese wolle er mir zu meiner Bedienung geben. Später werde er mit mir nach Mombas gehen, dort solle ich einige Suahilis miethen, welche mir in Ukambani ein festes Haus bauen möchten; er werde mir dann helfen, alle Länder um Ukambani herum zu besuchen, überhaupt könne ich bei ihm machen, was ich wolle. Ich hatte keinen Zweifel, daß Kiwoi alle diese Gedanken ausführen könne und würde, aber ich fürchtete seine große Habsucht, die an mir profitiren wollte. Er kannte die Europäer, Suahili und Araber sehr wohl, er hatte auch viel Einfluß an der Küste und im Innern; aber ich hatte keine innere Freudigkeit, mich ganz in seine Arme zu werfen und in seine Plane einzugehen. Ich war noch immer der Ansicht, daß eine Missionsstation am besten in Yata placirt wäre.

19. August. Das ganze Dorf Kiwoi's jubelte und tanzte in Folge des hergestellten Friedens. Der Häuptling ließ viel Uki (ein Getränk aus dem Zuckerrohr bereitet) machen für die bevorstehende Reise an den Dana-Fluß. Schon am frühen Morgen spazierte er in seinem Hof auf und ab und gab jeder seiner Sclavinnen eine Quantität Welschkorn zum mahlen.

20. August. Eine kleine Karawane kam heute von Mbe mit Tabak, den die Mbe-Leute in Ukambani verkaufen wollten.

21. August. Rumu wa Kikandi, der sich sehr nach der Rückkehr in sein Vaterland sehnt und mich mitnehmen will, erzählte mir heute, daß der Tumbiri-Fluß auf seinem

Lauf 15 Ströme in sich aufnimmt; er ist viel größer als der Dana. Es schien mir heute, als ob Rumu meinte, der Tumbiri gehe nach Norden und nicht nach Osten. Wäre das wirklich der Fall, so möchte der Fluß Tubiri, von dem Herr Werne in seiner Entdeckungsreise der obern Nilgegenden spricht, mit dem Tumbiri identisch, also der wirkliche Baher-el-Abiad sein. Nur sagt Werne nicht, daß der Tubiri aus einem See komme, was aber bei der großen nördlichen Entfernung, in der Werne seine Nachrichten sammelte, nicht befremden darf.

Als die 15 Leute von Mbe (oder Mberre, wie sie selbst den Namen ihres Stammes aussprechen) heute mich besuchten, waren sie anfangs sehr schüchtern und wollten nicht mit mir reden. Sie waren nackt, wie die Wakamba. Ihre Ohrläppchen hatten sie ganz durchlöchert und mit Glasperlen geziert. Sie scheinen sich aber nicht mit Röthelstein zu bemalen, wie die Wakamba thun. Die Mberre-Leute kaufen Glasperlen, Kupferdraht u. s. w. von den Wakamba und verkaufen diese Dinge an die Stämme, welche nördlich und westlich von ihnen liegen. Ich hielt anfänglich dieses Mberre für das Land Berri, von welchem Herr Werne spricht, wenn er sagt, daß von dem Land Berri Kupfer nach dem Bari-Land, dessen König Lakono heiße, gebracht werde. Da aber Berri nach Werne 10 Tagreisen von Bari östlich entfernt ist, so kann nicht wohl das Land Mberre gemeint sein, sondern eher Mbellete, welches Rumu Mbergete nannte. Dieses Land liegt nordöstlich von Ukambani und wird von den Suahilis in Patta und Barawa besucht, welche mit den Artikeln handeln, deren Herr Werne Erwähnung thut. Ueberhaupt scheint mir Werne's Beschreibung jener Länder sehr richtig und correct zu sein. Er sagt, das Land erhebe sich immer mehr von dem Punkt an, wo die egyptische Expedition stehen blieb. Er sah Berge, welche er für die ersten Terrassen der Alpenregion hielt, die gegen Süden liegen müsse, und er glaubt, daß die Nilquellen in einem Gebirgsstock unter dem Aequator zu suchen seien. Dieser Bericht trifft sehr mit dem meinigen

zusammen, nur daß ich nicht an die Existenz von Bergterrassen glaube, vielmehr verhält sich die Sache, wenigstens im Süden, so, daß das Land gegen Norden und Westen von der Küste an sich immer mehr, aber auf sanfte Weise, wenigstens bis Ukambani, erhebt, und daß isolirte größere und kleinere Berge aus der unermeßlichen Ebene, die man von Nduguni durchreisen muß, emporragen. Werne war ungefähr 4 Grad nördlich vom Aequator, als er das Land sich erheben sah. Dasselbe findet im Süden Statt, wenn man von Mombas ausgeht, das 4 Grade südlich liegt. Es ist sehr zu bedauern, daß Herr Werne keine Sprachproben sammelte, aus denen zu sehen wäre, ob jene Völker bereits zu der großen Orphno-Hamitischen Völker-Familie in Südafrika gehören.

Ich reiste heute nach dem Dorfe des Häuptlings Umama (eines Verwandten von Kiwoi) in der Nähe des Berges Kidimui, wo ich den Nachtrab Kiwoi's erwarten sollte. Westlich von diesem Dorf ist keine menschliche Wohnung mehr, sondern lauter Wildniß bis an den Dana-Fluß. Die Wakuafi sollen früher in dieser Wildniß nomadisch herumgezogen, aber von den Masai und Wakamba aus ihr vertrieben worden sein. Es ist gegen 34 oder 36 Stunden von Kiwoi's Dorf bis an den Dana-Fluß. Ich hatte eine schöne Aussicht auf die Berge von Ulu, sah auch den hohen Berg Kandschallo, welcher Ukambani von Kikuyu trennt.

23. August. Da ich mein Luftbett und überhaupt das Meiste von meinen Effekten in Kiwoi's Dorf zurückgelassen hatte, um so leicht als möglich reisen zu können, mußte ich auf dem bloßen Boden und in der Nachtkälte schlafen. Umama versorgte mich nur spärlich mit Milch und Bohnen, versprach aber eine Kuh zu schlachten bei Kiwoi's Ankunft. Da dieser nicht kam, so hatte ich schon den Plan gefaßt, nach Yata zurückzukehren, indem ich seinem verzüglichen Wesen und seinen Versprechungen nicht mehr glauben wollte. Er hatte die Dana-Reise wohl zehnmal projectirt, aber nie ausgeführt, daher ich endlich der Sache müde wurde und zur Umkehr geneigt war.

24. August. Unsere Abreise fand heute Nachmittag Statt. Wir zogen in nördlicher und nordwestlicher Richtung und kamen bald an ein starkes Gehege von Dornen, welches die Eingebornen zum Schutz gegen wilde Thiere und Menschen errichtet hatten. Nachher kamen wir in sehr schönes Land, das zum Ackerbau und zur Viehzucht sehr geeignet wäre. Ich hatte eine weite Aussicht nach Süden. Ich sah den hohen Berg Moso, der im Westen von Dschagga liegt und über die Ulu-Berge hervorragt. Auf dem Weg erblickten wir ein Nashorn mit einem Jungen im Gras weiden. Beide Thiere liefen davon, als wir uns ihnen näherten. Abends lagerten wir uns an einem Bach, der sehr gutes Wasser hatte. In der offenen, grasigten Wildniß, durch die wir zogen, war hie und da ein Akazienbaum zu sehen, im Uebrigen war es eine völlig baumlose Gegend. Der Bach geht nach Kitui. Wir hatten immer noch allmählig aufzusteigen, und die Wasserscheide dieser Gegend war noch nicht erreicht.

25. August. Wir brachen in aller Frühe von unserem Lager auf. Nach einem kurzen Marsch sahen wir 4 Nashörner im Grase waiden. Da wir sie nicht störten, blieben sie ruhig stehen. Ich hatte früher große Furcht vor diesen häßlichen und plumpen Thieren, aber nach und nach wurde ich an sie gewöhnt. Dieser Theil der Wildniß, den wir heute durchzogen, heißt Mbiti. Es war nicht ein einziger Baum zu sehen, sondern bloß Gras.*) Wir erblickten auch große Heerden von Antilopen. Zu unserer Rechten sahen wir den Berg Data, zu unserer Linken den Hügel Muakini. Der Kirenia war ganz in Wolken eingehüllt, so daß wir ihn nicht sehen konnten. Wir hatten auch heute allmählig aufwärts zu steigen. Als wir auf einmal auf dem Wege eine Masse Geier erblickten, welche in die Luft und dann wieder auf den Boden herab flogen, warfen die Wakamba sogleich ihre Lasten weg und liefen auf jene Stelle zu, wo sie zu unserer Freude

---

*) Daher wohl der Name „Mbiti", d. h. Grünes, Frisches.

ein großes Stück Fleisch von einem Ngundi (einer großen Antilopen-Art) fanden, das gut schmeckte. Kiwoi zündete überall auf unserem Weg das Gras an, was uns später zum Schaden gereichte, da das Feuer uusere Feinde von unserm Anmarsch unterrichtete. In der Nähe des Hügels Kiwara sahen wir 12—15 Mann unter einem Baum sitzen, welche unsere Wakamba für Räuber hielten. Als wir Halt machten, winkten sie uns mit ihren Kleidern, die sie in der Luft hin und her schwangen, zum Zeichen, daß sie keine Feinde seien. Sie waren Jäger aus Kitui und Freunde Kiwoi's. Wir passirten bald nachher den Bach Andilai, dessen Wasser sehr salzig war. An den Ufern bemerkte ich eine Lage von krystallisirtem Salz, das aber mit Erde vermischt war. Kiwoi's Frauen sammelten eine Quantität davon zu unserem Gebrauch auf dem Weg.

Es soll in Ukambani mehrere Gegenden geben, wo diese Salzkruste gefunden wird. Wir kamen bald nachher an eine Stelle, wo ich viele Beine sah. Auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, sagte Kiwoi, die Wakamba seien hier von den Wakuafi geschlagen worden, als diese Barbaren noch diese Ebene bewohnten. Abends lagerten wir uns auf dem Sandboden des vertrockneten Flusses Mkengedschia, am Fuß des Berges Data, wo wir die Wasserscheide zwischen dem Dana-Fluß und Ukambani passirten. Die westlichen und nördlichen Wasser des Berges gehen in der Regenzeit nach dem Dana, die östlichen und südlichen nach Ukambani. Der Berg Data hat 800—1000 Fuß Höhe und seine Basis ist etwa 5000 Fuß über dem Meer. Hier war früher der Hauptsitz der Wakuafi, welche in dieser Wildniß wohnten, aus der sie von den Masai und Wakamba vertrieben wurden. Wir fanden etwas Wasser unter dem Sand. Die Ufer des Flusses sind sehr tief und große Bäume bedecken dieselben. Der Berg hat Bäume und Gebüsch, sieht aber sehr steinigt und armselig aus.

26. August. Wir verließen unsern Lagerplatz in aller Frühe. Die kleine Karawane von Uembu-Leuten, deren

Führer mein Freund Rumu wa Kikandi war, trug eine Quantität Holz von dem Giftbaum, der in Kikumbuliu, in Mberria und Teita wächst. Die Leute trugen Stücke von 3—4 Zoll Dicke. Das Holz wird zerrieben und dann gesotten, wodurch ein schwarzer, dicker Brei gewonnen wird, mit dem man die Pfeilspitze bestreicht. Die Stärke des Gifts wird an Thieren probirt. Die Leute jenseits des Dana-Flusses kaufen dieses Holz, das sich dort nicht findet, für Tabak und Elfenbein. Ich sah in Kikumbuliu ganze Karawanen, welche schwere Lasten von diesem Holz nach Ukambani trugen. Um 8 Uhr Vormittags führte uns der Weg über einen Hügel (der eine Fortsetzung des Data war), auf dessen Spitze sich eine herrliche Aussicht nach Kikuyu und den Gegenden, welche den Dana-Fluß umgeben, darbot. Südwestlich sah ich die Berge Jweti und Nsao Wi, dann den hohen Muka Mku und dann den Kandschallo, welcher den Anfang des Berglandes Kikuyu bildet. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß der Berggürtel, welcher sich von Ndungnai bis Yata und dann bis zum Kandschallo hin erstreckt, sich zuletzt in dem Kirenia verliert.

Nördlich von unserem Standpunkt sah ich die Länder Muea und Mberre jenseits des Dana. Sie haben auch hohe Berge.

Nachdem wir den Hügel hinabgestiegen waren, machten wir Halt an einem trüben Regenbach, der von Kikuyu kam, in Folge des Regens, der neulich dort gefallen war. Während wir an diesem Bach ruhten, sahen die Wakamba wieder viele Geier auf- und abfliegen. Mein Knecht rann sogleich auf den Ort zu und fand ein großes Stück von einem Rothwild, das ein Löwe, dessen Fußtritte erkennbar waren, am Morgen zerrissen hatte. Ich war froh an diesem Braten, da mir Kiwoi versprochen hatte, mich unterwegs zu verköstigen, aber sein Wort nur wenig erfüllte. Am ersten Tag der Reise hatte er mir nichts als Bananen gegeben. Nachdem wir uns an dem herrlichen Fleisch erlabt hatten, reisten wir weiter. Unterwegs sah ich abermals den

großen Berg Muka Mku, an dessen östlichem Fuß der Fluß Dika vorbeifließen und in Muea in den Dana gehen soll. Im Westen des Muka Mku fließt der Dana vorbei.

27. August. Wir hatten uns diese Nacht in einer grasigten Wildniß gelagert. Ich fühlte große Unruhe und erwachte mehrmals. Einmal trieb der Wind das Feuer auf unser Lager zu, ein andermal glaubte ich Leute laufen zu hören. Morgens hatten wir kein Wasser zum Kochen, so daß ich nicht viel genießen konnte. Als wir den isolirten Hügel Kense erreichten (welcher in der großen Ebene sich erhebt, die zum Dana-Fluß führt), stießen etwa 25 Leute von Kiwoi, welche nach uns von Kitui aufgebrochen waren, zu uns, so daß jetzt unsere ganze Karawane aus 50—55 Personen bestand. Nicht weit vom Kense, wo wir Halt gemacht hatten, verlor Kiwoi die Handhabe meines Regenschirmes, den ich ihm gegeben hatte. Erst nach etwa 1½ Stunden bemerkte er den Verlust. Sogleich ließ er Halt machen und kehrte mit einer Schaar Leuten zurück, um die verlorene Sache zu suchen. Dieser geringfügige Umstand brachte mich sehr auf, da ich hungrig und durstig war, und den Fluß möglichst schnell erreichen wollte. Unzufrieden mit Kiwois Handlungsweise, der sich um eine solche Kleinigkeit, wie die einer Handhabe, bekümmerte, gieng ich allein vorwärts, in der Hoffnung, 5 bis 6 Wakamba würden mir folgen und mit mir nach dem Fluß vorauseilen. Allein Keiner ließ sich bewegen, weil, wie sie sagten, Kiwoi ihnen keinen Befehl zum Aufbruch gegeben habe, und er noch weit von uns entfernt sei. Ich mußte nun mehrere Stunden mit der Karawane warten, bis Kiwoi mit der gefundenen Handhabe zurückkehrte. Sobald er gekommen war, brachen wir auf und reisten weiter. Nach kurzem Marsch fand eine von Kiwois Frauen im Grase eine Quantität Straußenfedern. Kiwoi ließ wieder Halt machen, um noch mehr Federn zu suchen. Er setzte sich auf den Boden und ließ sich alle Federn, die gefunden wurden, geben, ohne Jemand einen Antheil daran nehmen zu lassen. Dieß war der letzte Act seines habsüchtigen und stolzen Wesens,

das mich sehr ärgerte. Als wir uns wieder in Bewegung gesetzt hatten und noch etwa eine starke Stunde vom Dana-Fluß entfernt waren, deuteten auf einmal die Sclaven Kiwois nach dem Wald hin, auf den wir von der grasigten und baumlosen Ebene aus losmarschirten. Ich lief neben Kiwoi her und sah sogleich eine Parthie von etwa 10 Mann aus dem Wald hervorkommen. Bald nachher kamen andere größere Parthieen von einer andern Seite her, offenbar in der Absicht, uns zu umzingeln. Unsere ganze Karawane gerieth in Allarm, und das Geschrei „Meida," d. h. es sind Räuber, lief durch unsere Reihen. Kiwoi feuerte seine Flinte ab und hieß mich dasselbe thun. Nachdem wir drei Mal gefeuert hatten, fiengen die Räuber an, langsam zu gehen, wahrscheinlich weil sie das Pfeifen unserer Kugeln in der Luft gehört hatten. In der Verwirrung und bei dem schnellen Laden hatte ich den Ladstock in dem Flintenlauf stecken lassen und abgefeuert, so daß er in die Luft flog, und ich jetzt nicht mehr laden konnte. Auch konnte ich an meiner Doppelflinte nur *einen* Lauf benützen, weil mir in Kiwois Dorf eine Nadel in dem Zündloch abgebrochen war, und ich dieselbe nicht entfernen konnte, da ich die nöthigen Instrumente in Yata gelassen hatte. Während wir feuerten und unsere Karawane sich zum Kampf anschickte, befahl Kiwoi einer seiner Frauen, meinen Regenschirm aufzumachen. Sogleich giengen die Räuber langsamer. Auch hinderte sie das Gras, das Kiwoi in Brand gesteckt hatte, um durch den Wind ihnen das Feuer in's Gesicht zu treiben. Als sie endlich auf Bogenschußweite uns nahe kamen, rief ihnen Kiwoi entgegen zu halten und uns nicht zu nahe zu kommen. Er lief ihnen dann entgegen und forderte sie zu einer Unterredung auf. Sie rannten auf und ab, schwangen ihre Schwerter und erhoben ein Jubelgeschrei. Nach ein paar Minuten gelang es Kiwoi, 3 Mann zu bewegen, in unser Lager zu kommen. Wir hatten uns nämlich in Reih und Glied auf den Boden gesetzt. Auch die Feinde setzten sich. Kiwoi hielt jetzt eine Rede, und erzählte ihnen, wer er sei und wohin er gehe.

Nachdem er die Rede geendet hatte, lachte der Sprecher der feindlichen Parthei und sagte, ihr braucht euch nicht zu fürchten, wir haben keine feindliche Absicht, wir haben den Grasbrand gesehen und nur wissen wollen, wer die Reisenden sind, die ihn veranlaßt haben; ihr könnt jetzt an den Fluß gehen, wir werden sogleich nachfolgen und dort unsere Sache mit euch abmachen. Die Räuber blieben dann sitzen und berathschlagten sich, während wir die Reise fortsetzten. Kiwoi war unterwegs sehr bekümmert und sagte, die Unterredung sei unbefriedigend gewesen, und die Leute seien Räuber. Wir traten endlich in den Wald ein, wo rechts und links von unserem Fußweg Bäume und Gebüsche waren. Die Räuber folgten uns jetzt von der Ebene her, während unsere Karawane etwas ausruhte, ein Umstand, den ich benützte, um mir in der Eile einen Ladstock im Gebüsch abzuschneiden und mein Gewehr zu laden. Während dieser Zeit kamen etwa 5 Räuber auf uns zu und sagten: „hier ist der Weg zum Fluß, folgt uns nach.“ Wir folgten ihnen. Ich marschirte mit den Vordersten unserer Karawane, mit den Uembu-Leuten, während Kiwoi hinten blieb. Plötzlich kehrten die vordersten Räuber um, erhoben ein Kriegsgeschrei und fiengen an, ihre Pfeile auf uns abzuschießen. Die hintersten Räuber umringten Kiwoi. Jetzt entstand eine große Verwirrung; unsere Leute warfen ihre Lasten weg, und schossen ihre Pfeile auf die Feinde. Sie baten mich dringend zu schießen, so schnell, als ich konnte. Ich feuerte zweimal in die Luft, denn ich konnte es nicht über mich bringen, Menschenblut zu vergießen. Während ich meine Flinte wieder lud, sprang ein Mkamba an mir vorbei, welcher in den Lenden verwundet war, so daß ein Blutstrom an ihm hinabrollte. Die Pfeile fielen rechts und links zu meinen Füßen nieder, ohne mich zu treffen. Da meine Leute sahen, daß sie dem etwa 130 Mann starken Feind nicht gewachsen waren, nahmen sie die Flucht. Rumu wa Kikandi und seine Leute liefen davon und ließen mich ganz allein stehen. Jetzt hielt ich es für hohe Zeit, auf die Flucht zu denken, zumal da ich in der Verwirrung zwischen Feind

und Freund nicht unterscheiden konnte. Ich rann daher dem Rumu und seinen Leuten nach. Aber kaum war ich etwa 60 Schritte weit gekommen, als ich zu einem etwa 10 Fuß tiefen und 4 bis 5 Fuß breiten Graben, oder vielmehr trockenen Bett eines Baches kam. Die Uembu-Leute hatten ihre Last in denselben hineingeworfen und waren über den Graben gesprungen. Als ich dieß auch versuchte, fiel ich hinein, brach den Kolben meiner Flinte und verletzte meine Lenden im Fallen. Da ich die steilen Ufer des Baches nicht erklettern konnte, so lief ich in dem Bett fort, bis ich an eine Stelle kam, wo ich herauskommen konnte. Nachdem ich das Ufer erreicht hatte, lief ich so schnell als möglich den flüchtigen Uembu-Leuten nach, verfolgt von den Pfeilen der Räuber, welche bis an den Bach kamen. Da ich aber den Uembu-Leuten nicht nachkommen konnte, weil mich meine Flinte und die schwere Munition, die ich in der Tasche trug, am Laufen hinderten, so blieb ich ganz allein im Wald zurück, alle meine Leute verschwanden mir aus dem Gesicht, so daß ich keinen einzigen mehr erblickte. Als ich anfieng, zu fliehen, und ehe ich an den Graben kam, hörte ich einen schweren Fall auf den Boden, und sogleich durchlief mich der Gedanke, Kiwoi müsse gefallen sein, was wirklich der Fall war, wie ich nachher erfuhr. Ich lief jetzt, so schnell ich konnte, dem Bach entlang in den Wald hinein. Auf einmal kam ich an eine lichte Stelle, wo ich, etwa 300 Schritte von mir entfernt, einen Haufen Menschen sah. Da ich dachte, es seien meine Leute, die sich vom Schrecken erholt und wieder gesammelt hätten, so gieng ich an einer guten Fuhrt über den Bach hinüber, um zu den Leuten zu stoßen. Plötzlich kam mir aber der Gedanke, es könnten die Räuber sein. Ich nahm deßhalb mein Perspektiv, sah nach und entdeckte zu meinem Schrecken die Räuber, welche die geraubten Lasten unserer Karawane davontrugen. Ich bemerkte namentlich einen Mann mit Straußenfedern auf dem Kopf, wie ich ihn in der Ebene beim ersten Zusammentreffen gesehen hatte. Jetzt gieng ich sogleich wieder über den Bach zurück, ohne daß mich die

Räuber bemerkten, wiewohl ich sie mit dem bloßen Auge sehen konnte. Als ich wieder in den Wald hineintreten wollte, kamen zwei große Nashörner mir entgegen. Sie blieben etwa 15 bis 20 Schritte vor mir stehen, traten dann bald auf die Seite und liefen in den Wald hinein. Ich lief dann noch 8 bis 10 Minuten weiter, bis ich dachte, daß ich aus dem Bereich der Räuber sei, und bis ich wieder in eine offene und baumlose Ebene kam, wo ich mich unter einem Baum niedersetzte und zuerst dem barmherzigen Gott dankte, der mich aus so großer Gefahr gerettet hatte. Sodann dachte ich über meine bedenkliche Lage und über meine Rückkehr zu Kiwoi's Dorf nach. Manchmal dachte ich, ich sollte nach Mberre gehen und dort Leute aufsuchen, die mich zurückbegleiten könnten; aber womit konnte ich die Leute bezahlen und womit Speise kaufen, da mein Knecht alle meine Sachen weggeworfen hatte und nach dem Wakamba-Land geflohen war? Zudem war ich nicht gewiß, ob ich nicht noch einmal mit den Räubern zusammentreffen, oder ob die Mberre-Leute mich nicht tödten würden, da ein Theil der Räuber aus Mberre gewesen war. Ueberdieß war ich ganz allein und konnte den Mberre-Dialekt nur wenig verstehen. Auf der andern Seite, — wie sollte ich ohne Führer, ohne Nahrung und ohne die Wasserstationen zu kennen, 35—36 Stunden bis zu Kiwoi's Dorf zurückkehren können? In dieser Noth fiel mir ein, daß mir ja Gott gestern durch einen Löwen Speise gegeben habe, ich sei jetzt ein armer Gottes, den Er versorgen könne und werde, der Menschen Verlegenheit sei Gottes Gelegenheit zur Hülfe. Am meisten stärkte mich aber, wie gesagt, die gestrige Erfahrung vom Löwen, der uns hatte versorgen müssen in der Wildniß. Was mir jetzt zunächst wichtig war, betraf das Wasser. Ich war sehr durstig und hatte heute noch nicht getrunken. Ich wußte, daß der Dana-Fluß nahe war. Da ich in einiger Entfernung sehr hohe Bäume sah, so vermuthete ich dort das Bett des Flusses. Auch sahe ich den Berg, an dessen Fuß der Fluß vorbeifließt, wie mir Kiwoi gestern gesagt hatte. Ich ent-

schloß mich daher vorwärts zu gehen, um den Fluß zu erreichen, an den mich jetzt nicht wissenschaftliche Neugierde, sondern großer Durst hintrieb. Da die Gegend, über welche ich zog, Baum- und Gebüschlos war, so fürchtete ich von den Räubern bemerkt zu werden. Aber ich mußte an den Fluß gelangen, koste es, was es wolle. Nach einem kurzen Marsch kam ich in einen betretenen Fußweg, dem ich folgte. Bald sah ich die Oberfläche des Flusses aus den Bäumen und dem Gebüsch seiner Ufer hervorragen. Der Fußweg führte mich über das hohe Ufer hinab bis an den Rand des Wassers. Gott Lob und Dank, rief ich aus, jetzt kann ich doch meinen Durst stillen und etwas Wasser mitnehmen für die Rückreise. Das Wasser war kühl und angenehm. Die Ufer waren steil und tief. Da wo ich an den Fluß hinabstieg, war eine Sumpfmasse, welche mich glauben ließ, daß der Fluß eine Fluth und Ebbe hat. Nachdem ich tüchtig getrunken hatte, füllte ich aus Mangel an Gefäßen das lederne Futteral meines Perspektivs, sowie die Läufe meiner Flinte, die mir jetzt doch nichts mehr nützen konnte. Die Läufe verstopfte ich mit Gras und etwas Tuch, das ich von meinen Beinkleidern abschnitt. Im Herweg hatte ich eine Kalabasche gehabt, in der mein Knecht das Wasser trug. Diese hatte er, wie ich nachher hörte, weggeworfen, um mit 10 Wakamba zu fliehen und zwar rückwärts nach Ukambani, während ich vorwärts nach Norden geflohen war. Beim Berg Kenſe wurde die kleine Schaar noch am nächsten Tag von den Räubern verfolgt. Nachdem ich die Wasser-Angelegenheit besorgt hatte, untersuchte ich den Fluß ein wenig. Er war da, wo ich ihn sah, etwa 150 Fuß breit und 6 bis 7 Fuß tief. Dieß kann aber nicht seine natürliche Tiefe sein während der heißen Jahreszeit, denn Kiwoi und Rumu wa Kikandi hatten mir bestimmt gesagt, daß der Fluß in der heißen Zeit nur bis an den Hals eines Menschen reiche. Das war auch der Grund, warum Kiwoi zu dieser Jahreszeit die Reise machte, um den Dana-Fluß noch bei niedrigem Wasserstand passiren zu können. Zur Regenzeit passiren die Wakamba den Fluß auf Flößen. In dem

Bett des Flusses bemerkte ich viele Felsen, welche übrigens nicht so eng beisammen waren, daß ein Boot nicht hätte bequem zwischen ihnen hindurchschiffen können. Das Wasser läuft mit großer Schnelligkeit durch diese Felsen. Im Uebrigen ist der Fluß sehr ruhig, wie der Fluß Zawo, so daß man auch nicht das geringste Geräusch in der Ferne hört. Ich bemerkte viel Quarz in der Nähe des Flusses. Der Lauf ist, so weit ich sehen konnte, sich schlängelnd, und geht ostwärts. Ich zweifle nicht, daß der Fluß große Umwege macht, bis er den Indischen Ocean erreicht. Wenn seine Quelle (in dem See am Kirenia) 6000 Fuß über dem Meer liegt, so muß er allerdings große Bogen machen, oder wir müssen annehmen, daß er hohe Wasserfälle habe, bis er das Niveau des Meeres erreicht. Es wäre wichtig, wenn die Europäer diesen Fluß näher untersuchen und sehen würden, ob und wie weit er schiffbar ist.

Auf der andern Seite des Flusses, im Mberre-Land, sah ich einen hohen Berg. Da ich seinen Namen nicht kannte, so nannte ich ihn Albertino, zur Erinnerung an die Audienz, welche mir Prinz Albert im Jahr 1850 in Windsor gegeben hatte.

Nachdem ich mich am Dana mit Wasser erquickt hatte, dachte ich an meine Rückreise. Da es aber noch Tag war, so schien es mir nicht rathsam, weiter zu gehen. Ich verbarg mich deßhalb hinter dem Gebüsch und wartete, bis die finstere Nacht einbrach. In der Finsterniß konnte ich freilich den Weg nicht erkennen, allein ich folgte, so viel möglich, dem Zug des Windes. Da wir diesen im Herweg auf dem Rücken hatten, so schloß ich richtig, daß ich auf dem Hinweg ihn stets im Gesicht haben müsse. Ich marschirte durch Dick und Dünn, fiel manchmal in kleine Gruben, oder über Steine und Baumstämme; am meisten hemmten mich die Dornen und das hohe Gras. Auch ängstigte mich der Gedanke an die vielen wilden Thiere, die es am Dana-Fluß gibt. Einmal hemmte und ermüdete mich das hohe Gras so sehr, daß ich beschloß, mich niederzulegen und zu schlafen

und wenn es sein soll, hier in der Wildniß zu sterben, da ich doch die Küste nie mehr erreichen würde; aber ich dachte dann gleich wieder, daß der Mensch in keiner Lage verzweifeln, sondern das Möglichste zu seiner Rettung beitragen soll im Vertrauen auf Gott, welcher die Mittel segnen will. Ich erinnerte mich an den Reisenden, Mungo Park, der in Westafrika in einer ähnlichen Lage war. Ich faßte also Muth und marschirte vorwärts so schnell ich konnte. Nach einiger Zeit kam ich aus dem Walddschungel und Gras heraus und gelangte auf die große Ebene, in welcher Kiwoi das Gras angezündet hatte. Jetzt faßte ich noch mehr Muth, da ich ungehinderter und schneller vorwärts gehen konnte. Um Mitternacht kam ich an einen Hügel, der mir schon auf der Herreise aufgefallen war, und den ich, da er keinen Namen hatte, Williamu nannte, zur Erinnerung an die Audienz, die mir Se. Majestät, Wilhelm der Vierte, König von Preußen, auf meiner Reise durch Berlin 1850 gegeben hatte. Der Hügel beherrscht die ganze Dana-Gegend und dient als Landmarke für die Karawanen, die nach Ukambani, oder nach Kikuyu und Mberre reisen. Da ich dachte, ich hätte den rechten Weg gefunden, so legte ich mich hinter einem Busche nieder, um zu schlafen; denn ich war so ermattet von dem schnellen und anhaltenden Marsch, daß ich mich kaum auf meinen Füßen halten konnte. Um mich gegen den scharfen Wind, der über die Ebene blies, zu schützen, schnitt ich etwas dürres Gras ab und legte es unter und über meinen Körper. Als ich nach ein paar Stunden erwachte, sah ich einen östlichen Hügel in Flammen, welche die ganze Umgegend erhellten. Es kam mir gleich in den Sinn, meine Richtung nach jenem Hügel zu nehmen, weil ich fürchtete, bei Tagesanbruch den Räubern in der Ebene zu begegnen oder von ihnen bemerkt zu werden, während ich hoffte, in dem Dschungel des Berges unbemerkt meinen Weg fortsetzen zu können. Der Erfolg bewies, daß ich Recht hatte, denn die Räuber verfolgten, wie ich nachher erfuhr, die flüchtigen Wakamba noch am folgenden Tag.

Nachdem ich mich wieder in Marsch gesetzt hatte, quälte mich Hunger und Durst. Das Wasser im Futteral meines Perspektivs war durchgelaufen, und das Wasser, das ich in den Flintenläufen trug, hatte ich theils getrunken, theils verloren auf meinem Weg bis zum Williamu. Das Gebüsch riß mir die Pfröpfe heraus und so verlor ich einen Theil des köstlichen Fluidums, das, obwohl es einen Pulvergeschmack in den Läufen erhielt, mir doch vortrefflich schmeckte; denn ein durstiger und hungriger Mensch kann alles genießen, was nur irgend sein Bedürfniß stillen mag. Mein Hunger wurde so stark, daß ich versuchte, Blätter, Wurzeln, die Excremente der Elephanten zu kauen, und als es Tag wurde, Ameisen zu verzehren. Das Brüllen des Löwen war Musik in meinen Ohren, denn ich hoffte, durch ihn eine Mahlzeit zu erlangen. Kurz vor Tagesanbruch hörte ich einen Löwen brüllen und gleich darauf den Schrei eines Thieres, der aber bald aufhörte. Ohne Zweifel hatte er eine Beute erhascht; allein die Richtung, in welcher ich den Schrei hörte, war zu weit von meinem Weg entfernt, so daß ich es nicht wagte, meine Route zu verlassen und in die Ebene hinabzusteigen. Eine Zeitlang marschirte ich der Feuer-Mauer entlang, welche das brennende Gras bildete. Es war ein großartiges Schauspiel, und die Wärme that mir sehr wohl in der kühlen Nacht.

28. August. Als es Tag geworden war, sah ich, daß ich eine gute Strecke vom Dana-Fluß entfernt war. Ich dankte Gott für die Bewahrung in der verflossenen Nacht und empfahl mich seinem Schutz für die Begegnisse dieses Tages. Ich fand, daß ich die rechte Richtung, wenn auch nicht den alten Weg, den wir gekommen waren, eingeschlagen hatte. In der That, es war mir oft, als wenn eine unsichtbare Hand meinen Fuß dirigirt hätte, denn ich fühlte es, so zu sagen, sogleich, wenn ich außer der rechten Richtung war. Bald nach Tages-Anbruch sah ich 4 große Nashörner hinter einem Gebüsch weiden, auf das ich zulief. Sie starrten mich an, bewegten sich aber nicht und ich natürlich machte

auch keinen Versuch, sie zu stören. Ueberhaupt hatte ich jetzt gar keine Furcht vor wilden Thieren; der einzige Gedanke, der mich beschäftigte, war, so schnell als möglich nach Kitui zu gelangen. Als ich zu einer Sandgrube kam, die eine etwas feuchte Oberfläche hatte, so vermuthete ich das Vorhandensein von Wasser und grub daher den Sand auf, fand aber das gewünschte Fluidum nicht. Ich nahm den feuchten Sand in den Mund, aber dieß vermehrte nur meinen Durst. Um 10 Uhr Vormittags verlor ich die Dana-Gegend ganz aus dem Gesichte und fieng an den Berg hinabzusteigen in ein tiefes Thal, welches ich um Mittag erreichte. Da ich sehr müde war, setzte ich mich oft hinter dem Gebüsch nieder und ruhte etwas aus. In dem Thal kam ich in das trockene und sandige Bett des Flusses, den wir vor einigen Tagen mehr südwestlich passirt haben mußten. Kaum war ich in das Bett des Flusses eingetreten, so hörte ich das Geschrei von Affen, das mir große Freude machte, weil ich wußte, daß, wo die Affen um Mittag in einer Niederung erscheinen, da Wasser sein muß. Ich folgte dem Lauf des Flusses und kam bald an eine Grube, welche die Affen im Sand gegraben hatten, worin ich köstliches Wasser fand. Ich dankte Gott für diese große Gabe, trank soviel ich konnte, und füllte dann mein Pulverhorn (das Pulver band ich in mein Sacktuch), mein Perspektiv-Futteral und meine Flintenläufe mit Wasser. Zur Stillung des Hungers nahm ich eine Hand voll Pulver und aß junge Schößlinge von einem Baum, der in der Nähe des Wassers war. Diese Schößlinge waren aber so bitter, daß ich bald Leibschmerzen fühlte. Als ich eine Strecke weit den Berg hinauf gestiegen war, bemerkte ich auf einmal einen Mann, der auf einem Vorsprung des Berges stand. Ich suchte mich sogleich hinter einen Busch zu verstecken, allein der Mann hatte mich erblickt und kam mir entgegen. Neben ihm bemerkte ich eine Frau. Ich nahm mein Fernglas und entdeckte sogleich, daß die Leute Wakamba waren. Sie nannten meinen Namen und jetzt kam ich hinter meinem Versteck hervor und gieng ihnen ent-

gegen. Es war Ngumbau und seine Frau, die der Hexerei von den Atua beschuldigt, den Tod erleiden sollte. Beide Eheleute hatten sich gefürchtet, während Kiwois Abwesenheit zu bleiben und waren deßhalb mit uns an den Dana gezogen. Bei dem Angriff der Räuber waren sie geflohen und die Nacht hindurch gereist, wie ich auch. Wir freuten uns an einander. Sie fragten ängstlich nach Kiwoi und unserer Karawane, aber ich konnte ihnen nur meine eigenen Schicksale erzählen, da ich ganz allein geblieben war. Die Frau, die wohl sah, daß ich sehr hungrig war, gab mir ein wenig getrocknete Kassada, etwa in der Größe von einem Daumen. Ich verzehrte sogleich die Hälfte, das Uebrige sparte ich auf die Weiterreise. Als wir den mehr offenen und holzlosen Theil des Berges erreichten, begegneten wir 3 Nashörnern, vor denen sich die Wakamba sehr fürchteten, während ich alle Furcht vor ihnen verloren hatte, indem ich diese Thiere bei weitem nicht so furchtbar und menschenfeindlich fand, als sie in Büchern beschrieben werden. Auf der Spitze des Berges angekommen, erblickten wir östlich den Berg Data, und jetzt waren wir unsers Wegs gewiß. Wir reisten so viel möglich durch gebüsch- und baumreiche Gegenden, um nicht bemerkt zu werden. Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir den Fuß des Data, wo wir uns im Gebüsch bis Einbruch der Nacht versteckten, um die baumlose Ebene nicht bei Tag zu passiren. Ich fiel bald in Schlaf. Als ich erwachte, wollten die Wakamba abreisen, allein ich hielt es noch für zu früh; auch wollte ich in dem Sand-Bett des Flusses vorher Wasser suchen. Mit einbrechender Finsterniß begaben wir uns in das tiefe und enge Bett des Flusses hinab, in dem sich die Wakamba sehr fürchteten, weil sie besorgten, wir könnten wilden Thieren begegnen, denen man in dem engen Flußbett nicht ausweichen könnte. Als wir nach etwa einer halben Stunde kein Wasser fanden, so verließen wir den Fluß und setzten unsern Weg in der Ebene fort. Aber auch jetzt wieder waren die Ansichten der Wakamba den meinigen sehr entgegen gesetzt, so daß ich oft wünschte, lieber allein zu

sein, um nach eigenem Urtheil handeln zu können. Ich wollte weiter südlich gehen, während sie eine östliche Richtung nahmen. Sie wollten bei Nacht schlafen und bei Tag reisen, während ich gerade das Gegentheil vorschlug. Als wir bis Mitternacht gereist waren, fühlte ich mich so ermattet, daß ich die Wakamba inständig bat, ein wenig auszuruhen. Wir schliefen einige Stunden, aber da ich aufbrechen wollte, meinten die Wakamba, der Wind sei so kalt, daß sie ihn nicht ertragen könnten. Ich bat sie, mich alleiu zu lassen, und nach eigenem Ermessen zu handeln, allein sie wollten sich nicht von mir trennen. Um 8 Uhr Morgens erblickten wir in der weiten baum- und gebüschlosen Ebene einige Leute in südöstlicher Richtung. Da wir sie für Räuber hielten, legten wir uns auf den Boden und versteckten uns im Gras. Aber da wir sahen, daß sie sich uns nicht näherten, reisten wir weiter. In dieser Wildniß kann ein Mensch nicht leicht entrinnen, der nicht schnelle Füße hat. Ich wandelte buchstäblich in der Angst, aber durfte auch die Hülfe des Gottes Israel erfahren. Meine Wakamba liefen so schnell, daß ich ihnen nicht nachkommen konnte. Ich war so ermüdet, daß ich alle zweihundert Schritte mich hinsetzen und etwas ausruhen mußte. Dabei plagte mich Hunger und Durst. Die Zunge klebte mir am Gaumen, so daß ich nicht mehr laut reden konnte. Endlich, um Mittag kamen wir an einen Bach, wo wir köstlich kühles Wasser fanden. Ich gab Rath, uns im Gras zu verbergen und einige Stunden auszuruhen, aber die Wakamba wollten weiter gehen. Nach ein paar Stunden kamen wir an den Bach, an dessen Ufer wir am ersten Tag unserer Reise (vom Berg Kidimui her) gelagert hatten. Jetzt erst lebten wir auf und hielten uns für gesichert. Nach kurzem Marsch begegneten wir zwei Männern aus Ulu, welche uns die Nachricht gaben, daß sie gehört hätten, Kiwoi und der Europäer (worunter ich verstanden war) seien getödtet worden. Abends erreichten wir die Plantagen der Wakamba, und mit Einbruch der Nacht gelangten wir in das Dorf des Umama, eines Verwandten von Kiwoi. Ich war jetzt so

müde, daß ich, nachdem ich ein paar Bananen gegessen hatte, sogleich in Schlaf fiel, trotz der Kälte, welche hier durchdringender als in der Wildniß war. Zur Bedeckung hatte ich nichts als die Kleider, die ich am Leibe trug. Von Umama vernahmen wir, daß viele Flüchlinge bereits zurückgekommen, daß aber vier Wakamba nebst Kiwoi und einer seiner Frauen erschlagen worden seien. Auch hörte ich, mein Mnika-Knecht sei glücklich zurückgekehrt.

30. August. Die Wakamba waren äußerst gleichgiltig gegen mich. Ein paar Bananen und eine kleine Quantität Bohnen war alles, was sie mir zum Frühstück gaben, obgleich ich sehr hungrig war. Viele Wakamba besuchten Umama und sagten offen: der Msungu ist ein Mundu Muduku, d. h. der Europäer ist ein böser Mann, weil er den Kiwoi und seine Karawane nicht geschützt hat. Manche meinten, man sollte mich deßwegen tödten. Da ich den abergläubischen und unbeständigen Charakter dieser Leute kannte, so setzte ich wenig Zweifel in diesen Mordanschlag und beschloß daher, in der nächsten Nacht zu entweichen.

31. August. Nachmittags erschienen zwei Wakamba, welche mich in das Dorf des Kitetu (von dem oben die Rede war) abholten. Unterwegs mußte ich in einem Dorf Halt machen, weil mich Jedermann begaffen wollte. Als ich bei Kitetu ankam, war das ganze Dorf in Aufruhr in Folge eines Streites, den die Leute unter sich hatten. Sein Sohn stand vollkommen nackt vor ihm (Kitetu) und schimpfte ihn auf eine erschreckende Weise. Abends schlachtete Kitetu eine Kuh zur Unterhaltung der Dorfbewohner. Zuerst wurden die Füße, dann der Mund des Thieres gebunden, die Nasenlöcher verstopft, und so wurde das arme Thier erstickt. Ich wußte nicht, daß dieß die gewöhnliche Weise ist, in welcher die Wakamba ihre Schlachtthiere tödten. Die Leute warteten ungefähr eine Viertelstunde, bis sie den Hals aufschnitten und das Blut sammelten in eine große Kalabasche, in der sie es beständig umrührten.

1. Sept. Die Leute kamen den ganzen Tag hindurch,

um mich zu sehen. Mein kleines englisches neues Testament, mein Papier, Bleistift, Fernglas, — alles wurde für Zauberei gehalten. Die unverschämten Leute machten ihr Wasser vor mir im Zimmer. Da ich vernahm, daß mein Mnika-Knecht in der Nähe sei, so ließ ich ihn rufen, er wollte aber nicht kommen, weil er fürchtete, die Wakamba werden ihn und mich tödten.

2. Sept. Kitetu wollte mich weder nach Yata, noch nach Kiwois Dorf ziehen lassen. Ich erfuhr von einigen Wakamba, daß Kiwois Verwandte mich tödten wollen, indem sie sagen, warum ich an den Dana-Fluß gegangen sei, wenn ich als Zauberer (wofür sie mich hielten) wußte, daß Räuber dort vorhanden seien. Jedenfalls hätte ich mit Kiwoi sterben sollen. Jetzt war es mir klar, warum Kitetu mich so lange in seinem Hause hinhielt.

4. September. Da ich mich gestern von den bösen Absichten, welche Kiwoi's Verwandte gegen mich hegten, überzeugt hatte, so entschloß ich mich, bei Nacht aus Kitetu's Haus zu entfliehen. Ich hatte gestern auch vernommen, daß die 15 Handelsleute, welche vor unserer Abreise in Kiwoi's Dorf ankamen, von den Verwandten getödtet worden seien, bloß deßwegen, weil sie von Mbe waren, aus welchem Land unsere Räuber gekommen sein sollen. Auf ähnliche Weise soll vor ein paar Jahren eine Karawane von Kikuyu-Leuten in Ukambani umgebracht worden sein, weil einige Wakamba in Kikuyu ermordet wurden. Sobald die Nachricht nach Ukambani kam, wurden die Kikuyu-Leute aufgesucht und umgebracht. So wird die Blutrache in Innerafrika geübt.

Da ich mich erinnerte, daß ich die beste Zeit zur Flucht vorbeigehen ließ, als ich im Jahre 1842 von Adara Bille, dem Wollogalla-Häuptling von Tag zu Tag hingehalten wurde, so entschloß ich mich, keinen Augenblick länger zu säumen. In der Absicht, in dieser Nacht zu entfliehen, legte ich mir etwas Speise und eine Kalabasche mit Wasser bereit, ehe ich mich Abends zum Schlafen niederlegte. Nach Mitternacht (etwa um 2 Uhr) erhob ich mich von meinem har-

ten Lager, band mein Fernrohr, meine Speise und Flinte auf den Rücken und öffnete mit einigem Herzklopfen die Thüre der Hütte, welche mit schweren Hölzern belegt war, weil die Wakamba keine regelmäßigen Thürflügel haben, sondern nur über einander gelegte Holzstücke in die Oeffnung des Hauses legen. Kitetu und seine Familie hörten das Geräusch nicht, das nothwendig mit der Beseitigung der Holzblöcke verbunden war. Nachdem ich diese so weit entfernt hatte, daß ich hinauskriechen konnte, und nachdem die Außenseite erreicht war, bedeckte ich das Thor mit der Kuhhaut, auf der ich geschlafen hatte, damit der kalte Wind nicht in die Hütte wehen und die Einwohner nicht zu frühe aufwecken möchte. Glücklicherweise waren keine Hunde im Hof. Als ich Kitetu's Hütte verlassen hatte, mußte ich an einer andern Hütte vorbei, wo eine Frau ein Feuer brennen hatte und ihr Kind säugte. Sie bemerkte mich nicht. Ich kam dann an zwei Gehege, über welche ich mit einiger Schwierigkeit hinaussprang. Während dieß vorgieng, verschwand der Mond hinter den Bergen von Kikuyu. Ich richtete nun meine Schritte in südwestlicher Richtung nach einem Dorf, das ich mir Tags zuvor gemerkt hatte, denn ich hatte den Weg zur Flucht nach Yata schon seit mehreren Tagen erkundschaftet. Als ich jenes Dorf erreicht hatte, bemerkte ich in einem Hof ein Feuer und hörte mehrere Leute reden und die Hunde fürchterlich bellen. Sogleich machte ich mich seitwärts auf das Feld hinaus in eine grasigte Ebene, in der ich fortlief, so schnell als ich konnte. Als es Tag geworden war, suchte ich einen Verbergungsort am Abhang eines Hügels, der mit Gras und Gebüsch bedeckt war. Mein Versteck war nicht weit von einem Dorfe, denn ich hörte die Wakamba reden. Ich lag den ganzen Tag im Grase verborgen.

5. September. Als es Abend wurde, trat ich aus meinem Verbergungsort hervor und setzte meinen Weg nach Yata weiter fort. Es trieb mich, so schnell als möglich dorthin zu kommen, weil ich fürchtete, meine Leute möchten meine Habe confisciren, weil sie gehört haben mochten, daß

ich umgekommen sei. Das hohe Gras und die Dornen verhinderten meinen Marsch, so daß ich nicht so schnell vorwärts kommen konnte, wie ich gewünscht hatte. Manchmal fiel ich in der finstern Nacht in einen Graben, oder über einen Stein, oder zerriß meine Kleider an den Dornen, den Tyrannen der Wildniß. Da ich meinen kleinen Speisevorrath schonen wollte, pflückte ich grüne Mbellasi, (eine Art Bohnen) ab und steckte sie in meine Taschen, während ich durch die Pflanzungen der Wakamba wanderte. Um Mitternacht kam ich an das sandige Bett eines Waldbaches, in dem ich Wasser vermuthete. Ich folgte dem Lauf des Baches und hatte die Freude, eine Sandgrube mit Wasser zu finden, die ohne Zweifel von den wilden Thieren gegraben worden war. Mit Dank gegen Gottes Fürsorge trank ich in vollen Zügen und füllte dann meine Kalabasche. Nachdem ich den Bach verlassen hatte, gelangte ich wieder in eine dornigte und grasigte Gegend, die voll Vertiefungen war, die ich aber wegen des Grases nicht recht sehen konnte. Von der angestrengten Nachtreise ermüdet, legte ich mich unter einen Baum und schlief ungefähr eine Stunde lang. Als ich erwachte, lief ich fort und vergaß meine Flinte mitzunehmen. Nach einiger Zeit merkte ich den Irrthum, ich kehrte zurück, aber konnte in der Finsterniß den Ort nicht mehr finden, wo ich geschlafen hatte. Ich wollte die Zeit nicht mit Suchen verlieren, zumal da die Waffe zerbrochen und mir auf der Reise nur eine Last war. Ich ließ sie daher liegen und setzte meinen Weg fort. Meine Wasser= und Speiselast war mir wichtiger als die Flinte. Nach einiger Zeit kam ich in eine Sumpfgegend, wo ich eine Masse Zuckerrohr bemerkte. Dieß war mir eine willkommene Entdeckung. Ich schnitt sogleich eine Anzahl Rohre ab, schälte und kaute sie. Den Rest nahm ich mit auf den Weg. Die Morgenröthe brach bald an und ermahnte mich, wieder ein Versteck aufzusuchen. Ich bemerkte in einiger Entfernung einen großen Baum, dessen große Aeste auf den Grasboden herabreichten. Unter diesem Baum verbarg ich mich beim Anbruch des Tages. Als es völlig

Tag geworden war, bestieg ich ihn, um meine Richtung zu erforschen. Wie erstaunte ich aber, als ich fand, daß ich dem Berg Kidimui noch so nahe war, und doch hatte ich noch etwa 36 Stunden bis Yata zu reisen.

Um Mittag wäre ich beinahe entdeckt worden von einigen Frauen, welche nur 30 Schritte weit vor meinem Versteck Holz auflasen. Eine Frau wollte gerade dem Baum, unter dem ich lag, sich nahen, als ihr Kind, das sie etwa 60 Schritte weit vom Baum niedergelegt hatte, anfieng bitterlich zu weinen, was sie veranlaßte zurückzukehren, um es zu beruhigen. Nachdem ich bei einer Stunde zwischen Furcht und Hoffnung des Entdecktwerdens geschwebt hatte, nahmen die Frauen ihre gesammelten Holzlasten auf den Rücken und eilten ihrem Dorfe zu. Meine Flucht vom Dana bis Kidimui war sehr verschieden von der jetzigen. Dort durchreiste ich unbewohntes und ebenes Land, wo ich Tag und Nacht wandeln konnte; jetzt aber konnte ich nur bei Nacht reisen in einer Gegend voll Dornen, Vertiefungen und Dörfer, wo ich leicht entdeckt und als Zauberer getödtet oder zurückgehalten werden konnte, bis ein Lösegeld von der Küste kam.

6. Sept. Da ich den Tag über das Geschrei der Frösche gehört hatte, so vermuthete ich die Nähe eines Wassers. Mit Einbruch der Nacht machte ich mich wieder wie gestern und ehegestern auf den Weg. Bald kam ich an einen Sumpf, wo ich Wasser schöpfte und in kleiner Entfernung davon entdeckte ich wieder Zuckerrohr, das ich mir schmecken ließ. Im Verlauf des Weges aber fand ich mich so in das hohe Gras verwickelt, und von Dornen, Gruben und Mbellasi-Stauden gehemmt, daß ich anfieng, an der Erreichung meines Reisezieles zu verzweifeln. Ich verlor in der Nacht immer wieder meine Richtung, weil ich die Sümpfe und Abgründe umgehen mußte. Den Compaß konnte ich in der Finsterniß nicht gebrauchen. Um Mitternacht kam ich auf einen guten Weg, der südwestlich zu laufen schien. Ich verfolgte ihn, bis ich zu einer Schlucht kam, die ich umgehen mußte. Nachdem ich um sie herumgelaufen war, kam ich an eine große Plantage,

wo ich plötzlich ein Feuer nur einige Schritte vor mir erblickte. Sogleich gieng ich wieder rückwärts. Kaum hatte ich mich im Gebüsch verborgen, als die Wakamba ein Geschrei erhoben, wohl in der Meinung, ein wildes Schwein sei in die Plantage eingebrochen. Ich wartete nun, bis alles wieder ruhig war, worauf ich mich von der Plantage entfernte und auf einen guten Weg gelangte, den ich so schnell als möglich verfolgte, weil ich fürchtete, von den Wächtern der Plantage niedergeschossen zu werden, unter der Voraussetzung, ich sei ein Wildschwein und wolle die Kassada und andere Früchte verderben. Der Weg führte mich endlich an einen fließenden Bach, wo ich trank und meine Kalabasche füllte. Ich überschritt dann den Bach, fand aber jetzt so viele Fußwege, daß ich nicht wußte, welchen ich einschlagen sollte. Ich lief daher auf's Geradewohl. Endlich fühlte ich mich so ermüdet, daß ich mich unter einen Baum legte und bis gegen 3 Uhr Morgens schlief. Als ich erwachte und wieder weiter reiste, fand ich mich auf's Neue von Walddschungel gehemmt. Der Tag brach an und ich war über die Richtung des Weges noch ungewiß. Als ich den Felsen Nsambani etwa 3 oder 4 Stunden östlich von dem Ort, wo ich war, erblickte, erkannte ich die Unmöglichkeit, durch Nachtreisen Yata zu erreichen, denn ich hatte in 3 Nächten kaum 6 Stunden Weg zurückgelegt. Ich hielt es daher für's Beste, mich den Verwandten Kiwoi's auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Jedoch wollte ich nicht zu Kitetu zurückkehren, sondern blos in Kiwoi's Dorf gehen, wo ich noch einige Effecten liegen hatte. Am frühen Morgen begegnete ich einem Mkamba, der schon wußte, daß ich von Kitetus Wohnung entflohen war. Ich bat ihn, mir den Weg zu Kiwoi's Dorf zu zeigen, was er sogleich that.

Als ich auf dem Weg zu Kiwois Dorf war, kam mir der Gedanke, den einflußreichen Mkamba Kaduku, dessen Sohn sich im Rabbai-Gebiet an der Küste niedergelassen hatte, zu besuchen und ihn von meinen Umständen in Kenntniß zu setzen, damit, wenn Kiwois Verwandte mich tödten

würden, doch wenigstens die Kunde nach Rabbai gelangen möchte, ich sei von den Räubern am Dana-Fluß nicht erschlagen worden, sondern glücklich nach Ukambani zurückgekehrt und hier erst von den Verwandten Kiwois umgebracht worden.

Kaduku war freundlich gegen mich und sagte mir, daß mein Knecht Muambawa in einem Nachbarort angekommen sei und mit einer kleinen Karawane von Wanika nach Rabbai reisen wolle. Diese Nachricht war mir sehr angenehm. Die Frau des Kaduku gab mir etwas zu essen, worauf ich mit einem Mkamba nach dem Dorf abreiste, in welchem mein Knecht sich aufhalten sollte. Unterwegs trat mir ein Mkamba in den Weg und wollte mich nicht weiter ziehen lassen, weil ich, wie er sagte, aus dem Lande fliehen wolle. Mein Begleiter verwendete sich aber ernstlich für mich, worauf ich weiter ziehen durfte. Als wir in das Dorf kamen, erfuhren wir, daß der Knecht und die Wanika abgereist seien. Ich wollte wieder zu Kaduku zurückkehren, aber die Wakamba ließen es nicht zu, und so war kein anderer Ausweg, als nach dem Dorfe Kiwois, das ganz nahe war, zu gehen. Vor dem Thor mußte ich warten, bis Kiwoi's Bruder von mir Nachricht hatte. Er kam mir bald entgegen mit Kiwoi's Hauptfrau, welche, sowie die übrigen Frauen alle, jetzt ihm gehörten. Er bezeugte anscheinend sein Mitleid wegen des mir am Dana zugestoßenen Unglücks. Ich erzählte dann die ganze Geschichte von Anfang an und erwähnte auch meine Flucht aus Kitetu's Haus, die ich deßwegen versucht hätte, weil er mich verhindert habe, geradezu in Kiwoi's Dorf zu gehen. Ich bemerkte auch, daß ich gehört hätte, die Verwandten wollen mich tödten; wenn sie das thun wollten, so sei ich jetzt in ihren Händen, sie könnten mit mir nach Belieben handeln; aber sie müßten dann auch die Folgen tragen, die ihren ganzen Stamm treffen würden; denn der Gouverneur an der Küste werde meinen Tod rächen. Wenn sie aber in Freundschaft mit mir bleiben und mich im Frieden nach Yata begleiten würden, so würde ich ihnen einen

Theil von der Habe geben, die ich in Yata gelassen hätte. Muinda, der älteste Bruder des Kiwoi, sagte, sie hätten nicht im Sinn gehabt, mich zu tödten, Kitetu habe mich willkürlich zurückgehalten, um sich mein Eigenthum in Yata allein anzueignen. Da ich sah, daß sie geneigt waren, mich nach Yata ziehen zu lassen, so schwieg ich stille. Ich war ganz fieberisch, und daher sehr froh, eine Kuhhaut zu bekommen, auf die ich mich niederlegen konnte, um einige Stunden auszuruhen, wiewohl die gefühllosen Wakamba mir keine Ruhe ließen, sondern mich bald umringten und mit ihrer Neugierde plagten. Doch war die Hauptfrau Kiwoi's so gut, mir ein wenig Milch zu geben, die mich so erfrischte, daß ich in Schlaf und Schweiß gerieth und fieberfrei erwachte. Ich war freilich jetzt in einer elenden Lage und so zu sagen ein Auswürfling der Menschen, der froh sein mußte, mit dem Leben davon zu kommen. Niemand wollte mir Nahrung verschaffen, oder auch nur Wasser holen und ein Feuer anzünden. Ich mußte um alles bitten, wie ein Bettler. Als ich nach den Sachen fragte, welche ich vor meiner Reise nach dem Dana zurückgelassen hatte, wurden mir bloß meine Schuhe, mein Luftbett und etwas Reis zurückgegeben, die wichtigeren Artikel wurden zurückbehalten. Und als ich nach dem Dieb fragte, ließen mir Kiwois Frauen sagen, daß, im Fall ich auf der Entdeckung des Diebstahls beharre, sie mich tödten lassen würden. Ich hielt es daher für's Beste, davon zu schweigen.

7. Sept. Ich war wieder fieberhaft diesen Morgen. Auch schmerzte mich mein linker Fuß, den ich durch einen Fall über einen Baumstamm bei meiner Nachtreise verletzt hatte. Ebenso schmerzte mich der Mittelfinger meiner rechten Hand, der durch Dornen in der Dunkelheit fast zerrissen worden war. Die Wakamba beobachteten alle meine Bewegungen, was in mir wieder neuen Verdacht erregte.

8. Sept. Ich fühlte mich sehr schwach in Folge meiner letzten Reise und noch mehr aus Mangel an gehöriger Nahrung. Ich bat daher Muinda sehr dringend um Begleiter

nach Yata, und drohte ihm mit heimlicher Flucht, wenn er mich nicht ziehen ließe. Er sagte, Morgen würden er und Kitetu mit mir gehen nebst einigen Leuten, welche meine, dem Kiwoi versprochene Habe, holen sollten. Es war jetzt klar, daß die Verwandten den Mordplan aufgegeben, dagegen den Entschluß gefaßt hatten, von meinem Eigenthum in Yata so viel als möglich herauszupressen.

9. Sept. Da Kitetu erschienen war, konnte ich abreisen. Muinda selbst gieng aber nicht mit, sondern sandte einige seiner Leute, welche aber nur wenig Speise-Vorrath mit auf den Weg nahmen.

10. und 11. Sept. Ich litt viel vom Durst, da die Wakamba zu träge waren, Wasser in ihren Kalabaschen nachzutragen, und an mehreren Stationen die Wassergruben vertrocknet waren. Zum Essen gab mir Kitetu nichts als harte Welschkornkörner, welche ich nicht zerbeißen konnte. Als ich mich beklagte, lachten mich die Wakamba nur aus und sprachen von meiner Habe in Yata, wo ich selber Speise kaufen könne. Die Leute, denen wir unterwegs begegneten, wunderten sich, mich noch am Leben zu sehen, da man mich für todt gehalten hatte.

13. Sept. Wir erreichten Yata glücklich. Das ganze Dorf kam in Bewegung und wollte mich sehen und begrüßen, denn einige Wakamba, die von Kitui gekommen waren, hatten die Nachricht verbreitet, daß ich nebst Kiwoi erschlagen worden sei.

Ich freute mich, die Wanika, von denen ich gehört hatte, in Yata zu treffen, mußte aber sogleich von ihnen die betrübende Nachricht vernehmen, daß die Wakamba von Mudumoni sie ihres Elfenbeins und ihrer Ziegen, die sie bei sich führten, ja sogar ihrer Wassergefäße beraubt hätten. In Ukambani muß nämlich das Elfenbein mit Ziegen, Schafen und Kühen erkauft werden. Die Handelsleute müssen erst die Waaren (Kleider, Glasperlen, Kupferdraht u. s. w.), die sie von der Küste mitbringen, in Vieh verwandeln, mit dem sie dann das Elfenbein kaufen können.

Als ich in meine Hütte eintrat, fand ich meinen Knecht Muambawa mit dem Oeffnen eines Sackes beschäftigt, in welchem Glasperlen enthalten waren. Diese wollte er nehmen, um Speise für sich und die 11 Wanika, die beraubt worden waren, damit zu kaufen. Er schien über meine glückliche Rückkehr nach Yata nicht sehr erfreut zu sein, weil er sich schon für den Erben meiner Güter betrachtet und geglaubt hatte, ich sei umgekommen. Kitetu sah jetzt ein, daß ich nicht ohne Grund auf schnelle Rückkehr nach Yata gedrungen hatte, um der Confiscation meiner Sachen zuvorzukommen.

14. Sept. Ich übergab heute den Verwandten Kiwois einen Theil meiner Habe zum Lohn für ihre Begleitung nach Yata. Sie waren aber nicht ganz mit dem Antheil zufrieden, da sie gerne das Ganze gehabt hätten. Sie mußten aber abziehen, weil sie auf fremdem Gebiet nichts mit Gewalt durchsetzen konnten. Es verbreitete sich heute die Sage, Kiwoi lebe noch, da die Räuber ihn vom Dana nach Kikuyu geschleppt hätten, wo die Leute sich fürchteten, den berühmten Zauberer zu tödten, weil er sonst den Regen ihrem Lande entziehen würde. Kiwoi soll den Räubern gesagt haben, sie sollten ihn und seine Leute nehmen, aber mich schonen. Die Kikuyuaner hätten jetzt versprochen, dem Kiwoi Elfenbein zu schenken und ihn in sein Land zurückzuschicken, damit er ihnen nicht fluche. Ich erkannte sogleich, daß diese Sage absichtlich von Kiwois Anhängern verbreitet wurde, damit seine Feinde es nicht wagen sollten, über das Haus des Häuptlings herzufallen. Auch wollten sie mich durch diese Sage bestimmen, ihnen meine ganze Habe zu schenken.

16. Sept. Da meine beiden Knechte mit den Wanika nach Rabbai zurückkehren wollten, und ich auf die Wakamba, sowohl was Knechtsarbeit, als was das Reisen betrifft, nicht trauen konnte, so blieb mir keine Wahl übrig, als mit den Wanika auch zurückzukehren, oder mich ganz in die Hände der wankelmüthigen Wakamba zu ergeben. Kiwoi, der einzige einflußreiche Mkamba, der mein Freund war, war todt,

Mtangi wa Nsuki in Yata war noch nicht erprobt, den Wakamba-Dialekt verstand ich nur mangelhaft, in der Strohhütte konnte ich nicht mehr wohnen, ohne meine Gesundheit in kurzer Zeit zu untergraben, und was sollte in kranken Tagen aus mir werden ohne einen treuen Diener? Wird man es mißbilligen, wenn ich für jetzt auf die Ukambani-Mission verzichtete und nach der Küste zurückkehrte, so lange mir noch eine Gelegenheit offen stand? Die Wanika brauchten meine Hülfe zu ihrem Unterhalt auf dem Wege, und ich brauchte ihren Beistand zur Begleitung und Transportation meiner Effekten nach der Küste. Sie waren froh, dieselben für die Summe von 4 Thalern tragen zu dürfen. Die Wakamba zahlen gewöhnlich einen Nsao, d. h. jungen Ochsen für eine Last, die nach der Küste getragen wird. Ein Nsao hat den Werth von 3 Thalern. Wenn ein Mkamba eine Last nach der Küste und von dieser nach Ukambani trägt, so bekommt er gewöhnlich einen Ndamba, d. h. einen ausgewachsenen Ochsen, der an der Küste 6 bis 8 Thaler werth ist.

Die Leute von Yata und besonders Mtangi wa Nsuki hatten zuerst Einwendungen gegen meine Rückreise gemacht, indem sie gewünscht hatten, daß ich länger unter ihnen verweilen möchte; doch gaben sie endlich nach und ließen mich mit Ehren ziehen, indem die Häuptlinge von Yata mir eine Ziege schenkten als Ausdruck ihrer freundlichen Gesinnung. Auch von Mtangi und seiner Familie schied ich in Freundschaft und Frieden. Sie versprachen, die zurückgelassenen Effekten bis zu meiner Rückkehr wohl zu verwahren. Beim Abschied nahmen die Häuptlinge etwas Wasser in den Mund und sprengten es gen Himmel mit den Worten: Wir wünschen dir Glück auf den Weg, möge Gott (Mulungu) dich bewahren, und möge bald Regen auf unser Land fallen! Mein Knecht Muambawa, ohne von mir beauftragt zu sein, nahm auch Wasser in den Mund, sprengte es gegen die Aeltesten und wünschte ihnen Glück und Wohlergehen. Ich gab ihnen und dem Mtangi mein Abschiedsgeschenk, und so stand der Abreise nichts mehr im Wege.

17. Sept. Ich schied von Yata mit eigenthümlichen Gefühlen. Es schmerzte mich, daß es mir nicht vergönnt war, einen längern Missions-Versuch in Ukambani zu machen. Ich konnte nicht gerade sagen, daß eine Mission in diesem Land unmöglich sei, denn die Yata-Leute waren freundlich gegen mich; aber so, wie meine Verhältnisse waren, war es für mich eine Unmöglichkeit, zu bleiben. Ich hatte jedoch so viel erreicht, daß ich jetzt wußte, wie man es angreifen muß, um eine Mission in diesem Land zu beginnen. Im Missions-Leben kommt es oft vor, daß der Anfang einer Station mit theuren Erfahrungen erkauft werden muß. Eine Station, die weit im Innern liegt, muß nie von einem einzelnen Missionar angefangen werden, sondern wo möglich von Missionarien, welche treue Knechte, wo möglich Christen von den Küstenstämmen, zu Begleitern haben. Es muß daher die Mission an der Küste erst Früchte getragen haben, welche für das Innere benützt werden können. Wie wahr dieser Satz ist, sieht man in der Geschichte der Missionen in West- und Südafrika. Sierra Leone liefert die Werkzeuge zur geistigen Eroberung der Stämme im Innern. Die Basler Mission thut daher sehr wohl daran, wenn sie nicht so sehr eilt, die fernen Stämme im Innern zu erreichen, sondern es sich angelegen sein läßt, an der Küste eine feste Basis zu gewinnen. Es hat eben in der Mission, wie in allen Dingen, Alles seine Zeit und seine Entwicklung. Das Innere von Afrika ist freilich unser Ziel, aber die Küste ist der Weg zur Erreichung desselben. Sie muß den Punkt bilden, von dem aus das Innere aus den Angeln gehoben werden soll. Unter der Küste verstehe ich aber nicht gerade die unmittelbaren Küstenorte, sondern eine Ausdehnung von 30 bis 40 Stunden.

Als ich den Adi-Fluß (am Fuß von Yata) passirte, fand ich den Wasserstand weit geringer, als im Juli, weil jetzt weder in Kikuyu, noch in Ukambani Regenzeit war.

19. Sept. Wir lagerten uns im Hofe von Ndunda, eines Häuptlings in Kikumbuliu, in dessen Dorfe wir Speisevorrath für unsere Reise kauften. Die Leute fragten mich

beständig, ob ich nicht wisse, wann es regnen werde, und ob ich keinen Regen machen könne. Ich antwortete, wenn ich das könnte, so würde ich keine Kalabaschen kaufen, um das Wasser unterwegs in diesen Gefäßen nachtragen zu lassen. Die Frage gab mir Anlaß, von dem Schöpfer aller Dinge zu reden, der uns in seinem Sohne Jesu Christo die beste Gabe für Zeit und Ewigkeit geben wolle.

20. Sept. Wir verließen heute Kikumbuliu. Auf dem Weg begegneten wir einigen Kindern vom Berge Ngolia, welche Fleisch von Giraffen trugen, die ihre Eltern gejagt hatten. Wir kauften eine Quantität Fleisch für Salz, das in Ukambani einen Werth hat. Die Kinder hielten uns zuerst für Räuber und wollten vor uns fliehen, nachdem sie ihre Lasten weggeworfen hatten. Ich schenkte ihnen etwas Salz, um ihnen Muth zu machen. Abends lagerten wir uns in Mdido wa Andei.

21. September. Wir reisten mehrere Stunden über eine holzreiche Gegend. Als wir um Mittag unter einem Baum ausruhten, stießen 3 Wakamba zu uns, die einen großen Elephantenzahn trugen. Sie erreichten uns gerade zur rechten Zeit, denn wir beschloßen, den Weg durch die Waldgegend einzuschlagen, um den Räubern (Aendi) von Kilima Kibomu zu entgehen. Da meine Leute den Weg nicht recht wußten, so dienten uns die Wakamba als Wegweiser. Ich dankte Gott für diese gute Fügung seiner Vaterhand. Wie wahr ist doch das englische Sprüchwort: „Man's extremity is God's opportunity,“ des Menschen Verlegenheit ist Gottes Gelegenheit.

Es ist freilich keine Vergnügungs-Reise, durch einen afrikanischen Zakka, d. h. Dornenwald zu wandern oder vielmehr zu kriechen, wo noch überdieß Hunger und Durst, Gefahr vor wilden Thieren und wilden Menschen dem Reisenden drohen, der Ermüdung durch das Fußreißen nicht zu gedenken.

22. September. Wir setzten unsere Reise fort in dem dornenvollen, dicken Wald. Da unser Wasservorrath zu

Ende war, und die große Hitze uns sehr durstig gemacht hatte, so strengten wir alle Kräfte an, um den Fluß Zawo zu erreichen. Wir kamen um Mittag an die rothen Hügel, welche das Galla=Land von der Wildniß trennen und welche eine Fortsetzung der Ndunguni=Hügel sind. Ich passirte dießmal den schönen Fluß weit östlicher als früher, und zwar an einer Stelle, wo die Ufer nicht sehr hoch waren. Ich überschritt ihn jetzt in einer Zeit, wo es weder in Dschagga noch in der Umgegend regnete, und doch fand ich den Fluß eben so tief als früher. Ich könnte mir diese Erscheinung nicht erklären, wenn ich nicht wüßte, daß der ewige Schnee des Kilimandscharo die Quelle dieses Stromes ist. Nachdem wir den Zawo passirt hatten, traten wir in einen noch größern Wald hinein, wo meine Leute die Richtung ganz verloren hätten, wenn sie sich nicht dadurch zu helfen gewußt hätten, daß sie hohe Bäume erkletterten, um nach den Spitzen des Kilima Kibomu und des Ndara=Berges zu sehen.

23. September. Als wir diesen Morgen durch einen etwas offenen Wald marschirten, warfen meine Leute auf einmal ihre Lasten weg, und flohen nach allen Richtungen, ohne mir den Grund der eiligen Flucht anzugeben. Ich rannte ihnen nach, in der Meinung, sie hätten Räuber gesehen, denn ich konnte mir nicht denken, daß sie vor wilden Thieren fliehen würden. Nachdem sie etwa 300 Schritte weit sich entfernt hatten, stand ein Mnika stille und sagte, es ist genug, nun werden sie fort sein. Als ich fragte, „wer wird fort sein?" antwortete er: „die Elephanten." O ihr Dummköpfe, sagte ich, warum fliehet ihr vor diesen? wenn ich dieß gewußt hätte, so hätte ich mir nicht die Mühe genommen, euch nachzurennen.

Im Rennen verlor ich meine Flintenkugeln und mein Sackmesser, mein Wasserkrug fiel mir aus der Hand, und die Kalabasche meines Knechts Muambawa zerbrach. Die Kugeln fand ich wieder, aber das Messer blieb verloren. Am meisten aber bedauerte ich den Verlust des Wassers. Die Wakamba waren viel beherzter als die feigen

Wanika. Sie giengen blos auf die Seite und ließen die Thiere vorüber ziehen. Ich sah sie gar nicht. Im Rennen drang ein spitziges Stück Holz durch die Sohlen meiner Schuhe und gieng mir in den Fuß, so daß ich große Schmerzen fühlte und jetzt nur hinkend reisen konnte. Abends machten wir ein Dorngehege um unser Lager, kochten unser Abendessen und löschten dann das Feuer aus, um nicht von Räubern bemerkt zu werden. Wir hielten uns in einer Entfernung von etwa 5 Stunden von Kilima Kibomu, waren aber dem Galla-Land sehr nahe.

24. September. Wir reisten diesen Morgen über schwarzen, fetten Boden, welcher nur wenig mit Bäumen und Gebüsch bedeckt war, und wo die Räuber uns leicht hätten bemerken können, weßhalb wir in größter Eile marschirten. Um 10 Uhr kamen wir in den großen Wald, der den Woifluß umgibt. Wir liefen lange im Kreis herum, bis wir einen Ausweg fanden. Meine Leute stiegen wieder auf Bäume, um nach den Bergen zu schauen. Da wir kein Wasser in dem sandigen Bett des Woi fanden, so beschloßen wir, eine Partie von uns nach Mbuyuni zu senden (eine Stelle am Fuß des Berges Ndara), wo es das ganze Jahr hindurch Wasser hat. Ehe meine Leute aber nach dem Wasserort gehen konnten, war es nöthig, daß wir die Hochstraße (wenn man so sagen will) nach Ukambani erreicht hätten. Um dahin zu gelangen, reisten wir durch einen Wald, der wirklich für Menschen undurchdringlich wäre, wenn nicht die Elephanten und Nashörner Bahn gemacht hätten. O wie nützlich sind diese Thiere in solchen Waldgegenden, und man muß es beklagen, wenn sie hinweggeräumt werden, weil sie die Bereiter der Wege und Straßen in diesen Wildnissen sind. Gewiß, wenn manche Europäer in diesen afrikanischen Wildnissen reisen müßten, so würden sie mehr danken für die guten Wege und Straßen, für das gute Wasser, die guten Wohnungen und Kleider, den Schutz der Obrigkeiten und Gesetze, überhaupt für die vielen Wohlthaten des bürgerlichen Lebens. Nachdem wir den Weg gefunden und Wasser ge-

schöpft hatten, setzten wir unsere Reise auf einem betretenen Weg fort, in der Hoffnung, noch vor Abend den Hügel Kamlingo zu erreichen, was aber nicht geschehen konnte. Gegen 4 Uhr Nachmittags umhüllte sich der Himmel mit schwarzen Wolken und bald nachher kam ein starker Regen, der uns nöthigte, ein Nachtlager zu beziehen. Glücklicher Weise fanden wir ein großes Dschengo, d. h. ein Dorngehege, das eine Karawane neulich gemacht haben mußte. Es durfte uns jetzt um Wasser nicht mehr bange sein, wohl aber um Feuer, das wir nicht anzünden konnten, weil alles Holz und Gras naß war. Doch fanden wir noch trockenen Elephanten-Mist, mit dessen Hülfe wir im Stande waren, ein Feuer anzuzünden.

25. September. Ich schlief heute Nacht sehr wenig, in Folge der kalten und feuchten Luft. Nach einigen Stunden erreichten wir die Wasserstation Wa, wo wir, in Folge des gestrigen Regens, die Gruben mit Wasser gefüllt fanden. Von dem hohen Hügel Wa hatte ich eine schöne Aussicht auf die Wildniß, die wir in den letzten 5 Tagen durchzogen hatten. Ich sah auch die zerstreuten und isolirten Hügel im Osten von Kilimo Kibomu, welche die Verbergungs-Plätze der Räuber sind. Der Hügel Ziombeti ist nahe am Woi-Fluß. Wir waren in großer Furcht, als wir an ihm vorbei kamen und in den Woi hinabstiegen.

Da ich in meinen Füßen sehr leidend war, so wünschte ich von Wa sogleich aufzubrechen, um den Berg Maungu sobald als möglich zu erreichen, und dort einen Tag auszuruhen, weil wir dort keine Gefahr zu besorgen hatten. Einige meiner Leute bestiegen den Berg, in der Hoffnung, einen kleinen Speisevorrath kaufen zu können, allein sie fanden nur zwei Familien von Ndara, welche nichts zu verkaufen hatten.

26. September. Wir verließen frühe unser Lager, das durch Dornen und Bäume befestigt war. Um 10 Uhr erreichten wir die Ebene Kadiza oder Munda wa Wali, wie die Wanika dieselbe nennen. Kadiza ist der Kikamba-Name. Wir sahen einige Straußen daselbst, die aber sehr flüchtig waren. Abends lagerten wir uns in Kinagoni.

27. September. Hunger und Durst trieb uns in aller Frühe weiter zu gehen. Als es Tag geworden war, sahen meine Leute einen Büffel, der sie so erschreckte, daß sie eilends die Lasten abwarfen und auf Bäume stiegen. Ich ließ mich dießmal nicht von ihrer dummen Furcht hinreißen, sondern gieng bloß auf die Seite des Weges. Nachdem der Büffel längst verschwunden war, waren die Leute noch auf den Bäumen, von denen sie nicht herabsteigen wollten, bis ich ganz allein weiter gieng, worauf sie mir folgten. Es ist erstaunlich, wie feige die Wanika bei plötzlichen Zufällen sich benehmen. Um 11 Uhr erreichten wir die Wasserstation Niekano, wo wir unser Mittagsmahl, das aus einer Art Bohnen bestand, kochten. Die Umgegend von Njekano war ganz grün, da es vor einiger Zeit hier geregnet hatte. Die Regen verbreiten sich von der Küste bis Njekano, höchstens bis Maungu und Ndara. Daher kann diese Gegend grün sein, während es weiter nach dem Innern hin ganz trocken und dürr ist. Dagegen kann es im Innern ganz schön sein, während Dürre an der Küste herrscht. Die zweite Regenzeit (die aber sehr unregelmäßig ist) ist an der Küste im September und October, während sie im Innern im November und December stattfindet. Die erste oder große Regenzeit beginnt in Mombas gewöhnlich im April, im Innern aber im Mai oder Juni.

Abends erreichten wir Ndunguni, wo wir übernachteten. Ich war jetzt so abgemattet und elend in Folge der forcirten Märsche, daß ich in der That hätte unterliegen müssen, wenn die Reise einige Tage fortgedauert hätte. Die Wakamba verließen uns hier, da sie fürchteten, ihres Elephanten-Zahnes beraubt zu werden, wenn sie offen durch das Duruma-Gebiet reisen würden. Meine Wanika würden sie in der That beraubt haben, wenn sie nicht in meinem Dienst gestanden wären, und zwar darum, weil die Wakamba in Mudumoni die Wanika, wie oben erwähnt, beraubt hatten. Jedes Vergehen, das sich die Wakamba im Innern erlauben, wird an der Küste gerächt, und umgekehrt rächen sich die Wakamba

im Innern an den Wanika, wenn diese ihre Landsleute an der Küste beleidigen.

28. Sept. Wir brachen frühe von Ndunguni auf und reisten östlich durch eine Gegend im Duruma- Gebiet, die bisher keiner der Missionarien gesehen hatte. Es war ein herrlicher Landstrich, den früher die Duruma-Leute angebaut, aber wieder verlassen hatten. Wir passirten einen Bach, dessen Wasser so salzig war wie Meereswasser. Ich hatte nie vorher von diesem merkwürdigen Bach gehört, wo die Wanika ihr Salz bereiten könnten, so daß sie nicht nöthig hätten, es von den Arabern zu kaufen. Um 10 Uhr erreichten wir Mafumba, das erste bewohnte Dorf, das wir sahen, seitdem wir Kikumbuliu verlassen hatten. Es wird von den Wanika des Duruma-Stammes bewohnt. Der Häuptling des Orts gab mir eine große Kalabasche Milch und einen Brei (Sima), welcher aus Wasser und Welschkornmehl bereitet wird. Ich ließ mir diese Delikatessen zu viel schmecken, daher ich Leibweh bekam. Von Mafumba kamen wir nach dem zerstörten Dorf Fuga, das früher der Mittelpunkt der Durumas gewesen war. Nach kurzem Marsch passirten wir den Fluß Muadsche, welcher sein Wasser von dem Ndunguni-Hügel erhält und das Duruma- und Rabbai-Gebiet von einander scheidet. Die Rabbai-Häuptlinge haben hier einen Theil ihres Gebiets den Wakamba gegeben, welche viele Dörflein angelegt haben und Viehzucht, Ackerbau und Handel treiben.

Abends erreichte ich müde und matt meine Hütte in Rabbai Mpia, wo ich meine Freunde wohl antraf, außer Kaiser und Metzler, welche noch fieberkrank waren, wie ich sie im Juli verlassen hatte. Da man mich an der Küste schon für todt ausgegeben hatte, so war die Freude bei meinen Freunden, sowie bei den Wanika groß, als sie mich wohlbehalten ankommen sahen.

Das Resultat, welches sich in Folge dieser Reise nach Ukambani für die Missionarien herausstellte, ist folgendes:

1) Da der Weg nach Ukambani bedeutend gefährdet ist,

theils durch die Galla, theils und hauptsächlich durch die Aendi von Kilima Kibomu,

2) da der finstere Aberglaube, hauptsächlich aber die Gesetz- und Ordnungslosigkeit, die Treulosigkeit, der Wankelmuth, die Habsucht der Wakamba sehr groß, folglich ein bleibender Aufenthalt unter ihnen sehr unsicher und zweifelhaft ist,

3) da die Entfernung von der Küste bis Yata wenigstens 110 Stunden beträgt, also die Verbindung mit Rabbai ohne Zwischenstation ziemlich schwierig ist, so scheint, daß zuerst eine Zwischenstation in Kadiaro, oder in Ndara, oder auf dem Bura errichtet werden sollte, ehe die Ukambani-Mission in Angriff genommen wird. Diese Mission darf wohl aufgeschoben (wenigstens so lange nicht mehr Missions-Arbeiter in Rabbai vorhanden sind), aber nicht aufgehoben werden, weil die Wakamba mit so vielen Stämmen im Innern in Verbindung stehen, welche nur durch Ukambani erreicht werden können. Zwar bietet sich von Ukambani aus kein Weg nach Uniamesi dar, wie ich früher vermuthet hatte, aber ein Weg zu vielen andern Stämmen und, wie es scheint, gerade zu denjenigen Stämmen, welche die Gegend der Nilquellen bewohnen. Auch liegt es immerhin im Bereich der Möglichkeit, daß von Ukambani aus die Südländer Abessiniens, also Susa und Kaffa u. s. w., erreicht werden können. Auch scheint die Möglichkeit gegeben zu sein, in Kikuyu, wohin der Weg durch Ukambani führt, mit den Wakuafi in Berührung zu kommen, weil dort an vielen Orten die Kikuyuaner mit den Wakuafi zusammenleben sollen. Daß freilich die Reise nach Ukambani und noch mehr der Aufenthalt in diesem Lande schwierig und ungewöhnliche Selbstverläugnung von Seiten des Missionars verlangt, das darf nicht verschwiegen werden. Aber was wagen nicht die Wakamba selbst, welchen Gefahren setzen sie sich nicht aus auf ihren Jagden und Reisen, blos um irdischen Gewinnes willen; sollte sich der Missionar von ihnen beschämen lassen, der ewige Schätze zu bringen und zu gewinnen hat? Doch Eines wäre sehr wünschens-

werth, daß er von der Küste aus treue Diener und wo möglich einige eingeborene christliche Katechisten mit in's Innere nehme. Könnten diese in Rabbai gefunden werden, so wäre es desto besser. Müßten sie aber erst in Bombay oder auf der Insel Mauritius unter den vielen Ostafrikanern, die dort sich aufhalten, gebildet werden, so müßte man sich eben zu diesem Mittel bequemen, wenn kein anderer Ausweg gefunden werden kann.

Ehe ich meinen Reisebericht nach Ukambani beschließe, will ich noch das Wichtigste in Beziehung auf die Sitten und Gebräuche der Wakamba und der oft erwähnten Wakuafi und Masai zusammenstellen.

A. Wakamba.

1) Was den Ursprung der Wakamba (welche von den Suahilis Warimangao genannt werden) betrifft, so sollen sie von Südosten aus der Nachbarschaft von Dschagga gekommen sein. Wahrscheinlich wurden sie durch das Vordringen der Wakuafi und Masai nach Norden und Osten getrieben, wo ihnen mehr gebirgiges Land offen stand, das jenen Barbaren bis jetzt gleichgiltig gewesen ist, da sie nur grasreiche Ebenen für ihre großen Viehheerden aufsuchen und daher schwächere Stämme immer aus solchen verdrängen. Zuerst waren es kleine Parthien von Wakamba, welche das Land, das sie jetzt bewohnen, in Besitz nahmen. Nach und nach kamen größere Züge. Da die Wakamba nicht ausschließlich von der Viehzucht leben konnten, so fiengen sie an, das Land zu bauen. Aber obgleich sie ihr Wanderleben aufgeben mußten und sie sich an feste Wohnsitze gewöhnt hatten, so gaben sie doch den Verkehr mit den Stämmen, mit denen sie vor ihrer Vertreibung auf freundlichem Fuß gestanden hatten, nicht auf, sondern besuchten sie von Zeit zu Zeit und brachten solche Handelsartikel, die ihnen angenehm waren. Sie suchten überhaupt mit allen Stämmen, die nicht so wild wie die Masai und Galla waren, zu verkehren. Zuletzt fanden sie Zugang

zu der Küste von Mombas, wo sie sich in dem Gebiet der Wanika niederließen, Ackerbau und Viehzucht, hauptsächlich aber Handel trieben, mit der Küste sowohl, als mit dem Innern, wodurch sie sich großen Reichthum erwarben, da der Elfenbeinhandel hauptsächlich in ihren Händen ist. Ihre Kühe, Schafe, Ziegen und ihr Schmalz wurden von den Suahilis und Wanika gekauft. Die letztern Stämme hatten die Wakamba gerne, und ebenso erkannten die Wakamba ihren Vortheil an der Küste. Die Suahili verkaufen an die Wakamba Baumwollenzeug (Amerikano), blauen Kaliko, Glasperlen, Kupfer- und Messingdrath, Röthel, schwarzen Pfeffer, Salz, Luahu, blauen Vitriol (Zink) u. s. w. und erhalten dagegen Vieh und Elfenbein.

2) Die Wakamba haben gerade keine häßlichen Gesichtszüge, und in keinem Fall gehören sie zum Negergeschlecht. Die Lippen sind etwas aufgeworfen, die Augen ziemlich groß, das Kinn etwas spitzig, der Bart schwach oder ganz fehlend, die Zähne weiß und künstlich gespitzt, die Haut glatt und schwärzlich, meist aber roth gefärbt mit Röthel; die männlichen und weiblichen Gestalten sind schlank, das Haar entweder rasirt oder drathartig in Locken frisirt.

Die Wakamba gehen fast ganz nackt. Sie haben zwar Kleider, aber bedecken sich nicht damit. Gewöhnlich haben sie nur einen Lumpen um die Schamtheile gewunden. Die Weiber binden um die Schamtheile kleine Felle, welche mit Glasperlen sehr verziert sind, während die Brust, überhaupt der Oberleib und die Füße ganz bloß gelassen werden. Die Wakamba beschmieren ihren Leib mit Butter und Röthel, wodurch ihre natürliche Farbe entstellt wird. In den Haaren, welche sie wie kleine Schnüre zwirnen, haben sie oft eine Masse weißer Glasperlen hängen. Am Nacken, an den Lenden und den Fußknöcheln tragen sie kupferne Kettchen oder Schnüre von Glasperlen von verschiedener Farbe. Diese Kettchen sind sehr klein und niedlich gemacht von Wakamba-Schmieden. Ueberhaupt hängen sie Alles, was ihnen gefällt, an ihren Körper; sogar Thaler durchstechen sie, um sie anzu-

hängen. Die Liebe zum Schmuck findet sich bei allen afrikanischen Völkern, die ich gesehen habe.

3) Die Wakamba heirathen erst, wenn die Jünglinge und Jungfrauen mannbar sind. Der Bräutigam muß den Eltern der Braut eine Anzahl Kühe geben, und muß dann erst noch die Braut, so zu sagen, mit Gewalt oder mit List rauben, indem die Eltern und Verwandte sie ihm nicht ohne Kampf überlassen. Oft muß er der Braut auf dem Feld oder am Brunnen auflauern. Die Wakamba heirathen nach Vermögen mehrere Frauen. Diejenige Frau, welche sich durch Schönheit, Fruchtbarkeit, Verstand, Erfahrung und Anhänglichkeit an ihren Mann auszeichnet, wird als die Hauptfrau angesehen. Die Frauen haben Mehl zu mahlen, Holz zu holen, das Land zu bauen u. s. w.

Die Wakamba sind sehr geschwätzig, lärmend, unzuverlässig und habsüchtig. An der Küste sind sie als Diebe verschrieen. Jedenfalls sind sie große Bettler und große Lügner. Sie können oft auch großmüthig handeln. Auf der Jagd und auf den Reisen sind sie muthig und unternehmend und können große Beschwerden ertragen. Im Allgemeinen sind sie sehr lebhaft, begaffen einen Fremden und tanzen wie Kinder um ihn herum. Aber obgleich sie harmlos erscheinen, sind sie doch leicht reizbar und lassen sich schnell zum Zweikampf und sogar zum Mord und Todschlag hinreißen. Das Bewußtsein ihres Reichthums und ihrer Unabhängigkeit macht sie stolz und aufbrausend und läßt sie andere Stämme, die ärmer sind als sie, leicht verachten.

4) Die Wakamba, deren Zahl sich auf 70,000 Seelen belaufen mag, haben keinen König oder Häuptling, der von der ganzen Nation anerkannt wäre. Auch haben sie keine Gesetze, die allgemein bindend sind. Jedes Familien- und Dorf-Oberhaupt regiert in Verbindung mit den Aeltesten des Orts die ihm angehörigen Leute nach den alten Sitten und Gebräuchen des Landes. Reichthum, Macht der Rede, eine imponirende Persönlichkeit und vorzüglich der Ruf der Zauberei und Regenmacherei bilden die Bedingungen, unter wel-

chen ein Mkamba zu Macht und Ansehen gelangen und sich den Gehorsam seiner Landsleute erwerben kann. Kiwoi besaß alle diese Eigenschaften in hohem Grade; daher sein großer Einfluß in Ukambani.

5) Der große Aberglaube der Wakamba offenbart sich hauptsächlich in der Zauberei, wodurch Einer dem Andern zu schaden, d. h. sein Vieh und anderes Eigenthum, oder seine Gesundheit verderben zu können und zu wollen vorgiebt; in der Regenmacherei, wodurch der Regenkünstler Macht über Wind und Wolken sich anmaßt; in dem Tragen von Bockshörnern (Kilito), worin seltene und geheime Arzneien verborgen sein sollen, welche gegen Feinde auf der Reise schützen; in der Vogelschau, womit Unternehmungen begonnen oder unterlassen werden; endlich in der Furcht vor bösen Geistern, denen sie Opfer bringen. Wie die übrigen ostafrikanischen Stämme, so haben auch die Wakamba eine schwache Idee von einem höchsten Wesen, das sie Mulungu nennen. Sie haben, wie auch die andern Stämme, keine Idole, haben es also noch nicht bis zum Fetischismus gebracht. Da die Wakamba keine religiösen Bedürfnisse haben, sondern ganz in den Materialismus versunken sind, so haben sie auch wenig religiöse Vorstellungen. Die westafrikanischen Völker sind hierin, wie in so vielen andern Rücksichten, den ostafrikanischen weit überlegen. Daß die ostafrikanischen Heiden nicht vollends ihren schwachen Begriff von einem höchsten Wesen, dem Mulungu, verloren haben, haben sie vielleicht dem Muhamedanismus zu verdanken, mit dem sie durch den Handelsverkehr seit Jahrhunderten in Berührung gekommen sind.

6) Die Nahrung der Wakamba besteht hauptsächlich in Milch und Fleisch und einem dicken Brei, den sie aus Welschkornmehl durch Kochen im Wasser bereiten. Ihr Getränk bereiten sie theils aus dem Saft des Zuckerrohrs, theils aus Hirse. Während die Weiber die Haus- und Feldgeschäfte besorgen, sitzen die Männer in kleinen Haufen beisammen, trinken, lachen und unterhalten sich mit einander.

7) Die Häuser oder Hütten der Wakamba sind aus Holz

erbaut. Kurze Stangen werden in den Boden gesteckt, und so eine runde Mauer gebildet, über welche ein rundes Dach aus Stäben angebracht ist, das mit Gras bedeckt und durch einen dicken Pfosten in der Mitte befestigt wird. Die Thüre der Hütte ist sehr niedrig und eng, so daß man fast hineinkriechen muß. In dieser Hütte haben sie ihre wenigen Geräthschaften, z. B. Töpfe von Thon, Kalabaschen für das Wasser, ihr Getraide, das sie zwischen zwei Steinen mahlen, ihren Feuerplatz zwischen drei Steinen, auf welche der Topf gesetzt wird, ihre Bettstätte, die aus Bambus oder Stäben von Holz besteht, welche auf zwei Pfosten unten und oben ruhen; ihre kleinen Stühle zum Sitzen, welche sie überallhin mit sich nehmen; ihre Säcke, welche sie aus den Fasern einer Rinde bereiten; ihre Beile oder Aexte, welche sie zum Holzhauen gebrauchen, und welche sie aus hartem Eisen verfertigen; ihre Messer und langen Schwerter, die sie selbst schmieden, und ihre Tabakspfeifen und ihren Tabak, sowie ihre Stäbe aus hartem Holz, womit sie den Boden aufbrechen, ehe sie demselben das Saatkorn übergeben; endlich ihre Bogen und vergifteten Pfeile, ihre Trommeln und Kriegshörner, welche sie zum Zusammenrufen der Kriegsmannschaft gebrauchen.

8) Das Sclavenwesen hat in der neuern Zeit viel Eingang bei den Wakamba gefunden. Im Innern kaufen sie Sclaven in Mbe, und an der Küste von den Suahili, welche für Kühe, Ziegen, Elfenbein u. s. w. Sclaven verkaufen. Die Sclaven im Innern sind meist Kriegsgefangene.

Es ist sehr zu fürchten, daß der zunehmende Wohlstand der Wakamba die Sclaverei vermehren wird. Die Suahilis können die Sclaven wohlfeil geben, weil sie sie nicht mehr nach Arabien senden dürfen.

9) Edle Metalle sind in Ukambani noch nicht gefunden worden, aber viel Eisen gibt es, das sehr gut ist, und das von den Eingebornen in Mombas dem Eisen, das aus Indien kommt, vorgezogen wird. Sie stellen es dem Sues-Eisen, das wahrscheinlich schwedisches Eisen bezeichnen soll,

an die Seite, und in der That, es gibt ihm an Härte wohl wenig nach.

B. Die Wakuafi und Masaistämme.

Die Wakuafi und Masaistämme, die sich selbst **Orloikob** oder **Loikob, loigob (singular orloikobani)** d. h. Besitzer des Landes, Eingeborne, Ureinwohner nennen, bewohnen ein Flachland von 4 bis 6 Breitengraden im Innern von Ost-afrika. Sie erstrecken sich etwa 2 Grade über den Aequator und 4 Grade südlich von demselben. Die Namen „Wakuafi und Masai" werden ihnen von den Küstenstämmen gegeben. Ihre Sprache ist von dem großen südafrikanischen Sprach-stamm (den ich den Orphno-Hamitischen nenne) ganz verschieden, hat dagegen in lexicographischer Beziehung einige Verwandt-schaft mit einem sehr alten Arabisch, das ich das Kuschitisch-Arabische nenne. Ihre Lebensweise ist nomadisch. Wo sie Wasser und Gras finden, da lagern sie sich oft mehrere Monate. Sie leben blos von Milch, Butter, Honig, und Fleisch von Kühen, Ziegen, Schafen und Wildpret, das sie erjagen. Gegen Ackerbau haben sie eine große Abneigung, da sie meinen, der Genuß von Getreide mache die Leute schwächlich und passe nur für die verachteten Volksstämme auf den Bergen, während der Genuß von Fleisch und Milch stark und tapfer mache. Wenn es ihnen an Vieh fehlt, so unternehmen sie Raubzüge gegen die Stämme, von denen sie wissen, daß sie im Besitz von Viehheerden sind. Sie sagen, der Engai (Himmel, Gott) habe ihnen alles Vieh gegeben, keine andere Nation dürfe solches besitzen. Wo sich eine Viehheerde befinde, da seien die Wakuafi und Masai berufen, sie mit Gewalt zu holen. Diesem Grundsatz gemäß ziehen sie hunderte von Stunden weit, um ihren Zweck zu erreichen. Sie machen Einfälle in das Gebiet der Wakamba, der Galla, der Wadschagga und selbst der Wanika an der Seeküste. Da sie gefürchtete Krieger sind, die alles mit Feuer und Schwert vertilgen, so wagen es die schwächern Stämme nicht, ihnen im offenen Feld zu

widerstehen, sondern überlassen ihnen ihre Heerden und suchen nur sich selbst durch die eiligste Flucht zu retten.

Die Waffen der Masai und Wakuafi sind: Spieße, große lange Schilde und ein Knüttel oder Klub (der oben dick und rund ist, mit dem sie 50—70 Schritte weit, mit der größten Genauigkeit werfend, dem Feind die Hirnschale einschlagen können. Diese Waffe ist es vorzüglich, vor der sich die Ostafrikaner und selbst die Suahili-Flintenmänner fürchten. Die Wakuafi verbergen sich hinter ihren langen Schilden, bis sie dem Feind so nahe kommen, daß sie guten Gebrauch von ihren Keulen machen können. Sie wollen siegen oder sterben, denn sie fürchten den Tod nicht.

Was den Ursprung dieser schrecklichen Barbaren betrifft, so haben sie die Sage, daß der Engai (Himmel, Gott) in der Urzeit einen Mann Namens Neiterkob oder Neiterukob auf den Orldoinio eibor (Weißberg, Schneeberg, der bei den Wakamba Kegnia heißt) gesetzt habe. Dieser Mann war eine Art Halbgott, denn er war über die Menschen erhaben und doch auch nicht der Engai. Die Nachricht von diesem außerordentlichen Wesen, das auf dem weißen Berg wohnte, erreichte einen Mann Namens Ndschemasi Enauner, der mit seinem Weibe Sambu auf dem hohen Berg Sambu wohnte, welcher südwestlich vom Orldoinio eibor liegt, aber keinen ewigen Schnee hat. Durch die Fürbitte des Neiterkob wurde das Weib Sambu schwanger und gebar eine Anzahl von Kindern, welche die Stammväter der Wakuafi und Masai wurden. Neiterkob lehrte den Ndschemasi Enauer unter Anderm auch die Bezähmung der wilden Kühe und Büffel, welche am Fuß des weißen Berges in Unzahl herumstreiften. Dadurch wurde den Wakuafi die Sitte des Hirten- und Nomadenlebens eingepflanzt, die sie bis auf den heutigen Tag beibehalten haben. Als Neiterkob auf dem weißen Berg plötzlich verschwunden war, kehrte Ndschemasi auf den Berg Sambu zurück, welcher von da an der Hauptsitz der Masai wurde, während die Wakuafi, die Brüder der Masai, den weißen Berg als ihre ursprüngliche Heimath betrachten und sich heute

noch aus weiter Ferne dahin begeben, wenn sie dem Engai Opfer bringen und ihn um Regen, Gesundheit, Vieh u. s. w. bitten wollen. Das weite grasreiche Flachland, das sich südöstlich vom weißen Berg ausbreitet, heißt Kaptei oder Kaputei, wo sich die Urstämme der Wakuafi aufhalten. Sie haben also gerade das Land in Besitz, das sich zwischen den Schneebergen Kilimandscharo und Kegnia befindet, und sie sitzen an den Quellen des weißen Flusses, wie sich die wilden Agaus in Abessinien an den Quellen des blauen Flusses herumtreiben. Uebrigens hassen sich die beiden Bruderstämme (Wakuafi und Masai) auf's Tödtlichste, was jedoch ein Glück für die schwächern afrikanischen Stämme ist; denn wären sie vereinigt und von Einem Oberhaupt regiert, so wäre es um die Existenz der ostafrikanischen Stämme geschehen, die ihnen nicht widerstehen könnten, selbst die wilden Galla nicht ausgenommen, die vor den Wakuafi und Masai fliehen und höchstens durch List, aber nie in offener Feldschlacht ihnen gefährlich werden.

Was die physische Beschaffenheit der Masai und Wakuafi betrifft, so sind sie große und schlanke Gestalten mit schönen Gesichtszügen von etwas heller Farbe. Sie haben die meiste Aehnlichkeit mit den Somali, welche man für Muhamedanisirte Galla hält, die vom Dschub-Fluß (unter dem Aequator) an bis zur Bai von Tadschurra, in viele Stämme getheilt, die Ostküste von Afrika bewohnen. Wegen ihrer schönen Gestalt sind die Masai und Wakuafi-Sclaven, besonders die Mädchen, von den Suahilis und Arabern an der Küste sehr gesucht. Sie sind auch an ihre muhamedanischen Herren sehr anhänglich, vorausgesetzt, daß diese keine Arbeiten (z. B. Ackerbau), welche ihrem Geschmack und ihrer Gewohnheit widerstreben, von ihnen verlangen.

Da die Wakuafi und Masai sich für die ausschließlichen Besitzer der Ebenen und Wildnisse, und der Quellen und Flüsse in denselben, ihrer Viehheerden wegen, betrachten, so greifen sie die Bergbewohner nicht an, wenn diese sich auf ihre Berge beschränken und nicht in das Flachland herab-

steigen und dasselbe anpflanzen und abweiden wollen, wiewohl sie in neuester Zeit mehrmals den Entschluß gefaßt haben sollen, sich in den Besitz des Berges Kadiaro zu setzen, um von da aus ihre Raubzüge gegen die Galla, Wanika und Suahili leichter bewerkstelligen und diese Küstenvölker von den Zugängen ins Innere ausschließen zu können.

Da wo die Masai und Wakuafi sich auf längere Zeit aufhalten, bauen sie eine große Stadt Orlmaniara (eine kleinere Stadt heißt Engang und eine Niederlassung, welche anfängt, wichtig und groß zu werden, wird Enganassa genannt), in der sie Hütten errichten, welche mit Ochsenhäuten oder Gras bedeckt und mit einem Gehege von Dornen und Gruben umgeben werden, um einen plötzlichen Ueberfall der Feinde abzuwehren. Die Stadt wird bewacht von den Elmoran, d. h. den jungen Leuten von 20 bis 25 Jahren, welche so zu sagen eine stehende Armee bilden, die immer in Bereitschaft ist, um feindliche Angriffe abzuschlagen und Einfälle in das Gebiet fremder Stämme zu machen. An ihrer Spitze steht der Orlkibroni oder Häuptling, der durch Weisheit, Beredtsamkeit, Tapferkeit und Reichthum an Vieh u. s. w. sich auszeichnen muß. Er leitet in Verbindung mit dem Orleibon (Zauberer, Arzt, Regenmacher, Wahrsager und Schauer der Eingeweide) die Angelegenheiten der Wakuafi- und Masai-Republiken. Seine Würde ist nicht erblich, denn er kann abgesetzt, ja getödtet werden, wenn er mehrere Male von den Feinden geschlagen wird.

Die Altersstufen scheinen bei den Wakuafi und Masai noch mehr als bei den Wanika und andern Stämmen abgetheilt zu sein. Die Kinder (Engera) verweilen bei den Müttern und alten Leuten, welche die Heerden weiden und die Hausgeschäfte besorgen; die Knaben (Leiok) von 14 bis 20 Jahren gehen den Spielen und der Jagd nach; die Jünglinge (Elmoran) von 20 bis 25 Jahren (welche bei den Wanika die Gesellschaft der Kambe bilden) sind die Krieger; die älteren Männer, welche verheirathet sind und Ekieko heißen, gehen theils in den Krieg, theils jagen sie Elephan-

ten, Büffel u. s. w. Die ganz alten Männer, die elkidscharo oder elkimirischo heißen, bleiben zu Hause und leiten die übrigen Altersstufen durch ihre Weisheit und Erfahrung. Die Jungen haben großen Respekt vor ihnen. Die Jungfrauen heirathen erst, wenn sie völlig mannbar sind. Das weibliche Geschlecht bedeckt sich mit ledernen Röcken, welche bis über die Knie reichen. Die Wakuafi und Masai heirathen mehrere Frauen, welche von dem Bräutigam durch eine Anzahl Kühe, welche den Eltern gegeben werden müssen, erkauft werden. Jede Familie erkennt ihre Kuhheerde durch besondere Zeichen, welche den Thieren eingebrannt werden.

Wie alle Ostafrikaner lieben die Wakuafi und Masai den Tabak leidenschaftlich, gebrauchen ihn aber mehr zum Schnupfen als zum Rauchen. Sie beziehen ihn hauptsächlich aus Kikuyu, Dschagga und Usambara, mit welchen Ländern sie einige Verbindung haben. Auch erhalten sie ihn, sowie Kleider, Glasperlen, Kupferdraht u. s. w. von den Suahili-Händlern, welche in Karawanen von 600—1000 Mann (die größtentheils mit Flinten bewaffnet sind) stark in die Wakuafi- und Masai-Länder gehen, um Elfenbein zu holen, manchmal aber fast alle getödtet werden.

Als Getränk dient den Wakuafi und Masai das Olmarua oder Honigwasser, denn Honig haben sie im Ueberfluß. Ihr Hausrath besteht hauptsächlich in Kalabaschen, Ledersäcken, Körben und Töpfen. Diese Dinge werden von den Frauen, oder auf Eseln weiter getragen, wenn die Wakuafi in eine andere Gegend wandern.

Löwen, Elephanten, Büffel, Nashörner, Leoparden, Hyänen, Wildschweine, Giraffen, Schakale, Zebras, Affen, viele Arten von Antilopen, Krokodile, Nilpferde giebt es in Menge in den Masai- und Wakuafi-Ländern.

Gegen Bettler, Blinde und Fremde (d. h. von ihrer Nation) sollen die Wakuafi sehr freigebig und gütig sein, aber gegen die Olmagnati, d. h. Leute von andern Stämmen, haben sie gleich Verdacht und treten ihnen feindlich entgegen; daher die Suahili-Händler sich mit großer Vorsicht und mit

überlegener Zahl ihnen nahen müssen. Sclaven machen die Wakuafi und Masai nicht, verkaufen auch keine Menschen. Im Krieg tödten sie Männer und Weiber, höchstens lassen sie kleine Mädchen leben. Die Wakuafi, welche an die Küste verkauft werden, sind von den Nachbarstämmen heimlich, oder bei plötzlichen Ueberfällen geraubt.

Es giebt jedoch einzelne Stämme im Innern, z. B. die Wandurobo, Elkonono und Wamau, welche in einem Sclavenverhältniß zu den Masai und Wakuafi stehen, wie die Dahalo zu den Galla an der Küste von Malindi. Diese Leute müssen für die Masai und Wakuafi Elephanten jagen und sonstige Geschäfte verrichten, z. B. Spieße, Schwerter und Messer machen.

Bei Begräbnissen scheinen die Masai und Wakuafi nicht das Geheul, den Lärm und Tanz zu veranstalten, der bei den Ackerbau treibenden Stämmen des östlichen Afrikas so gewöhnlich und entsetzlich ist.

Auch sollen sie keine besondere Ruhetage haben, wie z. B. die Wanika, welche je am vierten Tag nicht arbeiten, sondern fressen und saufen.

Beschneidung soll unter den Wakuafi und Masai stattfinden, wie unter den übrigen Völkern von Ostafrika, wo sie (wahrscheinlich aus physischen Gründen) allgemein geworden ist, und ein unbeschnittener Mann für etwas Abscheuliches gehalten wird. Werden ja doch in Abessinien Mädchen beschnitten und in einem gewissen Alter ihre Genitalien fast ganz zugenäht, damit sie ihre Jungfrauschaft nicht vor der Zeit verlieren sollen, und wer möchte die abscheulichen Sitten alle erzählen, welche die fleischlichen Hamiten in Afrika eingeführt haben?

Was die religiösen Vorstellungen der Masai und Wakuafi betrifft, so scheinen sie, wie die übrigen Ostafrikaner, ebenfalls eine schwache Idee von einem höchsten Wesen zu haben, das sie Engai nennen, was zunächst „Regen, Himmel" bezeichnet. Dieses höchste Wesen wohnt auf dem weißen Berg, woher das Wasser oder der Regen kommt, der für ihre

Wiesen und Kuhheerden so unentbehrlich ist. Der Engai wird aber nach der Vorstellung der Wakuafi vermittelt durch den Neiterkob, welcher gleichsam der Mittler zwischen Gott und den Menschen ist, daher die Wakuafi sich zuerst an ihn wenden, um von dem Engai erhört zu werden, wenn sie, wie bereits erwähnt, um Regen, Gesundheit, Sieg und Vieh beten. Welche Vorstellungen sie von den bösen Geistern haben, und wie weit sich die Geisterfurcht ihrer Gemüther bemächtigt hat, habe ich nicht erfahren können. Sie werden aber auch in diesem Punkt nicht so sehr von den übrigen Afrikanern verschieden sein — denn Furcht vor bösen Geistern ist das unverlierbare Eigenthum des gefallenen Menschen, solange er nicht in Christo Jesu einen versöhnten Gott und Vater kennen gelernt und erfahren hat. Der Mensch muß den bösen Geist, den Teufel fürchten und ihm dienen, solange er sich nicht dem heiligen Geist unterworfen hat und in ihm lebt. Möchte es der evangelischen Kirche bald gelingen, Missionarien zu den Millionen Wakuafi und Masai zu senden und ihnen das Wort kund zu thun, das die Versöhnung predigt, damit diese Aergsten unter den Heiden, das Volk, das zerrissen und gräulich ist von jeher (Jes. 18.), dem Herrn Zebaoth zum Geschenk gebracht werde zum Berge Zion, wo sie den wahren Neiterkob (Glanz oder Gabe des Landes), den wahren Mittler zwischen Gott und Menschen kennen lernen, lieben und ehren, und nicht mehr Menschen morden und vertilgen werden. Am leichtesten und schnellsten wird der Missionar die Wakuafi erreichen können von Usambara aus, wo sie in der Gegend von Masinde mit den Küstenstämmen zusammenkommen. Wer mehr über die Masai und Wakuafi lesen will, kann eine eingehendere Beschreibung derselben in meinem Aufsatz finden, den ich 1857 im „Ausland" mitgetheilt habe. Hier habe ich nur das Nöthigste zusammengestellt, so weit es der Zusammenhang meines Werkes über Ostafrika erforderte.

Neuntes Kapitel.

Meine zweite Reise nach Usambara.

Vom 10. Februar bis 14. April 1852.

Nachdem ich nach meiner Rückkehr von Ukambani ein paar Monate in Rabbai Mpia verweilt hatte, entschloß ich mich zu meiner zweiten Reise nach Usambara, um von dem König dieses Landes die schon im Jahre 1848 gegebene Erlaubniß zu einer Missions-Niederlassung erneuern und bestätigen zu lassen. Meine letzte Reise nach Ukambani hatte mich ja gelehrt, daß der Weg nach Uniamesi nicht über Ukambani, auch nicht über Dschagga führt, sondern über Usambara und die südlich davon gelegenen Länder. Wenn also eine Kette von Missionen durch Südafrika errichtet, und diese Kette in Uniamesi zusammentreffen sollte, so mußte Usambara das Land sein, in welchem die erste Station zu gründen war. Da ich beschlossen hatte, dießmal von der Mündung des Pangani-Flusses aus (nicht wie früher, durch die Wakuafi-Wildniß) nach Usambara vorzudringen, so miethete ich in Mombas ein kleines Boot, das am 10. Februar 1852 den Hafen von Mombas verließ, und mit günstigem Wind mich in einem Tag nach Tanga brachte. Missionar Erhardt blieb auf der Station Rabbai Mpia zurück, da Rebmann mit seiner Frau noch nicht von Egypten zurückgekommen war. Am 11. Februar landete ich in Tanga, um den Gouverneur Deluasch, einen Beludschen, der neulich als Agent des Imam von Mascat in Tanga ernannt worden war, zu besuchen und ihn zu bitten, zwei meiner Leute nach Fuga, der Hauptstadt von Usambara zu senden, um den König Kmeri von meiner Reise in Kenntniß zu setzen. Der Gouverneur weigerte sich, meiner Bitte zu entsprechen, unter dem Vorwand, daß ich ihm kein Schreiben von dem Sultan in Sansibar vorgezeigt hätte. Ohne ein solches Schreiben werde er weder meine Leute noch mich nach Usambara abreisen lassen. Es war offenbar auf ein Geschenk abgesehen.

Hätte ich ihm dieß gegeben, so würde er sich wenig um das Schreiben bekümmert haben. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, kehrte ich auf mein Boot zurück und befahl meinem Kapitän, sogleich nach dem Pangani-Fluß zu fahren. Als wir dort noch am Abend des 11. ankamen, begab ich mich ohne Verzug an's Land, um meinen Freund Mindschie Mindschie aufzusuchen. Nachdem ich ihn aufgefunden hatte, ersuchte ich ihn, meine Boten mit einem arabischen Brief, worin ich die Absicht meiner Reise auseinandersetzte, nach Fuga zu befördern. Mindschie Mindschie war selbst im Begriff, zum König zu reisen, und er nahm daher meine Leute gerne mit sich. In der Zwischenzeit wollte ich nach Sansibar gehen und in etwa 10 oder 12 Tagen nach dem Pangani zurückkehren, wo indessen die Eilboten eintreffen konnten. Am 13. erreichte ich Sansibar. Da Major Hamerton mit dem Sultan Said-Said nach Mascat (wo politische Streitigkeiten zu schlichten waren) abgereist war, so war ich in einiger Verlegenheit in Beziehung auf Wohnung u. s. w. Aus dieser Verlegenheit wurde ich aber bald durch den Hafenmeister Dscheram befreit, der mir die Schlüssel zum britischen Consulathaus überreichte. Auch bot mir der französische Consul De Belligny, eine Wohnung im französischen Consulathause an. Ueberhaupt war dieser Herr nebst seiner Frau Gemahlin, und Herrn Kuhlmann, Sekretär des Consulats, äußerst freundlich und zuvorkommend gegen mich. In Herrn Kuhlmann fand ich einen Mann, der sich die Geographie und Geschichte, kurz die Wissenschaft von Ostafrika, eifrig angelegen sein ließ, ein Streben, das bei dem britischen Consul, Major Hamerton, weniger hervortrat. Dieser war nicht sowohl ein Freund der Wissenschaft, als der Politik und Diplomatie. Sein Streben ging eher dahin, die Kunde von Ostafrika zu verbergen, während Herr De Belligny und sein forschender Herr Sekretär gerade das Gegentheil anstrebten. Hamerton war der Erforschung von Ostafrika so sehr abgeneigt, daß er, als Dr. Bialoblotzky von der Ostküste aus in's Innere vordringen wollte, einmal in meiner Gegenwart die

Worte fallen ließ: „Ich werde Sorge tragen, daß der Doctor keine Reden in der Exeter-Halle über Ostafrika halten kann.“ Da Hamerton zu der alten Militärschule der ostindischen Compagnie gehörte, so muß man ihm diesen Fehler verzeihen. War er doch überhaupt eine Zusammensetzung von guten und bösen Eigenschaften, wie man sie selten bei einem Manne finden wird.

Da ich bis zu meiner Abreise nach dem Pangani-Fluß nicht ausschließlich in Sansibar verweilen wollte, so unternahm ich eine kleine Tour zur See nach dem Dorfe Kipumbui im Wasegua-Land, das der Insel Sansibar gegenüberliegt. Bei Kipumbui zieht sich ein Meeresarm in's feste Land hinein bis zu dem Berg Gendagenda, der von Wasegua bewohnt wird, und der sich zu einer Missionsstation in diesem Land eignen dürfte.

Am 20. Februar kehrte ich wieder nach dem Pangani Fluß zurück und hatte sogleich die Freude, meine Boten, die am Ufer meiner harrten, begrüßen zu dürfen. Sie erzählten, daß sie auf ihrem Wege nach Fuga am 13. Februar in dem Dorf Dschumbi von dem Gouverneur Muigni Hattibu an der Fortsetzung ihrer Reise verhindert worden seien, indem dieser Mann ihnen erklärt habe, er werde in Verbindung mit dem Mdoe, d. h. dem Wesir des Königs, und dem Mbaki, d. h. dem Obergeneral, selbst nach dem Pangani-Dorf kommen, um den Boko, d. h. den Tribut einzusammeln, und den Europäer, der zu Kmeri reisen wolle, persönlich nach Fuga zu geleiten. Mindschie Mindschie, der auf mein Schiff kam, bestätigte diese Nachricht. Da es schon dunkel war, wollte ich nicht mehr an's Land gehen, sandte aber meinen Gruß an den Mdoe, sowie an Muigni Hattibu und Abdalla, den Gouverneur von Dafa. Die beiden letztern Herren sind Söhne von Kmeri, welche die muhamedanische Religion angenommen haben, ohne daß sie ihr königlicher Vater verhindert hätte.

21. Febr. Als ich, von Mindschie Mindschie begleitet, in's Zimmer der oben erwähnten 3 Herren eintrat, waren sie

äußerst freundlich, und der Mdoe erklärte mir sogleich, daß er mich zu Kmeri nach Fuga bringen werde. Noch nie war mir eine Reise so erleichtert worden, denn in 5 Minuten war die ganze Sache abgemacht. Ich brauchte mich weder um die Häuptlinge im Pangani-Dorf, noch um Gepäckträger zu bekümmern, da der Mdoe versprach, mein Gepäck durch seine Soldaten tragen zu lassen. Ich erkannte sogleich, daß ich in einem Land war, wo bessere Ordnung herrscht, als in den gesetzlosen Republiken der Wanika und Wakamba. Nur im Königreich Schoa hatte ich etwas Aehnliches wahrgenommen, wie denn überhaupt Schoa in physischer und politischer Beziehung manche Vergleichungspunkte für Usambara darbietet. In beiden Ländern ist der König der alleinige Herr des Landes und seiner Bewohner, und ein Fremder, der seine Gunst besitzt, darf nie über die Mittel zur Transportirung seiner Effekten verlegen sein. In beiden Ländern darf sich der Fremde nur nach dem Willen des Königs bewegen, darf weder in's Land hinein-, noch hinausgehen ohne allerhöchste Erlaubniß. In beiden Ländern wird der Fremde auf Kosten des Königs verpflegt, und die Gouverneure auf dem Weg müssen für seine Sicherheit, Nahrung und Weiterbeförderung Sorge tragen. In beiden Ländern wird aber auch erwartet, daß der Reisende dem König ein angemessenes Geschenk mache. In Schoa sowohl, als in Usambara, gehört alles Eigenthum der Leute dem König (Gieta im Amharisch, Bana in Suahili), denn er ist die Seele des ganzen Landes. Selbst die Frauen gehören ihm, und eine Frau muß es für eine große Gnade achten, wenn ihre Schönheit vor dem König gepriesen und er bewogen wird, sie zu sich kommen zu lassen, um sie auf den Familienweg zu setzen. Warum, sagen die Afrikaner, ist er König, wenn er nicht absolut und eine Art Mulungu (Gott) ist? Freilich treibt er den Despotismus nicht immer auf die äußerste Spitze, wie ja auch der Löwe nicht immer auf Raub ausgeht, sondern sich ruhig in seine Höhle legt, wenn er satt geworden ist. Ebenso verhält sich auch der usambarische Simba wa Muene (der Löwe ist er selbst, im

Gegensatz zu den Gouverneuren, welche als kleine Löwen auf den Bergen von Usambara wohnen); er ist oft mild gegen seine Unterthanen, aber nur darum, daß sie sich seinen Despotismus geduldiger gefallen lassen.

Doch ich bin mit meiner Vergleichung zwischen Schoa und Usambara noch nicht zu Ende. Beide Länder sind sehr gebirgig, unterscheiden sich aber in der Form der Gebirge sehr von einander. Die schoanischen Berge sind zwar viel höher, haben aber große Ebenen auf ihren Höhen. Diese Ebenen sind sehr fruchtbar an Waizen, Gerste u. s. w., während die usambarischen Berge sehr steil zu besteigen sind, eine dachstuhlartige Gestalt haben, und auf ihrer Spitze weder viele Bewohner, noch viel Kultur zulassen. Kleine Dörfer, Wälder oder Plantanen-Pflanzungen ist alles, was man auf den usambaranischen Berggipfeln findet.

In Beziehung auf Civilisation ist freilich das christliche Schoa weiter gekommen, als das heidnische Usambara, aber es fragt sich noch, ob das ein Gewinn ist für wahre, d. h. christliche Civilisation. Jedenfalls hat der Missionar einen schwierigeren Stand in Schoa, als in Usambara, so fern ihm dort eine fanatische Priesterschaft entgegentritt, während er es in Usambara bloß mit den Zauberern zu thun hat, welche als Rathgeber des Königs allerdings dem Missionar viel schaden können, namentlich wenn es Muhamedaner sind. Unter viel Trübsal wird eben auch in Usambara, wie anderwärts, das Reich Gottes errichtet werden, und die Missionarien, sowie die künftigen Christen dieses Landes werden sich diesen Weg gefallen lassen müssen. Eine Art Vorempfindung hievon hatte ich diesen Morgen, ehe ich an's Land gieng. Ich hatte von Mitternacht an wenig geschlafen, und war in einem großen innern Kampf begriffen in Betreff der Frage: „Soll ich nach Usambara gehen? Ist es Zeit zu einer Mission in diesem Lande? Sollte ich nicht anderswohin gehen?“ Erst als mir das Wort Jesu: „Des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, was verloren ist,“ durch meine Seele drang, wurde ich ruhig, faßte Muth und entschloß mich zu landen. Es gibt

im Missionsleben oft Erfahrungen, wie 1 Mos. 32, 24. und 1 Mos. 15, 12. Der Anfang einer neuen Mission wird oft in der Seele des Missionars unter großem innern Gedräng und Kampf ausgeboren.

23. Febr. Es regnete heute sehr stark, obgleich die eigentliche Regenzeit erst gegen Ende März erwartet wird. Die Leute fragten mich häufig, warum ich nach Usambara reise. Ich sagte ihnen offen, daß ich die christliche Religion in diesem Reich zu verbreiten wünsche. Die Pangani-Dörfer sind von lauter Muhamedanern bewohnt, die aber nicht fanatisch sind, erstlich weil sie von einem heidnischen Fürsten beherrscht werden, zweitens weil sie sehr unwissend sind und vom Koran wenig oder nichts verstehen, und drittens weil sie durch ihre viele Sclaven und ihren Handel ganz mit dem Heidenthum verwoben sind. Die Sclaven erhalten sie von Uniamesi, von Ngu, von den Wasegua und andern Stämmen, die im Süden vom Pangani-Fluß wohnen. Die Seelenzahl der 4 Dörfer, die an der Pangani-Mündung liegen, beläuft sich auf etwa 4000. Ihre Bewohner stehen in keinem guten Ruf wegen ihrer Wollust, ihrem Müssiggang und ihrem Hang zum Sclavenwesen. Der Pangani-Distrikt gehörte früher der Waschinsi-Dynastie, welche über die Provinz Bondei herrschte, und welche in dem Dorfe Handei auf dem höchsten Berg von Bondei ihren Sitz hatte. Als diese alte Dynastie von den Herrschern von Usambara überwunden wurde, kam Bondei und die ganze Gegend bis an die Seeküste in die Gewalt der usambarischen Könige, welche daher seit jener Zeit den Boko, d. h. den Tribut von der Seeküste zwischen Pangani und Tanga erheben. Die Pangani-Leute haben dem Fluß entlang kleine Dörfer gegründet, und den sehr fruchtbaren Boden angebaut, wodurch sie sich großen Einfluß unter den Heiden in dieser Gegend verschafft haben, so sehr, daß sie die Makafiri (Heiden) genöthigt haben, ihre Produkte (Reis, Welschkorn, Kühe, Schafe, Ziegen, Elfenbein, Sclaven u. s. w.) an die Muhamedaner zu verkaufen, und nicht direkt mit Sansibar zu verkehren, wie die Stämme im Innern gerne wün-

schen, an welche die Suahilis Kleider, Kupferdraht, Glasperlen, Flinten u. s. w. verkaufen.

Eine große Masse Reis und Welschkorn wird jährlich von der Pangani-Gegend ausgeführt. Das Elfenbein, das auf den Markt gebracht wird, kommt aus dem Land der Masai und Wakuafi, aus Pare, Ugono, Kisungu, Ngu und überhaupt aus den westlich und südlich von Usambara gelegenen Ländern.

Die Pangani-Dörfer erheben sich nur wenig über das Wasser des Flusses, so daß in einer starken Regenzeit Ueberschwemmung stattfindet und die Leute in große Noth kommen. Die ganze ebene Gegend, also das Niederland von der Küste bis zum Fuß der Berge, beträgt etwa 12—18 Stunden von Ost nach West. Obgleich sehr fruchtbar, ist doch der größere Theil dieses Niederlandes eine völlige Wildniß, theils in Folge der Ueberfälle der Wasegua, welche von Süden her den Fluß überschreiten, theils in Folge der Trägheit der Bewohner. Der Berg, welcher der Küste am nächsten und am nördlichen Ufer des Pangani liegt, ist der Tongue, dessen Umgegend äußerst fruchtbar sein soll. Vor 12 Jahren sollen viele Dörfer und Plantagen an und auf diesem Berge gewesen, aber von den Wasegua zerstört worden sein. Die Bewohner zogen sich mehr nach Norden auf die Berge Mringa und Pambire zurück. Die Wasegua verschafften sich nämlich Feuerwaffen in Sansibar (wo der beginnende europäische und amerikanische Handel Gewehre in Masse einführte), und überfielen die Wasambara, welche damals noch nicht an Feuerwaffen gewöhnt waren.

Die verlassene Gegend von Tongue wurde jetzt ein Wald und eine Behausung der Elephanten und Büffel. Die früheren Bewohner haben indessen ihre fruchtbare Heimath noch nicht vergessen, und erharren nur die Zeit, wo sie mit Sicherheit wieder auf den Tongue zurückkehren können. Ein großer Wald mit schönen Bäumen, auch Wasser soll auf dem Berg anzutreffen sein. Kein Wunder, daß mir Mind-

schie Mindschie diesen Berg zu einer Missions-Niederlassung empfahl, die man größtentheils zu Wasser erreichen könnte.

23. Febr. Mit Tagesanbruch wurde das Kriegshorn geblasen und ein Soldat lief im Dorf umher und schrie mit einer lauten Stimme: „Macht euch bereit, ihr Wasambara-Soldaten, die Mazumbe, d. h. die Könige (der Wessir und die zwei Gouverneure) wollen abreisen.“ Das ganze Dorf kam auf einmal in Bewegung, denn die Leute freuten sich über ihre Abreise, weil die Soldaten sich gewaltthätig betragen und den Leuten Hühner und andere Dinge weggenommen hatten. Der Eigenthümer meines Hauses hatte seine Schätze vergraben aus Furcht vor den Soldaten. Die Abgabe, welche die Pangani-Leute dem König Kmeri dießmal gegeben hatten, war nicht gerade schwer und belief sich auf 200 Amerikano, oder Baumwollenzeug aus Amerika im Werth von 50—60 Thaler. Diese Abgabe wird nur alle zwei oder drei Jahre erhoben, wenn der Wessir an die Küste kommt. Bei der Abreise der Mazumbe wurde mir gesagt, daß sie jetzt nach Madanga, einem Dorfe etwa 3 Stunden von der Küste entfernt, gehen, dort den Tribut erheben und dann übermorgen nach Fuga abreisen wollten, daß ich daher in Madanga mit ihnen zusammentreffen sollte. Nach ihrer Abreise kamen viele Leute, mich zu besuchen, über meine Reise zu fragen, über religiöse Gegenstände zu reden, auch zu streiten und um allerlei Dinge zu betteln. Mein Mnika Abbegundscha, der das Wort Gottes liebgewonnen hatte, war mir eine große Hülfe. Es ist ein unschätzbarer Segen, wenn man unter solchen Verhältnissen auch nur eine Seele hat, die den Missionar versteht und mit ihm ein Ziel verfolgt. Die Muhamedaner ärgerten sich oft und wollten es nicht glauben, daß ein Mkafiri (Heide) das Engil (Evangelium) angenommen habe. Sie sahen mich mit ihm beten und das Wort Gottes lesen und betrachten.

25. Febr. Ich hörte heute, daß eine große Karawane von Pangani- und Tanga-Leuten im Begriff sei, von der Küste abzureisen und nach Nderserreani im Masai-Land zu gehen. Die Elfenbeinhändler umziehen Bondei und Usambara in

östlicher und nördlicher Richtung, bis sie die Pare-Berge erreichen, von wo an sie bei Mageioni mehr westlich gehen nach Aruscha, dann nach dem Berg Mlozo, den sie jedoch rechts liegen lassen. Von dort an gehen sie wieder mehr nördlich und endlich östlich in das Wakuafi-Land Kiwia, wo sie vor einigen Jahren Kameele kauften, von denen aber nur drei die Küste von Tanga erreichten. Die Handelsleute leben 8—10 Monate lang bloß von Fleisch und Milch, da sich keine andere Speise im Wakuafi- und Masai-Land findet. Auch die Leute von Barawa besuchen das Land Kiwia, das unter dem Breitengrad von Barawa zu liegen scheint.

Kmeri, der König von Usambara, soll mit 300 Frauen nicht weniger als 400 Kinder gezeugt haben. Irgend eine schöne Frau soll die Freiheit und Erlaubniß haben, zum König zu gehen, um sich in den Zustand der Schwangerschaft versetzen zu lassen. Das Kind wird nach seiner Geburt zu dem königlichen Geschlecht gerechnet, und bei seiner Volljährigkeit mit einer Regierungsstelle betraut.

Kmeri handelt also bei seiner Vielweiberei nicht bloß aus sinnlichen, sondern zugleich auch aus politischen Gründen. Ganz anders handelt der Despot von Schoa, dem es bei seinen 500 Weibern nur um Befriedigung der Lust zu thun ist, denn die königlichen Kinder werden insgesammt eingesperrt, sobald der Nachfolger den Thron eingenommen hat. Dieß geschieht darum, damit sie sich nicht in die Politik einmischen können. In Usambara dagegen wird darauf gedrungen, daß möglichst viele Söhne und Töchter unter der Oberleitung des seblstständigen Löwen das Land beherrschen.

Ich erreichte Abends spät Madanga, wo die Mazumbe mich freundlich empfiengen und für meine Wohnung und Nahrung bestens sorgten. Gewiß, eine Monarchie ist dreimal besser, als eine Republik, sei sie eine wilde oder civilisirte.

26. Februar. Als es Tag geworden war, verkündigte das Kriegshorn die Marschorder des Mdoe, der von Madanga aufbrach. Wir reisten zuerst über eine ebene, gras- und

holzreiche Gegend. Unser Weg war gut und sehr betreten. Um 10 Uhr fing die Sonne an sehr heiß zu werden. Um Mittag passirten wir die Dörfer Muasagnombe, Kumburi und Dafa, welche zu dem District des Gouverneurs Abdalla gehörten, der uns hier verließ. Um 2 Uhr wurden wir von einem Regen überfallen. Das Dorf Nugniri, das ich auf meiner ersten Reise kennen lernte, ließen wir Rechts liegen. Ich vernahm, daß die königliche Tochter, die ich 1848 in Nugniri sah, unterdessen auf eine andere Stelle versetzt worden sei. Um 3 Uhr passirten wir den schönen Fluß Mkulumusi *), welcher aus den Bergen von Bondei (die Wanika sprechen Bondeni) entspringt. Die Gegend um den Fluß herum ist angebaut und sehr fruchtbar. Man sieht überall Dörfer der Waschinsi. Westlich sieht man den Berg Magira, auf dem eine königliche Prinzessin residirt, und noch höher erhebt sich der Berg Mringa, den ein Bruder Kmeri's beherrscht. Um 5 Uhr Nachmittags erreichten wir das große Dorf Dschumbi, wo Muigni Hattibu, der Gouverneur von Pambire, residirt. Pambire ist ein kleiner isolirter Hügel und nicht zu verwechseln mit dem Mringa, welcher den höchsten Punkt der ersten Bergreihe von Bondei bildet, und in Wassin, Tanga und überhaupt weit von der See aus gesehen wird. Er bildet eine natürliche Festung, welche aus einem ungeheuren Felsen besteht, welcher wie eine Mauer himmelan strebt. Der Berg hat viel Holz und wird von Waschinsi bewohnt.

Bei meiner Ankunft in Dschumbi versammelten sich viele Leute, um mich zu sehen; sie betrugen sich aber so höflich, bescheiden und stille, daß ich mich sehr verwunderte. Niemand belästigte mich mit Betteleien, noch mit Berührung meiner Kleidung, oder meines Körpers. Der Gouverneur schlachtete

---

*) Der Leni, Umba, Mgambo, Mkulumusi und Pangani sind die 5 Hauptflüsse des Waschinsi-Landes. Man könnte dieß das ost-afrikanische Pendschab, d. h. Fünfströme-Land nennen, nur daß diese Flüsse nicht so wichtig sind, als die 5 Ströme in Indien.

eine Kuh für mich und den Wessir, der noch auf dem Weg hinter uns war. Der große Unterschied zwischen der Monarchie von Usambara und der zügellosen Republik der Wanika und Wakamba fiel selbst meinen zwei Wanika-Knechten auf, und sie konnten die Ordnung des Landes nicht genug rühmen.

27. Februar. Die großen Ameisen plagten mich sehr in letzter Nacht. Viele Waschinsi kamen heute, um mich nach dem Zweck meiner Reise zu fragen. Abbegundscha betete laut vor den Muhamedanern, deren es Viele in Dschumbi giebt. Es ist ein Glück für die Waschinsi, daß sie keine, oder nur wenig Kokos-Bäume haben, weßhalb sie sich nicht wie die Wanika betrinken können.

Im Laufe des Tages machte ich einen Ausflug an den Fluß Mkulumusi und nach dem großen Dorf Unguaro südlich von Dschumbi. Was die Masse der Bevölkerung betrifft, so würde Dschumbi sich für eine Missionsstation eignen, aber die Gegend ist zu niedrig und deßhalb dem Fieber unterworfen. Muigni Hattibu wünschte sehr, daß ich mich bei ihm niederlassen möchte, aber sein Beweggrund war nur zeitlicher und selbstischer Art, da er von mir von Zeit zu Zeit Geschenke zu erhalten hoffte.

28. Febr. Ich reiste von Dschumbi ab ohne den Mdoe, der krank geworden war. Um 9 Uhr Vormittags begannen wir kleine Hügel hinanzusteigen. Den hohen Berg Mringa ließen wir südlich liegen. Nördlich von ihm passirten wir einen Bach, der Mruka heißt und in den Mgambo-Fluß geht. Während wir an dem Bach saßen, kam ein Sohn Kmeris, der eine kleine Regierungsstelle in der Nachbarschaft besaß, und bat mich um einen Feuerstein für seine Flinte. Da seine Bitte eine so bescheidene war, so gab ich ihm zwei Steine, womit er äußerst zufrieden war. Wie verschieden, dachte ich, ist dieses Land von Abessinien, wo der geringste Schulze ein Bettler ist und sich kaum mit 5 bis 6 Thalern zufrieden stellen läßt! Noch nie habe ich so leicht gereist, als in Usambara, weil mich hier das Ungeheuer der ewigen

Bettelei in Ruhe ließ, wenigstens sehr bescheiden auftrat. Und was die Sicherheit betrifft, so glaube ich nicht, daß es in irgend einem europäischen Lande sicherer sein kann, als in Usambara, vorausgesetzt, daß das Land sich nicht im Kriegszustande befindet. Die Gegend um den Mruka herum ist äußerst romantisch und erinnerte mich an manche Gegend der Schweiz und des Schwarzwaldes. Der Mruka fließt durch eine tiefe Felsschlucht, auf deren beiden Seiten ein schöner Wald sich ausbreitete. Nachdem wir uns mit Bananen, Fleisch und dem kühlen Wasser des Baches erquickt hatten, zogen wir weiter durch einen schönen Wald, in dem wir um Mittag etwas ausruhten. Da ich mich unvorsichtiger Weise auf den feuchten Boden ohne Haut oder Matte gelegt hatte und eingeschlafen war, so erwachte ich mit Fieber, vertrieb es aber bald durch angestrengten Marsch, der mich in Schweiß brachte. Abends erreichten wir das Dorf Kadango, das auf einem Hügel liegt und von Mbikiri, einer Tochter Kmeri's, beherrscht wird, die so sehr ihrem Vater an Größe und Ausdruck ähnlich ist, daß die Abstammung nicht zweifelhaft sein kann. Sie gab mir sogleich ein Schaf und einen Brei von Welschkorn, wofür ich ihr ein Amerikano gab, obwohl ihr ein Bersati (farbiges Kleid), im Werth von ½ Thaler, lieber gewesen wäre. Sie wird von ihren Unterthanen sehr geliebt wegen ihrer gerechten und milden Regierungsweise. Sie ist verheirathet, aber ihr Mann darf sich nicht in die Regierung mischen. Wie in Dschumbi, so in Kadango, benahmen sich die Leute sehr ehrerbietig gegen mich und Keiner versuchte, etwas von mir zu betteln. Die Leute sprachen das reine Kischinsi, nur Wenige verstanden Suahili, daher es mir schwer wurde, über geistliche Sachen mit ihnen zu reden. Kischinsi ist der Hauptdialekt in Bondei, d. h. in der Gegend zwischen der Seeküste und dem Kerenge-Thal im Westen. Der Kischinsi-Dialekt hat die nächste Verwandtschaft mit der Sprache der Wasegua-Stämme, während die eigentliche Sprache von Usambara mehr mit der in Pare und Ngu verwandt ist. Ein Missionar in diesem Land hat eine große philologische Auf-

gabe vor sich, er muß zuerst Kischinsi, Kisambara und Kisegua, dann Kipare und Kingu lernen. Es ist nicht möglich, ein wahrhaft umfassendes Wörterbuch der südafrikanischen Sprachfamilie zu schreiben, so lange man nicht die meisten Dialekte aufgefaßt hat. Ein Dialekt erklärt und erweitert den andern. Ich wußte z. B. nie, wie ich das Wort „yuna wasimu, er ist wahnsinnig," im Suahili erklären sollte, bis ich erfuhr, daß „wasimu" in Kisambara „Geister" und zwar „böse Geister" bezeichnet. Also „er hat böse Geister," d. h. er ist wahnsinnig, hat den Verstand verloren.

29. Febr. Wir reisten in aller Frühe von Kadango ab und erreichten bald den Fluß Sidschi, welcher von den Wadigo Mgambo genannt wird. Er war 2½ Fuß tief und etwa 40 Ellen breit an der Stelle, wo wir ihn passirten. Nachdem wir den Fluß überschritten hatten, mußten wir durch hohes Gras und bisweilen durch Moräste und über Bäche wandern. Die Bäche Schelungu und Schimdoe sind die wichtigsten. Den Schimdoe überschritten wir, ehe wir den 4000 Fuß hohen Berg Kombora hinanstiegen. Der Kombora ist eigentlich eine Bergkette, die sich von Nord nach Süden erstreckt. Bis jetzt hatten wir nur kleinere Hügel von 600—800 Fuß überschritten, jetzt erst stiegen wir in die Alpenregion empor. Der Kombora ist Anfangs nicht sehr steil, erst gegen die Mitte hin wurde der Weg äußerst schwierig und schlüpfrig, so daß ich alle Kraft anstrengen mußte, um weiter zu gehen. Wir kamen meist durch Wälder, Gebüsche, hohes Gras und Bambusrohr, welches sehr lang und dick ist. Das beständige Steigen erschöpfte zuletzt alle meine Kraft, so daß ich alle 30 oder 40 Schritte mich auf den Boden niederlegen und einige Minuten ausruhen mußte. Meine Brust und Füße schmerzten mich sehr. Oft sagte ich zu mir selbst: ich will lieber zweimal nach Dschagga und Ukambani gehen, als in diesem steilen Gebirgsland reisen. Die Eingeborenen machen sich freilich nichts aus dem Bergsteigen, an das sie von Kindheit auf gewöhnt sind. Wie Katzen klettern sie an den Felsen hinauf, mit der Last auf ihren Köpfen. Sie lachen deß-

halb auch über die Niederländer, welchen das Reisen auf den Höhen sehr sauer geschieht.

Wir erreichten um 6 Uhr Abends die Spitze des Kombora, wo wir eine großartige Aussicht auf die See und auf die hohen Nachbarberge und Thäler hatten, zum Lohn unserer Anstrengung. Ich war sehr froh, in dem Waschinsi-Dorf Hingo ein Nachtquartier in einer halb vollendeten Hütte zu finden, denn ich war sehr müde und hungrig. Die armen Leute hatten uns nichts zu geben als ein wenig Welschkorn und Mahuti, d. h. Bananen. Wie einfach und still doch diese Leute auf ihren hohen, kalten und melancholischen Bergen leben! Man hört kein Geschrei, keinen Streit; man sieht keinen Betrunkenen, keine Götzen. Jeder geht seinen Weg still vor sich hin, und scheint bei der Viehzucht und dem Ackerbau harmlos und glücklich zu sein. Aber wer möchte denjenigen Menschen glücklich nennen, der ohne Gott, ohne einen Heiland und Erlöser, ohne Hoffnung des ewigen Lebens dahingeht in Finsterniß und Schatten des geistigen Todes, in der Entfremdung von dem Leben, das aus Gott ist? Wenn einmal das Evangelium zu diesen Leuten kommt, alsdann wird es sich zeigen, ob sie so empfänglich für die Wahrheit sind, als ihre Einfachheit und Harmlosigkeit zu versprechen scheint. Vielleicht wird ihr Aberglaube, ihre Furcht vor bösen Geistern dem Evangelium ebenso große Hindernisse entgegen stellen, wie der ausgebildete Götzendienst anderer Völker. Freilich muß am Ende die Sonne der Gerechtigkeit Jesu Christi auch die Nebel und Schatten dieser von der übrigen Welt abgeschlossenen Bergbewohner vertreiben, wo dann der Glockenton von Berg zu Berg, von Thal zu Thal gehört werden und diese Bergleute zum Preis und zur Anbetung Gottes versammeln wird. Alsdann wird die wichtige Bestimmung und Stellung dieses wunderbaren Alpenlandes, das in mineralogischer und zoologischer Beziehung noch manche verborgene Schätze zu Tag legen wird, erst recht klar werden.

1. März. Wir verließen frühe das Dorf Hingo, das von Wasegedschu bewohnt ist. In dem Streit zwischen den Wa-

digo und den Wasegedschu wanderte ein Theil der letztern nach dem Kerenge-Thal aus, von wo einige Familien auf den Kombora-Berg zogen und das Dorf Hingo gründeten. Ich habe immer großes Mitleiden mit den Ueberresten zerstreuter oder vertilgter Stämme, weil ich glaube, daß Gott, wie sein Gericht und seine Gerechtigkeit, so auch seine Gnade und Güte an einem solchen Volk offenbaren will, wenn seine Stunde gekommen ist. Die Wanika, Wakamba, Wandurobbo, Wasegedschu und mehrere andere Stämme sind solche Bruchtheile, die aus ihrer ursprünglichen Heimath vertrieben wurden.

Von Hingo aus stiegen wir noch höher hinauf auf einen andern Theil des Kombora, bis wir wieder durch einen Wald von Banana-Bäumen und Zuckerrohr in eine tiefe Schlucht hinabsteigen mußten, wo wir einen kühlen Bach fanden. Als wir diesen überschritten hatten, mußten wir wieder mehrere Stunden lang einen hohen Berg hinansteigen, auf dessen Spitze das Dorf Kisara steht, wo wir einkehrten, und von wo aus ein Sohn Kmeris die Umgegend beherrscht. Von diesem Dorfe aus hatten wir eine majestätische Aussicht in das Thal von Kerenge und auf die hohen Berge von Usambara. Der Gouverneur von Kisara sagte uns, daß erst vor einigen Tagen etwa 800 Masai durch das Thal gezogen seien, um den Wasegua ihr Vieh abzunehmen. Da die Wasegua Feinde des Königs sind, so hindert dieser die Masai nicht, durch sein Land zu ziehen, wiewohl ich glaube, daß er den Räubern den Durchzug mehr aus Furcht, als aus Politik gestattet, — denn den Masai und Wakuafi wagt kein ostafrikanisches Volk zu widerstehen.

2. März. Wir verweilten heute in Kisara, da meine Leute den kranken Mdoe erwarten wollten, der langsam uns nachzureisen versprochen hatte. Aus diesem Grund hatten uns auch seine Soldaten durch die steilsten und gebirgigsten Gegenden geführt, um ihrem Herrn Zeit zur Wiedergenesung zu lassen, der dann auf dem besten Weg nachkommen sollte,

denn er wollte die Ehre haben, mich persönlich bei Kmeri einzuführen.

Mindschie Mindschie gab mir heute einige Nachricht über die Dynastie des Königs Kmeri. Dieser soll der vierte Monarch sein, seitdem das Reich Usambara besteht. Sein Urgroßvater, welcher die Herrschaft gründete, soll von den Ngu-Bergen stammen, welche 3 oder 4 Tage südwestlich von Usambara liegen, weßwegen die Waengu und Wasambara auf freundlichem Fuß mit einander stehen und einander besuchen, wiewohl es theils der Wasegua, theils der Wakuafi wegen gefährlich sein soll, die große Ebene zwischen Usambara und Ngu zu durchreisen.

Die ersten zwei Könige besaßen blos Usambara bis Bondei, welche Provinz erst von dem Vater Kmeris erobert wurde. Kmeri selbst war in seinen jüngern Jahren ein großer Krieger, der sein ganzes Gebiet bis an den Pangani bereiste. Sein Reich war früher ausgedehnter, ehe er einen Theil des Wadigo-Landes, den Berg Msihi im Nordosten und den Berg Mafe im Süden, verlor. Auch im Wasegua-Land verlor er seinen Einfluß in Folge des europäischen Handels, welcher Feuergewehre nach Sansibar brachte, die sich die Wasegua zuerst aneigneten und gegen die Heere des Königs gebrauchten. Der Feuergewehr-Handel in Ostafrika wird zuletzt die Folge haben, daß es den Küstenvölkern, also namentlich den Suahilis, immer weniger möglich sein wird, in's Innere zu gehen, weil, wenn die Binnenvölker einmal Feuerwaffen haben, das Reisen viel schwieriger werden muß. Wenn aber die Suahilis kein Elfenbein mehr aus dem Innern bringen können, was wollen die Europäer in Sansibar anfangen? Alsdann werden sie zu spät erkennen, daß sie besser gethan hätten, wenn sie auf den schnellen Gewinn, den sie durch den Gewehrhandel machten, verzichtet und nur unschädliche Artikel auf den ostafrikanischen Markt gebracht hätten. Es bleibt dann nichts anderes übrig, als daß die europäischen Mächte in Ostafrika erobernd auftreten, um dem Handel die verschlossenen Kanäle wieder zu eröffnen. Wenn doch die Welt

es glauben wollte, daß jeder krumme und verkehrte Weg in der Politik, wie im Handel, im Verlauf der Zeit sein eigenes Gericht findet, und gerade mit dem gestraft wird, womit man sündigt! Aber die Kinder dieser Welt erkennen es nicht, sie wollen weiser sein, als das Wort Gottes, das in allen Dingen, also auch im Handel und in der Regierung der Völker, die richtigen Grundsätze lehren kann. Gott läßt freilich die selbstsüchtigen Menschen eine Zeit lang ihr Wesen treiben und in die Nähe gewinnen, aber Er wendet es so, daß sie in die Weite verspielen und zu Schanden werden; Er läßt sie ihre Grundsätze ausführen und auswirken, bis sie durch Schaden einsehen müssen, daß Gottes Wort allein das rechte Licht ist für Zeit und Ewigkeit. O wie wird die Weltgeschichte die göttliche Bibel noch rechtfertigen, und wie wird die Bibel des natürlichen Menschen, die auf die eigene Vernunft und die Selbstsucht des Menschen gegründet ist, zu Schanden werden! Bis dahin kann Gott wohl warten und alle die, welche auf ihn trauen. Die Geschichte wird die beste Apologie der Bibel und des wahren Christenthums sein.

Im Verlauf des Tages bemerkte ich ein Vorkommniß, das mir einen neuen Blick in den Aberglauben der Suahili gab. Mein Knecht Hussein aus Sansibar saß auf dem Boden meiner Wohnung und scharrte mit den Händen wie ein Rasender im Sand, während er zu gleicher Zeit einige unverständliche Worte aussprach. Ich ließ ihn eine Zeit lang sein Wesen treiben, endlich aber unterbrach ich ihn mit der Frage, was seine Raserei zu bedeuten habe? Er erwiederte, er wolle im Sand nach einem Stern sehen, aus dem er vorhersagen könnte, ob unsere Reise durch das Thal Kerenge glücklich von Statten gehen, oder ob wir mit den Masai zusammentreffen würden. So thun die Suahili manche Werke der Finsterniß, wodurch sie sich Einfluß und Gewinn unter den Heiden erwerben wollen.

Die Wasambara heißen die Suahili „Waunguana," d. h. freie Leute, zum Unterschied von ihnen selbst. Sie betrach-

ten nämlich sich selbst als Sclaven*) im Vergleich mit den Muhamedanern an der Küste, die zwar auch unter der Herrschaft Kmeri's stehen, aber viel mehr Freiheit haben, als die Waschinsi und Wasambara, welche z. B. weder zu Pferd noch zu Esel reiten, noch ein gutes Kleid tragen, noch in ferne Länder reisen dürfen, während dieß Alles den Suahilis nicht verboten ist. Kmeri weiß nämlich wohl, daß die Suahilis durch ihre Verbindung mit den Arabern ihm gefährlich werden könnten, wenn er sie zu streng behandeln würde. Auch hier können wir wieder Schoa mit Usambara vergleichen, denn während der Schoaner-König den Muhamedanern seines Reiches erlaubt, nach der Küste zu reisen, verbietet er es seinen christlichen Unterthanen strenge. Auch dürfen diese ohne seine besondere Erlaubniß weder Silber noch Gold, noch köstliche Kleider tragen, auch nicht einmal Honigwein bereiten, was den Muhamedanern nicht verwehrt wird. Die Wasambara legen es, wie die Schoaner, nicht darauf an, große Reichthümer zu sammeln, da sie fürchten müssen, die Eifersucht und die Habgier des Königs und seiner Gouverneure zu reizen. Usambara würde übrigens in einem bedenklichen sozialen Zustand sich befinden, wenn nicht die eiserne Hand des Königs über seinen Bewohnern waltete. Ein jeder kleine Schulze oder König würde auf seinem Berg sich empören und unabhängig sein wollen, und so würde der Verkehr in und mit diesem Lande zu einer Unmöglichkeit werden. Es wäre gut, wenn die streitsüchtigen und besoffenen republikanischen Wanika und Wakamba wenigstens eine Zeit lang die Macht eines afrikanischen Löwenkönigs fühlen müßten.

3. März. Als wir im Begriff waren, von Kisara abzureisen, kam ein Eilbote von dem Wessir, mit dem Befehl

---

*) Als ich einmal einen eingeborenen Msambara fragte, ob es in seinem Land auch freigelassene Sclaven gebe, antwortete er: Bei uns kann Niemand einen Sclaven freilassen, denn wir sind Alle Sclaven des Zumbe (Königs), der unser Mulungu (Gott) ist.

an die Soldaten, die bei mir waren, unverzüglich nach Dschumbi zurückzukehren, da ihre Hülfe zur Züchtigung eines rebellischen Waschinsi-Dorfes erforderlich sei. Die Soldaten gehorchten und reisten sogleich ab, denn ein ungehorsamer Soldat würde in Usambara in die Sclaverei verkauft werden. Nach der Abreise der Soldaten ließ der Gouverneur von Kisara mein Gepäck durch seine Bauern nach dem Dorf Utinde transportiren, wo wir auf den Wessir warten sollten. Wir hatten Berge auf- und abzusteigen auf sehr ermüdende Weise, ehe wir Utinde erreichten, das auf einem der höchsten Berge von Bondei liegt. Das steile Auf- und Absteigen und Reisen über Bäche und durch dickes Gehölz hätte uns fast zur Verzweiflung bringen mögen. Meinen ohnehin schlechten Esel hatte ich vom Fuß des Kombora an bis nach Utinde gar nicht gebrauchen können; ja, er verursachte mir nur Noth, da wir Mühe hatten, ihn über die im Wege liegenden Felsblöcke und Baumstämme und über die steilen und schlüpfrigen Abhänge hinwegzubringen. In Utinde war es so kalt, daß ich nicht außerhalb meiner Hütte schlafen konnte, wie ich im Niederland zu thun gewohnt war, um dem Rauch und der Hitze der Waschinsi-Hütten zu entgehen.

Die Bergspitze, auf welcher das Dorf Utinde erbaut ist, hat eine Ebene von kaum 50 Ellen Breite, und der höchste Punkt besteht aus einem Granitblock, welcher wie eine senkrechte Mauer sich erhebt und eine uneinnehmbare Natur-Festung bildet. Von diesem Punkte aus konnte ich beinahe das ganze Reich Kmeri's überblicken, und ich konnte mich nicht erinnern, eine großartigere Aussicht in irgend einem afrikanischen Lande gehabt zu haben. Ich konnte mich nie dem Rand dieses Felsens nahen, ohne Schwindel zu bekommen und mußte mich schnell davon wegwenden. Ganz anders benehmen sich die Eingebornen, welche an diesem furchtbaren Abgrund ohne Gefahr umher laufen und daselbst ihre schwarzen Kühe, Schafe und Ziegen weiden. Ich konnte in das wenigstens 5000′ tiefe Thal Kerenge hinabsehen und alles Land überblicken, das rückwärts und vorwärts vor mir lag, be-

sonders den hohen Berg von Bumburri, wo der Kronprinz residirt. Der District von Utinde ist von einem Sohne Kmeri's beherrscht, der seinem königlichen Vater gar nicht ähnlich ist. Der kleine Löwe gab uns nichts zu essen als Bananen, weßhalb wir nicht lange bei ihm zu verweilen wünschten.

4. März. Da uns der Gouverneur so sparsam verköstigte, so verließen wir Utinde, wurden aber bald von ein paar Leuten eingeholt, welche uns sagten, daß der Wessir heute ankommen, und daß der Gouverneur uns mit mehr Speise versehen werde. Obwohl wir Ursache hatten, diesen Bericht zu bezweifeln, entschloßen wir uns doch, bis Morgen zu warten, und wir kehrten daher in das Dorf zurück.

Ueber die Dynastie des Herrschers auf dem Berg Msihi, den ich im Osten des Kerenge-Thales sah, erhielt ich folgende Nachricht. Kmeri's Vater übergab die Regierung auf dem Berg Msihi einer seiner Töchter, welche einen Eingeborenen heirathete, dem sie mehrere Söhne gebar. Als diese erwachsen waren, bestimmten sie die Mutter, sich von dem König unabhängig zu machen. Der König, der von der Empörung Nachricht erhielt, sandte sogleich eine Armee, aber diese konnte die starke Festung nicht erobern, indem die Feinde Steine auf die Soldaten herabwälzten. Der gegenwärtige König hielt es deßwegen für besser, die Unabhängigkeit der neuen Dynastie anzuerkennen und auf freundlichem Fuße mit derselben zu stehen. Beide Herrscher sollen einander von Zeit zu Zeit Geschenke senden. Die Hauptstadt von Msihi heißt Bungu. So lange die Leute von Msihi mit Usambara in Feindschaft waren, war es sehr gefährlich, das Kerenge-Thal zu passiren und Reisende wurden oft getödtet. Der Herrscher von Msihi soll es gerne sehen, wenn Suahilis zu ihm kommen und Handelsartikel bringen.

Die Dynastie auf Msihi hat sich nach den Sitten und Gebräuchen von Usambara gestaltet, wo der regierende König und sein Thronfolger verschiedene Namen führen. Wenn nemlich der regierende König Kmeri heißt, so heißt der Kron-

prinz oder Thronfolger Sebuke (oder Schebuke), der immer in der Provinz Bumburri residiren muß. Sobald der herrschende König gestorben ist, so begiebt sich der Nachfolger nach der Hauptstadt Fuga, wo er zum König ernannt wird. Der erste Sohn, der ihm nach seinem Einzug in Fuga, also nach der Königs-Krönung geboren wird, wird der künftige Thronfolger, folglich ist es nicht immer der älteste Sohn, der König wird, sondern nur derjenige Sohn, der nach seinem Regierungs-Antritt zuerst geboren wird. Sobald dieser Sohn mannbar wird, geht er in seine Provinz Bumburri, welche nur von dem Kronprinzen beherrscht werden darf. Diese Sitte der Königstitel soll aus dem Ngu-Land stammen und auch in dem kleinen Reich Msihi eingeführt worden sein. Der neue König entläßt dann sogleich alle Kinder des verstorbenen Herrschers, und setzt seine eigenen Nachkommen zu Gouverneuren der Provinzen und Distrikte ein. Man muß sich wundern, daß die Abgesetzten nie rebellirten, außer in dem Fall von Msihi.

5. März. Da der Wessir nicht ankam, und wir noch sehr über Mangel an Speise zu klagen hatten, so verließen wir Utinde, wo es bei Nacht empfindlich kalt war. Ein dicker Nebel lag auf dem Berg, als wir anfiengen, auf einem steilen und schwierigen Weg in das Kerenge-Thal hinabzusteigen. Wir brauchten gegen 4 Stunden, bis wir unten ankamen. Das Thal ist an dem Punkt, wo wir es durchschnitten, völlig unbewohnt. Wir brauchten über eine Stunde, bis wir an den Fluß Ngerea oder Luengera kamen, welcher in Bumburri entspringt und in den Lufu oder Rufu geht, der an der Küste Pangani genannt wird. Meine Leute fürchteten sich sehr, die Wildniß des Thales zu durchwandern, und ich mußte mich daher an die Spitze stellen, um ihnen Muth einzuflößen. Als wir die Westseite des Thales erreicht hatten, fingen wir an, nach und nach aufzusteigen. Auf der Spitze des ersten Berges, den wir erstiegen hatten, fanden wir eine große Plantage mit Zuckerrohr, das wir uns schmecken ließen. Wir mußten dann nach einem Gang von

etwa 100 Schritten abermals in ein tiefes Thal hinabsteigen, wo wir wieder Zuckerrohr in Fülle antrafen. Unser Weg führte dann bald wieder aufwärts. Gegen Abend erreichten wir das große Dorf Dschairi, wo wir zu unserem Erstaunen bemerkten, daß wir von Utinde aus einen weniger gebirgigen Umweg hätten machen können, daß uns aber der Soldat des Wessirs absichtlich den schlechtern Weg geführt hatte, um uns aufzuhalten, bis sein Meister nachkommen könnte. Wir durften Dschairi nicht betreten, ehe der Soldat und Mindschie Mindschie mit dem Schulzen des Orts gesprochen hatten. Die Einwohner dieses Dorfes gehören zu dem Wambugu-Stamm, welcher ursprünglich im Wasegua-Land wohnte, aber, von den Masai beunruhigt, auf die Berge von Usambara floh, wo diese Leute Ackerbau und Viehzucht treiben und ihre alten Sitten beibehalten. Die Frauen tragen eine große Masse von dicken Glasperlen um den Hals und hängen sie überdieß in die durchlöcherten Ohrläppchen. Die Masse Glasperlen beträgt oft 4—6 Pfund. Der alte Gouverneur nahm uns gastfreundlich auf, und versah uns mit Milch und einem Brei von Bananen und Welschkorn. Da wir sehr hungrig waren, ließen wir uns nicht zweimal zu dieser Mahlzeit rufen. Des Nachts mußte ich in einem Viehstall schlafen, da mir der Schulze nicht erlauben wollte, außerhalb der Hütte die Nacht zuzubringen, weil es, wie er sagte, in der Umgegend viele Löwen gebe, was ich aber nicht recht glauben wollte.

6. März. Wir hielten einen Rasttag in der Hoffnung, der Wessir werde heute ankommen. Die Ruhe war mir übrigens ganz willkommen, weil ich in Folge der vorausgegangenen Strapazen sehr an den Füßen litt. Ich benützte die Zeit zum Lesen und Betrachten des Wortes Gottes, und zum Beten mit Abbegundscha, der mir eine große Hülfe auf dieser Reise war. Ich der Nachbarschaft war heute ein Gulio, d. h. ein Markt, wo die Leute Salz, Bananen, Hühner, Schmalz, Glasperlen, Kleider u. s. w. gegen andere Artikel eintauschten.

Ein Eingeborener erzählte mir Einiges über die wilden Masai. Sie sollen sich vor den Flinten der Suahili gar nicht fürchten, sondern ihnen mit Spieß, Schild und Keule ruhig entgegen gehen, weil es ihrem Nationalstolz entgegen sei, sich vor dem Tod grauen zu lassen.

7. März. Nachdem wir Dschairi verlassen und einen Bach, der in's Kerenge-Thal geht, überschritten hatten, mußten wir wieder aufwärts steigen. Die Sonne, welche heiß aufgegangen war, vermehrte bedeutend unsere Anstrengungen beim Aufsteigen des Berges. Von Tag zu Tag wurde ich dieser erschöpfenden Reise immer mehr müde, und wünschte ihr Ende. Auch meine Leute waren sehr unlittig wegen der beständigen Windungen und des Auf- und Absteigens in diesem sonderbaren Land. Hier zogen wir an einem Abgrund hin, dort konnten wir nur einen Busch oder etwas Gras ergreifen, um den steilen Pfad hinauf zu klettern. Im Aufsteigen schmerzten mich die Sehnen meiner Fußknöchel, im Herabsteigen fühlte ich Schmerzen in den Knieen und Schenkeln. Nach freiem Belieben konnten wir nicht reisen, da wir uns nach der Entfernung und der Lage der Dörfer richten mußten, wo wir Speise und Wohnung finden konnten, denn in Usambara würde ein Reisender, der im Walde oder außer einem Dorf übernachten wollte, für einen Räuber gehalten werden. Auch würden die Kälte und andere Umstände es nicht gestatten. Wir passirten heute mehrere Bäche, Zucker- und Bananen-Pflanzungen. An einer Stelle bemerkte ich den Mkindu-Baum, der dem Dattelbaum ähnlich ist, und eine eßbare Frucht hat. Sein Stamm ist sehr gerade und lang, aber nicht dick. Die Atmosphäre wurde Nachmittags ganz herbstlich. Ein Nebel überzog die Berge, löste sich aber bald in Regen auf.

Ich verwunderte mich oft über meine Wasambara-Gepäckträger, welche mit der größten Leichtigkeit die Berge auf- und abstiegen. In ein paar Minuten waren sie mir und meinen Wanika weit voraus. Sie legten sich dann auf den Boden und warteten bis wir sie erreichten, worauf sie

abermals vorauseilten und wieder Halt machten. Die Wasambara sind im Allgemeinen von mittlerer Größe, ihre Farbe ist etwas gelblich, ihr Körperbau stark genug zum Lastentragen. Sie leben auf die einfachste Weise. Geröstete oder gesottene Bananen ist alles, was sie brauchen und was sie an vielen Orten einzig und allein haben neben ihren Heerden. Die kühle Bergluft, die Einfachheit ihrer Lebensweise u. s. w. trägt, wie es scheint, hauptsächlich zu der guten Gesundheit bei, welche diese Leute genießen. Krankheiten sind unbekannt, Krätze und Rheumatismen ausgenommen.

Die gemeinen Leute haben gewöhnlich nicht mehr als Eine Frau. Nicht, daß sie nicht mehrere Frauen haben möchten, aber es fehlen ihnen die Mittel zur Anschaffung derselben, wenn ich mich so ausdrücken soll. Die Sorge für die Nahrung und Kleidung seiner Familie hält den armen Msambara-Mann ab, den fleischlichen Lüsten zu fröhnen, denen sich andere reichere Stämme ungestört hingeben. Usambara ist in Folge seiner Gebirgigkeit ein armes Land, viel ärmer als Bondei und das Niederland, das ein reiches sein könnte, wenn die Leute fleißiger wären. Aber auch selbst Usambara könnte reicher werden, wenn seine Bewohner die Schätze ihres Landes zu benützen verständen. Wie viele Mühlen und Fabriken könnten an den vielen Bächen dieses Landes errichtet werden! Freilich ist das Holz ziemlich rar, so daß an vielen Orten getrockneter Kuhdung zur Feuerung gebraucht werden muß, wie in Abessinien und in andern Ländern Afrika's.

Das Zuckerrohr, das wir heute fanden, war von besonderer Güte. Es war äußerst süß und saftig. Wir fanden es in tiefen und feuchten Schluchten, nie auf der Spitze, oder auf den dachartigen Seiten der Berge. Abends erreichten wir das Dorf Ponde, das eine Tochter Kmeri's beherrscht. Wir mußten mit einer heißen rauchigen und schmutzigen Hütte, in welcher Menschen und Thiere zusammenwohnten, zufrieden sein. Der Eingang oder die Thüre war nur für Ziegen und Kälber gemacht, und Menschen mußten buchstäblich auf den Knieen hineinkriechen.

8. März. Wir brachen von Ponde auf und reisten in großer Eile, da uns die königliche Prinzessin in Beziehung auf Nahrungsmittel sehr karg behandelte. Sie verlangte ein farbiges Kleid, das ich ihr verweigerte mit der Bemerkung, daß mein Gepäck in den Händen des Wessirs sei und daß, was ich habe, ich dem König schenken werde.

Je näher wir der Hauptstadt kamen, je mehr nahm die Rauheit der Berge ab. Wir hatten nicht mehr in tiefe Schluchten hinabzusteigen, sondern konnten über ziemlich ebenes Land marschiren, wo ich meinen Esel wieder gebrauchen konnte. Aber die Berge wurden jetzt auch kahler, gras-, gebüsch- und baumloser. Der Boden sieht ganz roth aus, daher die Wakamba sich hier nicht mit rother Erde zu bemahlen brauchen, sie dürften sich nur auf die Erde setzen, so würden ihre Kleider und ihr Körper bald eine rothe Gestalt gewinnen. Wo ich mich setzte, wurden meine Kleider und Hände sogleich roth gefärbt. Hie und da erblickte ich eine Tabak-, Bananen- und Zuckerrohr-Pflanzung, im übrigen sind diese Berge kahl, unfruchtbar und unangebaut. Sie sind dem Dotter eines zerbrochenen Eies, oder der Kuppel eines Thurmes sehr ähnlich. Auf diesen Kuppeln stehen die Hütten der Eingeborenen. Die Hauptstadt Fuga selbst steht auf einem solchen Kuppel-Berg. In dieser Beziehung sind diese Berge und Hügel den abessinischen Ambas ganz ähnlich. Und in der That die Wasambara heißen diese Art Hügel Kiambo, was auch „ein großes Dorf" bezeichnen kann, weil die Dörfer auf solchen Hügeln errichtet sind. Ich bemerkte auch einen Unterschied in der Gestalt des Viehes auf diesen Bergen. Die Ochsen sind nicht so wild wie in Bondei und in den niederen Gegenden. Ihre Haut ist meist schwarz und haarig. Sie haben Hörner, und Kühe oder Ochsen mit Höckern werden hier selten gesehen. Alles dieß entspricht ganz dem kalten und melancholischen Klima dieser Alpengegend.

Ein großer Bach fließt gegen Fuga, wo er sich südlich wendet und ins Kerenge-Thal geht. Ehe wir den Fuß des Hügels erreichten, auf dem Fuga liegt, passirten wir den

Hügel Muhesa, wo Kmeri neuerlich ein kleines Dorf anzulegen begonnen hat. Als wir den Ort passirten, feuerten meine Leute einen Salut zu Ehren des Königs, dessen Musketiere die kleine Kanonade erwiederten. Auf dem Weg nach Muhesa hatte ich eine schöne Aussicht auf den Berg Mafe, der in der Wildniß liegt, durch welche der Lufu oder Pangani von Westen nach Osten fließt. Der Mafe ist von Wasegua bewohnt und von dem Häuptling Kifuma beherrscht, welcher sich vor langer Zeit von Kmeri unabhängig gemacht und diesem viel Noth bereitet hat. In weiterer Entfernung von Mafe gegen Süden sah ich die Berge von Ngu, welche gegenwärtig von vielen Häuptlingen und nicht mehr von einem Alleinherrscher regiert werden.

Als wir am Fuß des Hügels der Hauptstadt Fuga angelangt waren, kam uns eine Schaar Soldaten entgegen, welche ihre Gewehre abfeuerten, um mich zu ehren. Sie geleiteten uns dann in eine der vielen Hütten, welche zum Gebrauch der Fremden nach Suahili-Art errichtet sind. Die Thür der Hütte war ziemlich hoch und weit, so daß man Licht genug im Zimmer hatte. Eine Bettstätte wurde sogleich herbeigeschafft und überhaupt alles gethan, was mich bequem logiren konnte. Mbereko oder Mtuma wa Zumba (Sclave des Königs), oder Scheich Schereso (unter diesen 3 Namen ist dieser Offizier bekannt), der General der königlichen Leibgarde erschien bald nachher mit einem Schaf und andern Lebensmitteln, die für mich und meine Leute bestimmt waren. Er hat außer seinen militärischen Funktionen noch das Amt, die Fremden und Besuchenden mit Speise und Trank zu versehen, mag der König in Fuga gegenwärtig oder abwesend sein. Auch hier sehen wir wieder eine Aehnlichkeit zwischen Schoa und Usambara. Nach einiger Zeit kam auch Bana Osman, ein Muhamedaner aus Sansibar, der als des Königs Leibarzt, Erzzauberer und Hofnarr figurirt. Er wurde vor mehreren Jahren von der Insel Kisiwani (im Pangani-Fluß) von Kmeri berufen, um kräftige Zauberzettel gegen Kifuma, den Häuptling von Mafe, zu

schreiben, der damals dem Kmeri besonders zu schaffen machte. Osman ist ein verständiger Mann, mit dem ich mich gerne unterhielt. Er begriff den Zweck meiner Reise. Gewöhnlich sind die Zauberer sehr stolz und anmaßend, was ich bei Osman nicht bemerkte, so hoch er auch beim König in Gunsten steht.

9. März. Mbereko und Mindschie Mindschie giengen nach Muhesa, um dem König meine Ankunft anzuzeigen und um ihn zu fragen, wann ich ihn sehen könne? Der General kam bald zurück mit der Nachricht, daß der König über meine Rückkehr nach Usambara sich sehr gefreut habe, daß er mir gerne erlauben werde, mich in Tongue niederzulassen; der Zauberer Osman habe schon vor langer Zeit um den Berg Tongue angehalten, zur Anlegung eines Dorfes für Handel und Ackerbau, aber der König werde den Berg Niemand anders geben, als dem Msungu (Europäer). Diese Nachricht war sehr ermuthigend. Zugleich benachrichtigte mich Mbereko, daß ich in Fuga warten solle, bis der Wessir mein Gepäck bringe, worauf er (der König) selbst nach Fuga kommen wolle.

11. März. Ein neuer Zauberer kam gestern von Buyeni, ein muhamedanisches Dorf am Pangani-Fluß. Diese Betrüger lehren die Leute Zauberzettel schreiben, bei welcher Gelegenheit sie die unwissenden Heiden zu Muhamedanern zu machen suchen. Manche Leute kamen zu mir mit der Bitte um Schreibpapier, worauf sie Zauberformeln schreiben lassen wollten durch die muhamedanischen Zauberer. Ich schlug ihr Begehren rund ab, und erklärte alle Zauberei für eine Beleidigung Gottes. Es ist erstaunlich, welchen verfinsternden Einfluß der Muhamedanismus, dieses Meisterstück der Hölle, auf die Heiden Ostafrika's ausübt.

Es war mir heute interessant, etwas Näheres über die als Menschenfresser verschrienen Wadoe-Stämme, die im Süden des Wasegua-Landes wohnen, zu vernehmen. Die Wadoe sollen früher über alles Land, das südlich vom Pangani-Fluß und bis zu den Ngu-Bergen im Westen liegt,

geherrscht haben. Damals sollen die Wakamba in Schikiani bei Sadan, der Insel Sansibar gegenüber, gewohnt und beständige Kriege mit den Wadoe geführt haben. Als aber die Wadoe die gefangenen und selbst die todten Wakamba in den Wald schleppten, daselbst kochten und verzehrten, so faßten die Letzteren einen solchen Abscheu gegen die Wadoe, daß sie aus ihrem Lande auswanderten und sich eine neue Heimath in den Gegenden suchten, die von den Galla verlassen worden waren, welche jetzt noch im Innern die Nachbarn der Wakamba sind.

Diese Tradition stimmt zusammen mit der Nachricht, die ich in Ukambani erhielt, daß nämlich die Wakamba von Südosten gekommen seien. Mein Berichterstatter bemerkte, daß die Wadoe heute noch aus den Schädeln von Menschen trinken, welche sie dann und wann verzehren.

Da die Wadoe in der Blüthe ihrer Macht sich große Greuel gegen die Muhamedaner an der Küste erlaubten, so verbanden sich alle Moslems und schlugen die Cannibalen in einer entscheidenden Schlacht so vollkommen, daß sie seither nicht mehr zur Kraft gelangen konnten. Im Krieg sollen sie so lange Schilde gebrauchen, daß 5 bis 6 Mann sich hinter denselben verbergen können, was ich kaum glauben kann. Der König der Wadoe soll den Kmeri an Macht übertroffen haben und seine Offiziere sollen in gewiße Rangstufen eingetheilt gewesen sein. Ueberhaupt soll große Ordnung unter ihnen geherrscht haben. Ich zweifle nicht, daß es früher in Ostafrika größere Monarchien gegeben hat, als wir heutzutag finden. Wahrscheinlich hat das äthiopische Reich bis an den Aequator sich ausgedehnt und den afrikanischen Herrschern das Beispiel der Macht und Gewalt gegeben, als dieses Reich sich auflöste. Einzelne hervorragende Persönlichkeiten gründeten aus dem zertrümmerten Reich eigene Monarchien, die sich eine Zeitlang behaupteten, bis sie immer schwächer wurden und sich in die Republiken der neuern Zeit auflösten, weil keine große Persönlichkeit mehr auftrat. In unsern Tagen greift der Auflösungsprozeß der ostafrikanischen Völker

immer weiter um sich, und die Ostafrikaner gestehen es selbst ein, daß es zu ihrer Väter Zeit besser gestanden sei, daß größere Könige und Häuptlinge vorhanden gewesen seien, und daß ein neues Element unter sie kommen müsse. Die Hamiten haben sich überlebt; daher es offenbar ist, daß die Japhetiten die europäisch-christliche Macht, das Ruder in Ostafrika, wie auf allen andern Kontinenten, in die Hand nehmen müssen. Nur das Evangelium kann Afrika vom völligen Untergang retten. Das war mein Eindruck in allen Ländern, die ich besucht habe. Was wird sich einmal offenbaren, wenn die Geschichte der afrikanischen Nationen vor aller Welt klar daliegen wird? Und offenbar wird ja Alles werden, was in der Zeit sich gestaltet hat; denn die Ewigkeit ist ja, wie der große Prälat Oetinger sagt, eine ausgewickelte Zeit, und die Zeit eine eingewickelte Ewigkeit.

Einer der frühern Könige der Wadoe soll die Absicht gehabt haben, das Reich Usambara zu erobern. Als er aber mit seinem Heer in die Nähe des ersten Berges dieses Landes kam, soll er auf diesem Berg einen dicken Nebel bemerkt haben, den er für den Rauch aus Tabakspfeifen hielt, woraus er schloß, daß die Zahl der Feinde so groß sein müsse, daß die Wagoe-Armee nichts ausrichten werde, und es daher besser sei, die zahllosen Tabakraucher auf ihren Bergen nicht zu beunruhigen.

13. März. Kmeri sandte heute einen großen Ochsen zur Nahrung für mich und meine Leute. Ueberhaupt erhielten wir alle Tage entweder ein Schaf oder eine Ziege, so daß wir keinen Mangel hatten. Da der Wessir heute ankam, so werde ich den König bald sehen können. Ohne Geschenk darf nämlich der Fremde nicht vor den Simba wa Muene kommen. Mein Hauptgepäck, worin ich die Geschenke für den König hatte, war in Dschumbi in den Händen des Wessirs zurückgeblieben.

14. März. Im Lauf des Nachmittags kam Kmeri zu Fuß nach Fuga. Eine Schaar Soldaten gieng vor ihm her unter dem Losschießen ihrer Gewehre, welche ein gewaltiges

Echo zwischen die Hügel hineinsandten. Ich stellte mich am Wege auf, um seine Majestät im Vorbeigehen zu grüßen. Sobald mich der König erblickte, stand er stille und blickte mich an, ohne etwas zu sagen. Hierauf begab er sich in die Hütte des Oberzauberers Osman. Er trug über seinem Gewand einen Boschuti, d. h. einen dicken Mantel von schwarzem Tuch, der ihn gegen Regen und Kälte schützte. Er gieng barfuß, wie die meisten afrikanischen Fürsten, die ich gesehen habe. Nachdem er auf einer Bettstätte in der Hütte Platz genommen hatte, nahm er, ohne ein Wort zu reden, seine Tabakspfeife und rauchte mit einer Gravität, welche seine Königswürde unverkennbar kund gab.

Eine Menge Leute von Fuga und andern Orten kamen, um den König mit den Worten „Simba oder Schimba wa Muene" (der Löwe Gottes, oder wie das Wort auch übersetzt werden kann, der Löwe bist du selber!) anzureden, worauf er nur den hummenden Ton „M" zur Antwort gab, und die Grüßenden sich entfernten, um einer andern Partie Platz zu machen.*) Als diese Ceremonie vorüber war, und nur ein paar Höflinge nebst dem Oberzauberer Osman ihn umgaben, erklärte ich ihm die Ursachen, welche mir nicht erlaubt hätten, mein im Jahr 1848 gegebenes Versprechen der Rückkehr früher zu erfüllen. Ich erzählte, daß ich zweimal in Ukambani gewesen, sodann, daß ich meine Freunde in Europa besucht, und daß ich in Rabbai durch meine Arbeiten verhindert worden sei, früher nach Usambara zurückzukehren. Der König schien mit dieser Entschuldigung zufrieden zu sein, worauf ich mich in meine Hütte zurückzog. Kmeri war seit 1848 viel älter geworden; doch hatte er noch das scharfe Auge, wie damals. Er ist ein großer und dicker Mann, der viel Aehnlichkeit mit Kiwoi hat, dessen ich in meinem Bericht über meine Reise nach Ukambani Erwähnung gethan habe.

15. März. Ich vernahm heute, daß die muhamedani-

---

*) Als der König hustete, riefen ihm die Höflinge zu: „Muisa."

schen Zauberer Osman und Manioka dem König gerathen hätten, mir den Aufenthalt in Usambara zu verweigern unter dem Vorwand, daß, wo einmal ein Europäer Fuß gefaßt habe, da das ganze Land bald in seine Hände fallen müsse. Ich gab dem Mittheiler dieser Nachricht zu verstehen, daß, wenn die Muhamedaner nicht aufhören, gegen mich bei Kmeri zu intriguiren, ich sie bei dem englischen Consul in Sansibar verklagen und exemplarisch bestrafen lassen werde.

Der König ließ mich rufen, um mir zu sagen, daß er meine Angelegenheit in's Reine bringen wolle, sobald er den Tribut, den der Wessir von der Küste gebracht habe, empfangen hätte. Dieser Tribut bestand aus 200 Amerikano, aus einer Anzahl Ochsen und Schafen. Von den 200 Kleidern behielt der König 100 für sich selbst und seine Weiber, 42 gab er dem Wessir und seinen Soldaten, 33 erhielten die Häuptlinge von Fuga, und 25 bekam Mbereko und seine Knechte. Dieß ist die Art, wie der König seine Einkünfte verwendet. Er war sehr zufrieden mit dem Wessir, der seinen Willen an der Küste erfüllt hatte. Es ist die Pflicht des Wessirs, im Land herumzureisen, um den Tribut einzuziehen. Zu diesem Zweck erhält er vom General der Banga (Soldaten) eine gehörige Anzahl Musketiere, um ihn zu schützen, und seinen Forderungen militärischen Nachdruck zu geben.

Nachdem der König diese finanzielle Angelegenheit bereinigt hatte, hielt er Gericht über die Verwandten eines Verbrechers, der in dem Dorfe Mringano bei der Steuereinnahme des Wessirs diesem 3 Soldaten erschossen und dann das Hasenpanier ergriffen hatte und in den Wald geflohen war, wo man ihn bis jetzt noch nicht hatte entdecken können. Die Verwandten des Verbrechers wurden jedoch gefangen und vor den König gebracht, der nach Anhörung des Berichts von Seiten des Wessirs das Urtheil sprach: „Die Verwandten sollten im Staats-Gefängniß verwahrt werden, bis der Verbrecher entdeckt und getödtet sei; seine Kinder, die bereits ergriffen waren, sollten als Sclaven verkauft werden!“ Nach-

dem der Simba wa Muene dieses Urtheil ausgesprochen hatte, flochten die Soldaten ihre Kleider wie dicke Seile zusammen und banden damit die Gefangenen, die dann in's Staatsgefängniß abgeführt wurden. Zugleich wurden Boten an alle Gouverneure abgesandt, daß man den Verbrecher suchen und nach Fuga transportiren solle.

16. März. Die Geschenke, die ich diesen Morgen dem König gab, bestanden hauptsächlich in Messern, Glasperlen, Amerikano und einigem farbigem Zeug aus Maskat. Die farbigen Kappen freuten den König am meisten. Während die Geschenke vor dem König ausgebreitet lagen, kam ein starker Regen, der durch das Dach durchschlug und den König nöthigte, die Sachen in Eile zusammenpacken zu lassen. Es betrübt mich immer sehr, wenn ich einem Heiden zeitliche Geschenke geben muß. Wenn die Heiden nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten würden, so würden sie freilich kein irdisches Geschenk vom Missionar verlangen; aber so lange sie nur fragen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? so lange sie also keine höhere Beweggründe haben, aus denen sie einen Missionar in ihr Land hereinlassen, so lange muß sich der Missionar in die Umstände fügen, bis sie seine geistlichen Schätze kennen und werthschätzen lernen, wo das irdische Geschenk-Verlangen von selbst aufhören wird. Im Anfang ist die Hauptsache, daß der Missionar in's Land hereingelassen und aufgenommen werde, und daß er sich unter einem Heidenvolk wohnlich niederlassen und seine geistliche Arbeit anfangen kann, kurz, daß er einen Standpunkt gewinne, von dem aus er das Land geistlicher Weise aus seinen Angeln heben kann. Aber ein solcher Standpunkt kann in einem uncivilisirten Land nicht anders gewonnen werden, als daß der Missionar zuvor Freundschaft mit dem König oder Häuptling des Landes mache. Aber Freundschaft kann nach der Philosophie eines afrikanischen Häuptlings nicht gemacht werden, ohne daß der Freund ihm ein angemessenes Geschenk gibt. Der Missionar hat also zwischen zwei Dingen zu

wählen: Entweder daß er ein Geschenk gebe und also im Lande zugelassen werde, oder daß er das Geschenk verweigere und folglich sich vom Zugang zu dem Lande ausschließe, womit er sich aber den Weg zu seiner Thätigkeit verschließen würde. Es gibt unter den afrikanischen Bettel-Fürsten und Häuptlingen keinen dritten Weg.

Es that mir im Herzen weh, wenn ich den alten König Kmeri auf seiner Bettstätte liegen sah, wie er von seinen Höflingen und Zauberern geehrt und wie sehr ihm geschmeichelt wurde, wie selbstgefällig er die Geschenke betrachtete, oder in die Hand nahm und rechts und links drehte, und wenn ich dann wahrnehmen mußte, wie gleichgiltig er sich gegen die Botschaft des Friedens und der himmlischen Güter benahm, die ich ihm gerne durch Bezeugung des Worts der Versöhnung nahe gebracht hätte! Zu seinen Füßen sitzend und innerlich seufzend harrte ich auf den Moment, wo es möglich werden möchte, mit dem König in eine Unterredung über geistliche Dinge mich einzulassen; aber das Geschwätz der Umgebung und des Königs Liebe zu den Dingen dieser Welt ließen mich nie recht dazu kommen, weiter als im Allgemeinen die Hauptaufgabe eines Missionars auseinanderzusetzen. Wie werden sich doch einmal die Gewaltigen dieser Erde schämen und es bereuen, daß sie den Tag des Heils versäumt und es verschmäht haben, die große Gnade anzunehmen, die Gott durch seine geringen Knechte ihnen hat anbieten lassen! In dem Augenblick, als ich zu den Füßen Kmeri's saß, hätte dieser Fürst mehr empfangen können, als sein ganzes Königreich werth ist; er hätte Worte des ewigen Lebens hören können, die den Grund zu seinem wahren zeitlichen und ewigen Glück gelegt haben würden. Ueberdieß hätte er das Heil vieler Millionen Seelen in seinem Reich und in Ostafrika schaffen können.

Ich kann freilich nicht sagen, daß Kmeri mir die Hauptsache, um die es sich zunächst handelte (nämlich die Niederlassung eines Missionars in seinem Lande) verweigerte, aber das schmerzte mich, daß er sich in keine persönliche Beziehung

zu der Wahrheit, die ich ihm als Missionar bezeugen wollte, einließ. Um so wohlthuender war es mir, als nachher viele Leute von Fuga mich besuchten, mit denen ich offener und nachdrücklicher über das Heil der Seele reden konnte, als mit ihrem Fürsten.

Interessant war mir, was ich von den Ala hörte, einem zerstreuten Völkchen, das in den Wäldern der Wildniß wohnt und von der Jagd lebt. Die Wasambara heißen diese Leute Wassi, die Wakuafi nennen sie Wandurobbo und betrachten sie als ihre Sclaven. Eine Anzahl dieser Ala soll sich in der nähe der Wakuafi in Masinde (eine Ebene zwischen Usambara und Pare) aufhalten. Der König von Usambara steht auf gutem Fuß mit diesen Wakuafi in Masinde, und die Pangani-Leute gehen beständig zu ihnen, um Elfenbein zu kaufen. Es scheint, die Ala sind ein Ueberrest der Ureinwohner von Ostafrika. Man findet sie im Innern und an der Küste, in Schimba , im Wanikaland und bei Daluni und Bondei. Sie treiben weder Viehzucht noch Ackerbau, sondern leben in den Wäldern von der Jagd. Wo sie einen Elephanten oder ein anderes wildes Thier tödten, da bleiben sie, bis es aufgezehrt ist. Sie sollen eine Sprache reden, welche kein anderer Ostafrikaner versteht. Die Araber behaupten, die Ala stammen von Arabien; daher sie sie weder als Sclaven kaufen noch verkaufen. Die Wanika vom Stamm Duruma heißen die Ala Masaka. Sie sollen in der theuren Zeit viele Ala verkauft haben. Es wäre interessant, diese Leute und ihre Sprache näher kennen zu lernen, und ob sich einige Familien bewegen ließen, sich bei den Missionarien niederzulassen, da die Geschichte zeigt, daß verstoßene, verachtete und arme Stämme das Evangelium eher angenommen haben, als die mächtigen und reichen.

Die größten Häuptlinge der Waseguastämme sind gegenwärtig Mabewa, Simdiri und Kifuma. Mabewa soll 600 Flinten haben, während Kmeri kaum 400 hat.

17. März. Mbereko, der General der königlichen Leibgarde, benachrichtigte mich auf Befehl des Königs, daß er

(der König) meine ganze Angelegenheit in seine Hand (des Mbereko) gelegt habe, und daß ich nicht daran zweifeln soll, daß der König mir Tongue, oder Mringa, oder Pambire zu einer Missionsniederlassung geben werde. Ich dankte für die königliche Güte, bat aber zugleich, daß mir der König diese Erklärung mündlich bestätigen möchte. Mbereko erwiederte, der König werde das thun, wenn er mich verabschieden werde.

18. März. Ich begab mich diesen Morgen zum König, um Abschied zu nehmen. Ich stellte ihm vor, daß ich Eile habe, die Küste zu erreichen, ehe die Regenzeit komme, wo die Flüsse nicht mehr zu passiren und der Boden zum Gehen äußerst schlüpfrig sei. Nach kurzer Pause sagte der König: „Die Bitte des Europäers um Tongue gewähre ich ihm völlig, und ich beauftrage dich, Mbereko, meinen Willen zu vollziehen.“ Mbereko nahm des Königs rechte Hand und drückte sie gegen den Leib des Königs, was eine Art eidliche Versicherung bedeuten soll. Durch diesen Act wurde Mbereko zu meinem Mlau, d. h. Einführer und Mittler erklärt. Jeder Gouverneur, auch wenn er ein Sohn des Königs ist, muß einen Mlau am Hof zu Fuga haben, dem er alle seine Angelegenheiten mittheilt, und der sie dann vor den König bringt. Mbereko ist auch der Mlau des Pangani- und Tongue-Distrikts. Auch hier sehen wir wieder eine Verwandtschaft der Usambara-Sitte mit der in Abessinien, wo ein Fremder auch einen Baldaraba, d. h. einen Einführer und Vermittler bei dem König haben muß.

Nachdem der König meine Sache wegen Tongue vollendet hatte, befahl er dem Mbereko, mit mir an die Küste zu gehen und mir dort einen Elephantenzahn und zwei Sclaven, und für den Weg 3 Schafe zu geben. Die Schafe wollte ich annehmen, aber das Elfenbein und die Sclaven wies ich zurück.

Als ich vom König in meine Hütte zurückgekehrt war, erhielt ich einen Besuch von Simbodscha, einem verständigen Sohn Kmeri's, der die Gegend in der Nähe von Masinde, wo Wakuafi wohnen, im Namen des Königs beherrscht.

Er bat mich', mit ihm nach Masinde zu gehen und die Wakuafi zu besuchen; aber ich bemerkte ihm, daß ich die Küste vor Anbruch der Regenzeit zu erreichen wünsche und daher dießmal auf den Besuch der Wakuafi verzichten müsse. Gewiß, Masinde wäre der Ort, wo ein Missionar diese wilden Leute erreichen, und von wo aus er die Wakuafi im Innern besuchen könnte. In Masinde hätte der Missionar hinreichenden Schutz. Die Wasambara heißen in der Wakuafi-Sprache „Eldonio“, d. h. Bergbewohner; die Wasegua werden in derselben Sprache „Elmeg“, die Masai „Elmangati“ und die Pare „Barrakanga“ genannt. Welche Hochachtung die Wasambara gegen ihren König hegen, davon nur ein Beispiel. Als ich vor ein Paar Tagen die Aeltesten von Fuga ein Stück Land neben Kmeri's Residenz bearbeiten sah, fragte ich, wie es denn komme, daß solche ehrwürdige und einflußreiche Leute wie Sclaven auf dem Felde arbeiten. Auf diese Frage erhielt ich zur Antwort, daß dieß geschehe aus Achtung gegen den König, weil er in die Hauptstadt gekommen sei. Die größten Personen des Reiches sollen bisweilen zu Kmeri kommen und ihn fragen, was sie thun könnten, um ihm zu gefallen. Der König zeigt ihnen ein Stück Land mit der Bemerkung, dieses sollten sie mit eigener Hand umbrechen, was sie augenblicklich thun, wobei sie nicht ruhen, bis die Aufgabe erfüllt ist, blos um dem König Vergnügen zu machen. Auch vornehme Frauen sollen dasselbe thun. Diese Sitte zeigt, welche Macht und welchen Einfluß der König über seine Unterthanen besitzt. Nachdem ich und meine Leute uns zum Schlafen niedergelegt hatten, hörten wir den Schall der Trommeln in Fuga und erfuhren, daß die Wasegua vom Berg Mase einen Einfall in Kmeri's Gebiet gemacht hätten. Mbereko erhielt augenblicklich Befehl, mit einer Schaar Soldaten auszuziehen. In der Hauptstadt herrschte große Verwirrung.

19. März. Der König wollte mich nicht abreisen lassen vor der Rückkehr Mbereko's. Glücklicher Weise kam dieser im Lauf des Tages zurück mit der Nachricht, daß ein Grasbrand an der Grenze einen blinden Lärmen verursacht habe.

Jetzt hatte der König nichts mehr gegen meine Abreise einzuwenden. *)

Um so viel als möglich die Gebirgsgegend von Usambara zu vermeiden, schlug ich auf meiner Rückreise einen Weg ein, den ich zuvor nicht gegangen war. Wir reisten zuerst südlich. Beim Hinabsteigen von dem Hügelland bei Fuga sah ich deutlich die Berge von Pare und auch die Ebene von Masinde. Auch sah ich ganz deutlich den Berg Mafe und die Berge von Ngu, sowie die isolirten Berge Handei und Kiwa, welche aus der Ebene des Wasegua-Landes sich erheben. Diese zwei Berge sind die einzigen Erhebungen, die ich in dem ebenen Land der Wasegua erblicken konnte. Auch konnte ich den Lauf des Pangani-Flusses bis zur Meeresküste hin mit dem Auge verfolgen. Mindschie Mindschie sagte mir, daß man in 4 Tagen von Fuga aus die Pangani-Mündung erreichen könne, wenn man den ebenen und kurzen Weg durch das Wasegua-Land einschlage, wie die Karawanen vormals immer gethan hätten. Der Weg sei jetzt noch möglich, aber man müsse dann den habsüchtigen Wasegua-Häuptlingen viele Geschenke geben, was die Karawanen veranlaßt habe, lieber den beschwerlichen Gebirgsweg über Bondei und Usambara einzuschlagen.

Wir brauchten 3 volle Stunden zum Hinabsteigen von den Fuga- Bergen. Eine halbe Stunde lang reisten wir durch einen Wald von Pisang- oder Bananen-Bäumen, von deren Frucht wir nehmen durften, so viel wir wollten. Nachdem wir die Berge hinabgestiegen waren, nahmen wir eine südöstliche Richtung, dem Fuß steiler Berge entlang, deren Spitzen aus großen Felsen bestehen, welche wie senkrechte

---

*) Vor meiner Abreise verlangte der König noch ein Brechmittel, da er sich unwohl fühlte. Ich gab ihm 27 Gran Ipecacuanha, welche eine gute Wirkung hatten. Ich entsprach seinem Verlangen nur ungerne, weil ich die Folgen fürchtete, wenn dem König etwas Uebles widerfahren würde. Der Häuptling Mabewa tödtete einen Arzt, welcher eine seiner Frauen so behandelte, daß sie während der Kur den Geist aufgab.

Mauern gen Himmel starren. Es ist unmöglich, daß eine feindliche afrikanische Armee diese Berge erobern könnte. Eine ähnliche Beobachtung habe ich im Osten von Abessinien gemacht. Eine kleine Schaar Eingeborner reicht hin, diese hohen Felsenmauern zu vertheidigen.

Um 3 Uhr Nachmittags passirten wir den Fluß Furuni, der in den Usambara-Bergen entspringt und in den Pangani fließt. Um 4 Uhr erreichten wir das Dorf Mombo, das von Wasegua bewohnt ist, die dem Kmeri nicht so unbedingt gehorchen, wie die Wasambara. Deßwegen wagten es die königlichen Soldaten nicht, mit Gewalt Speise zu verlangen, wie sie in Usambara zu thun pflegten. Wir bezogen in Mombo unser Nachtlager.

20. März. Ich war unwohl letzte Nacht und konnte wenig schlafen. Eine Art Krätze, welche die meisten Bergbewohner plagte, entwickelte sich an meinen Armen. Von Mombo an hatten wir wieder einen bedeutenden Berg hinaufzusteigen. Unterwegs begegneten wir vielen Weibern, welche Zuckerrohr, Bananen, Salz u. s. w. auf den Markt in Mombo trugen. Als wir die Spitze des Berges erreicht hatten, fanden wir eine Menge Fußwege, welche in einen Wald führten. Wir waren lange im Ungewissen, welchen Weg wir einschlagen sollten. Wir reisten auf und ab über steile Hügel und tiefe Schluchten, bis wir in das Gebiet eines Häuptlings kamen, der ein Sohn Kmeri's war, und der mich in Fuga gesehen hatte. Er zeigte uns den rechten Weg, und ließ uns durch einen Soldaten in eine Bananen- und Zuckerrohr-Pflanzung führen, wo wir Früchte nehmen durften, so viel uns beliebte. Es war ein Glück, daß wir einen guten Vorrath mitnahmen, da wir an den folgenden Tagen unterwegs nichts erhalten konnten.

21. März. Nachdem wir eine Zeit lang einen ziemlich ebenen Weg gereist waren, erreichten wir die Spitze eines furchtbaren Berges, den wir hinabsteigen mußten. Dieß war aber auch der letzte Berg in Usambara; denn wir waren jetzt nahe am Kerenge-Thal. Das steile Hinabsteigen verursachte

mir große Schmerzen in den Füßen. Am Fuß des Berges zogen wir über einen sehr fruchtbaren Landstrich, der Mahesangulu heißt, wo wir Dörfer nach allen Richtungen hin erblickten. Wir machten Halt an dem großen Bach Mdschira, der in den Luengera (Ngerea) fließt. Jetzt konnte ich meinen Esel wieder gebrauchen. Nachdem wir einen Theil des schönen Kerenge-Thales durchzogen hatten, kamen wir in das Dorf Gusis, eines Sohnes von Kmeri. Das Dorf ist von einem undurchdringlichen Dornwald umgeben, durch den die Leute einen engen Weg gehauen haben. Das Thor zu dem Dorf ist so eng und niedrig, daß der Ein- und Ausgehende jedesmal buchstäblich auf die Kniee fallen und hindurchkriechen muß. Der Grund, warum die Leute ihr Dorf so gut befestigt haben, liegt in ihrer Furcht vor den Masai und Wasegua, welche oft das Kerenge-Thal in feindlicher Absicht durchziehen. Gusi würde sich freuen, wenn die Wakamba nach Kerenge, wo sie früher wohnten, zurückkehren würden. Auch die Suahilis wären froh über ihre Rückkehr, da die Wakamba viel Vieh, Butter und Elfenbein auf den Markt brachten, woraus die Suahilis großen Gewinn zogen.

22. März. Wir brachen frühe auf und überschritten den Luengera-Fluß auf einem dicken Baumstamm, hatten aber Mühe, den Esel hinüberzubringen, da der Fluß zwar nicht breit, aber ziemlich tief ist, und hohe und steile Ufer hat. Meine Leute hatten große Furcht vor den Masai. Nachdem wir das Thal glücklich durchschnitten hatten, stiegen wir den Handei-Berg hinan. Wir hatten beinahe die Spitze des hohen Berges erreicht, als wir an eine Felsenbarre kamen, über welche mein Esel, der beim Aufsteigen gar nicht zu gebrauchen war, nicht hinweggehen wollte. Ich hatte mich schon entschlossen, ihn mit Sattel und Zeug zurückzulassen (da die senkrechte Felsenwand des Berges keinen Neben- und Umweg gestattete), als wir auf den Gedanken kamen, eine Art Staffeln aus aufgehäuften Steinen, Holz und Sand zu machen. Auf diese Weise überwanden wir das Hinderniß und retteten das Thier, das ich sonst der Wildniß hätte überlassen müssen. Während

wir an den Staffeln arbeiteten, überzog sich der Himmel mit schweren Regenwolken, welche sich endlich mit großer Heftigkeit entluden, und uns ganz durchnäßten. Unser Weg wurde in einen Bach verwandelt. Ganz durchnäßt kamen wir in das Dorf Handei, wo wir eine Zuflucht vor dem Regen und der Kälte zu finden hofften; aber der Schulze befahl uns, nach dem nächsten Orte zu gehen. Wir ließen uns aber nicht irre machen, sondern giengen in die nächste offene Hütte hinein und machten darin unser Nachtlager zurecht. Der Schulze erlaubte uns dieß endlich, aber ließ uns für unsere Nahrung selbst sorgen. Wir kauften für weiße Glasperlen eine Anzahl Bananen, welche wir rösteten und mit gutem Appetit verzehrten.

23. März. Da wir wenig Proviant hatten, reisten wir in aller Frühe von Handei ab, ungeachtet der kalten und nebeligen Luft und des schlüpfrigen Weges, den die Sonne noch nicht trocknen konnte. Wir stiegen in einen großen Wald hinab, der lauter dicke und gerade Baumstämme von 70 bis 100 Fuß Höhe hat. Der schlüpfrige Grund warf mich im Gehen oft zu Boden. Um Mittag fiengen wir an, den Berg Makueri hinabzusteigen, der eine Fortsetzung des Kombora ist. Um 5 Uhr Abends zwang uns der Regen, unser Nachtquartier in dem Dorfe Kimbo zu nehmen, wo wir gut aufgenommen und mit Reis bewirthet wurden.

24. März. Wir verließen Kimbo mit Sonnenaufgang und stiegen vollends den Berg hinab, an dessen Fuß der Fluß Sidschi vorbeifließt. Nachdem wir diesen Fluß passirt hatten, hatten wir kleinere Berge auf- und abzusteigen, bis wir das Dorf Kadango erreichten, wo wir auf den General Mbereko warten sollten, der erst nach uns von Fuga aufgebrochen war.

In Kadango verließ uns ein Handelsmann (ein Verwandter des Mindschie Mindschie), der eine Karawane nach Fuga geführt hatte, um über Masinde nach Pare zu gehen, aber in Fuga erfahren hatte, daß der Weg zwischen Masinde und Pare von Löwen und von den Masai gefährdet sei. Der

Mann wollte jetzt mit seinen Leuten nach Daluni gehen und Usambara nordöstlich umziehen, um so nach Pare auf einem andern Weg zu gelangen. Ich staunte über die schweren Lasten von Kupferdraht, Glasperlen und Amerikano, welche seine Leute über die hohen und steilen Berge hinwegtrugen. Jeder Mann trug 1½ Farasala (52 Pfund) neben seiner Flinte, Schießvorrath und Speise. Und für alle diese Mühe, welche die Träger 6 bis 8 Monate lang zu erdulden haben, empfangen sie blos 10 Thaler, eine Summe, für welche weder die Suahili, noch Wanika das Gepäck eines Europäers tragen würden, der schweren Last nicht zu gedenken.

26. März. Der General ist noch nicht angekommen; auch Mbikiri wa Mlugu, die Herrscherin von Kadango, kam nicht, daher wir wenig zu essen hatten. Der Ausdruck Mlugu bezieht sich auf den königlichen Ursprung einer Person.

27. März. Da der General nicht kam und wir keine Speise mehr hatten, so verließen wir Kadango und reisten nach Dschumbi, wo wir auf Mbereko zu warten beschloßen.

29. März. Wir entschloßen uns, ohne Mbereko abzureisen. In Dafa besuchten wir den Gouverneur Abdalla und seinen Bruder Mapemba, hielten uns aber nicht auf, sondern reisten weiter bis Muasagnombe, wo wir übernachteten. Bald nach uns kamen einige Wapuna, welche von den Dorfbewohnern einquartirt wurden. Die Wasambara-Soldaten sind in 3 Klassen eingetheilt: 1) Die Waengrese bilden die königliche Leibgarde, 2) die Waturuma gehören zur Armee des Kronprinzen in Bumburri, und 3) die Wapuna, oder die Soldaten der Gouverneure der Provinzen. Alle diese Banga oder Soldaten sind meist sehr gewaltthätig gegen die Waschinsi und Wasambara, dagegen sehr nachgiebig gegen die Wasegua, welche Gewalt mit Gewalt vertreiben.

30. März. Wir erreichten das Pangani-Dorf, wo ich in dem Stein-Hause eines Verwandten des Mindschie Mindschie meine frühere Wohnung wieder in Besitz nahm und wartete, bis Mbereko ankam, was erst am 6. April geschah. Ich hatte täglich Unterredungen mit den Eingebornen des

Orts, welche mich zahlreich besuchten. Ich fühlte großes Mitleiden mit den Pangani-Leuten, welche den verlorenen Schafen gleichen, die keine andern Hirten haben, als die falschen Lehrer des Korans, welcher mehr als irgend ein anderes Buch in der Welt, die Herzen von dem lebendigen Gott entfremdet. Das Hauptgeschäft der Pangani-Leute besteht im Schwätzen, Lachen, Trommeln, Heirathen und Hochzeitsfeste anstellen, im Laufen in die Moscheen, im Sclavenmachen, Zwistigkeiten anrichten im Dorfe und auswärts, und im Betrügen derer, von denen sie Geld entlehnt haben. Das ist überhaupt das Geschäft der meisten Suahilis. Das Verderben der Muhamedaner dieses Dorfes ist sehr groß und ich muß die Langmuth Gottes bewundern, der ein solches Volk existiren läßt. Aber es scheint, Er will sie so tief herabsinken lassen, damit sie den Betrug des Korans einsehen und sehnsüchtig werden nach der Wahrheit in Christo, die ihnen jetzt durch die christliche Mission verkündigt werden soll. Die Geschichte zeigt, daß das Evangelium meistens erst dann in ein Land kommt, wenn dieses am Rand des Untergangs ist, weßhalb die Feinde der Mission häufig den Ruin der Nationen den Missionarien zuschreiben, weil das Princip der Sünde und des Verderbens bei ihrer Ankunft in seiner ganzen Wuth noch mächtig ist, und das neue Element des Lichts die verderbte Nation nicht sogleich durchdringen kann, sondern Zeit erfordert, bis es siegreich wird.

Ein kleiner Umstand, der sich in meinem Hause zutrug, diente mir dazu, die Lehre von der Versöhnung Jesu Christi, die ich predigte, den Leuten zu veranschaulichen. Ein Knabe, der oft zu mir kam, um zu lernen (wie er sagte), stahl eine Fischangel, die meinem Knecht gehörte, der nun mit Bewilligung des Vaters des Knaben, diesem die Hände an einen Pfahl band und ihn tüchtig walkte.

Eine zeitlang ließ ich den Knecht machen, da ich überzeugt war, daß der Knabe wegen seines diebischen Wesens eine rechte Züchtigung verdient hätte; endlich aber befahl ich meinem Diener, den Gezüchtigten in Freiheit zu setzen, indem

ich ihm die Angel aus eigenen Mitteln ersetzen wollte. Der Knabe wurde losgebunden und entlassen, im Beisein vieler Muhamedaner, die umherstanden.

Seht, sagte ich dann, dieser Knabe ist in Freiheit gesetzt worden dadurch, daß ich für ihn sprach und seinen angerichteten Schaden erstattete. In einem viel höhern Sinn hat Jesus Christus, der Sohn Gottes, eure Ungerechtigkeit am Kreuz getragen und erstattet. Wenn ihr an Ihn glaubet, so sollt ihr vom Zorn Gottes errettet werden; aber wenn ihr in der Verwerfung des einzigen Retters, den Gott euch gegeben hat, beharrt, so werdet ihr in der Hölle um Erlösung rufen, aber keinen Retter mehr finden; denn Jesus ist der einzige und allgenugsame Heiland, den ich euch verkündige.

Nachdem der General am 6. April am Pangani angekommen war, reiste ich mit ihm am 7. auf einem kleinen Boot ab und erreichte Sansibar am 8., wo ich sogleich vernahm, daß Br. Rebmann mit seiner Frau aus Egypten zurückgekehrt und vor 14 Tagen nach Mombas abgereist sei, wohin ich ihm am 13. nachreiste, nachdem ich für ein Boot, das den General Mbereko nach dem Pangani zurückführen sollte, gesorgt hatte. Er war mir sehr dankbar für alle ihm erzeigte Freundschaft und versprach, sein Möglichstes zu thun für die Erfüllung aller meiner Wünsche. Er hat einige Elephantenzähne nach Sansibar gebracht, die er an einen Franzosen, Herrn Diklo, verkaufen wollte, welche aber dieser Herr nicht annahm, weil sie zu klein waren. Der General wollte überhaupt auf Befehl Kmeri's Verbindungen mit den europäischen Kaufleuten in Sansibar anknüpfen, um die usambaranischen Produkte nicht mehr, wie bisher, durch die betrügerischen Suahilis verkaufen lassen zu müssen. Da ich dem General einige europäische und amerikanische Handelshäuser nannte, an die er sich wenden konnte, so benützte dieß der Neid und die Bosheit der Suahilis, mich bei dem Sultan und dem englischen Consul in Sansibar anzuschwärzen, als ob ich in Usambara politische Bestrebungen verfolgt hätte, eine Verläumdung, die sie aber nicht beweisen konnten. Ich

war den Suahilis natürlich ein Dorn im Auge, weil ich einen Mkafiri (Ungläubigen) mit nach Sansibar genommen hatte, wo er alle Verhältnisse aus persönlicher Anschauung kennen lernen und sie seinem Meister in Fuga berichten konnte. Damit war ja auf einmal aller Betrug der Suahilis aufgedeckt, die mit aller Macht es zu verhindern suchen, daß die Eingebornen der Binnenländer die Verhältnisse der Küste, und namentlich, daß sie die Europäer nicht persönlich kennen lernen sollen, weil sie fürchten, diese Bekanntschaft werde ihren Handels-Monopolen im Innern einen Stoß geben. Was mich aber am meisten betrübte, war, daß Major Hamerton, der englische Consul, den lügnerischen Suahilis Glauben schenkte, worüber man sich indeß nicht so sehr verwundern darf, wenn man bedenkt, daß die ostindische Compagnie und ihre Agenten überall die Eingebornen in Schutz nehmen und ihnen schmeicheln, um bei ihnen in Gunst zu bleiben, — eine Politik, über deren Verkehrtheit wohl der furchtbare Sipoy-Aufstand ihnen die Augen aufthun wird.

Das Resultat dieser und meiner frühern Reise nach Usambara war folgendes:

1) Meine Reise hat gezeigt, daß der König von Usambara jetzt noch, wie früher, geneigt ist, Missionarien aufzunehmen, und daß er sie selbst den Ort wählen läßt, wo sie sich niederlassen wollen;

2) daß es in diesem Lande viele und große Dörfer gibt, wo ein Missionar Massen von Leuten anreden kann, wenn er einmal Meister der Sprache ist;

3) die Eingebornen dieses Landes sind an Ordnung und Gehorsam gegen ihre Obrigkeit gewöhnt. Sie sind ruhig, nicht ohne Intellect und Verlangen nach Verbesserung ihrer Verhältnisse. Die Sitte der Trunkenheit, der Bettelei und der Gesetzlosigkeit herrscht nicht so stark unter ihnen, wie unter den republikanischen Stämmen.

4) In Friedenszeiten kann der Missionar mit Sicherheit überall in diesem Land herumreisen, vorausgesetzt, daß er den König zum Freund hat.

5) Es ist jedoch unumgänglich nöthig, daß der Missionar sich mit aller Achtung gegen den König benehme, und Alles meide, was auch nur den Schein der politischen Einmischung in die Verhältnisse des Landes haben könnte. Es ist auch nöthig, daß er zuweilen dem König ein angemessenes Geschenk als Zeichen seiner Achtung und seiner Dankbarkeit für erwiesene Wohlthaten (z. B. daß die Gouverneure ihn mit Speise, Wohnung, Gepäckträgern u. s. w. versehen) übersende. Der Missionar muß nicht meinen, daß, weil er einen geistlichen Beruf hat und das Evangelium unentgeltlich den Eingeborenen verkündigt, er die Wohlthaten des Königs ohne Wiedervergeltung hinnehmen dürfe. Das wäre Thorheit, deren Folgen er später beklagen würde. Im Gegentheil, der Missionar muß für Alles, auch für das Geringste, dankbar sein, und diese Dankbarkeit gegen Hohe und Niedere durch Thatsachen zu Tag legen. Zwar soll er nicht um die Gunst und Freundschaft der Großen und Mächtigen der Erde buhlen, aber wo ihm diese Freundschaft zu Theil wird, soll er sie auch nicht durch Mangel an Achtung und Dankbarkeit durch seine Schuld verlieren. Es wird oft von Europäern der Fehler begangen, daß sie einen eingeborenen Herrscher nicht gehörig respectiren, weil er plump, bettelhaft, selbstsüchtig, argwöhnisch und ungebildet sich gegen sie benimmt, daß es freilich schwer wird, ihm die gehörige Achtung zu jeder Zeit zu erweisen; aber der Missionar muß es sich zum Grundsatz machen, auch in diesem Stück, wie in allen andern Beziehungen, sich selbst zu verläugnen um Gottes und seiner Sache willen. Er muß allen Aerger und harte Worte gegen einen afrikanischen Herrscher, er sei groß oder klein, entschieden bekämpfen und unterdrücken. Und während er von den Großen und Mächtigen dieser Welt in Beziehung auf ihr Seelenheil und in Rücksicht auf wirklichen Beistand zur Verbreitung des Evangeliums nicht viel erwarten muß, — denn nicht viel Weise und Gewaltige nach dem Fleisch sind berufen, 1 Cor. 1, 26. — muß er doch keine Gelegenheit versäumen, ihnen das Evangelium nahe zu bringen zu einem Zeugniß über sie am Tage der

großen Offenbarung. Unser Heiland selbst hatte wenig zu thun mit den Herrschern seiner Zeit. Er sah auf die Armen, die Kranken und die Sünder, die nach ihm verlangten. Daher möchte ich einem Missionar in Usambara rathen, nicht viel in der Nähe des Königs zu verweilen in der Hoffnung oder Absicht, zuerst ihn und seine Umgebung bekehren zu wollen. Im Gegentheil, er muß sich so fern als möglich von ihm und seinem Hofe halten und sich vorzugsweise mit der evangelischen Botschaft an das gemeine Volk wenden, es sei denn, daß es der König ausdrücklich wünsche, daß er ihn oder seine Söhne im Wort Gottes unterrichte. Die Jesuiten haben den Grundsatz, zuerst auf den Fürsten eines Landes und durch diesen auf die Unterthanen zu wirken. Herr Rochet hat in seinem Buch über Schoa diesen Grundsatz für die römischen Missionarien angelegentlich empfohlen, aber ein evangelischer Missionar muß dieser Ansicht entschieden entgegenhandeln. Er muß sich an die Herzen und Gewissen eines jeden Menschen, wie er ihn findet, wenden in der Ueberzeugung, daß die ärmsten und unbedeutendsten Leute, wenn sie wahrhaftig an Christum glauben und aus Gott geboren werden, mehr werth sind und zur Verbreitung des Christenthums durch ihre Gebete und ihren evangelischen Wandel mehr beitragen können, als ein nur äußerlich in's Interesse des Christenthums gezogener Fürst durch Maßregeln der Gewalt zu thun vermag.

6) Was die Transportmittel betrifft, die dem Missionar in diesem Land zu Gebot stehen, so hat meine Reise bewiesen, daß hier keine große Schwierigkeiten obwalten. Erstens sind die Gouverneure verpflichtet, die Effekten des Reisenden durch ihre Bauern oder Soldaten transportiren zu lassen. Zweitens wenn dieß auch nicht der Fall wäre (ein Missionar sollte es vorziehen, auf eigene Kosten zu reisen), so kann man für einen halben Thaler oder einen Thaler leicht Leute miethen, die eine ziemliche Strecke weit gehen.

7) Die besondern Lebensbedürfnisse, die für einen Missionar nöthig sind, könnten, soweit sie nicht im Lande zu ha-

den sind, von Sansibar bezogen werden, welches näher bei Bondei und Usambara ist, als Rabbai und Mombas.

8) Kein Land wäre so gut gelegen als Usambara für die Verbreitung des Evangeliums im Innern. Der Missionar kann von hier zu den Wasegua, nach Pare, Dschagga, Ngu, Unguenu, Uniamesi und selbst zu den wilden Wakuafi (von Masinde aus) gelangen.

9) Das Klima kann in dem Alpenland der Constitution eines Europäers nur günstig sein, wiewohl er sich darauf gefaßt halten muß, eine längere oder kürzere Fieberperiode durchzumachen, denn bis jetzt ist kein Europäer in irgend einem ostafrikanischen Land vom Fieber ganz verschont geblieben. Das gehört einmal zu dem heilsamen Kelch, den jeder Missionar in Ostafrika nehmen muß, der von des Herrn Namen predigen will.

Zehntes Kapitel.

Meine Reise von Egypten nach Abessinien über Massowa und zurück über Gondar, Sennar und Chartum nach Egypten.

Vom 20. Januar bis 28. Juli 1855.

Schon lange war es der Wunsch des theuren Herrn Bischofs Gobat in Jerusalem, sowie des Herrn Spittler in Basel gewesen, einige Zöglinge von der Missionsschule auf der Chrischona bei Basel nach Abessinien zu senden, um die in jenem Lande im Jahr 1838 abgebrochene Mission wieder zu beginnen auf eine Weise, die voraussichtlich bessern Erfolg haben konnte, als die Methode, die früher befolgt worden war. Die Missionarien sollten nämlich Laien und Handarbeiter sein, die zunächst ihren irdischen Beruf, also ihr Handwerk treiben, dabei aber mit christlichem Wort und Wandel den Abessiniern vorleuchten und die Bibel unter ihnen verbreiten würden. Im Jahr 1854 wurden deßhalb von Herrn

Spittler 6 Zöglinge nach Jerusalem abgesandt, die unter der Leitung des Herrn Bischofs Gobat (der bekanntlich früher selbst Missionar in Abessinien gewesen und dem dieses Land trotz aller gehabten schweren Erlebnisse stets lieb geblieben war) sich dort vorbereiten und seiner Zeit nach Habesch abgehen sollten. Da ich nun gerade damals von Europa nach Ostafrika auf meine Station in Rabbai Mpia zurückkehren wollte, so erbot ich mich, zuerst nach Jerusalem zu gehen, einen oder einige von den Zöglingen mit mir nach Abessinien zu nehmen, um vorher den gegenwärtigen Stand der Dinge in Abessinien zu erforschen und sie dort einzuführen, und überhaupt sie mit dem Weg und den Verhältnissen außer- und innerhalb Abessiniens bekannt zu machen, ehe die ganze Schaar der Brüder nach Habesch ziehen würde. Nach Vollendung dieser Einführungs-Angelegenheit war es dann mein Plan und Wille, von Gondar aus nach Schoa und von dort nach Gurague vorzudringen, um die zerstreuten christlichen Ueberreste (in Kambat, Wolamo u. s. w.) aufzusuchen, und wo möglich die Küste von Marka und Barawa in der Nähe des Aequators zu erreichen, von wo aus ich dann vollends zur See nach Rabbai gehen wollte.

In Gemäßheit dieses Planes begab ich mich mit meinem für die Rabbai-Mission bestimmten Mitarbeiter Deimler (aus Baiern) nach Jerusalem, wo wir im Dezember 1854 ankamen. Nachdem ich hier den Bruder Martin Flad (aus Württemberg) von Herrn Bischof Gobat als meinen Begleiter nach Habesch in Empfang genommen hatte, reiste ich sogleich nach Cairo ab, wo ein junger Abessinier Namens Maderakal, der im anglikanischen Collegium zu Malta 4 Jahre gebildet worden war, und der jetzt in sein Vaterland zurückzukehren wünschte, zu uns stieß, und mit uns nach Sues reiste, um sich für Abessinien einzuschiffen. In Sues gieng Deimler mit dem Dampfschiff nach Bombay, um dort eine Zeitlang die arabische Sprache zu studieren und dann nach Ostafrika überzusetzen, während ich am 20. Jan. 1855 (mit meinen Begleitern Flad, Maderakal und dem Diener Wolda Gabriel

aus Schoa) mich auf einem arabischen Boot, für das wir 600 egyptische Piaster (etwa 30 Conventions-Thaler) zahlten, nach Dschidda einschiffte.

Am 21. Januar erreichten wir an der arabischen Küste den Seehafen von Tor, wo 10—12 griechisch-christliche arme Familien wohnen, die ihren Priester vom Berge Sinai erhalten, und die vom Handel und Fischfang leben. Sie sind (außer den Mönchen auf dem Sinai) der einzige christliche Ueberrest, der in Arabien geduldet wird. Ein Paar dieser Leute besuchten uns und fragten angelegentlich über den Gang des Krieges zwischen Rußland und der Türkei. Sie meinten, die Russen müßten siegen, weil sie Beschützer des wahren Glaubens seien. Ich ließ mich in diese politische Fragen nicht ein, sondern zeigte ihnen, daß der Mensch den rechten Glauben nur durch gründliche Bekehrung und Wiedergeburt des Herzens erlangen könne; mit diesem aus Gott gebornen Glauben würden sie die Muhamedaner geistig überwinden, denn dem Licht des Glaubens werde die muhamedanische Finsterniß nicht widerstehen können.

23—30. Jan. Wir passirten mit ziemlich gutem Wind das Vorgebirge (Ras) Muhamed, die Bucht von Akaba und die Ankerplätze Etzbe, Bogos, Schabane, Jambo und Dschar. Während der im ganzen angenehmen Fahrt las ich mit Flad und unsern Abessiniern im amharischen neuen Testament. Auch unsere Morgen- und Abendandachten hatte ich meistens im Amharischen, das ich seit 1843 nicht mehr gehört noch getrieben hatte.

31. Jan. Ein arabisches Schiff hatte in der Nähe von Dschar durch den starken Wind den Mast verloren und bat durch ein gemachtes Signal, daß unser Schiff näher kommen möchte. Als dieses sich dem andern näherte, bekam es von demselben einen so heftigen Stoß, daß wir einen gefährlichen Leck besorgten. Glücklicherweise war dies nicht der Fall und wir kamen wohlbehalten in den Hafen Robog, wo wir übernachteten. Am 1. Februar, als wir Dschidda ansichtig wurden, brach uns die Segelstange, wir kamen jedoch glücklich

in den Hafen dieser wichtigen Küstenstadt, wo uns der englische Consul, Herr Col, freundlich aufnahm und uns sogleich mit einem arabischen Kapitän bekannt machte, der uns für eine geringe Summe nach Massowa, dem Haupthafen der abessinischen Küste zu führen versprach.

2. Febr. Herr Col behandelte uns nicht nur gastlich in seinem Hause, sondern half uns auch in unsern Vorbereitungen zur Seereise nach Massowa. Sein freundliches und weises Betragen hat ihn bei den Bewohnern von Dschidda sehr beliebt gemacht. Man kann in der Heimath kaum glauben, wie viel Gutes von einem auswärtigen Consul gestiftet werden kann, wenn er wahre Moralität mit seiner übrigen consularischen Fähigkeit und Tüchtigkeit verbindet. Unmoralische und unfähige Leute verderben, trotz ihrer äußern Machtfülle, unglaublich viel.

3. Febr. Unser Schiff hatte viele muhamedanische Pilger an Bord, welche von Mekka kamen und nach Abessinien zurückkehrten. Einige waren von Massowa und Tigre, andere vom Wollo-Stamm Tehuladere am See Haik. Von diesen Pilgern erfuhr ich, daß Adara Bille, der Laggagora-Häuptling, der mich 1842 beraubte, gestorben sei, und daß sein Sohn an seiner Statt regiere. Diese Pilger waren sehr bigot; daher sich bald ein religiöser Streit erhob zwischen ihnen und unserem Knecht Wolda Gabriel, welcher mit etwas Bitterkeit das Christenthum gegen die Wollo-Galla vertheidigte. Ich will die Geschichte dieses Mannes kurz mittheilen. Wolda Gabriel war in der Stadt Machfud in Schoa geboren, und will in seiner Knabenzeit mich in Ankober gesehen haben. Von Schoa gieng er nach Gondar mit einem Priester, welcher bei dem Abuna Geschäfte hatte. Nachdem diese Geschäfte beendet waren, entschloß sich der Priester, nach Jerusalem zu wallfahrten in Gemeinschaft mit Wolda Gabriel und einem andern schoanischen Knaben. Als die Reisenden in Dschidda ankamen, wurde der junge Reisegefährte des Wolda Gabriel krank, und dieser verpflegte ihn in seiner Krankheit. Eines Tages gieng Gabriel an den Brunnen,

um Wasser zu schöpfen, und fand bei seiner Rückkehr den Kranken todt auf dem Boden liegen. Auf seine Nachfragen nach dem Priester erfuhr Gabriel, daß derselbe mit dem Gepäck des Todten und des Lebenden auf's Schiff gegangen und abgereist sei. Der Besitzer des Hauses, ein Muhamedaner, ergriff nun den überlebenden Knaben und verkaufte ihn nach Mekka, von wo aus er nach Medina verkauft wurde. Offenbar hatte der Priester den Knaben an den Muhamedaner verkauft, um Reisegeld nach Jerusalem zu bekommen. Gabriel mußte jetzt auf gewaltsame Weise Muhamedaner werden. Nachdem er etwa ein Jahr in Mekka und Medina gewesen war, begab sich sein neuer Meister nach Dschidda, wo der Knabe einen muhamedanischen Kaufmann aus Massowa kennen lernte, der ihm rieth, aus Dschidda zu entfliehen und an Bord seines Schiffes zu kommen, wo er ihn zum Aufseher seiner Sclaven, die er in Sues verkaufen wollte, machen würde. Gabriel folgte dem Rath und kam glücklich mit dem Sclavenhändler nach Sues, wo dieser lügenhafte Unmensch den Knaben nach Cairo verkaufte an einen reichen Muhamedaner, welcher ihn in die Schule sandte. Eines Tages begegnete ihm ein abessinisch-christlicher Priester in der Straße von Cairo, der ihn in Amharisch anredete und ihn fragte, wer er wäre und wo er herkäme. Gabriel erzählte dem Priester seine Geschichte, und dieser erzählte sie dem koptischen Patriarchen, welcher die Sache vor die egyptische Behörde brachte, die den Knaben in Freiheit setzte. Gabriel reiste jetzt mit einer Karawane von abessinischen Pilgern nach Jerusalem, wo er in das abessinische Kloster daselbst eintrat. Unzufrieden mit dem Mönchsleben verließ er das Kloster, und wurde Knecht bei dem Juden-Missionar Georges in Jerusalem. Durch diesen Missionar wurde Gabriel mit der Bibel und der protestantischen Lehre bekannt. Als ich nach Jerusalem kam, und Gabriel von meiner Reise nach Gondar und Ankobar hörte, so bot er mir seine Dienste an, die ich mit Freuden annahm. Der junge Mann konnte lesen und schreiben, tüchtig disputiren, und das Christenthum gegen Muha-

medaner und abergläubische Christen der griechischen, römischen und abessinischen Kirche vertheidigen; aber trotz aller Verstandes-Erkenntniß hatte er noch kein wahrhaft umgewandeltes und erneuertes Herz. Er wurde später in Adoa krank und konnte uns nicht nach Gondar folgen.

12. Februar. Ein schrecklicher Sturm mit Donner und Blitz, Wind und Regen überfiel uns. Mit Mühe erreichten wir den offenen Hafen von Birket an der arabischen Küste. Der Kapitän in seiner Bestürzung rief beständig: „Ja Rabb! Ja Rabb!“ O Gott! O Gott!

15. 16. Februar. Der Sturm mit Regen dauerte fort. Die Matrosen warfen 4 Anker aus, um das Schiff zu befestigen. Wäre es an die Küste der fanatischen Assir Araber getrieben und dort zerschellt worden, so wären wir „Christenhunde“ ohne Zweifel beraubt und getödte tworden. In Folge des heftigen Regens wurde unser Gepäck in dem offenen Boot durchnäßt, und ein Theil des Proviants, den wir für die Landreise bestimmt hatten, verdorben. Auch die kleine Kabine war nicht gesichert gegen das Eindringen des Regens. Möge ich nie vergessen, aus welcher Gefahr der barmherzige Gott mich während der letzten drei Tage und Nächte errettet hat!

17. Februar. Da unsere Mitreisenden sich beim Kapitän über Artikel, die ihnen gestohlen wurden, beklagten, so wurde eine Untersuchung angeordnet, wobei es sich herausstellte, daß eine Schankela-Sclavin des Kapitäns die Sachen entwendet und im Schiff versteckt hatte. Der Kapitän schlug sie tüchtig, ließ sie aber los, da wir uns für sie verwendeten. Es war offenbar, daß sie geisteskrank und unzurechnungsfähig war. Sie sagte in ihrer Verwirrung, sie bedaure es, daß sie nicht zu unserer Kabine habe hinzukommen können um uns zu nehmen, was Allah (Gott) ihr gegeben haben würde.

18. Februar. In vergangener Nacht, als unser Steuermann am Ruder einschlief, ergriff das Feuer des brennenden Lichts, das in einem kleinen hölzernen Kästchen war, das

Papier, mit dem der arabische Kompaß eingefaßt war. Das Feuer ergriff dann das Segeltuch, das um den Steuermann herumlag. Zum Glück erwachte er, ehe das Feuer den Pulversack erreichte, den die Matrosen thörichter Weise gerade über der Kabine, in der wir schliefen, aufgestellt hatten. Diese gnädige Bewahrung Gottes zeigte uns auf's Neue, wie nöthig es sei, uns mit mehr Ernst dem allmächtigen Schutz Gottes bei Tag und bei Nacht zu übergeben.

20. Februar. Wir erreichten heute die Insel Massowa glücklich. Herr Baroni (ein Italiener), der Sekretär des abwesenden englischen Consuls Plowden, nahm uns sehr freundlich in sein Haus auf, und gab uns sogleich die wichtige Nachricht, daß Ubie, der Herrscher von Tigre, durch Dedschesmadsch Kassai geschlagen worden sei. Auch sahen wir bald den jungen Abessinier Guebru, der mit seinem Bruder Mirdscha in Bombay von Dr. Wilson erzogen und nach Tigre geschickt worden war, um eine Schule in Abessinien zu eröffnen. Guebru erzählte uns, daß er nach seiner ersten Rückkehr aus Indien in Verbindung mit seinem Bruder in Adoa eine Schule angefangen, aber großen Widerstand gefunden habe von Seiten des Alaka Kidana Mariam, der im Jahr 1838 von den römischen Priestern 100 Thaler empfangen habe, um die protestantischen Missionarien aus Abessinien zu vertreiben. Da die beiden Brüder die Schule nicht in Gang bringen konnten, stellten sie einen Priester aus Waldubba an und versahen ihn mit den nöthigen Mitteln; aber unglücklicher Weise brachen in Adoa die Pocken aus, an denen der Priester und einige Schüler starben, worauf die Schule sich wieder auflöste.

26. Februar. Der englische Consul, Herr Plowden, kam heute in Massowa an. Er meinte, wir könnten mit Sicherheit bis Tigre reisen; aber an der Grenze sollten wir warten, bis die Regierung des neuen Königs Theodoros, der vorher Kassai hieß, sich befestigt, und bis die Räuberbanden, welche bei jeder politischen Veränderung das unglückliche Abessinien durchstreifen, sich zerstreut hätten. So=

bald der neue Herrscher auf den Hauptmärkten des Landes proklamirt ist, tritt Ruhe ein. *) Herr Plowden meinte, der neue König, den er persönlich kennt, werde den Zustand von Abessinien wesentlich verbessern. Die Abessinier haben, wie Gobat erzählt, ein Buch, Fakera Yasus (Liebe Jesu) genannt, welches sagt, daß ein gewisser Theodoros in Griechenland aufstehen und die ganze Welt seiner Herrschaft unterwerfen und daß von seiner Zeit an alle Welt sich zum Christenthum wenden werde. Die Falaschen haben auch die Vorstellung, daß der Messias als ein großer Eroberer unter dem Namen Theodoros auftreten werde. Dieser Sage gemäß mag Kassai den neuen Namen angenommen haben.

1. März. Diesen Morgen wurde der neue Gouverneur von Massowa, der von dem Pascha von Dschidda ernannt wird, bei der Bevölkerung eingeführt. Die Großen der Insel, der englische und französische Consul, der römische Bischof und seine Missionarien in Makullu (ein Platz auf dem festen Land, etwa 1½ Stunden von Massowa, wo die Katholiken eine Kirche gebaut haben und von wo aus sie auf Abessinien wirken wollen), ich und Flad waren eingeladen, der Ceremonie beizuwohnen. Während alle Anwesenden standen, wurde der Firman des Sultans in türkischer Sprache vorgelesen und dann die Eingeborenen aufgefordert, die Ernennung der erwählten Person gut zu heißen. Der Firman forderte besonders, daß der neue Pascha sich freundlich gegen die Engländer und Franzosen, als Verbündete der Türkei, benehmen soll. Der letzte Gouverneur von Massowa hatte sich erhenkt in Folge von gewissen Verbrechen, die entdeckt worden waren und die ihm seine Entlassung und Deportation nach Constantinopel zugezogen haben würden.

Wir erhielten heute neue und sichere Nachrichten aus Abessinien. Ubie ist von Theodoros vollkommen geschlagen,

---

*) Die Proklamation wird bekannt gemacht durch den Awadsch Nagari, den Staatsherold, einen Beamten der Abessinischen Regierung, welcher die Befehle des Königs in den Straßen der Hauptstadt und auf den großen Marktplätzen des Reichs zu verkündigen hat.

gefangen genommen und ins Gefängniß gebracht worden; sein tapferer Sohn, Schetu, fiel in der Schlacht, seine beiden Söhne Kassai und Gongul haben sich dem Kassai ergeben, und dieser hat sich unter dem Namen Theodoros zum König der Könige von Aethiopien krönen lassen. Theodoros eroberte 7000 Flinten, 60,000 Thaler und viele andere Schätze von Ubie, welcher außerdem noch 40,000 Thaler zahlen muß, wenn er los werden will. Balgadaraia, ein Verwandter von Ras Wolda Selaßie und Sabagadis, und ein Freund der Europäer, ist zum Vizekönig von Tigre ernannt worden. Die römischen Missionarien sind aus Abessinien vertrieben worden und dürfen nicht mehr zurückkehren. In Folge dieser Nachrichten ermuthigte uns der Consul, die Reise nach Abessinien fortzusetzen.

5. März. Herr Plowden hatte die Güte, uns zwei Führer aus dem Schoho-Land, durch das wir ziehen mußten, zu verschaffen. Jeder von ihnen sollte 2 Thaler erhalten, was eine sehr mäßige Summe ist im Vergleich mit der diesen unruhigen Bettlern früher gegebenen. Dieser Umstand zeigt die Wichtigkeit fremder Consulate in Massowa, wo der Reisende früher jeder Willkür Preis gegeben war.

6. März. Wir segelten heute auf einem Boot nach Harkiko oder Dohono, um von dem Naib Kameele für unsere Reise bis an den Berg Schumfeito zu erhalten. Früher mußte man dem Naib ein großes Geschenk geben; allein auch diese Sitte ist von dem französischen und englischen Consul abgeschafft worden. Auch ist der Preis für eine Kameelslast von 3 Thalern, die man früher zahlen mußte, auf 1½ herabgesetzt worden. Ich freute mich sehr, zu sehen, daß in allen diesen Beziehungen große Veränderungen zum Bessern seit meiner ersten Reise nach Habesch (anno 1837) eingetreten sind.

7. März. Wir verließen Dohono nach Mitternacht, machten Morgens und Mittags ein wenig Halt, um Speise zu genießen, und erreichten Abends die Station Hamhamo. Unterwegs wurden wir vom Regen überfallen. Die Regen-

zeit ist an der Küste im December, Januar und Februar, während sie in Abessinien vom Juni bis September dauert. Dieser Umstand bestimmt die nomadischen Schoho, mit ihren Viehheerden an die Grenze von Tigre zu gehen, wenn es an der Küste regnet, und umgekehrt die Küstengegend abzuweiden, wenn in Habesch die Regenzeit ist. Wären diese wilden Horden auf beiden Seiten nicht so abhängig, so würde es schwer sein, sie im Zaum zu halten. Unser Weg war meistens eben, sandig und mit Akazienbäumen bedeckt.

8. März. Wir erreichten Abends die Station Tubbo und hoffen Morgen die Reise durch Samhar vollenden zu können.

9. März. Diesen Morgen passirten wir eine Stelle, wo einer unserer Führer ein kurzes Gebet sprach, da sein Vater vor vielen Jahren von einem Löwen daselbst getödtet worden sein soll. Nachmittags erreichten wir den 6000 Fuß hohen Berg Schumfeito', wo die Kameele zurückkehren und Ochsen das Gepäck den Berg hinauftragen müssen bis Halai, dem ersten christlich-abessinischen Dorfe in Tigre. Die Schoho, deren Lager wir an mehreren Orten begegnet waren, hatten uns überall um Tabak gebeten, den sie leidenschaftlich lieben und zum Schnupfen gebrauchen. Mein theurer Reisegefährte Flad bekam das Fieber in Folge des Regens und der Strapazen im Samhar.

10. März. Ich wurde auch unwohl in letzter Nacht. Wir erstiegen den Schumfeito in 4 Stunden. Es war ein Glück, daß wir gute Maulthiere hatten, die uns hinauftrugen. In Halai wurden wir von Aito Habtai und seinem Bruder Wolda Michael freundlich empfangen. Beide Abessinier waren Freunde des englischen Consul's, der auf seinen Reisen in ihrem Hause zu wohnen pflegte. Flad wurde in Halai kränker und flößte mir große Besorgnisse ein.

12. März. Der römische Missionar Pater Jakobis kam heute aus dem Innern an. Er hatte incognito die Reise gemacht, und war aus Gondar geflohen. Welche merkwürdige Wendung der Dinge! Als Jakobis und seine Ge-

nossen vor 17 Jahren nach Abessinien kamen, mußte Isenberg, Blumhart und ich aus dem Lande weichen, während wir jetzt zurückkehren dürfen und die Römer weichen müssen. Die Römer hatten lange Zeit zur Wirksamkeit und zur Verbreitung ihrer Grundsätze gehabt. Uns hatte man nicht so lange Zeit gelassen. Die Römer machten Convertiten in Halai, Dixan, Kaich Kur und an andern Grenzorten von Tigre; viele Priester im Innern hielten es mit ihnen; sie tauften ihre abessinischen Bekehrten nochmals, ordinirten die Priester zum zweiten Mal, und verbrannten unsere Bibeln, oder verschlossen sie in Kisten, damit sie Niemand lesen sollte; *) sie gaben sich alle Mühe, den gegenwärtigen koptischen Abuna oder Erzbischof, welcher der römischen Lehre abhold war, zu vertreiben; sie bestrebten sich angelegentlich, die übertriebene Verehrung der Jungfrau Maria zu fördern und zum Gegenstand ihrer Hauptthätigkeit in Habesch zu machen. Ubie, der Herrscher von Tigre, schützte die Römer auf alle Weise, welche ihm von Zeit zu Zeit werthvolle Geschenke gaben, damit er sie der abessinischen Opposition gegenüber vertheidige. Ja, Pater Jacobis soll ihm auswärtige Truppen versprochen haben, wenn er ihn zum Patriarchen von ganz Aethiopien machen würde; aber alle diese Errungenschaften und Plane giengen an dem Tag verloren, an dem Kassai den Ubie schlug und sich als Herrscher von Habesch proklamiren ließ. Da hatte die Stunde der Römer geschlagen, aber eine politische Veränderung könnte Alles wieder plötzlich ändern.

13—18. März. Flad erholte sich allmählig von seinem Fieber. Viele abessinische Priester und Laien besuchten uns in Halai, und ich hatte vielfache Gelegenheit, das Wort Gottes an diesem Ort zu bezeugen. Auch einige Knaben, die von Pater Jacobis unterrichtet worden waren, besuchten mich. Sie trugen kupferne Kreuze um ihren Hals, welche ihnen von

*) Ein Jesuiten-Missionar sagte mir einmal, die Apostel hätten keinen Befehl gehabt zu schreiben, sondern nur das Evangelium mündlich zu predigen, folglich brauche man auch ihr Wort nicht zu lesen. Als ich ihm Offenb. 1, 3. 19. vorhielt, wußte er nichts zu sagen, als eben auf die Bibelvergötterung (!) der Protestanten zu schimpfen.

Pater Jacobis als Zeichen der Christlichkeit gegeben worden waren. Sie behaupteten, die Teufel könnten ihnen nichts anhaben, so lange diese Kreuze um den Hals gehängt wären. Ferner behaupteten sie sehr bestimmt, die Maria müsse als Königin des Himmels angebetet werden. Als ich nach dem biblischen Beweis dieser anmaßenden Behauptung fragte, wußten sie nichts zu sagen, als sich auf das apocryphische Buch „Dersana Mariam“ (Geschichten der Maria) zu berufen, das in Abessinien ein beliebtes Buch ist, und das Pater Jacobis bei seinem Unterricht zum Handbuch gemacht haben soll. Als ich die Stelle 1 Tim. 2, 6.: „Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott, der Mensch Jesus Christus,“ anführte, wußten sie nichts zu erwiedern und machten sich aus dem Staube. Später hörte ich, Jacobis habe den Knaben verboten, mich wieder zu besuchen. Ein abessinischer Priester besuchte uns täglich dreimal, offenbar in der Absicht, zu spioniren, ob römisch-gesinnte Abessinier uns besuchten. Sein Sohn war ein Priester, der im Dienst der Römer stand. Ich ließ mich auf keine Widerlegung der römischen Lehre ein, sondern las und erklärte einfach die Bibel, die beste Widerlegung aller Irrthümer, mögen sie von Rom oder von einer andern Kirche ausgehen.

20. März. Der Engländer Coffin, *) der schon gegen 40 Jahre in Abessinien sich aufhält, und der ein vollkommener Abessinier geworden ist, reiste heute durch Halai auf seinem Weg nach Massowa. Er sagte uns, daß der Weg von Adoa ziemlich sicher, und daß der neue Herrscher auf dem Markt in Adoa als König ausgerufen worden sei. Diese Nachricht ermuthigte uns, sogleich abzureisen und nicht auf Herrn Plowden zu warten. Wir baten daher Aito Habtai, uns mit Maulthieren und Gepäckträgern von Halai nach Adoa zu versehen. Er verlangte 1½ Thaler für jeden Träger.

22. März. Wir reisten von Halai ab, begleitet von Aito Habtai, dem Herr Plowden den Auftrag gegeben hatte, uns bis zum Dorfe seines Freundes Bach Lebech zu geleiten,

*) Herr Coffin ist seit jener Zeit in Gondar gestorben.

der am Eingang in die Zaranna-Wüste wohnt, welche gewöhnlich von Räubern gefährdet wird. Unser Weg von Halai an war sehr steinigt und rauh, wie es in den abessinischen Gebirgen nicht anders zu erwarten ist. Abends lagerten wir uns an einem Bach bei dem Dorfe Marta, wo Habtai seine Leute bei Nacht wachen hieß, weil es, wie er sagte, dort Löwen gebe.

23. März. Wir erreichten glücklich das Dorf Bach Lebechs, dem wir Plowdens Brief übergaben mit der Bitte, uns durch die Zaranna-Wildniß zu führen. Bach Lebech war früher ein Räuberhauptmann (und ist es wohl noch) gewesen, der den Herrn Plowden vor einigen Jahren beraubt, aber auf die Nachricht, daß er der englische Consul sei, das geraubte Eigenthum ihm zurückgegeben und Freundschaft mit ihm gemacht hat. Des Consuls Empfehlung kam uns gut zu Statten.

24. März. Da Bach Lebech uns gerathen hatte, die Zaranna-Wildniß, die auch in Friedenszeiten nicht ganz frei von Räubern ist, bei Nacht zu durchreisen, so brachen wir bald nach Mitternacht auf. Wir hatten ihm (dem Führer Bach Lebech) zwei Thaler, einige Nadeln, Scheeren und Rasirmesser zur Belohnung gegeben, womit er mehr aus Rücksicht für den Consul, als für uns, zufrieden war. Wir setzten deßhalb einiges Mißtrauen in den Mann, empfahlen uns aber desto mehr dem Schutz Gottes, und gebrauchten die nöthige Vorsicht auf dem Weg. Einen Theil unseres Geldes versteckte ich in meinen Stiefeln, die ich in London für diesen Zweck hatte machen lassen, den Rest trugen wir in Gurten um den Leib. Auf dem Marsch zog Bach Lebech vor uns her mit einigen Musketieren in der Mitte und hinten. Um Mittag erreichten wir glücklich den Fluß Balassa, wo die größte Gefahr vorüber war. Wir haben uns in der Wildniß selbst überzeugt, daß im Fall eines Angriffs in dem ungeheuren Dickicht an kein Entrinnen zu denken ist. Rechts und links von dem engen Fußweg war ein dicker Wald, in dem die Räuber sich verstecken und die Reisenden ganz leicht tödten

können. Als wir aus dem Wald heraus kamen, sahen wir eine Menge Leute, welche am Weg auf- und abliefen, trommelten und einen furchtbaren Lärmen machten. Ich hatte mich schon auf Räuber gefaßt gemacht, als Bach Lebech herbeikam mit der Nachricht, daß die lärmende Menge ein Leichenbegängniß feire. Am Balassa-Fluß verließ uns unser Führer, nachdem er noch manche Kleinigkeiten gebettelt und ausdrücklich bemerkt hatte, daß ich ihm bei meiner Rückkehr von Schoa ein gutes Pferd mitbringen solle. Wie Schade ist es doch, daß ein so schöner und großer Landstrich, wie die Zaranna-Wildniß, unbewohnt und unangebaut gelassen wird! Tausende von fleißigen Europäern könnten hier eine ergiebige Heimath finden. Ihre Häuser könnten sie auf den benachbarten Hügeln errichten, wenn das niedere Thal in oder nach der Regenzeit zu ungesund wäre.

Während wir an den Ufern des schönen Balassa-Stromes unser Mittagsmahl kochten, kam plötzlich eine Schaar Soldaten mit ihrem Anführer, der ein kleiner Gouverneur des benachbarten Districts war, auf uns zu. Er fragte uns, wer wir wären, wohin wir giengen, und ob wir vor oder nach der Proklamation des neuen Königs Massowa verlassen hätten. Es war klar, daß er uns beraubt hätte, wenn wir gesagt hätten, daß wir vor der Proklamation von Massowa aufgebrochen seien. Ich sagte ihm, daß wir an den König und Abuna gesandt seien und zeigte ihm die Kiste, in welcher ein Portrait des koptischen Patriarchen war, welches dieser dem Abuna durch mich übersende. In Cairo war mir diese Kiste sehr zuwider, aber jetzt war ich froh, daß wir sie mitgenommen hatten, da wir mit Wahrheit sagen konnten, daß wir Geschenke vom Patriarchen*) an den Abuna zu überbringen hätten. Diese Kiste kam uns auf unserer Reise

---

*) Der Titel Patriarch oder Lika Papas (Oberster, Prälat) wird von den Abessiniern nur dem obersten Würdenträger der römischen (Pabst in Rom), der griechischen (in Konstantinopel), der syrischen (Antiochien), und der koptischen Kirche (Alexandrien oder Cairo) gegeben.

mehrere Male sehr zu Statten. Der Gouverneur ließ sich endlich mit ein wenig Schnupftabak, ein Paar Scheeren und einem Schächtelchen von phosphorischem Feuerzeug zufriedenstellen und zog ab.

Nachdem wir die Ufer des Balassa verlassen hatten, mußten wir einen hohen Berg hinaufsteigen, auf dem das Dorf Gera Sernai liegt, in dem wir bei Herr Plowdens Freund Feseha übernachten sollten. Da Fesеha nicht zu Hause war, so nahm uns sein Bruder Medhen freundlich in seine Wohnung auf. Es war bei Nacht sehr kalt auf diesem Berg, von dem aus wir eine schöne Aussicht nach allen Seiten hatten.

25. März. Medhen, dem wir einen Thaler für die Nachtherberge und Bewirthung gaben, begleitete uns bis an den Fluß Ungudscha, wo wir wieder einen Berg hinaufsteigen mußten. Abends nahmen wir unser Nachtquartier im Dorfe Megara Zamre bei dem Gouverneur Solomon, der es sehr bedauerte, uns nicht besser bewirthen zu können, da Ubie's Soldaten sein Dorf kürzlich geplündert hätten. Wir wurden hier und anderwärts gefragt, ob wir zur Parthei des Pater Jacobis gehörten. Als wir dieß verneinten, sagte der Gouverneur, er würde uns geplündert haben, wenn wir zu den Freunden des Römers gehört hätten. Auch Bach Lebech versicherte uns, er würde den Pater ausgezogen und nackt fortgeschickt haben, wenn er ihn erwischt hätte. Kein Wunder, warum Jacobis von Semien auf Umwegen incognito und verkleidet nach Halai reiste.

26. März. Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir Adoa, wo wir uns im Hause des Herrn Plowden einlogirten, dessen Knechte uns gut verpflegten. Wir waren kaum angekommen, als der Sohn des Pascha Seino (der 1838 unser Feind war und uns aus Adoa vertreiben half, seitdem aber gestorben ist) zu uns kam, und uns ein gutes Schaf und einen Krug Honigwasser brachte. Dieß that er aus Achtung gegen Herrn Plowden, der ihm bei Ubie die Zurückgabe des Eigenthums seines Vaters (das Ubie confis-

cirt hatte) ausgewirkt hatte. Auch Maderkal's Mutter kam sogleich, um ihren Sohn zu grüßen, nachdem sie ihn bei 12 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Die Scene war sehr rührend. Sie umarmte und küßte ihn und sagte, ich dachte, du seiest längst todt, und nun darf ich dich wiedersehen. Sie brachte einen Krug Wein, den weder ich noch Flad trinken konnte, da er zu stark und aufregend für uns war.

27. März Wir giengen von Adoa zu Fuß nach dem Dorf Maigogo, um Aito Workie, den Vater der beiden Jünglinge Guebru und Mirdscha zu besuchen. Da es sehr heiß war, und das Fußreisen den lieben Flad zu sehr aufregte, so bekam er einen neuen Fieberanfall, der mich das Aeußerste fürchten ließ.

29. März. Mein theurer Reisegefährte Flad war jetzt besser, aber noch nicht aus aller Gefahr. Im Verlauf des Tages besuchte uns Mirdscha (Aito Workie's Sohn), der von Semien zurückgekommen war, wo er den neuen König Theodoros gesprochen hatte. Dieser soll etwas erzürnt über ihn und Workie's Familie gewesen sein, weil Workie und seine Söhne es mit Ubie gehalten hatten. Mirdscha bestätigte die Nachricht, daß der König den Sclavenhandel verboten, daß er die römischen Missionarien vertrieben, daß er auch die Vielweiberei seinen Soldaten untersagt, und daß er eine Gesandtschaft an den Kaiser von Rußland gesandt habe, um mit ihm Freundschaft zu machen, wahrscheinlich zur Vertilgung der Muhamedaner, denen er geboten habe, innerhalb 2 Jahren entweder Christen zu werden, oder das Land zu räumen.

Nachmittags besuchte ich Aito Wolda Rufael, in dessen Hause Isenberg und Gobat früher gewohnt hatten. Er und seine Frau erzählten mir, daß sie seit unserer Vertreibung von Abessinien viele Noth erfahren hätten; sie fragten sogleich, ob jetzt nach der Hinwegräumung Ubie's und aller andern Widersacher unserer Mission, die protestantischen Missionarien nicht wieder zurückkehren würden. Als ich nach den amharischen Bibeln fragte, welche wir im Jahr 1838 zu-

rückgelassen hatten, sagte Rufael, er habe sie theils verkauft, theils verschenkt, nur 50 Exemplare seien übrig, die in dem Magazin des deutschen Botanikers Herrn Schimpers liegen, der den Schlüssel mitgenommen habe.

Von Rufaels Haus gieng ich an den Bach Hassam, an dessen Ufer die Gebäulichkeiten liegen, die wir wegen unserer schnellen Vertreibung im Jahr 1838 nicht vollenden konnten. Das kleine steinerne Haus, in welchem Missionar Blumhardt und ich wohnten, war noch ziemlich gut erhalten, und wird gegenwärtig von einem Priester bewohnt. Aber das unvollendete Haus Isenberg's und die Mauer, welche es umgibt, ist zusammengestürzt. Einige Priester von Adoa haben elende Hütten auf dem Platze errichtet, welcher schmerzliche Erinnerungen in mir hervorrief.

Nach meiner Rückkehr nach Hause erhielt ich einen Besuch von Debtera Matteos, der meinen Mitarbeiter, Missionar Isenberg, bei der Uebersetzung des alten und neuen Testaments in die Tigre-Sprache unterstützt hatte. Er fragte angelegentlich, ob Isenberg jetzt nicht nach Adoa zurückkehren werde, da ihm der König Theodoros und der Vizekönig Balgadaraia das Haus auf Verlangen zurückgeben würden. Ich ließ mich nicht auf diese Sache ein, obgleich ich glaube, daß ein europäischer Missionar mit Hülfe der jungen Männer Maderakal, Mirdscha, Guebru und Berru (der noch in der Anstalt in Malta ist) und auch mit der literarischen Hülfe des Debtera Matteos, der gut Aethiopisch kann, und Arabisch spricht, viel Gutes in Tigre leisten könnte. Es wäre wirklich Schade, wenn diese abessinischen Kräfte für die protestantische Mission verloren giengen.

Dem Maderakal gab ich den Rath, eine Schule zu beginnen, und den Anfang gleich mit dem Unterricht der Kinder des Herrn Coffin zu machen, der es sehr wünschte, daß seine Kinder unterrichtet würden. Außerdem gab ich dem Maderakal den Rath, ein Wörterbuch in der Tigre-Sprache zu verfassen, das spätern Missionarien nützlich werden könnte. Aber Aussicht auf Belohnung und Unterstützung von Seiten

der kirchlichen Missionsgesellschaft konnte ich ihm nicht geben, da ich keinen Auftrag hiezu hatte. Maderakal's Mutter hat etwas Vermögen, und ist eine fromme Frau nach abessinischer Art, d. h. sie betet viel, ist freigebig gegen die Armen, Priester, Mönche und Kirchen. Sie verlangte, daß ihr Sohn jetzt bei ihr in Adoa bleiben und nicht so schnell nach Gondar oder Cairo gehen sollte, ein Verlangen, das ich ganz gerecht fand. Möge sie durch ihren Sohn die wahre Erkenntniß der heiligen Schrift und in ihr das ewige Leben finden! Maderakal hatte als Knabe seine Vaterstadt Adoa verlassen, und war mit Herrn Lefevre, einem französischen Seeoffizier und Reisenden in Abessinien, nach Frankreich gegangen, dort dem Minister Guizot, und durch diesen dem König Louis Philipp vorgestellt worden, welcher den Jüngling erziehen ließ in der Absicht, ihn später zum französischen Agenten in Abessinien zu machen. Nachdem Maderakal 4 Jahre in Frankreich in einer Lehranstalt zugebracht hatte, wünschte er mit Lefevre nach Abessinien zurückzukehren, in Cairo aber trennte er sich von diesem Herrn, und begab sich in die Missionsschule des Missionars Lieder, wo er mit der heiligen Schrift und den protestantischen Lehren bekannt wurde, welche ihn so anzogen, daß er, um tiefer im Worte Gottes unterrichtet zu werden, in das protestantische Collegium in Malta aufgenommen zu werden wünschte, wo er 4 Jahre zubrachte, bis in ihm der Wunsch erwachte, in sein Vaterland zurückzukehren, und in demselben das Wort Gottes, das ihm lieb geworden war, auszubreiten.

30. März. Ich hatte eine liebliche Unterredung mit dem abessinischen Oberknecht des Herrn Plowden. Bellata *) Salech war ein nachdenkender Mann, der gerne in der Bibel las und den äthiopischen Text mit dem amharischen verglich. Wir sprachen über Fasten, Sünden-Vergebung, Verehrung der Heiligen und andere Hauptpunkte der abessinischen Theo-

---

*) Bellata ist eine gewisse Rangstufe im Dienst der abessinischen Großen. Es ist soviel als Colonel, Oberst.

logie. Da Salech so gerne Amharisch las, so gab ich ihm einen amharischen Psalter. Er las sogleich in dem Buch mit Wolda Gabriel, den ich oft die Bibel mit den Abessiniern lesen sah.

Nachmittags wurde Flad plötzlich unmächtig und fiel zu Boden, erholte sich jedoch bald wieder.

Abends hatte ich eine Unteredung mit Pascha Seino über die Hauptpunkte des Muhamedanismus. Da er mir nicht zu widersprechen vermochte, brach er ab mit der Bemerkung: „Morgen will ich dir einen muhamedanischen Gelehrten bringen, den du nicht wirst widerlegen können."

31. März. Weder Pascha Seino, noch der versprochene Gelehrte erschien. Da Flad besser geworden war, so bereiteten wir uns auf unsere Reise nach Gondar vor. Wir kauften zwei Maulthiere und mietheten Träger zum Transport unserer Effekten.

2. April. Wir verließen Adoa um 8 Uhr Morgens und erreichten in etwa 4 Stunden Aksum (Axum), die ehemalige Hauptstadt von Aethiopien. Agau Deras, ein reicher Kaufmann, der die weißen Leute liebt, und der den Bischof Goba persönlich kannte und werthschätzte, nahm uns freundlich in sein Haus auf. Er fragte hauptsächlich, warum die Engländer den Sclavenhandel, den er früher trieb, verboten hätten. Ich verwies ihn auf das Gebot der Nächstenliebe und auf die Selbstaufopferung Jesu Christi am Kreuz, der unser aller Knecht wurde, um uns Alle zu erlösen. Abends gingen wir aus, um die Kirche und die Obelisken *) in Aksum zu sehen. Es stehen zwar noch einige Obelisken, aber

---

*) Die Abessinier sagen, die drei Söhne Noah's hätten sich in die drei Welttheile getheilt, und Jeder hätte in seinem Theil eine Säule aufgerichtet; Sem in Asien, Japhet in Europa und Ham in Afrika; die Säule des Letztern sei die in Aksum. Die gemeinen Leute glauben, der Teufel habe sie gemacht, da sie nicht das Werk eines Menschen sein könne. Aethiops soll einer der 12 Söhne des Kusch, welchen dieser Sohn Hams in Aksum zeugte, gewesen und der Stammvater der Abessinier geworden sein.

die meisten sind umgestürzt. Es scheint mir, daß die großen Säulen aus einem Granit-Hügel, der östlich von Aksum stand, ausgehauen worden sind. Der Schutt wurde natürlich weggeräumt und so blieb die Säule allein stehen. Auf dem Fußboden einiger Obelisken sahen wir deutlich die Form von Schalen eingehauen, was anzudeuten scheint, daß heidnische Opfer den Gottheiten dargebracht wurden, und daß vielleicht Aksum der Centralsitz des äthiopischen Heidenthums war. Oestlich von den Obelisken ist ein großer Teich, aus dem wahrscheinlich die Götzenpriester Wasser holten und worin sie sich wuschen. Heute noch holen die Leute von Aksum ihr Wasser aus diesem Tank, der durch den Regen gefüllt wird. Die große steinerne Kirche*) in Aksum war wahrscheinlich ursprünglich ein Götzentempel, welcher dann bei der Christianisirung des Landes in eine christliche Kirche verwandelt wurde mit Hülfe der egyptischen oder griechischen Baumeister des byzantinischen Reiches. Ich kann es jetzt begreifen, warum die Abessinier sagen, diese Kirche sei vom Teufel erbaut worden. Sie wollen mit diesem Ausdruck andeuten, daß dieses Gebäude zur Zeit des Heidenthums errichtet worden sei, welches in der Bibel mit Recht als ein Werk des Teufels angesehen wird; denn die Heiden, die entfremdet sind von dem Leben aus Gott, stehen vorzugsweise unter der Herrschaft des Teufels, der unumschränkt unter ihnen walten kann, solange das Licht des Evangeliums die Finsterniß nicht verdrängt. Auch behaupten die Abessinier, ihre ersten Könige seien Schlangen gewesen; ein Sando, d. h. eine ungeheure Schlange, habe früher über Tigre und Hamassien geherrscht. Dieser Ausdruck bezieht sich offenbar auf die heidnisch-despotischen Könige

*) Diese Kirche in Aksum heißt Hedar Tsion. In ihr wird, wie die Abessinier sagen, die Bundeslade aufbewahrt, welche Menelek, der Sohn Salomos, den er mit der Königin von Saba zeugte, gestohlen habe, als er von Jerusalem nach Abessinien zurückkehrte und dort die salomonische Dynastie gründete. Der Beamte, welchem die Bewachung der Bundeslade in Aksum übergeben ist, heißt Nabrid. Er ist der Gouverneur von Aksum und zugleich auch der Gouverneur vom eigentlichen Tigre.

von Aethiopien. Die Kirche von Aksum bedarf an mehreren Punkten sehr einer Verbesserung, aber Niemand denkt an ihre Restauration. Sie ist eine unverletzliche Freistätte.*)

Ein ungeheurer Worka (Sycamore) Baum befindet sich in der Nähe von zwei Obelisken, die noch stehen. Als die Leute uns bei den Obelisken erblickten, fragten sie, ob wir unter den Postamenten Gold zu suchen gekommen seien. Der höchste Obelisk ist etwa 65 Fuß hoch. Gewiß war Aksum einst eine große Stadt und es ist Schade, daß Theodoros sie nicht wieder zur Hauptstadt erhoben hat. Eine herrliche Ebene breitet sich gegen Süden und Südosten von Aksum aus.

Wir sahen viele Priester in der Stadt, aber sie waren äußerst kalt und gleichgültig gegen religiöse Dinge. Auch nicht Einer kam, um sich über religiöse Gegenstände mit uns zu unterhalten. In Aksum erklärte unser kranker Knecht Wolda Gabriel, nicht mit uns nach Gondar reisen zu können, weßhalb wir ihn nach Adoa zurücksandten, um nach seiner Genesung mit guter Gelegenheit nach Schoa zu gelangen.

3. April. Abreise von Aksum. Wir nahmen unsern Weg nach Gondar durch die Provinz Schirre. Wir hatten zuerst einen ziemlich ebenen Weg. Abends lagerten wir uns im freien Feld bei dem Dorfe Madschut.

4. April. Wir reisten von Madschut ab, stiegen Hügel auf und ab und machten Halt am Fluß Salech Lecha, der auch Mai Fuaro genannt wird. Nachher kamen wir durch eine holzreiche Wildniß und stiegen in die Ebene von Adi Getat hinab. Abends übernachteten wir am Fluß Balaß.

5. April. Wir brachen sehr frühe auf, stiegen in die tiefe Schlucht von Gemalo hinab, kamen aber bald wieder auf ebenes hohes Land. Wir machten Halt am Fluß Mai Tamen, wo wir viele Kaufleute von Wolkait fanden, welche Baumwolle und Kleider nach Tigre führten. Wir lagerten uns am Fluß Maschemeni.

---

*) Die Hauptfreistätten in Abessinien sind: Aksum, Waldubba, Gundigundi, Debra Damo, Debra Abai. (Vergl. pag. 132.)

6. April. Wir brachen, wie gewöhnlich, mit Tagesanbruch auf. Um 9 Uhr machten wir Halt am Fluß Dagescheha. Die Hitze war heute sehr groß. Da wir den Fluß Takassie nicht mehr erreichen konnten, und meine Leute sich der Löwen und anderer wilden Thiere wegen fürchteten, in der Nähe des Flusses sich zu lagern, so übernachteten wir in dem Weiler Adangeto, wo eine Zollstätte ist. Die Leute gaben uns ein wenig Brod und Bier. Gewöhnlich machten meine Leute ihr eigen Brod von dem Mehl, das ich ihnen in Adoa gegeben hatte. Jeder Träger bekommt einen großen Kuchen um Mittag und einen zweiten am̃ Abend. So ist es üblich bei den abessinischen Gepäckträgern. Gewöhnlich machen die abessinischen Reisenden auf dem Weg das sogenannte „Berkuta", eine Art Brod, welche aus einem dicken ungesäuerten Teig bereitet wird. Der Teig wird um einen erhitzten runden Stein von 2—4 Zoll Dicke herum gestrichen und dann in's Feuer gelegt, bis er völlig gebacken ist. Basso heißt das geröstete Mehl von Gerste, welches mit Schmalz vermischt, auf Reisen gerne gegessen wird. Man nennt das Basso auch Tehelo.

7. April. Von Adangeto hatten wir mehrere Stunden hinabzusteigen, bis wir das Ufer des Takassie erreichten, der zwischen steilen und hohen Bergen in einer tiefen Schlucht dahinfließt. Da keine Brücke über den Fluß führt, so ist es in der Regenzeit unmöglich, diesen mächtigen Strom zu passiren. Das Bett des Flusses ist etwa 160 Fuß breit, aber in der trockenen Zeit beträgt die Breite des Wasserspiegels höchstens 60 Fuß. Da wo wir den Takassie passirten, war er 1½—2 Fuß tief. Die Hitze war fürchterlich in dieser tiefen Schlucht, und ich zweifle nicht, daß die Abessinier Recht haben, wenn sie sich vor den Fiebern fürchten, die an diesem Fluß herrschen sollen. Ein längerer Aufenthalt hätte gewiß in mir und meinem Reisegefährten Flad das Fieber hervorgerufen. Wir hielten uns deßhalb nur so lange auf, bis wir unsere Mittags-Mahlzeit gehalten und etwas ausgeruht hatten. Nachdem dieß geschehen war, stiegen wir den hohen

und steilen Berg hinan, der nordwestlich den Fluß umgibt. Wir hatten mehrere Stunden aufzusteigen, bis wir die Ebene erreichten, welche sich auf der Spitze des Berges ausbreitet. Wir nahmen unser Nachtquartier in dem Dorfe Heida.

8. April. Wir blieben in Heida, da die Abessinier heute Ostertag hatten, wo ihr 40tägiges Fasten zu Ende gieng. Ich suchte in meinen Leuten Ostergedanken zu erwekken durch Lesung und Erklärung der Auferstehungs-Geschichte, aber die Fleisches-Menschen dachten nur an das Essen ihrer Ziege, an ihr Biertrinken und leichtsinniges Geschwätz. Es ist schmerzlich, die Gleichgültigkeit dieser sogenannten Christen ansehen zu müssen; und doch ist ein großer Unterschied zwischen ihnen und den Muhamedanern und Heiden. So niedrig auch das Christenthum in Habesch steht, so hat doch der Missionar, wenigstens theoretisch, eine gemeinschaftliche Grundlage mit den Abessiniern, welche nur einer Reformation und Wiederbelebung bedürfen, während die Heiden ihm in Theorie und Praxis ferne stehen; denn sie sind ohne Gott und Christus in der Welt.

9. April. Nachdem wir von Heida abgereist waren, kamen wir bald an die Flüsse Gui und Sercatca. Am Buea kochten wir unser Essen und lagerten uns Abends am Mai Lahen.

10. April. Wir passirten die Flüsse Mai Teclit und Ensea. Abends übernachteten wir in Tschau Ber in der Provinz Waldubba, welche hauptsächlich von Mönchen und Nonnen bewohnt wird.

11. April. Wir stiegen abwärts bis zum Fluß Sarima. Um Mittag kochten wir unser Mittagsmahl am Fluß Dagusit. Wir giengen beständig aufwärts und abwärts über Hügel und Berge, was uns sehr ermüdete, aber uns auch sehr verschiedene und romantische Scenen vor die Augen führte. Abends lagerten wir uns in dem Dorfe Debba Baher, am Fuß des hohen Berges Lamalmo. Da das Dorf von den Soldaten des Königs Theodoros geplündert worden war, so konnten wir nur wenig Speise von den Einwohnern be-

kommen. Beim Trinken aus einer Quelle bekam einer meiner Knechte einen Blutegel in den Schlund, der ihm große Noth machte, aber durch Schnupftabak, den der Mann in die Nase nahm, wieder ausgeworfen wurde *).

---

*) Ueberhaupt wissen sich die Abessinier in vielen Krankheiten schnell zu helfen. Beim Bauchweh z. B. gebrauchen sie die Hülsenpflanze Fieto oder die Aregresa, eine Schmarotzerpflanze mit rothen Beeren von bitterem Geschmack. Gegen ansteckende Krankheiten legen sie die Pflanze Endefdef unter die Hausthüre. Gegen Geschwüre und Beulen gebrauchen sie die Pflanze Kuschai, welche sie zu Asche verbrennen und auf die Geschwüre legen. Gegen Rheumatismus gebrauchen sie die Pflanze Daratsat, deren Blätter auf die kranken Theile des Körpers gelegt werden, wo sie in kurzer Zeit Blasen ziehen und den Kranken von seinem Schmerz befreien. Wenn sie keine Arzneimittel wissen, so helfen sie sich mit dem Aberglauben, legen Kitab, d. h. geschriebene Amulette, oder auch Theile der heiligen Schrift auf den Körper. Manche Leiden suchen sie durch das Wagemt, d. h. Schröpfhorn, zu heben. Ein Ziegen- oder Ochsenhorn wird am breiten Ende abgeschnitten oder abgesägt und dann auf die Stelle gesetzt, wo der Kranke leidet. Das spitzige Ende des Horns nimmt der Schröpfer in den Mund und saugt die Luft aus, bis die Haut des Kranken sich etwas erhebt, worauf er mit einem Rasiermesser Einschnitte macht und das Horn wieder ansetzt, bis es fest anliegt, wo er mit Wachs die Oeffnung verschließt und so das Horn sitzen läßt, so lange, bis es nach seinem Dafürhalten voll geworden ist. Das Blut wird in ein Wassergefäß geschüttet und das Horn abermals angesetzt, und so oft 3—4 Mal. Gegen den Bandwurm wenden die Abessinier bekanntlich den Kosso (Banksia Abyssinica bei Bruce) an, der auf den Höhen von Semien und Schoa hauptsächlich gedeiht. Es ist die Blüthe dieses Baumes (der auch Kosso heißt), welche eine Würmer abtreibende Kraft hat. Diese Arznei muß alle zwei Monate von den Abessiniern angewendet werden. Außer dem Kosso gebrauchen die Leute theils den Enkoko, die Frucht einer der Weinrebe ähnlichen Staude, theils das Katschamoholz, theils die Frucht des Kaloabaumes, theils die Graminee „Mäteri" welche in Bulga (in Schoa) wachsen, und welche den Bandwurm (Taenia) ganz vertreiben soll, was auch die Rinde des Musannabaumes (den die Schoho Chumada nennen) bewirken soll. Der Musannabaum wächst im Osten von Tigre an der Grenze des Scholandes. Andere Abessinier gebrauchen die Knollenpflanze Metschemetscho als Mittel gegen den Bandwurm. Sie ist nicht so bitter, wie die übrigen erwähnten Bandwurmmittel.

12. April. Es kostete uns große Anstrengung, den steilen und hohen Berg Lamalmo zu ersteigen. Lamalmo bedeutet eigentlich „Grüne,“ wahrscheinlich wegen der grünen Stellen und wegen der grünen Juniper-Bäume, welche die Spitze des Berges bedecken. Auf der Höhe hatten wir eine herrliche Aussicht auf die kleinern Hügel und Berge, auf die vielen Bäche und Flüsse (welche in den Takassie fallen), die wir überschritten hatten. Wir sahen das Schankela-Land im Norden, die Berge von Semien im Osten, besonders den hohen Bahuit, der mit Hagel bedeckt war, und der einer der höchsten Punkte von ganz Abessinien ist. Es war ziemlich kalt auf der Höhe des Lamalmo. Um 9 Uhr passirten wir das Dorf Kedus Georgis Feras Saber, wo der heilige Georg, der von den Abessiniern aufs Höchste verehrt wird, ein ganzes feindliches Heer vertilgt haben soll, weßwegen dieser Ort als heilig gilt und kein Soldat ihn betreten darf. Um 10 Uhr erreichten wir das Dorf Dobark, wo uns die Zollbeamten erst nach langem Streit, roher Behandlung und gegen ein Geschenk von Tabak und 1 paar Scheeren weiter reisen ließen. Ueberdieß mußten wir versprechen, die Nacht in dem Dorf des Aito Atku Taschu, des Gouverneurs der Provinz Woggara, welche auf der Höhe von Lamalmo beginnt, zuzubringen. Wir erfuhren überhaupt auf den verschiedenen Zollstätten während unserer Reise mancherlei Unannehmlichkeiten, obgleich den Zollbeamten streng verboten ist, etwas von weißen Leuten und allen, die nicht Kaufleute sind, zu fordern und anzunehmen. Wir erreichten Degua, das Dorf des Gouverneurs, während eines starken Regens, und hofften daher, eine gute Aufnahme zu finden. Allein der Mann war gerade bei dem Saufgelage seiner Soldaten, die mit ihm am nächsten Tag abreisen sollten, um zur Armee des Königs zu stoßen. Aito Taschu behandelte uns ziemlich roh und kindisch. Er fragte sogleich nach unsern Pistolen u. s. w. Ich suchte sein Gemüth auf ernstere Dinge hinzulenken, allein es war ihm nichts wichtig, als seine eigene Größe und eine kleine Pistole meines Knechtes, die er bestän-

dig in der Hand behielt und lobte, wobei er zugleich den Wunsch aussprach, diese Waffe zu behalten, da sie ihm bei dem bevorstehenden Feldzug des Königs gegen die Wollo-Galla gute Dienste thun würde. Endlich wies er uns eine elende Hütte für unser Nachtquartier an, gab uns aber weder Speise noch Trank, was in Abessinien, wo Gastfreundschaft etwas Uebliches und Verdienstliches ist, als schmachvoll erscheint. Die Nacht war sehr kalt und regnerisch.

13. April. Als wir aufbrechen wollten, verweigerte uns der Gouverneur die Abreise so lange, bis wir ihm die Pistole und Pulver und Blei gegeben hätten. Diese Weigerung gründete er auf den Umstand, daß er keine Abgaben von uns genommen hätte. Als wir trotz der Weigerung des Gouverneurs abreisen wollten, sagte er: „Sie sind meine Gefangenen: ich will Sie nicht nach Gondar ziehen lassen.“ Ich sah klar, daß es ihm Ernst war, uns zu berauben, deßhalb gab ich ihm die Pistole, welche er aber nur unter der Bedingung annehmen wollte, daß ich sie ihm aus Freundschaft gegeben habe, und daß ich dem König nicht sagen sollte, Atku Taschu habe die Waffe zwangsweise genommen. Ich schwieg stille zu dieser hinterlistigen Forderung, denn ich sah voraus, daß der geringste Widerstand von unserer Seite gefährliche Folgen haben würde. Die Soldaten und Diener des Gouverneurs waren eben so bettelhaft und lästig, wie er selbst. Nachdem er die Pistole empfangen hatte, sagte er: „Jetzt könnt ihr gehen, der Weg ist sicher.“ Gestern hatte er uns gesagt, der Weg sei von Räubern gefährdet und er würde deßhalb uns durch seinen Bruder bis Gondar begleiten lassen. All sein Geschwätz sollte nur dazu dienen, sich selbst wichtig zu machen und uns ein Geschenk abzunöthigen. Es ist zu hoffen, daß Theodoros den Betteleien seiner Gouverneure und Zollbeamten ein Ende machen werde. Wir nahmen von Degua aus unsere Richtung nach Amba Georgis und lagerten uns Abends in der Wildniß von Masal Dengia, wo wir Gras und Holz genug fanden, das von der

königlichen Armee, die vor einiger Zeit hier gelagert hatte, zurückgelassen worden war.

14. April. Von Masal Dengia brachen wir frühe auf und reisten lange über ebenes Land, bis wir in Andscheba Meda bei Senia Dar, wo die Kaufleute gewöhnlich ausruhen, Halt machten. Mittags kochten wir unsere Speise am Bach Argef. Ehe wir an diesen Bach kamen, hatten wir eine großartige Aussicht auf den Zana= (oder Dembea=) See gegen Süden; gegen Osten sahen wir die hohen Gebirge von Semien, und gegen Südosten erblickte ich die hohen Berge der Wollo Galla, durch deren Gebiet ich im Jahr 1842 gereist war.

Die Provinz Woggara, die wir seit gestern durchzogen, ist ziemlich eben, hat gutes Wasser, guten schwarzen Boden, der sehr fruchtbar wäre, wenn er angebaut würde. Aber der größere Theil dieser schönen Provinz ist ohne Kultur und Bewohner in Folge der Kriege, welche zwischen Tigre und Amhara beständig geführt wurden. Die abessinische Reiterei kann in dieser ebenen Provinz leicht operiren. Das Klima ist kühl, ja kalt, daher der abessinische Reim:

Woggara Egsiabher sei fatara:
Kabiet betegabba tisu:
Dedsch betewotta, nefasu;
Ebel betebella, fassu
Woggara Egsiabher sei fatara,

das heißt:

Gott hat Woggara also geschaffen:
Wenn man zum Haus hineingeht, so hat man Rauch;
Wenn man aus dem Hause geht, so hat man Wind;
Wenn man Korn ißt, hat man Blähungen;
So hat Gott Woggara geschaffen.

Den Fluß Angreb passirten wir auf der steinernen Brücke, welche König Fasil*) durch portugiesische Maurer vor meh=

*) Fasil oder Fasilados (Basilides), der Sohn Susneos, regierte von 1632 bis 1665. Er vertrieb die Jesuiten aus Abessinien, und

reren hundert Jahren hatte erbauen lassen. Der Weg von der Grenze von Woggara bis Gondar führt über mehrere steile Hügel, welche diese Hauptstadt gegen einen schnellen Ueberfall von Norden her schützen. Ehe wir den Hügel hinan stiegen, auf welchem Gondar liegt, passirten wir einen Fluß, der in den Zana-See fließt. Bei unserer Ankunft in Gondar begaben wir uns nach Kedus Gabriel, demjenigen Stadttheil, in welchem der Abuna seinen Sitz hat. Da dieser abwesend war, begaben wir uns zu seinem Verwalter, der uns aber eine ziemlich kalte Aufnahme gewährte. Erst als der egyptische Priester Hadschi Cher, und der abessinische Mönch Gebra Heiwot mich erkannt hatten, wurden wir in die erzbischöfliche Wohnung aufgenommen. Gebra Heiwot war im Jahr 1838 mit mir und Isenberg nach Dschidda gereist. Ich war sehr froh, sogleich eine Wohnung zu finden, da es bei unserer Ankunft stark regnete.

15. April. Ich hatte heute einen der unruhigsten Tage in Abessinien durchlebt. Da wir hörten, daß der König mit dem Abuna und der Armee dem Land der feindlichen Wollo-Galla sich nähere, so mußten wir eilen, ihn noch zu erreichen, ehe ein Zusammenstoß mit den Feinden stattfand. Aber es war schwierig, das königliche Lager, das bereits gegen 25—30 Stunden von der Hauptstadt entfernt war, zu erreichen. Wir brauchten nicht nur einen Führer, sondern auch Gepäckträger für den Weg. In dieser Verlegenheit half uns Hadschi Cher, der uns einige seiner Leute gab, da Niemand in Gondar uns dienen wollte. Als Wegweiser bot sich ein Großer von Kedus Gabriel an, welcher, wie wir später erfuhren, im Geheimen den Wunsch hatte, bei unserer Rückkehr mit uns nach Jerusalem zu gehen.

---

baute seinen Palast in Gondar, welches zur Hauptstadt von ganz Abessinien erhoben wurde. Sein Vater Susneos war es, welcher zwischen 1607 und 1632 regierte, und in dieser Zeit den römischen Glauben annahm und die Abessinier mit Gewalt der römischen Kirche unterwarf, bis er durch die beständigen Rebellionen, die ausbrachen, genöthigt wurde, den alten Glauben der Abessinier wiederherzustellen.

16. April. Wir verließen Gondar um 8 Uhr. Nachdem wir uns von der Umgebung der Hauptstadt entfernt hatten, wurde unser Weg immer ebener. Wir zogen südöstlich in der Richtung nach dem Zana-See. Abends lagerten wir uns im Dorf Goraba bei einem Gouverneur, der uns freundlich aufnahm, und der noch überdieß 5 Likaunt, d. h. Staatsräthe, die zum König zogen, beherbergte. Früher soll es nur 12 Likaunten gegeben haben, aber der jetzige König hat noch 4 weitere hinzugefügt. Ihre Aufgabe ist, dem König Rath zu ertheilen, die geschriebenen oder hergebrachten Gesetze und Sitten zu erklären u. s. w.

17. April. Wir erreichten die Stadt Efak, welche in kommerzieller Hinsicht von Wichtigkeit ist. Efak, Terita und Gorada sind die Hauptorte des Handels im Süden und Südosten von Gondar.

Als uns ein Soldat des Königs das Haus eines Priesters zum Nachtquartier anweisen wollte, erhoben die Frauen ein furchtbares Geschrei und riefen aus: „Ba Negus Amlak," d. h. beim Gott des Königs, kommt nicht zu uns. Ich nahm den Priester auf die Seite und erklärte ihm, daß wir für Alles, was er uns geben werde, bezahlen und daß wir nichts mit Gewalt nehmen würden. Dieß wirkte. Er gab uns einen Platz zum Schlafen, 12 Brode und einen Krug Bier zum Abendessen, und erhielt von uns 2 Salzstücke, eine Scheere und einige Nadeln. Diese Geschenke machten ihn so zufrieden, daß er uns bat, bei unserer Rückkehr wieder bei ihm zu logiren.

18. April. Wir reisten über das fruchtbare Thal von Foggara,*)

*) Die kleine Provinz Foggara grenzt im Osten an den Zanasee. Die Hauptorte sind: Lamge, Nabaga, Terita und Efak. Bei Nabaga geht der Fluß Ereb in den Zanasee, an dessen Ufern (in dem District Baguesa) die heidnischen Figen wohnen, welche von den Abessiniern sehr verabscheut und der Zauberei und Mordlust angeklagt werden, weßhalb sie auch nicht nach Gondar kommen dürfen. Sie leben hauptsächlich von der Jagd. Ihr Elfenbein verkaufen sie an die Agaus und die Bewohner von Dembea und Kuara. Sie gehören wahrscheinlich

das Tausende von Bewohnern nähren könnte. Zu unserer Linken war das Dorf Woina Daga, wo ein guter Wein wächst, der theils von dem König beansprucht, theils an Kirchen abgeliefert wird, welche ihn beim Abendmahl gebrauchen. In der Nähe von Woina Daga ist die große Stadt Terita, welche meist von Muhamedanern bewohnt wird, die einen ausgedehnten Handel treiben.

Um 9 Uhr passirten wir den in den Zana-See gehenden Fluß Erep, über den eine von dem oben erwähnten König Fasil erbaute steinerne Brücke führt. Um 3 Uhr Nachmittags kamen wir nach Amora Gadel, ein isolirter, hoher Felsen, auf welchem Hunderte von Geiern aller Art übernachten, weßhalb er den Namen „Geierfelsen" erhalten hat. Da der König vor Kurzem in der Nähe dieses Felsens sein Lager gehalten hatte, und noch viele todte Esel und Pferde unbeerdigt herumlagen, so war es eine Wohlthat für die Umgegend, daß die Geier das Todtengräberamt von ihrem Felsen aus verwalteten. Der üble Geruch war so fürchterlich, daß wir Mund und Nase zuhalten und eilen mußten, von dieser schauerlichen Stätte hinwegzukommen.

---

zu dem wilden und nomadischen Stamm der Fuga, welche in Gurague sehr gefährlich sind, vergiftete Pfeile gebrauchen und Alles essen, was den Christen zuwider ist. Vielleicht sind sie eine Art Schankela, worunter die Abessinier alle die schwarzen Heiden verstehen, welche in den Wäldern und Niederungen wohnen. Die heidnischen Woito, die am Zana wohnen und Nilpferde u. s. w. essen, wie auch die Wato am Hawaschfluß (dessen Quelle in einem Sumpf am Berg Entscheti zwischen den Gallastämmen Mätscha und Betschoworeb sein soll) gehören auch zu den Fuga, welche abscheuliche Sitten haben und in Gruben wohnen sollen. Eine Frau kann unter ihnen nicht heirathen, wenn die Mutter der Tochter, die einen Mann heirathen will, dessen männliches Glied nicht eine Spanne lang gefunden hat. Der Bräutigam muß sich diese Messung gefallen lassen, weil die Heirath von der Länge seines Gliedes abhängt, indem diese Leute nach ihren abscheulichen Begriffen voraussetzen, ein Mann mit einem zu kurzen Gliede könne keine starken Kinder zeugen, und sei überhaupt ein Feigling und einer rechten Frau unwürdig, werde sie auch nicht im Krieg und andern Nöthen kräftig zu vertheidigen im Stande sein.

Abends nahmen wir unser Nachtquartier in dem Dorfe Tekur, wo die Bewohner uns Anfangs nicht aufnehmen wollten.

19. April. Um 10 Uhr erreichten wir Debra Tabor, Aufenthaltsort des Ras Ali, der früher das westliche Abessinien beherrscht hatte. Die Stadt, wenn man sie so nennen will, liegt auf einem Hügel, an dessen Fuß sich ein schönes Wiesenfeld ausbreitet, das für einen abessinischen Herrscher, der viele Pferde halten muß, unentbehrlich ist.

Wir eilten jetzt so sehr wir konnten, um das königliche Lager in Dschan Meda zu erreichen, da es hieß, der König wolle von dort abreisen. Als wir um Mittag das Lager erreicht hatten, begaben wir uns sogleich zu dem Zelt des Abuna, welcher, sobald er erfahren hatte, wer wir waren, uns entgegenkam, und uns herzlich willkommen hieß. Ich übergab ihm sodann die Briefe von Bischof Gobat in Jerusalem, und vom koptischen Patriarchen Kirillos in Cairo. Nachdem er uns auf einer ausgebreiteten Kuhhaut hatte Platz nehmen lassen, befahl er seinem Diener (der früher Isenberg's Knecht in Adoa gewesen war), uns Brod und Wein aufzutragen, während er indessen die Briefe durchlas. Als dieß vorüber war, ließ sich der hohe Kirchenfürst in eine Unterredung mit uns ein, in welcher er so herzlich und vertraulich war, daß es schien, als wären wir ihm an Ansehen und Würde gleichgestellt. Er erinnerte sich, mich im Jahr 1837 in Missionar Kruse's Schule in Cairo gesehen zu haben, als ich das erste Mal nach Abessinien gieng. Wir sprachen arabisch und amharisch. Vor Allem suchte er uns einen kurzen Bericht von dem gegenwärtigen Stand der Dinge in Abessinien zu geben. Er erzählte, daß der König Theodoros ein Herz und eine Seele mit ihm sei; daß der König die Kirche auf alle mögliche Weise unterstütze, was weder Ras Ali noch Ubie gethan habe; daß seine Majestät die muhamedanischen und heidnischen Galla-Länder und auch

Schoa *) erobern, und Ein großes äthiopisches Reich, wie es vor Alters war, herstellen, und die christliche Religion zur herrschenden machen wolle; daß der König fleißig in die Kirche und zum Abendmahl gehe; daß er die Bibel in amharischer Sprache lese, während die Ittege oder Königin, die eine Tochter des Ras Ali ist, das Wort Gottes im Aethiopischen lese; daß er die Vielweiberei und den Sclavenhandel verboten und den Muhamedanern befohlen habe, innerhalb einer bestimmten Zeit das Christenthum anzunehmen. Als ich darauf hinwies, daß es dem Sinn des Evangeliums nicht gemäß sei, mit Gewalt die Leute zu Christen zu machen, erwiederte der Abuna, der König wolle nur vorerst das Land der Galla erobern, und Priester zu ihnen senden, Kirchen und Schulen errichten zur Bekehrung der Nicht-Christen. Ich erzählte ihm dann, daß Bischof Gobat christliche Handwerksleute nach Abessinien senden wolle, die zwar zunächst auf ihrem Handwerk arbeiten, aber zu gleicher Zeit durch Wort und Wandel das Evangelium ausbreiten sollten. Hierauf erwiederte der Abuna, daß der König sich freuen werde, geschickte Handwerker und Künstler zu erhalten; er habe im Sinn, nach England, Frankreich und Deutschland zu schreiben, daß geschickte Handwerksleute nach Abessinien kommen möchten. Er versprach, den Brief des Bischofs Gobat dem König vorzulesen und den Inhalt ihm zur Beachtung zu empfehlen.

Der Abuna sprach sodann über die römischen Missionarien. Ich will, sagte er, so lang ich lebe, nicht gestatten, daß sie je wieder nach Abessinien zurückkehren, denn sie haben gegen mich intriguirt und sich bestrebt, mich aus Gondar zu

*) Die Könige von Schoa waren folgende: 1) Nagast, der erste König von Schoa, welcher sich von dem König in Gondar abhängig machte; 2) Sabastie; 3) Abie, welcher die Stadt Ankober (Thor der Anko) von dem Anko Gallastamm eroberte; 4) Emmaha Jasus; 5) Asfa Wassan, 6) Wassan Saggad, welcher in der Feuersbrunst in Kundi, wo all sein Silbergeld aufgelöst wurde und einem Bache gleich den Berg hinabfloß, umkam. 7) Sahela Selassie. 8) Haila Malakot, welcher 1856 plötzlich starb, als Theodoros Schoa eroberte und des Haila Malakots Sohn zum Vicekönig machte.

vertreiben, auch haben sie sich in mein Kirchenregiment eingemischt dadurch, daß sie ihre Anhänger zum zweiten Mal getauft und ordinirt haben, als ob die abessinische Taufe und Ordination nichts gälte. Ich hätte sie nicht beunruhigt, wenn sie sich mit Lehren begnügt, oder wenn sie bloß die Galla bekehrt und getauft hätten, denn ich wünsche, daß die Galla Christen werden. Die römischen Missionarien können sich nicht beklagen, wenn ich sie aus Abessinien wegsende, denn der Pabst in Rom würde einen Priester oder Lehrer, der einer andern Religion, als der römischen, angehört und in Rom lehren wollte, im Augenblick aus dem Land jagen. Die protestantischen Missionarien schaden der abessinischen Kirche nicht, denn sie verbreiten ja nur die Bibel, und Männer, wie Kruse und Lieder, werde ich gerne aufnehmen; aber die Römer sollen nicht nach Abessinien zurückkehren."

Da heute der monatliche Festtag des heiligen Michael war, an welchem der König Almosen austheilt, so konnte der Abuna uns nicht sogleich beim König einführen. Ich hörte nachher, daß Seine Majestät 3000 Thaler und viele Maulthiere, Esel, Pferde, Kleider u. s. w. an Arme, Kranke, Lahme, an Priester, Mönche u. s. w. ausgetheilt habe.

Als wir das Zelt des Abuna verließen, befahl er seinem Diener, uns einen Ochsen und Honigwein zu unserem Unterhalt zu geben.

Abends besuchte uns Herr Bell, ein verständiger Engländer, der seit vielen Jahren in Abessinien sich aufgehalten hat, und in Sprache und Sitten ein ganzer Abessinier geworden ist. Der König hat ihn zu seinem Adjutanten und Lika Mankuas (d. h. Träger des königlichen Kleides in der Schlacht) gemacht. Es gibt 4 Lika Mankuas, die sich ganz wie der König selbst kleiden müssen, damit der Feind den wirklichen König nicht unterscheiden könne. Es ist ein ehrenvolles, aber gefährliches Amt, für das Herr Bell beträchtliche Ländereien erhalten hat, wovon er seine abessinische Frau und Kinder ernähren kann. Der Abuna hatte Herrn Bell aufgetragen, uns zu sagen, daß wir mit dem König nicht über den priesterlichen

Charakter der Männer, die Gobat senden wolle, reden sollten, sondern bloß über die äußere Seite dieser Mission, denn die religiösen Dinge gehörten vor das Tribunal des Abuna, der ja unser Freund sei, und der Gobat's Leute beschützen und unterstützen werde, so viel es in seiner Macht stehe. Ich erklärte Herrn Bell ganz klar und bestimmt, daß es dem theuren Bischof Gobat nicht bloß um das zeitliche Wohl, um die Civilisation Abessiniens zu thun sei, sondern vor Allem und hauptsächlich um die religiöse Wiedergeburt dieses Landes, durch Errichtung von Schulen, durch Verbreitung der Bibel und den Unterricht in der reinen Lehre des Evangeliums. Herr Bell erwiederte: „Dieß Alles ist recht und gut, und der Abuna weiß es wohl, aber er hat mir aufgetragen, daß Sie mit dem König hievon nicht reden wollen, sondern nur von den Handwerkern; die religiöse Seite haben Sie mit dem Abuna zu besprechen.

20. April. Etwa um 8 Uhr Morgens wurden wir von dem Abuna zum König geführt, dessen schönes Zelt bereits abgebrochen war, da er mit der Armee aufbrechen wollte. Als der König den Abuna sah, gieng er ihm entgegen und führte ihn zu einer Art von Bettstätte (welche mit einem schönen Teppich bedeckt war) und hieß ihn darauf Platz nehmen, während uns ein Teppich auf dem Boden zu den Füßen des Königs angewiesen wurde. Seine Majestät trug eine Krone auf dem Haupt und ein prächtiges Oberkleid. Nach der Begrüßung las der Abuna die Briefe von Gobat und dem koptischen Patriarchen. Der König fragte sogleich: „Ist Gobat wohl?" Sein Brief gefällt mir und ich wünsche, daß er mir vor der Hand nur drei Handwerker sende, nämlich einen Büchsenmacher, einen Architekten und einen Buchdrucker, worunter aber der König nach den neuesten Nachrichten einen Siegelstecher verstanden haben will. Ich will sie gut bezahlen, wenn sie mit meiner Belohnung zufrieden sind, und sie mir gefallen, so will ich Gobat um mehr Arbeiter bitten. Nachdem der König diese Worte gesprochen hatte, bemerkte der Abuna: „Aber Ew. Majestät werden ihre (der Arbeiter)

Religion nicht antasten, sondern sie nach ihrer Ueberzeugung leben lassen?“ Worauf der König erwiederte: „In Sachen des Glaubens will ich mich nicht einmischen, das ist deine (des Abunas) Aufgabe. Was du mir in dieser Hinsicht sagst, das will ich thun.“ Hierauf sprach ich von unserer Rückreise über Matamma nach Sennar, Chartum und Cairo. Ich bemerkte, daß jetzt die Regenzeit *) vor der Thüre sei, wo in den niedern Gegenden Fieber zu entstehen pflegen, weßhalb wir unsere Rückkehr beschleunigen möchten. Auch wünschten wir dem Bischof Gobat eine Antwort von Sr. Majestät eiligst zu überbringen. Der König sagte dann, wir möchten wenigstens bis zum Ende der Regenzeit in Gondar bleiben; doch wolle er uns nicht hindern, nach Egypten zurückzukehren. Beim Abschied befahl Se. Majestät einem Offizier, uns mit zwei guten Maulthieren, einem Soldaten und mit Speise für die Reise, nämlich 2 Ochsen, 50 Brodkuchen und 3 Krügen Wein u. s. w. zu versehen.

Nach dieser Audienz reiste der König sogleich mit der Armee ab, die bereits in Bewegung war. Sie soll 40,000 Mann stark gewesen sein, und noch 20 bis 30,000 Mann Zuzug erhalten auf dem Weg gegen das Wollo-Galla-Land, denn die Divisionen von Godscham und Tigre waren noch nicht angekommen. Der König, ungefähr 35 Jahre alt (auch der Abuna ist 35 Jahre alt), ist ein schöner Mann von schwarzbrauner Farbe und mittlerer Statur, und scharfem

*) Die Abessinier zählen im allgemeinen nur zwei Jahreszeiten 1) Bagga (Sommer, trockene Zeit), welche 9 Monate umfaßt und von der Herbst-Tag- und Nachtgleiche bis Mitte Juni sich erstreckt. 2) Keremt (Regenzeit), welche von Juni bis September dauert. Die genauere Rechnung ist aber folgende: 1) Hagai, beginnt am 25. Senie (Juni) und endet am 26. Maskarrem. 2) Matschau, beginnt am 25. Magabit (März) und endet am 24. Juni. 3) Keremt, beginnt den 25. Tahsas (Dezember) und schließt den 26. März. 4) Tsadai, beginnt den 25. Maskarrem (3. October) und endet am 24. Tahsas. Der abessinische Kalender, Abuschaker genannt, giebt Aufschluß über diese vier Eintheilungen des Jahrs.

Blick. Obgleich freundlich und herablassend gegen seine Umgebung, vergißt er doch seine königliche Würde nicht. Er thut Alles mit größter Ruhe und Umsicht. Sein Urtheil ist schnell, seine Antwort kurz, aber treffend. Er ist ein Freund der Europäer, deren Rath und Erzählungen er gerne anhört. Gegen die Armen, Priester, Kirchen, ist er sehr freigebig. In Rechtssachen ist er genau und gerecht, und entscheidet oft gegen seine Rechtsgelehrten; weßhalb ihn die Leute von ganz Abessinien, die Prozesse haben, beständig umlagern. Als wir im Lager die Nacht zubrachten, hörten wir schon um 2 Uhr nach Mitternacht die Leute schreien: „Dschan hoi! Dschan*) hoi! O Majestät! O Majestät!" Mit diesem Geschrei suchten sich die Leute Eingang in's königliche Zelt zu verschaffen, um ihre Klagen vor den König zu bringen. Er gab sogleich Antwort durch den Kal Hazie (Mund des Königs), d. h. den Staats-Herold. Von 2 bis 8 Uhr Morgens löste eine Parthie von Leuten die andere ab, und jede erhielt Antwort und Bescheid. Außerdem leitet der König alle Kriegs-Operationen der Armee, so daß es unbegreiflich ist, wie er die Anstrengungen, welche Tag und Nacht ihn in Anspruch nehmen, aushalten kann. Wenn seine Hofleute ihn in der Gerechtigkeitspflege hemmen wollen, so pflegt er zu sagen: „Wenn ich den Armen nicht helfe, so werden sie bei Gott über mich klagen; ich bin selbst ein armer Mann gewesen." Seine Mutter soll eine Kosso-Verkäuferin (Kosso ist das bekannte Arzneimittel gegen den Bandwurm) in Gondar gewesen sein, während sein Vater, ein Verwandter des Dedschadsch Comfu (der als Gouverneur von Dembea die egyptischen, von Sennar herrückenden Truppen mehrmals schlug), eine Regierungsstelle in der Provinz Kuara im Westen von Abessinien verwaltete.

*) Dieser Titel, den die Abessinier bei der Anrede an ihre Könige gebrauchen, wurde im 15. Jahrhundert, als die Portugiesen das erste Mal an die Westküste von Afrika kamen, die Veranlassung, daß von einem großen König, Priester Johannes, der in Ostafrika regiere, die Rede wurde. Man fand aber später, daß der Chan der Tartarei damit gemeint war.

Kasai, wie der König früher hieß, lernte in Gondar lesen und schreiben, wurde später Soldat in dem Heer des Dedschadsch Comfu, welcher ihn seinem Herrn, dem Ras Ali empfahl. Dieser erkannte bald Kasais Klugheit und Tapferkeit, gab ihm seine Tochter zur Frau und eine Regierungsstelle unter der Aufsicht und Leitung der berühmten Woisoro Mennen, der Mutter des Ras Ali. Kasai zerfiel bald mit Woisoro Mennen, schlug ihr Heer, nahm sie gefangen und eroberte ihre schöne Provinz Dembea am Zana-See, die er für sich behielt, obgleich er die hohe Frau in Freiheit setzte. Jetzt hatte er Kuara, Wechni, Dagossa, Sarago, Agaumeder und Dembea. Ras Ali, die drohende Gefahr erkennend, übergab Dembea dem Dedschadsch Berru Goschu, dem Gouverneur von Godscham, welcher den Kasai nach Kuara zurückdrängte im Jahr 1850. Kasai jedoch fiel mit einer Schaar getreuer Anhänger im Jahr 1852 in Dembea ein, überraschte das Lager des Berru Goschu, streckte ihn mit einer Pistole nieder und schlug sein Heer zwischen Dembea und Dschangar am Zana-See. Jetzt wurde dem Ras Ali bange, er zog im Jahr 1853 gegen ihn aus, aber verlor die Schlacht und mußte zu den Galla fliehen, während Kasai Meister von ganz Amhara wurde, d. h. von allem Land, das westlich von Takassie bis zum blauen Flusse liegt. Nachdem Kasai so weit seine Zwecke verfolgt und erreicht hatte, sandte er zu dem Abuna Abba Salama, der damals in Adoa in Tigre sich aufhielt. Kasai's Plan war, sich vorher mit dem Kirchenfürsten zu verbinden, ehe er den Ubie angreifen würde. Der Abuna ließ dem Kasai sagen, er werde nicht nach Gondar kommen, so lange die römischen Priester dort geduldet würden. Kasai vertrieb daher die Priester, und jetzt erschien der Abuna in Gondar und verband sich mit ihm zur Herstellung des abessinischen Staats und der Kirche. Kasai's erster Schritt war nun, Ubie, den Herrscher von Tigre, aufzufordern, sich dem Fürsten von Amhara zu unterwerfen und ihm Tribut zu zahlen. Ubie ließ sich dieß nicht gefallen, sondern griff zu den Waffen, verlor aber in der Schlacht bei Debraski in

Semien Land und Freiheit, denn er wurde gefangen. Nach der siegreichen Schlacht ließ sich Kasai, wie schon erwähnt, unter dem Namen Theodoros zum König der Könige von Aethiopien ausrufen, wohl mit Beziehung auf die alte abessinische Tradition, daß ein König Namens Theodoros aufstehen werde, der Abessinien groß und glücklich machen, und der Mekka und Medina, die beiden Hauptstädte der Muhamedaner in Arabien, zerstören werde.

Nachdem wir auch vom Abuna Abschied genommen hatten, machten wir uns auf den Rückweg nach Gondar. Wir begegneten vielen Soldaten und Weibern, die zur Armee stoßen wollten. Ein Soldat hatte einem Kaufmann unterwegs den Esel abgenommen, ihn aber sogleich zurückgegeben, als er unsern königlichen Begleiter sah, denn er fürchtete, unser Soldat möchte dem König Nachricht von der Unthat geben. Die Tyrannei der abessinischenSoldaten ist oft sehr groß, trotz der Strenge des Königs gegen die Unterdrücker. Auf dem Rückweg besichtigten wir das Ufer des Zana-Sees und tranken von seinem süßen Wasser. Der See ist fischreich, und das ihn umgebende Land ist fruchtbar und reizend. Bei unserer Ankunft in Gondar gab uns der Gouverneur ein gutes Haus in der Nähe des Marktplatzes und schickte uns täglich ein Quantum Bier, Honigwein und Brod. *)

*) Der Hydromel oder Meth wird in Abessinien bereitet durch Mischung von 7 Theilen Wasser mit einem Theil Honig, welche Mischung in einem großen Gefäß von Thon der Sonne ausgesetzt wird zum fermentiren. Nach einiger Zeit wird die Zad-Wurzel (Rhamnus Staddo), oder auch die Blätter des Gescho (Rhamnus pauciflorus) beigemischt. Die Wachstheile, welche durch die Fermentation des Honigs aufgestiegen sind, werden entfernt, und nach etwa 7—8 Tagen ist das Getränk, das Tadsch heißt, fertig.

Das Talla (Bier) wird aus Dagusa und Gerste, oder auch aus Hirse (Büschelmais) bereitet. Dünne Brodkuchen werden in Wasser zerrieben und nach ein paar Tagen mit keimender Gerste, die zuvor in der Erde begraben war, vermischt und dann dem Gährungsprozeß überlassen. Auch hier wird Gescho beigemischt. Die Töpfe, in denen es gährt, werden mit Thon oder Kuhmist bedeckt. Dieses Getränk

24. April. Ich war heute fieberkrank. Nachmittags kam der Gouverneur von Dembea, der uns bis Wechne begleiten sollte. Er brachte auf königlichen Befehl einen Ochsen zu unserer Nahrung während unseres Aufenthalts in Gondar.

25. April. Ich war diesen Morgen wieder fieberisch. Auch Flad war unwohl. Wir bereiteten uns auf die Reise nach Sennar, hatten aber große Schwierigkeit, Knechte zu finden, da die Abessinier, welche im Hochland geboren und erzogen worden sind, nicht gerne ins heiße Tiefland gehen, wo sie wissen, daß sie allerlei Ungemach, besonders dem Fieber, ausgesetzt sind, zumal wenn die Regenzeit im Anzug ist. Wir fanden endlich zwei Knechte, welche für die Summe von 4 Thalern (monatlich) bereit waren, uns nach Cairo zu begleiten.

Ein Abessinier brachte uns heute ein Muster von Goldstaub und wünschte zu wissen, wie das Gold von dem Unrath ausgeschieden werden könnte.

28. April. Herr Plowden erreichte heute Gondar. Er wünschte den König auf seinem Feldzug gegen die Galla zu begleiten und ihm zur Verbesserung des Landes guten Rath zu geben. Wir nahmen Abschied von Herrn Plowden, der uns viele Güte und Freundschaft erwiesen hatte.

3. Mai. Wir verließen heute Gondar, welches außer Aksum die wichtigste Stadt von ganz Abessinien ist. Sie mag etwa 10 bis 12,000 Einwohner zählen, war aber früher viel bewohnter, wie man an den vielen ruinirten Häusern sieht, denen man überall begegnet. Die Straßen sind äußerst krumm, eng, manchmal sehr abschüssig und voll Unrath, besonders wenn man Morgens durch sie hinwandelt. Ich

---

wird sehr stark und berauschend, doch ist das Tadsch noch stärker. Die Brodbereitung ist einfach in Abessinien. Der Teig wird mit Wasser angemacht und dann in dünnen Kuchen auf eine Platte von Eisen oder Thon gelegt und nur ein wenig gebacken. Die Platte wird vorher mit Schmalz oder zerriebenen Baumwollekörnern oder Ricinus bestrichen. Am liebsten haben die Abessinier das Brod aus Teff (Eragrostis).

habe im Orient nicht leicht eine Stadt gesehen, wo Schmutz und Steine für den Wanderer den Weg so unangenehm machen, als in Gondar. Die Stadt liegt auf einer Anhöhe, welche sich von Norden nach Süden zieht und welche oft steil in kleine Thäler sich verlauft. Die Häuser sind rund und fast alle aus Steinen erbaut, und haben oft zwei Stockwerke, die mit Strohdächern bedeckt sind. Ein geschlossener Hofraum umgibt sie gewöhnlich. Die Stadt besteht aus zwei Theilen. Die Christen wohnen auf der Höhe des Hügels, wo auch der königliche Pallast steht, der von portugiesischen Werkmeistern erbaut wurde. Viele Kirchen, Klöster und einige Freistätten nebst einem großen Marktplatz befinden sich in dem Christenquartier. Die Muhamedaner, die sich auf mehrere Tausende belaufen, und die hauptsächlich vom Handel leben, wohnen am südwestlichen Abhang der Stadt. Die Falaschen oder Juden, die in Gondar Handarbeiten verrichten, bewohnen ein kleines Dorf im Gaha-Thal, in einiger Entfernung von Gondar. Wir besuchten das alte, ausgedehnte königliche Schloß, das nach und nach in Trümmer zerfällt. Am Eingang war ein stattlicher Löwe an einem Seil angebunden, der aber schon mehrere Mal sich losgerissen und in der Stadt Unheil angerichtet haben soll. In Gondar gibt es viele Gold- und Silberarbeiter, welche trotz der einfachen und geringen Instrumente, die sie haben, niedliche Arbeiten machen, z. B. kleine Kettchen, Finger- und Ohrenringe, allerlei Verzierungen auf den Schilden u. s. w. Die Schmiede, Zimmerleute und Maurer sind meist Falaschen oder Juden; die Sattler machen schöne Sättel von abessinischem Leder für Maulthiere und Pferde. Ein recht schöner Sattel kostet 8 bis 10 Thaler. Die Dreher machen große und kleine Wandscha oder Trinkbecher aus Büffel- und Ochsenhörnern. Auch niedliche Körbe werden verfertigt. Schuster machen Sandalen und Schuhe (nach Art der türkischen) welche letztere hauptsächlich von den Priestern getragen werden. Weiber weben Kleider aus Baumwolle, welche in ziemlicher Menge vom Tiefland aus Matamma und Wechne kommt. Der Preis

dieser Tücher ist verschieden. Man kann welche kaufen für 2 bis 8 und 12 Thaler. Diejenigen, welche bunte Borten haben, sind die theuersten. Allerlei Küchengeschirr von Thon wird verfertigt und auf den Markt gebracht, der alle Wochen gehalten wird. Man kann da Schmalz, Salzstücke, Honig, Getreide, Kaffeebohnen *), Vieh u. s. w. kaufen. Auch grobes Pulver wird verfertigt. Salpeter kommt von Sennar, und Schwefel aus dem östlichen Tigre. Kugeln werden aus Eisen bereitet, das auf Steinen rund geschlagen wird. Die Schafte der Flinten, deren lange Läufe aus Arabien und Sennar gebracht werden, sind aus dem harten Holz des Kosso, oder aus dem zähen Holz des Wansa-Baumes gemacht. Die Lunten (denn die meisten Gewehre haben Luntenschlösser) werden aus Bast, der mit Salpeter getränkt wird, bereitet. Perkussions-Flinten und Pistolen sind bei dem jetzigen König sehr beliebt, wiewohl die meisten seiner Soldaten bloß Lanzen, Schilde und Säbel tragen, hauptsächlich Diejenigen, welche auf Pferden und Mauleseln in den Krieg ziehen!

Während unsers Aufenthalts in Gondar war es mir besonders auffallend, daß so wenige Priester und Laien sich zu religiösen Unterhaltungen mit uns herbeiließen, da doch gerade in Gondar Missionar Gobat am meisten wirken konnte. Die Ursachen waren wohl diese: Erstens war unser Aufenthalt von kurzer Dauer; zweitens hielten die Bewohner unsers Hauses viele Leute von uns ab; drittens aber und hauptsächlich fürchteten die Leute, wir möchten Franken, d. h. römische Katholiken und Missionarien sein, die erst kürzlich ausgewiesen und excommunizirt worden waren. Die

---

*) Die Abessinier haben 3 Arten von Kaffeebohnen (Bun oder Bunna heißt der Kaffee im ungesottenen Zustand; wenn gesotten, heißt er, wie im Arabischen, Kahawa): 1) Die Kaffeebohne, welche am Zana-See gepflanzt wird; dieß ist eine ganz geringe Qualität. 2) Eine bessere Qualität wird in Harrar, östlich von Schoa, erzeugt. 3) Die beste Qualität kommt von Enarea und Kaffa, wo wahrscheinlich das Vaterland der Kaffeepflanze ist. Die beiden letztern Sorten werden nach Arabien ausgeführt und oft für Mokka-Kaffee verkauft.

Leute fürchteten also den priesterlichen und königlichen Bann, denn sie kannten unsere religiösen Ansichten und unser Verhältniß zum Abuna und König noch zu wenig.

Von Gondar aus nahmen wir zuerst eine südwestliche Richtung, um nach dem Dorfe Botsch zu gelangen, wo Aito Engeda, der Gouverneur von Dembea, uns empfangen und von wo aus er uns nach Wechne geleiten lassen sollte. Unterwegs stieß ein Muhamedaner, der in Kaffa gewesen war, zu unserer kleinen Karawane. Er erzählte mir, daß jenseits des Landes Worata, das südöstlich von Kaffa liegt, ein großer See, der Zamburie heißt, sich befinde. Dieß ist wahrscheinlich der große See Zamburu, von dem mir die Wakamba in Rabbai Mpia erzählt haben. Mein Berichterstatter erwähnte unter Anderem eines sonderbaren Telegraphen, der in Kaffa gebraucht wird. Es sollen in gewissen Entfernungen Trommler in der Nähe von Bäumen aufgestellt sein, welche den Befehl haben, sogleich zu trommeln, sobald sie die Bewegungen der Feinde wahrnehmen. Der Trommler der nächsten Station besteigt sogleich einen Baum, und sendet die Nachricht durch sein Trommeln an die zweite und dieser an die dritte Station, und so geht die Kunde sogleich durch das ganze Land, dessen Bewohner sich an gewissen Punkten zu versammeln haben. Diese Sitte findet sich übrigens auch bei andern afrikanischen Stämmen, die ich kennen gelernt habe, nur daß die Trommler nicht auf Bäume steigen. Unter den Wanika und Wakamba habe ich mehrmals bemerkt, daß wenn bei irgend einer Gefahr des Landes in einem Dorfe die Trommel gerührt wurde, nach einigen Minuten auch im zweiten und dritten Dorfe u. s. w. getrommelt wurde, und die Mannschaft sogleich ausrückte. Die Eingeborenen können sogleich unterscheiden, wenn zum Krieg oder zu irgend einer Feierlichkeit getrommelt wird. Die Kriegstrommel in Rabbai hört man über eine Stunde weit.

Gegen 4 Uhr Nachmittags reisten wir durch ein Falaschen- oder Judendorf, dessen Bewohner lauter Weber waren. Der Priester des Orts kam und unterhielt sich ein wenig mit

mir. Ich fand, daß die Sprache dieser Leute, sowie die der heidnischen Kamanten, die ich als Holzträger in Gondar kennen gelernt hatte, eigentlich die Sprache von Kuara ist. Sie ist mit der äthiopischen Sprache nicht verwandt, sondern gehört einer Sprachfamilie an, die wahrscheinlich an den Ufern des blauen Flusses oder westlich davon noch weithin ausgebreitet ist. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß den Sprachen und Völkern, welche von Sennar an östlich und westlich dem blauen Fluß entlang gegen Süden angetroffen werden, eine genauere Untersuchung gewidmet würde. Die Falaschen haben bisher von den Herrschern von Amhara eine ungestörte religiöse Freiheit genossen; ob aber Theodoros sie im Genusse derselben lassen wird, wage ich nicht zu bestimmen. Jedenfalls möchte ein Missionar unter ihnen, sowie unter den heidnischen Kamanten und nomadischen Salan viele Arbeit finden.

Abends spät erreichten wir das Dorf Botsch, wo Aito Engeda uns aufs Freundlichste empfieng und gastlich bewirthete in einer seiner Pferdestallungen. Nach der reichlichen Mahlzeit, die aus rohem Fleisch,*) Pfeffersuppe, Brod, Bier und Wein bestand, machten einige Priester religiöse Fragen, die ich schriftgemäß beantwortete.

4. Mai. Vor unserer Abreise machte uns der Gouverneur mit dem Alaka Selat bekannt, welcher den Bischof Gobat persönlich kannte und angelegentlich sich nach ihm erkundigte. Ich gewann den Mann sehr lieb wegen seines bescheidenen und aufgeklärten, duldsamen Wesens. Die Priester, Diako-

*) Das rohe Fleisch wird Brundo genannt. Am gernsten haben die Abessinier die Schaluda, d. h. die doppelte Muskel (geminus-Muskel) einer Kuh, wenn sie roh Fleisch essen. Daß die Abessinier ein Stück Fleisch von einer lebendigen Kuh ausschneiden und die Stelle wieder zudecken, wie Bruce berichtet, habe ich nirgends in Abessinien gesehen, aber das habe ich mit eigenen Augen gesehen, daß einige schoanische christliche Soldaten auf einer Expedition gegen die Galla einem Schaf einen Fuß abschnitten, und das Thier dann liegen ließen. Der Fuß wurde sogleich roh verzehrt. Sie waren freilich in der Eile und hatten keine Zeit, das Thier regelmäßig zu schlachten.

nen und Laien, die um ihn waren, hatten große Hochachtung vor ihm. Die Priester fiengen bald mit religiösen Fragen an. Sie behaupteten, in Christo dürfe man nur Ein Bachri, d. h. Eine und nicht zwei Naturen annehmen, wie die Franken, d. h. die Romanisten, behaupten, denn es sei nur Ein Christus. Wenn man daher glaube und bekenne, daß Christus am Kreuz gestorben sei, so könne und müsse man ebensowohl sagen, Gott sei am Kreuz gestorben, denn Christus war Gott. Ferner, wenn man sage, das Wort ward Fleisch, so müsse man auch sagen, das Fleisch ward Wort oder Gott, denn das Wort war Gott. Ich erwiederte, wir Protestanten gebrauchen nie solche schriftwidrige Ausdrücke. Obwohl man bei strenger Consequenz so sagen könne, so müsse man sich doch hüten, die göttliche und menschliche Natur in Christo zu vermischen, aber auch nicht zu trennen. In dieser Unterredung bemerkte ich, daß die Christen in Dembea der monophysitischen Lehre, welche die koptische Kirche festhält, und welche nur die Gottheit, aber nicht die wahre Menschheit Christi zu ihrem Recht kommen läßt, außerordentlich zugethan sind.

Ferner behaupteten die Priester, daß Christus mit dem heiligen Geist in Mutterleib gesalbt worden sei, um unser Prophet, Priester und König zu werden, aber diese Würde sei erst hernach bei der Taufe offenbar geworden. Ich erwiederte: „Eure Lehre ist nicht schriftmäßig, denn wir lesen nicht, daß Christus im Mutterleib den heiligen Geist empfangen hat, wohl aber, daß er vom heiligen Geist in Maria Mutterschoos empfangen worden, damit er frei von der Erbsünde und von den Sündern abgesondert sei, die er nicht hätte erlösen können, wenn er wie wir, von einem sündigen Vater gezeugt worden wäre. Aber der Empfang des heiligen Geistes bei der Taufe war nothwendig für seine menschliche Natur, erstens, damit er wüßte, daß es jetzt des Vaters Wille sei, daß er sein Lehrer-, Priester- und Königs-Amt antrete (denn 30 Jahre lang wartete er auf des Vaters Wink); zweitens, damit er mit übernatürlichen Kräften zur Verwaltung dieses Amtes ausgerüstet würde; drittens, da-

mit er öffentlich, wenigstens vor seinem Vorläufer dem Täufer Johannes, der die ganze Menschheit repräsentirte, als der Christus, den schon Daniel so nannte, bei der zu erlösenden Menschheit eingeführt werde. Der alte Alaka hörte mich geduldig an und wurde gar nicht böse. Er bemerkte bloß: „Obwohl wir in unsern Ansichten von einander abweichen, laßt uns doch einander lieben, denn die Liebe ist die größte Tugend.“ Ich habe selten in Abessinien einen liebenswürdigeren, duldsameren, nachdenkenderen und mit der heiligen Schrift bekannteren Mann gesehen, als diesen Alaka, der uns bat, den Bischof Gobat herzlich von ihm zu grüßen.

Abends 5 Uhr erreichten wir das Dorf Gunter, nahe beim Fluß Kuang, welcher Dembea von Tschelga trennt. Da Gunter meist von Priestern, Mönchen und Diakonen bewohnt wird, so wollten sie uns Anfangs nicht aufnehmen, bis sie hörten, daß ich auch ein Priester sei.

Wir bedauerten, ihnen keine amharischen Bibeln anbieten zu können, da einige ein Verlangen darnach hatten. Diese westlichen Abessinier scheinen mehr religiöses Interesse zu haben, als die Leute von Tigre, welche durch beständige politische Streitigkeiten, durch den Handel und den Einfluß der muhamedanischen Küstenbewohner, zum Theil auch durch das böse Beispiel der Weißen gegen die Religion abgestumpft worden sind. In den Provinzen Dembea, Tschelga, Kuara Godscham, Begemeder, Damot u. s. w. sollten mehr Bibeln verbreitet werden. Das war auch hauptsächlich der Grund, warum wir von Gondar nach Sennar die Rückreise machen wollten, um nämlich die Verhältnisse dieses Theils von Abessinien, wo noch kein protestantischer Missionar gereist hatte, persönlich kennen zu lernen. Ich bedauerte, daß die anbrechende Regenzeit uns nicht gestattete, Godscham und Damot zu sehen. Der Abuna schlug vor, uns an die Quellen des blauen Flusses im Agau-Land geleiten zu lassen, wohin es von Gondar aus 12 Tagereisen sein soll. Als ich mit ihm über die Reise nach Kaffa sprach, sagte er, die Galla wollen die weißen Leute nicht dorthin ziehen lassen, besonders

wenn diese mit Feuerwaffen versehen sind. Sie behalten die Weißen bei sich, um ihnen in ihren Kriegen Beistand zu leisten. Dessenungeachtet soll es einigen römischen Missionarien gelungen sein, nach Kaffa zu gelangen, wo sie der König jenes Landes auf's Beste aufgenommen haben soll.

5. Mai. Um 8 Uhr Morgens passirten wir den Fluß Kuang, nachdem wir von Gunter aus steil und tief hinabgestiegen waren. Der Fluß soll in Dembea in der Nähe des Zana-Sees seine Quellen haben und sich mit dem Atbara vereinigen, von dem später die Rede sein wird. Auf dem westlichen Ufer des Flusses entdeckten wir ein ausgedehntes Kohlenlager, mit Schieferstein-Lagen vermischt. Die Abessinier kennen den Gebrauch der Steinkohle noch nicht, werden sie aber noch brauchen, wenn einmal Dampfschiffe auf dem Zana-See sich befinden werden. Das ganze Land von Kuang bis zum Zana-See ist ziemlich eben, so daß die Kohle leicht transportirt werden könnte. Wenn der blaue Fluß, der durch den Zana geht, schiffbar ist, so wäre die Steinkohle um so schätzbarer, da sie für die Nilschiffahrt verwendet werden könnte. Der Kuang hat in der trockenen Jahreszeit kein Wasser. Wir sahen nicht einmal Wasser-Tümpel.

Abends lagerten wir uns im Dorfe Ammanuel auf der Ebene Wali Dabba, wo uns die Leute nicht gerne aufnehmen wollten, obgleich wir einen Soldaten von Aito Engeda bei uns hatten.

6. Mai. Der Soldat des Gouverneurs von Dembea kehrte zurück, und jetzt sollte der Gouverneur von Tschelga uns weiter geleiten lassen, was er aber nicht that; daher der Schulze von Ammanuel uns seinen Sohn bis zum Fluß Lagnat mitgab. Nachdem wir den Distrikt von Ammanuel durchzogen hatten, mußten wir vom Hochland, das über 7000 Fuß über dem Meer liegt, in's Tiefland hinabsteigen auf einem steilen Weg, der mehrere Stunden dauerte. Wir ließen links das Gebirge Tangab und rechts die Berge Uhamba, Entschiet Amba und Zaramba liegen, an deren Fuß die heidnischen Kamanten wohnen, welche das Gebirgsland von Entschiet

Amba bis an den Berg Waha inne haben, der eine uneinnehmbare natürliche Festung bildet in der Nähe von Wechne. Die Kamanten haben die Pflicht, die Zugänge vom Tiefland in's Hochland, also in's eigentliche Abessinien, zu bewachen. Deßwegen werden diese Leute von den abessinischen Herrschern geachtet, weil sie die Bergpässe in ihren Händen haben, und also viel nützen oder schaden können. Hie und da begegneten wir einer Familie von Salanen,*) welche (ebenfalls noch Heiden) von Ort zu Ort wandern und ein Hirtenleben führen. Der Hauptstamm der Salanen soll westlich von Kuara am blauen Fluß wohnen. Sie müssen dem abessinischen Herrscher einen Tribut in Ochsen zahlen, wofür ihnen gestattet wird, im westlichen Abessinien herumzuwandern. Sie scheinen mir harmlose Leute zu sein, die zwar Amharisch verstehen, aber unter sich ihre eigene, d. h. die Kuara-Sprache reden. Die Abessinier essen das Fleisch nicht, das die Kamanten geschlachtet haben, obgleich diese ein Mateb, d. h. eine blaue seidene Schnur zum Zeichen ihres Christenthums tragen, das sie äußerlich bis zu einem gewissen Grad bekennen wollen. Da die Kamanten **) das Fleisch nicht essen, das die Abes-

---

*) Die nomadischen Salan oder Salanen wohnen hauptsächlich in den Provinzen Foggara, Balassa, Dembea, Woggara, Semien und Tschelga. Sie behaupten, die Nachkommen des Jakob zu sein, der den Menelek, den Sohn Salomos, nach Abessinien begleitete. Sie leben unter ihren eigenen Häuptlingen, heirathen nur eine Frau und leben von den übrigen Abessiniern getrennt, wie die Abelam (Hirten) in Schoa.

**) Die Kamanten sind getauft, haben Priester und gehen zum Abendmahl, werden aber dessen ungeachtet von den Abessiniern als Heiden angesehen. Man findet sie in der Nähe von Gondar, in Woggara, Kerker und Kuskasit. Sie verrichten ihre Religions-Ceremonien in dicken Wäldern, wo sie besonders der Kaktus-Pflanze eine besondere Verehrung zollen sollen, der sie eine vernünftige Seele beilegen, und von der das Menschengeschlecht entsprossen sei. Gott heißen sie „die Herrlichkeit". Die Frauen haben durchlöcherte Ohren, in denen Ringe oder Holzstückchen hängen. Weitere Nachrichten über die Kamanten,

sinier am Samstag schlachten, so verrathen sie dadurch ihre Verwandtschaft mit den Falaschen oder Juden, deren Sprache sie, wie oben erwähnt, reden.

Der Fluß Lagnat, dessen Schlangenlauf wir weithin verfolgten, hat wenig Wasser in der heißen Jahreszeit. Abends spät erreichten wir das Dorf Sebaskie, wo wir nur gegen Bezahlung eine Nachtherberge und etwas Nahrung fanden.

7. Mai. Von Sebaskie stiegen wir wieder in die tiefe Schlucht des Lagnat-Flusses herab, welcher zwischen steilen Bergen, die im Norden und Süden des Flusses sich ausbreiten, sich hinschlängelt und viel Gerölle hat. Um Mittag erreichten wir den Fluß Senkoa, der mehr Wasser hatte, als der Lagnat. Diese Flüsse sollen in den Atbara gehen. Unterwegs begegneten wir vielen Kaufleuten, welche auf Eseln Baumwolle aus Wechne nach Gondar und Godscham führten. Die Baumwolle wird in der Provinz Kalabat, deren Hauptort Matamma ist, gepflanzt. Diese Provinz bildet die westliche Grenze von Abessinien gegen das egyptische Gebiet von Sennar, das zu Sudan gehört.

Um 5 Uhr erreichten wir den Fluß Biluha, welcher viel Wasser hat. Von diesem Flusse aus wandten wir uns südwestlich und stiegen einen sehr steilen Berg hinauf, auf dem ein großes Dorf liegt, das Engidibba heißt, und von dem aus man eine herrliche Aussicht auf das Niederland hat. Der Schulze des Orts hielt uns zuerst für Türken und wollte uns nicht aufnehmen; als er aber fand, daß wir Christen seien und vom Abuna und König kommen, gab er uns eine gute Wohnung und schlachtete eine Ziege.

8. Mai. Nachdem wir den Berg von Engidibba herabgestiegen waren, befanden wir uns in dem heißen Tiefland, das ziemlich eben ist bis an den blauen Fluß. Nach man-

Falaschen und Salans finden sich in Bischof Gobats gedrucktem Tagebuch, wo man auch eine kurze Geschichte der abessinischen Kirche, ihren gegenwärtigen moralischen Zustand, manche Sitten und Gebräuche der Abessinier und auch die Veranlassung kennen lernen kann, welche zu der protestantischen Mission geführt hat.

chen Windungen durch wildes, unbewohntes Land erreichten wir das Dorf Wechne, das aus vielen Strohhütten besteht, die zwischen schönen Baumgruppen errichtet sind. Die Bewohner sind dem größern Theil nach Christen. Sie verlassen den Ort im Juni und Juli und ziehen sich in die höheren Gegenden von Tschelga und Dembea zurück wegen der Fieber, die während und nach dem Regen hier herrschen. Im Oktober und November kehren sie zurück, bauen ihre Hütten wieder und erneuern ihr Handelsgeschäft, von dem sie hauptsächlich leben. Doch pflanzen sie auch Welschkorn, Hirse und Baumwolle. Wechne gehört noch zur Provinz Tschelga, deren Hauptort ebenfalls Tschelga heißt, wo ein großer Markt gehalten wird und eine Zollstation ist. Da alle Einfuhr von Sennar und Chartum, kurz vom blauen Fluß her, und umgekehrt alle Ausfuhr von Abessinien durch Wechne passiren muß, indem hier die beste Straße ist, so ist die Wichtigkeit dieses Orts einleuchtend. Baumwolle, Kaffee, Häute, Elfenbein, Sclaven (wenigstens jetzt nur im Geheimen, weil Theodoros den Sclavenhandel verboten hat), Glasperlen, farbige Stoffe und andere egyptische und europäische, sowie abessinische Produkte gehen durch das Dorf Wechne, das am Fuß einer Bergreihe liegt, von welcher 7 Vorsprünge wie Batterien hervorstehen und das Niederland beherrschen.

9. Mai. Wir ruhten heute in Wechne aus und sammelten neuen Mundvorrath für die Weiterreise. Mehrere Abessinier baten uns, sie mit nach Jerusalem zu nehmen, da die Priester die Wallfahrt dahin für ein verdienstliches und der Seele Ruhe und Frieden bringendes Werk halten. Ich zeigte ihnen in Christo die wahre Quelle des Friedens, und warnte sie vor dem Betrug ihrer eigenen Gedanken und Wege.

10. Mai. Wir brachen von Wechne auf. Der Schulze von Wechne gab uns keinen Führer für den Weg, weil, wie er sagte, wir keinen speziellen Befehl vom König mitgebracht hätten. Wir reisten ohne Führer ab, da einer meiner Knechte

den Weg gut kannte. Der Weg war ziemlich offen und eben und führte uns lange am Fuß des Berges hin, welcher den Ausläufer des abessinischen Hochlandes bildet. Wir waren jetzt in einer wellenförmigen Ebene, von der wir kein Ende sehen konnten. Im Verlauf des Wegs fanden wir eine Masse Bambusrohr, das wir von der Schlucht des Takassie-Flusses an nirgends mehr gesehen hatten, weil es überhaupt erst da vorzukommen scheint, wo das Hochland, aber auch das Tiefland aufhört. Wenn dieser Satz wahr ist, so kann man annehmen, daß es etwa auf einer Höhe von 3000 Fuß über dem Meeresspiegel vorkommt, und so hoch mag die Takassie-Schlucht, sowie die Gegend von Wechne über dem Meer liegen. Das Tiefland heißt im Amharischen „Kolla" und hat 1000 bis 6000 Fuß absolute Höhe, während das Hochland „Daga" genannt wird, welches alles Land umfaßt, das über 6000 Fuß hoch ist und in Abessinien bis zu 14,000 Fuß emporragt, wie z. B. die Berge Abba Jared, Bewahit und Amba Hai in Semien, welche 14,000 Fuß hoch sein sollen. In den Kollas hausen die Elephanten, Nashörner, Büffel, Löwen, Antilopen u. s. w; dort findet man die Sykomor-Bäume, die Adansonia, die Tamarinden, Terebinthen, den Weihrauchbaum, das Bambus, die Holkusarten, Baumwolle, Oelpflanzen, Ebenholz, Weiden, Weinreben, Kaffee u. s. w. Wahrscheinlich waren die leichten Boote der Alten (Jesaias 18, 2.) aus Bambusrohr gemacht, welches auf dem Takassie und andern Flüssen nach Meroe, dem Mittelpunkt der äthiopischen Könige und des Handels, in alter Zeit gebracht wurde.

Der erste Fluß, den wir nach unserer Abreise von Wechne passirten, heißt Abai, der aber wohl zu unterscheiden ist von dem großen Abai, den die Araber Baher-el-asrak (blauer Fluß) heißen. Nachher kamen wir an den Fluß Gendoa, wo wir um Mittag unsere Mahlzeit kochten. Er soll im District Tangab, westlich vom Zana-See entspringen, und seine Wassermenge in den Kuang abgeben, welcher sich mit dem Atbara vereinigt. Die Ufer des Gendoa sind mit dicken Waldungen bedeckt, in welchen in zoologischer und botanischer

Hinsicht noch manches Neue gefunden werden mag. Von Dörfern oder Anpflanzungen sahen wir hier nichts an den Ufern des Gendoa.

Abends begegnete uns eine Karawane von etwa 300 Kameelen und 100 Eseln, welche schwere Lasten von Baumwolle aus Matamma brachten und sie auf den Markt von Wechne trugen, der jeden Freitag gehalten wird, während der Markt in Matamma am Dienstag stattfindet. Abends erreichten wir nochmals den Gendoa, der einen schlängelnden Lauf hat. Wir übernachteten an seinen Ufern. Gegen Osten hatten wir den Höhenkamm Matschala, den Ausläufer der abessinischen Berge.

11. Mai. Ein großer Sturm, von Donner und Regen begleitet, belästigte uns in vergangener Nacht, — ein Beweis, daß die Regenzeit im Anzug ist und wir unsere Reise nach Sennar beschleunigen müssen. Wir passirten mehrere Flüsse, unter denen der Koki der größte war. Unser Weg war eben und sehr romantisch wegen der verschiedenen Gegenstände, welche die holzreiche Wildniß unserm Auge darbot. Wir sahen eine Menge Antilopen und Perlhühner, von denen wir eine Anzahl schoßen. Abends erreichten wir ein muhamedanisches Dörflein, dessen Bewohner uns einen offenen Stall anwiesen, der Wind und Regen zuließ. Da wir keine bessere Wohnung fanden, ließen wir es uns gefallen und dachten: Ein Pilgrim muß sich schicken, sich dulden und sich bücken, den kurzen Pilgertag."

12. Mai. Wir erreichten um 10 Uhr das Dorf Matamma, wo der von Theodoros zum Gouverneur ernannte Scheich Ibrahim die Grenzen zwischen dem egyptischen und abessinischen Gebiet bewacht.

Er ist ein Muhamedaner, wie überhaupt die meisten Bewohner des Dorfes es sind. Er war sehr freundlich, und wies uns sogleich eine Hütte zum Bewohnen an. Wir trafen in Matamma Leute von allen Nationen, Abessinier, Araber, Togrurer, Türken u. s. w., die des Handels wegen hier, waren. Matamma ist noch mehr Mittelpunkt des Handels

als Wechne. Die Hauptsprache, die hier gesprochen wird, ist die arabische, aber in einem Dialekt, den ich nur mit Mühe verstehen konnte. Dieser Dialekt soll bis Sennar und Chartum, und bis an das rothe Meer reichen. Im Norden von Chartnn, am Zusammenfluß des blauen und weißen Flusses, beginnt die Berbersprache, die bis Assuan, der südlichen Grenze von Egypten, reicht.

Wir fanden die Hitze von Matamma nicht minder drückend, als in Wechne, und vermißten schmerzlich die kühle Luft des Hochlandes von Abessinien.

Auffallend war mir der Name „Makada und Dschibberti.“ Bei genauerer Nachfrage erfuhr ich, daß die Muhamedaner im Westen von Abessinien die Christen „Makada“ heißen, während die Muhamedaner „Dschibberti“ genannt werden. In Massowa heißen die Christen Kostan (verstümmelt aus Christian), in Tadschurra „Amhara“ und bei den Galla „Sidama.“

Das Dorf Matamma mag 1500 Einwohner haben. Es liegt an dem Bach Mechare, dessen Wasser, besonders vor der Regenzeit, Fieber und Durchfall erzeugen soll. An seinen Ufern giebt es große Bäume, besonders Ebenholzbäume, welche den Marktleuten, die sich unter den Bäumen versammeln, trefflichen Schatten gewähren. Matamma ist, wie schon erwähnt, der Hauptort der Provinz Kalabat, die zwischen Abessinien und dem egyptischen Gebiet liegt, aber mehr von Abessinien als von Egypten abhängig ist, wiewohl sie den Herrschern beider Länder Tribut zahlen muß. Die Bewohner sind theils Dabeina-Araber, theis Tagruris, die aus Darfur vor langer Zeit hieher ausgewandert sind. Sie pflanzen Welschkorn, Hirse und hauptsächlich Baumwolle, Tabak u. s. w. Sie haben Pferde, Esel, Kameele, Schafe, Rindvieh; auch wird viel Honig, Wachs, Moschus von der Zibetkatze und Elfenbein auf ihren Märkten angetroffen.

13. Mai. Wir ruhten heute in Matamma aus und warteten auf die Kameele, die uns nach Doka bringen sollten. Auch suchten wir Speise für den Weg zu kaufen. Ein abessinisch-christlicher Soldat besuchte uns und machte viele

Fragen, z. B. ob wir fasten, ob wir das von Muhamedanern geschlachtete Fleisch essen, ob die Pilgerfahrt nach Jerusalem den Menschen vor Gott gerecht mache, ob wir Tescar machen, d. h. bei Leichenbegängnissen eine Mahlzeit anstellen und die Priester für die Todten beten lassen, ob wir Tabak rauchen, ob unsere Priester zweimal heirathen, ob und wie wir denjenigen bestrafen, der sich mit einer muhamedanischen Frau vergehe? Den König Theodoros hielt er für den Antichrist, und nicht für den wahren Theodoros, der von Osten kommen müsse, nicht von Westen. Der gegenwärtige König ist nämlich, wie oben erwähnt, in Kuara, der westlichsten Provinz von Abessinien, geboren.

15. Es war heute Markttag in Matamma. Wir sahen auf dem Markt Baumwollen, Glasperlen, Wachs, Honig, Spiegel, Rasirmesser, Nadeln, Trinkgeschirre, Kaffee, Kaffeetassen, Salz, Zwiebel, Durra, Stibium, Hörner, farbige Stoffe, Schafe, Ziegen, Rindvieh, Kameele und viele andere Sachen, die ich nicht in der Wildniß von Kalabat gesucht oder erwartet hätte. Unser Knecht Darangot, der uns gestern beleidigt hatte und deßwegen entlassen wurde, kam heute zu uns mit einem großen Stein auf dem Kopf, kniete vor uns nieder und bat uns um Verzeihung unter Bekenntniß seines Vergehens.*)

Nachmittags verkauften wir unsere Esel, die wir in Gondar für den Transport unserer Effekten für 8 Thaler gekauft hatten. Ein Reisender thut besser, für den Transport seiner Effekten Esel zu gebrauchen, statt der Träger, welche auf dem Weg viel kosten und Unruhe machen. Die Esel oder Pferde kann man an Orten, wo man mit Kameelen reist, wieder verkaufen, so daß man den Transport fast umsonst hat. Abends wurde Flad während des Gebets von einem Scorpion unter dem Knie gestochen, was ihm rasende Schmerzen verursachte. Ich machte sogleich ein Pflaster aus Wasser und 10 Gran Ipecacuanha, (das uns Dr. Lieder in

*) Ueber diese abessinische Sitte, wornach ein schuldbewußter und um Verzeihung bittender Mensch einen Stein auf den Kopf oder Nacken legt, siehe Gobats Tagebuch S. 359.

Cairo gegen Scorpion- und Schlangenbiß empfohlen hatte), und legte dieses auf die wunde Stelle. Nach ein paar Minuten zog das Pflaster den Schmerz vom Knie hinweg und trieb ihn nach dem obern Theil des Schenkels, bis der Schmerz nach und nach ganz aufhörte.

16. Mai. Nachdem wir mit zwei Kameelen, die unser Gepäck, Mundvorrath und unsere beiden Knechte trugen, von Matamma mit Sonnenaufgang abgereist waren, kamen wir um Mittag ins Dorf Dschibri in der Nähe des Flusses Atbara. Wir ruhten ein paar Stunden aus, ehe wir weiter reisten. Wir passirten dann die Dörfer Kunena und Hella-el-Kadi, deren Bewohner Durra und Baumwolle pflanzen. Sie müssen in der heißen Zeit ihr Wasser in großer Entfernung (am Atbara) holen, während der Regenzeit trinken sie aus Gruben, die sie neben ihren Dörfern graben.

Abends lagerten wir uns in dem Dorfe Etteb, wo wir gastlich aufgenommen wurden. Man gab uns sogleich eine Hütte, Bettstätte, Wasser und etwas Speise. So fanden wir es an den meisten Orten im Verlauf unserer Reise bis Sennar, was uns einen guten Eindruck von der Ordnung gab, welche die egyptische Regierung in diesen fernen Ländern eingeführt hat. In Abessinien kostet es meistens einen langen Streit und Lärm, bis man eine Wohnung und die nöthige Nahrung erlangt hat.

17. Mai. Wir reisten heute wie gestern über ebenes, gutes, oft mit Akazien bedecktes Land. Um 11 Uhr machten wir Halt in dem Dorfe Kummer, von wo wir einen Ritt nach den Ufern des Atbara machten, der, wenn ich nicht irre, von den Alten Astaboras genannt wurde. Da, wo wir den Fluß erreichten, war er mehrere hundert Fuß breit, hatte hohe Ufer, aber wenig Wasser in dieser trockenen Jahrszeit. Mehr nördlich vereinigt sich der Atbara mit dem Takassie, welcher aus Lasta kommt. Die Ufer haben hohe Bäume, dickes Buschwerk und hohe Gramineen.

18. Mai. Um Mittag erreichten wir das Dorf Doka, wo uns Muallem Saad, ein koptischer Christ, der als Schreiber der egyptischen Regierung fungirt, sehr freundlich ent-

gegenkam und uns eine gute Mahlzeit aus Reis, Fleisch und wohlgebackenem Brod bereitete, was wir uns schmecken ließen. Auch der Kaschif (Richter) Muhammed Kurd-el-Kuttli, unter welchem Doka und Elgadarif steht, war freundlich und versah uns mit Mundvorrath und einem Soldaten als Wegführer und Quartiermacher. Ich hätte nie so viel Ordnung und Freundlichkeit in diesem von der Welt abgeschlossenen Revier erwartet. Doka ist das erste Dorf, das der egyptischen Regierung gehört. Matamma gehört nur zum Theil dem Pascha von Egypten. Der König von Abessinien ernennt den Gouverneur von Matamma, welcher 3000 Thaler an Abessinien, und eine gleiche Summe an Egypten zu zahlen hat. Doka war früher ein wichtiger Ort für den Sclavenhandel, den die Dschibberti zwischen Abessinien und Sennar unterhielten. Jetzt ist er zwar öffentlich verboten, aber die Dschibberti führen doch noch Sclaven bei Nacht und verkleidet durch Doka. In Dschibri sahen wir mehrere schöne Galla-Mädchen, welche eine schöne Kleidung trugen und beständig von den Dschibberti bewacht wurden. Die Sclavenhändler können ihr geheimes Geschäft leicht treiben, da es hier keine europäische Consuln hat, welche den Behörden Anzeige machen könnten. In Gondar sollen die Muhamedaner die Sclaven in Gruben unter ihren Häusern verborgen halten, von wo sie sie das Nachts hervorziehen und nach Tscheiga senden mit Lumpen in den Mund gesteckt, damit die unglücklichen Wesen nicht schreien und Niemand auf dem Wege anrufen können. Von Doka werden sie nach Sennar und andern am blauen Fluß gelegenen Orten gebracht. Die Kaufleute haben verschiedene Reiserouten zwischen Abessinien und dem blauen Fluß. Von Gondar geht ein Weg über Dagossa, Agau und Gubbe nach Fasokli in 10—12 Tagen. Ein anderer Weg geht von Gondar über Matamma nach Deberki und Sennar in 12—15 Tagen. Ein dritter Weg geht von Gondar über Dagossa, Sarago nach Kalabat und von da nach Deberki und Sennar. Ein vierter Weg ist von Gondar über Wechne, Matamma, Doka, Kanara nach Abu-Harras.

20. Mai. Wir erreichten das Dorf Asser, welches der Hauptort des Districtes El-Gadarif ist. Wir fanden kein Wasser zwischen Doka und Asser. Der Sohn des Muallem Saad nahm uns gastfreundlich auf, wie sein Vater es in Doka gethan hatte. In Asser ist eine kleine Festung, die etwa 50 Soldaten aus Sennar zur Garnison hat, welche Abgaben erhebt und das Land in Ordnung hält.

Ich machte in Asser Bekanntschaft mit Wolda Abu Sin, welcher als das Haupt aller zwischen Sennar und Abessinien in der Wildniß wohnenden Araber betrachtet und von der egyptischen Regierung hochgeschätzt wird. Sein Aeußeres ist imponirend und flößt großen Respekt ein. Er trug ein prächtiges Gewand. Er fragte, ob es wahr sei, daß der Sohn des Scheichs Nimmer, welcher Ismael Pascha in Schendi ermordete, zu König Theodoros geflohen sei. Ich konnte ihm hierauf keine Antwort geben, da ich nichts von dieser Flucht gehört hatte.

21. Mai. Abreise von Asser. Der Gouverneur hatte uns mit einem Soldaten und 2 Kameelen versehen, die er selbst bezahlte. Er wollte uns, wie es schien, mit guten Eindrücken nach Sennar ziehen lassen. Unser koptischer Gastwirth versah uns mit Brod, Datteln, Fleisch, Kaffee u. s. w., was uns später gut kam auf dem Wege, wo wir bedauerten, daß wir nicht allen Mundvorrath angenommen hatten, den uns dieser freundliche Christ angeboten hatte. Zudem begleitete er uns mit seinen Leuten auf Pferden, Eseln, Kameelen und küßte uns beim Abschied. Eine derartige Gastfreundschaft hatten wir noch nirgends erfahren. Unsere Abessinier waren so gerührt, daß sie ausriefen: „Diese Leute sind Könige und Christen in der That, verglichen mit unsern geizigen abessinischen Landsleuten.“ Wir versprachen ihnen arabische Bibeln und Tractate von Cairo zu senden. Da wir hörten, daß zwischen Asser und Bela kein Wasser zu finden sei, so nahmen wir einen guten Vorrath in Ledersäcken mit.

22. Mai. Wir hatten eine sehr beschwerliche Nacht

durchlebt in Folge des heftigen Regens, der den Boden so sumpfig machte, daß wir unsere Kuhhäute, auf denen wir schliefen, nicht ausbreiten konnten. Wir übernachteten im Walde, da wir gestern Abend den Weg verloren hatten. Mit Mühe konnten wir ein Feuer anzünden, um unsere nassen Kleider zu trocknen. Wir reisten den ganzen Tag ohne viel Unterbrechung, und erreichten Nachts 11 Uhr das Dorf Bela, wo wir mit Mühe eine offene Hütte fanden, in der wir unser Gepäck und unsern müden Körper niederlegen konnten.

23. Mai. Als unser Koch diesen Morgen unser Frühstück bereiten wollte, fand er, daß der Ledersack, in welchem unser Küchengeschirr transportirt wurde, abhanden gekommen war. Wir glaubten anfangs, einer der Reisenden, die in der Hütte geschlafen hatten, möchte den Sack gestohlen haben, aber bald vernahmen wir, daß eine Frau Pfannen, Messer und Gabeln u. s. w. in dem nahen Gebüsch gesehen habe. Es war klar, daß eine Hyäne den Sack fortgeschleppt hatte, denn wir erfuhren, daß diese Raubthiere hier so gefräßig sind, daß sie oft Bettstätten, welche mit ledernen Riemen überzogen werden, aus den Häusern wegnehmen. Wir erhielten die meisten Sachen wieder, aber der Ledersack war nicht mehr zu finden. Das Dorf Bela liegt am Fuß eines Felsenhügels. Die Eingeborenen schöpfen gutes Wasser aus einem tiefen Brunnen. Die Hitze war sehr groß an diesem Ort.

24. Mai. Von Bela an reisten wir eine Strecke weit durch eine dornenvolle Wildniß, worauf wir das Dorf Gelwi erreichten, das von den Einwohnern aus Wassermangel verlassen war. In der Nähe sahen wir einen Granithügel, der offenbar durch ein Erdbeben gelitten hat. Nach etwa 5 Stunden (von Gelwi aus) kamen wir an den Fluß Rahat, welcher auf dem Gebirge Alafa (etwa unter dem 12. Breitengrad) entspringt und von den Abessiniern Schimfa genannt wird. Er fließt bei Abu-Harras in den blauen Fluß. Der große Berg Alafa soll zwischen Dungur, Agau und Sarago liegen. Nachdem wir den Rahat, der in der heißen Zeit

nur hie und da Wasser hat, überschritten hatten, lagerten wir in dem Dorfe Kummer, wo uns der Regen nicht weiter ziehen ließ. Der Schulze logirte uns in einer elenden Hütte, in der eine kranke Frau lag, die schnell entfernt wurde, um uns Platz zu machen. Wir konnten aber nur wenig Ruhe finden, da der Regen durch das Dach durchschlug. Ich halte es für die größte Entbehrung eines Reisenden, wenn er nicht schlafen kann.

Es war mir auffallend, als ich die Leute sagen hörte, ihre Vorväter seien von Riff gekommen, worunter entweder Darfur und die Westgegend, oder Egypten, oder ein Ort am rothen Meer gemeint sein muß.

25. Mai. Nach unserer Abreise von Kummer verloren wir den Weg in dem großen Dickicht, das den Fluß Rahat umgibt. Um 11 Uhr kamen wir abermals an die Ufer dieses Flusses, der einen schlängelnden Lauf hat. Die Ufer sind 25—30 Fuß hoch. Wir fanden nur da und dort Wassertümpel. Die frischen Spuren von Elephanten und Löwen waren an vielen Stellen sichtbar. Wie am Atbara, so auch am Rahat, pflanzen die Leute hauptsächlich Baumwolle, Welschkorn und Hirse. Nachdem wir um Mittag unser Mahl am Rahat gekocht hatten, reisten wir ohne Unterbrechung fort bis Sonnenuntergang, wo wir kurzen Halt machten, um Kaffee zu bereiten. Während der Zubereitung glaubten wir einen stattlichen Löwen im Gebüsche zu sehen. Wir brachen daher sogleich auf. Nach einer Stunde übereilte uns ein heftiger Regen, der lange anhielt und der den Boden sehr schlüpfrig machte. Glücklicher Weise lagerten wir uns unter einem Baum, der dürres Holz zur Feuerung darbot, wiewohl es schwer hielt, ein Feuer anzuzünden, da alles Holz und Gras naß war. Im Sattel der Kameele fanden wir jedoch noch ein wenig trockenes Heu.

26. Mai. Wir begrüßten den Anbruch des Tages mit Freuden, da wir unser unbequemes Nachtlager verlassen konnten. Unser Weg gieng jetzt über eine große Ebene, die hohes Gras, aber keine Bäume mehr hatte. Wir sahen weder

Berge, noch Hügel, noch Erhöhungen, sondern bloß eine platte Ebene, die wie ein großes Meer erschien. Aehnliches habe ich noch nirgends in Afrika gesehen. Wie leicht wäre es hier, Eisenbahnen zu errichten! Welcher Contrast gegen das hügeligte und unebene Abessinien!

Um 3 Uhr Nachmittags passirten wir den Fluß Dender, dessen Hauptzufluß Galago aus der Provinz Kuara kommt. Der Dender selbst aber soll in Gubbe entspringen, aus dem westlichen Abhang des großen Alafa-Gebirges, aus dem auch der Rahat entspringt. Er geht zuletzt in den blauen Fluß. Er ist etwa 60 Fuß breit und hat 25—30 Fuß hohe Ufer. Er hatte selbst um diese trockene Jahrszeit viel fließendes Wasser. Wir übernachteten in einem der vielen Dörfer, die am Fluß liegen.

27. Mai. Bei unserer Abreise verloren wir in dem Dickicht des Dender unsern Weg, wie am Rahat. Nachdem wir uns zurecht gefunden hatten, reisten wir mit wenig Unterbrechung den ganzen Tag lang, um Abends das Dorf Daud zu erreichen. Unser Weg war nicht mehr so eben und baumlos wie gestern. Ehe wir nach Daud kamen, überfiel uns ein fürchterlicher Regensturm. Als wir in das Haus des Schulzen eintraten (es war bereits Nacht) kam er uns auf eine rohe Weise entgegen und führte uns in eine Hütte, wo Soldaten mit ihren Weibern einquartirt waren, und wo sich nicht einmal so viel Platz fand, daß wir unsere Kuhhaut zum Schlafen ausbreiten konnten. Es blieb uns nichts übrig, als uns auf die Päcke unserer Effekten niederzulegen und in zusammengekrümmter Stellung zu schlafen. Dieß war eine der qualvollsten Nächte auf unserer ganzen Reise. Ueberdieß war das Zimmer voll Rauch, Ungezieser, Lärm und Geschwätz der Leute. Wie gerne hätten wir außer der Hütte geschlafen, wenn der Regen und die Kälte es gestattet hätten! Das war eine Pfingstnacht, die ich nicht leicht vergessen werde.

28. Mai. Der Schulze kam vor unserer Abreise und entschuldigte sich wegen seiner schlechten Behandlungsweise.

Er that dieß, weil er fürchtete, wir würden ihn beim Gouverneur in Sennar anklagen. Nach drei Stunden erreichten wir das Dorf Abbas am blauen Fluß, den die Araber „Bacher-el-asrak," die Abessinier „Abai," die Wüstenaraber „Adeg" nennen.

Wir begaben uns in das Haus eines koptischen Christen, Namens Georgis, welcher Schreiber bei der egyptischen Regierung ist. Die abessinischen Reise-Nöthen und Beschwerden waren jetzt dahin, aber die Nubischen fiengen bald an.

29. Mai. Nachdem wir etwa 3 Stunden südwestlich, dem östlichen Ufer des blauen Flusses entlang, meist durch Waldung oder Buschwerk gereist hatten, kamen wir an die Fähre, wo die Leute auf Booten nach der Westseite des Flusses, auf der Sennar liegt, übergeführt werden. Der Fluß ist hier gegen 600 Fuß breit, aber nur etwa die Hälfte des Bettes war mit Wasser bedeckt. Wir hatten wohl eine Stunde zu warten, und Signale durch Abfeuern unserer Gewehre zu machen, bis uns ein Boot herübergeschickt wurde, für das wir 5 Piaster zu zahlen hatten. Der Fluß ist voll von Krokodilen, wie überhaupt alle afrikanischen Flüsse. Bei unserer Ankunft in Sennar begaben wir uns in das Haus des Komos *) Theodoros, der als Priester und Schulmeister der aus etwa 50 Seelen bestehenden kleinen Gemeinde fungirt. Er nahm uns freundlich auf, und gab uns ein Zimmer, in welchem wir von unsern Strapazen ausruhen konnten. Die meisten Kopten in Sennar dienen als Schreiber bei der Regierung; andere sind Kaufleute.

Die Häuser von Sennar sind aus Leim-Backsteinen erbaut, weil es hier gar keine Steine giebt. Die Backsteine werden bloß in der Sonne getrocknet, weßhalb die Häuser einstürzen, sobald die Regenzeit ungewöhnlich stark ist. Die Häuser sind viereckig gebaut, haben flache Dächer mit Balken, die oben übergelegt werden. Die Zimmer haben Oeffnun-

---

*) Komos ist in der koptischen Kirche der nächste Würdenträger nach dem Bischof.

gen, welche als Fenster dienen, und welche Licht und Luft zulassen. Die Stadt dehnt sich über eine weite Strecke Landes aus, aber ich zweifle, ob die Bevölkerung über 12—15000 Seelen sich beläuft. Die egyptische Garnison besteht aus 4—500 disciplinirten schwarzen Soldaten. Jede Woche wird ein Markt gehalten, wo alle Arten von abessinischen, egyptischen und europäischen Artikeln gesehen werden. Die Hitze ist sehr drückend in dieser Stadt. Karawanen gehen von Sennar nach allen Richtungen hin, nach Abessinien, Fasokli und nach dem weißen Fluß im Westen. Der blaue Fluß ist schiffbar bis zum 7. Katarakt bei Roseres in der Provinz Fasokli, in welcher die Herrschaft des Pascha gegen Süden ihre Grenze hat. Die Felsen bei Roseres gestatten den Booten von Sennar nicht, weiter hinauf zu fahren.

30. Mai. Als wir den Gouverneur von Sennar besuchten und ihn um ein Boot nach Chartum baten, vernahmen wir, daß die Boote noch nicht von Fasokli gekommen, und daß wir zu Land nach Wad Medine und Chartum reisen müßten. Dieß war uns eine sehr unangenehme Nachricht, da wir zum Theil deßwegen nach Sennar gekommen waren, um zu Wasser nach Chartum zu reisen. Der neue Pascha (Said) von Egypten hat die Goldminen in Gesan in Fasokli aufgegeben, weil der Goldgewinn gering und die Ausgabe zur Unterhaltung der Truppen beträchtlich war. Die Truppen und arabischen Soldaten wurden zurükgezogen. Gesan soll etwa 12 Tagreisen südlich von Sennar liegen. Vor einiger Zeit soll ein italienischer Priester nach Gesan und von da nach Fedasi, dem Hauptort des Bene-Schongol-Stammes, gereist sein. Er soll die Absicht gehabt haben, Enarea und Kaffa zu erreichen, wo einige römische Missionarien sich aufhalten, welche von Abessinien aus nach Kaffa kamen. Da der Priester nicht weiter als bis nach Fedasi vordringen konnte, soll er sich an diesem Ort längere Zeit aufgehalten und sich die Gunst des Häuptlings durch die Heilung seines kranken Sohnes erworben haben. Die römischen Missionarien gedenken daher von Chartum aus eine Missionsstation

in Fedasi zu gründen, von wo aus sie Enarea, Kaffa und die inner-afrikanischen Nationen zu erreichen hoffen, deren Bekehrung sie als Ziel der römisch-katholischen Mission betrachten.

Der koptische Priester Theodoros hat eine kleine Schule, in der er koptische Knaben unterrichtet, welche sehr lebendig, aufmerksam und unterrichtsbegierig waren. Leider wird der Unterricht in ganz mechanischer Weise ertheilt. Betrübend war es für uns, zu sehen, wie sehr die hiesigen Kopten dem Branntweintrinken ergeben sind. Der Branntwein ist aus Durra und Datteln bereitet und sehr stark. Ueberhaupt herrscht die Unsitte des Trinkens unter Christen und Muhamedanern; sie ist durch die egyptischen Soldaten verbreitet worden.

1. Juni. Wir besuchten heute die Kapelle, welche die Kopten mit Bewilligung des Paschas in Sennar gebaut haben. Wir wurden sehr betrübt über die lärmenden und nichtssagenden Ceremonien, welche die Priester auf sehr mechanische Weise verrichteten. Das Bücken, Weihrauchbrennen, Lichter anzünden u. s. w. wollte kein Ende nehmen. Ein Theil der Vorlesungen wurde in der arabischen, ein anderer Theil in der koptischen Sprache gehalten, obgleich sie diese Sprache durchaus nicht verstehen. Die gegenwärtigen Kopten wünschen die koptische Sprache wieder herzustellen, wenigstens das Arabische mit koptischen Buchstaben zu schreiben. Der Komos Theodoros fragte mich, warum wir in Sennar keine Schule errichten, wie Missionar Lieder in Cairo. Der Komos (Dekan) hatte nur Eine — und zwar zum Theil zerrissene — arabische Bibel in seiner Schule. Wir versprachen ihm Bibeln von Cairo aus zu senden.

2. Juni. Abreise von Sennar, wo die Hitze bei Tag und bei Nacht sehr groß ist. Südwestlich von Sennar sahen wir einen Hügel, auf welchem, wie der Komos uns sagte, Ueberreste einer christlichen Kirche sich befinden. Der Berg ist in der Nähe des weißen Flusses. Ohne Zweifel war das Christenthum über die Halbinsel zwischen dem weißen und

blauen Fluß verbreitet, und es wäre möglich, daß sich im Süden noch christliche Ueberreste auffinden ließen, wie in den Galla-Ländern, wo an manchen Orten die Christen sich auf steile Berge zurückgezogen und dort von der ganzen Christenheit abgeschlossen gelebt haben. Die Eroberungen, welche die egyptische Regierung dem weißen und blauen Fluß entlang gemacht hat, können nach der Absicht Gottes keinen andern höhern Zweck haben, als daß der Verbreitung des Evangeliums in das Herz von Afrika hinein Bahn gebrochen werde, obgleich diese Regierung im Anfang (1825) nur darauf ausgieng, Gold zu suchen und Sclaven zu machen; wie denn im Jahr 1825 auf einer Sclavenjagd auf einmal 4000 Sclaven nach Sennar gebracht und dieselben zu Soldaten gemacht wurden. Auch die Kopten haben sich leider bei dem Sclavenhandel betheiligt. Wir trafen überall Sclaven in ihren Häusern an, und Muallem Saad in Doka soll sich vorzüglich mit dem Sclavenhandel früher abgegeben haben; daher auch unsere abessinischen Knechte nicht mit ihm essen wollten, weil er, wie sie sagten, schon so viele ihrer Landsleute verkauft habe.

3. Juni. Wir hatten einen ganz ebenen Weg und machten um Mittag am blauen Fluß Halt, um unser Mittagsmahl zu kochen. Die Hitze war fast unerträglich. Abends lagerten wir uns in dem Dorf Wasalie.

4. Juni. Abreise von Wasalie. Um 9 Uhr passirten wir das Dorf Surriba, wo Kameels-, Ochsen- und Ziegenfleisch zum Verkauf ausgestellt war. Um Mittag erreichten wir die Stadt Wad Medine, welche größer als Sennar zu sein scheint. Die Häuser sind ebenso wie die in Sennar gebaut. Die Sprache der Leute ist arabisch. Wir logirten uns ein bei dem Kopten Ab-el-Kedus, einem Schreiber der egyptischen Regierung. Koptische Schreiber finden sich überall an den Hauptorten der Regierung, welche sie gerne hat. Wo ein solcher Schreiber, der ein kleines Einkommen erhält, ansässig ist, bestimmt er bald seine Verwandten und Freunde sich niederzulassen und Handel zu treiben, und so entsteht nach und nach ein koptisch christliches Gemeinlein, das eine

Kapelle baut und einen Priester anstellt. Die Kopten können jetzt Kapellen bauen, wo sie wollen. In Kenne *), in Oberegypten, sollen die Muhamedaner die Kapelle niedergerissen haben, worauf der Pascha dem Kadi der Stadt den Befehl gab, dieselbe auf Kosten der muhamedanischen Bevölkerung herzustellen. Wer weiß, wie wichtig diese kleinen Kolonien der Kopten noch werden können? Gesetzt, es fände eine gründliche Erweckung unter diesen Namen-Christen Statt, würden diese Gemeinlein nicht herrliche Lichtpunkte für die Heiden und Muhamedaner-Welt werden? Gott bereitet meistens große Dinge durch kleine Umstände vor. Nach den neuesten Berichten sollen aber diese Kopten die Gegend von Sennar verlassen haben, weil der Pascha auch dort viele Beamte zurückzog.

5. Juni. Wir besuchten den Gouverneur von Wad Medine, der ein freundlicher Türke war. Ein Boot nach Chartum konnten wir auch hier nicht finden. Nachmittags war ein fürchterliches Donnerwetter, in welchem eine Sclavin auf dem Markt vom Blitz erschlagen wurde und ein Knabe, welcher mit der Flinte eines Wache habenden Soldaten spielte, einen Korporal tödtete. Wie in Sennar, so auch in Wad Medine fanden wir in den Kopten **) starke Branntwein-Trinker.

---

*) Die Stadt Kenne ist berühmt durch die Verfertigung einer porösen Art Thongefässe, die in Egypten zum Abkühlen des Wassers gebraucht werden. Auch versammeln sich in Kenne alle Jahre Schaaren von muhamedanischen Pilgern, welche über Kossir nach Mecca wallfahrten. Kein Wunder, warum die Stadt so fanatisch und lasterhaft geworden ist.

**) Mein theurer Freund, Dr. Lieder, Missionar in Cairo, schrieb 1831 über die Kopten: „Die Kopten haben einen Vorzug vor andern morgenländischen Christen, indem ihnen das Lesen der heiligen Schrift nicht verboten ist; aber bei weitem die Meisten haben bis jetzt von diesem Vorzug sehr wenig Nutzen gehabt; denn welchen Segen kann Einer haben, wenn er das Wort Gottes, mit einer Branntweinflasche daneben, liest? In ihren Schulen haben sie keinen Religions-Unterricht; sie lernen nur koptische Gebete und einige Bibelstellen, wovon sie nichts

6. Juni. Wir brachen Nachmittags von Wad Medine auf. Die Hitze war sehr groß und verursachte mir auf

---

verstehen, sowie die Namen ihrer Festtage auswendig. Jeder Tag ist irgend einem Heiligen geweiht, dessen Geschichte in gewissen Kirchen im Arabischen gelesen wird, daher sie mit ihren Heiligen-Legenden weit vertrauter sind, als mit dem Worte Gottes. Wie die alten Heiden für jede Angelegenheit einen Gott hatten, so die Kopten einen Heiligen oder eine Heilige. Der heilige Antonius z. B. hat Macht über die Fruchtbarkeit bei Menschen und Thieren. Wünscht also eine Frau Mutter zu werden, oder wünscht ein Eselsbesitzer ein Füllen, so wendet er sich an ihn. Vom Engel Gabriel kommt die Nilwasserfülle. Jede Kirche steht unter der Schutzherrschaft eines Heiligen, vor dessen Bild Tag und Nacht ein Licht brennend erhalten wird. Sucht Jemand die besondere Gunst irgend eines Heiligen, so läßt er beständig ein Licht vor seinem Bilde brennen. Wird ein Kopte krank, so läßt er einen Priester kommen; dieser bringt nun in einer Hand die vier Evangelien und in der andern eine Wage; in die eine Schale legt er die vier Evangelien (in Handschrift, und daher sehr schwer), und auf die andere ein Gefäß, worein Wasser gegossen wird, bis es die Evangelien aufwiegt, und das muß er dann zu seiner Heilung trinken.

Die Priester werden auf folgende Weise gemacht: Weiß man von einem Mann, daß er lesen kann und einige Bildung hat, so holt man ihn mit Gewalt aus seinem Hause oder Laden: Widersteht er (wie er aus Scheindemuth thun muß), so wird er auf der Straße geschlagen; dann führt man ihn zum Patriarchen, und legt dieser seine Hände auf des Mannes Kopf, so ist er von Stund an ein Priester. Sobald er aber ein Priester ist, so ist er auch ein Bettler; und ist er nicht in der Kirche beschäftigt, so ist er vor oder in den Häusern seiner Leute, um Unterhalt für sich und seine Familie zu suchen. Die gemeinen Priester sind meist verheirathet, ehe sie zu ihrem Amt geschlagen werden; stirbt aber einem seine Gattin, so darf er nicht wieder heirathen. Ein gemeiner Priester kann zum Kumus (Komos) befördert werden, selbst bei Lebzeiten seiner Frau; stirbt diese, so kann er zum Bischof erwählt werden, aber nie zum Patriarchen; denn dazu können nur Mönche gelangen, die nie verheirathet waren, und diese werden aus einem der beiden koptischen Klöster, St. Antonius und St. Paulus, in der Wüste, am rothen Meere, genommen, wo sie einigermaßen gebildet werden. Stirbt ein Patriarch, so wird ein anderer geeigneter

einmal einen schlagartigen Schmerzen im Gehirn, der mich fast bewußtlos machte. Abends erreichten wir das Dorf

---

Mann an seine Stelle berufen. Gewöhnlich weigert sich aber ein Solcher zu kommen. Dann geht man gar wohl manchmal zum Pascha und sagt ihm, man brauche einen Patriarchen, es sei bereits einer gewählt worden, aber er wolle nicht kommen. Hierauf läßt ihn der Pascha durch Janitscharen holen. Auch jetzt widerstrebt er noch, und oft willigt er erst ein, nachdem er einige Tage im Kerker gelegen und sogar geschlagen worden ist. Dann wird er mit Ehren in sein hohes Amt eingesetzt.

Nicht minder interessant ist, was Dr. Lieder über die verschiedenen Bewohner von Egypten sagt:

„Die tiefste Armuth und der aufgeblasenste Hochmuth sind in Egypten neben einander: hier ein nackter Bettler, dort ein stolzer Türke zu Pferd, mit Gold und Silber bedeckt und mit einem Pfeifenträger zur Seite.

Die Muhamedaner in den Städten sind im Ganzen zuverlässiger als die Christen, und da sie die Herren sind, so geben sie weniger Kriecherei kund, auch findet sich weniger Lug und Trug bei ihnen. Sie lassen sich in Gelehrte, Kaufleute, Krämer, Handwerker und Dienstgesinde eintheilen. Die Bauern treiben Ackerbau und sind die elendesten, verwahrlosesten und unwissendsten Leute."

„Die Beduinen sind ein wohlgestaltetes, schlankes, großes und schönes Volk, das auch meist sehr gesund ist. Sie begnügen sich mit dem Wenigen, das sie sich durch ihre Kameel-, Schaf- und Ziegenheerden zu verschaffen vermögen. Sie ziehen zu verschiedenen Jahreszeiten mit ihren großen Heerden von einem Ort zum andern, um Weide zu finden. Sie ziehen die Freiheit einem bequemern Leben vor, und erst nach vielen Versuchen gelang es dem Pascha, eine große Anzahl derselben dahin zu bringen, daß sie sich entweder in Dörfern niederließen, um den Boden zu bauen, oder ihm als Grenzwächter dienten, indem er ihnen viele Vortheile gestattete, welche die andern Egypter nicht genießen."

„Die Kopten betrachten sich fast ausschließlich als die Schreiber und Rechnungsführer des Paschas. Sie sind dumm, falsch und unreinlich. Branntwein ist gleichsam ihr Abgott; und selbst ihre Priester sind mehr oder weniger dem Trunk ergeben."

„Die Syrer, meist griechische Katholiken, sind Kaufleute, Rechnungsführer und Handwerker. Einige haben im Dienst des Paschas

Dengai, wo wir in dem Hause, das expreß für Reisende errichtet wurde, abstiegen. Die Leute versahen uns mit Wasser und etwas Speise. Ein koptischer Priester, der mit uns von Wad Medine gekommen war, verursachte uns viele Unannehmlichkeit durch sein herrschsüchtiges und schlaues Wesen. Er gab sich für unsern Dragoman aus, der vom Gouverneur von Wad Medine gesandt sei, um uns nach Chartum zu begleiten. Er verlangte ein Schaf von den Leuten gegen unsern Willen. In Wad Medine hatte er sich 25 Tage von den Kopten verpflegen lassen, die ihm alles gaben, was er forderte.

7. Juni. Wir brachen um 4 Uhr Morgens von Dengai auf und reisten bis 10 Uhr, wo wir in dem Dorf Ot-el-Fatni Halt machten. Die Hitze und der samumartige Wind waren uns unerträglich. Der Windstoß dauerte immer nur ein paar Minuten, aber war so heiß, als käme er von einem Ofen. Noch nie hatte ich etwas der Art erfahren, obgleich ich in Arabien in der Adel-Wüste und anderwärts die Hitze sehr stark empfunden habe. Es war mir einmal, als ob meine Gehirnnerven gelähmt worden wären. Um

---

hohe Aemter und daher unter den verschiedenen Christengemeinschaften großen Einfluß. Sie sind im ganzen höflich, üppig, leichtsinnig, weniger falsch, aber listig."

„Die Griechen sind Künstler, Baumeister, Krämer, Handwerker und Kaffeewirthe. In der Sittlichkeit stehen sie den Syriern ziemlich gleich, nur sind sie etwas gebildeter."

„Die Armenier sind der geachtetste und wohlhabendste Theil der morgenländischen Christen in Egypten. Sie und die Juden sind die Wechsler des Landes. Es sind ernste, stolze und verfeinerte Leute, aber gleich den Griechen unnatürlichen Lastern ergeben.

„Die Europäer, die aus Italien, Frankreich, Deutschland, England und vornehmlich von Malta, da zusammenströmen, sind leider in sittlicher Hinsicht, mit wenig Ausnahmen, der Abschaum und die Schande Europas in Egypten."

„Die Juden sind in Egypten ihrem Charakter und ihrer Lebensart nach so ziemlich wie in Europa.

4 Uhr Nachmittags brachen wir wieder auf und reisten bis 8 Uhr, wo wir in dem Dorf Mot Ferun übernachteten. Es giebt viele Dörfer dem blauen Fluß entlang, und viel Durra wird kultivirt.

8. Juni. Wir reisten um 2 Uhr Morgens ab, und machten um 10 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags Halt in dem Dorf Kamnin, denn der heiße Sandwind ließ uns den Tag über nicht viel reisen. Ich kann nicht sagen, was ich auf dieser Reise litt, deren Ende ich sehnlich erwartete. Unsere Reise fiel gerade in die heißeste Zeit, wo selbst die Eingebornen nicht gerne ausgehen. Wenn die Regenzeit eingetreten ist, wird die Luft kühler, aber vor derselben ist die Hitze entsetzlich. Von 4 Uhr an reisten wir bis Einbruch der Nacht, wo wir in dem Dorf El-Durabi uns lagerten. Die Gegend, durch die wir zogen, war so eben wie ein Tisch. Wir sahen selten einen Baum oder etwas Grünes. Gegen Westen ist eine völlige Sandwüste.

9. Juni. Der heiße Wind, der Sandwolken durch die Luft trieb, machte das Reisen äußerst beschwerlich.

10. Juni. Wir brachen frühe auf von dem Dorf Matadib, wo wir übernachtet hatten. Aber die Hitze wurde schon mit Sonnenaufgang so gewaltig, daß wir in dem Dorfe Gedid Halt machen mußten. Da zwischen Gedid und Chartum, wie wir hörten, kein Wasser zu finden war, und da unser Weg ziemlich weit vom blauen Fluß entfernt lag, so hielten wir es für's Beste, den Tag in Gedid zuzubringen. Der koptische Priester Basilios verursachte uns wieder große Verlegenheit. Im Zorn schlug er den Schulzen des Dorfes, von dem er ein Schaf unentgeldlich verlangte. Als der Schulze das Schaf brachte, gaben wir es sogleich zurück und bedeuteten dem gekränkten Mann, daß wir nichts mit dem Priester zu thun hätten, der auf eigene Verantwortung reise. Basilios rühmte sich nachher seiner That und sagte, das sei der Weg, wie man diese Hunde und Sclaven behandeln müsse, die sonst einen Reisenden verachten würden. Wir drückten unsern Unwillen aus und wünschten sobald als möglich von

diesem barbarischen Priester los zu werden, der wie jener türkische Janitschar handelte, welcher zwischen Doka und El-gadarif in einem Dorfe Milch verlangte und bei der Verweigerung dem Beduinen einen Schlag auf den Mund versetzte, worauf der Mann die Milch sogleich brachte. Das ist türkische Behandlung, die übrigens die Türken gegen die Barabra nicht in dem Grade anzuwenden wagen, wie gegen die Tagruri in Sennar.

11. Juni. Während wir letzte Nacht im Freien schliefen, kam auf einmal ein so kalter und heftiger Sandwind, daß wir nicht Zeit hatten, unsere Betttücher zusammenzuwickeln. Die Folge war eine Erkältung, welche den Grund zu dem Fieber legte, das mich in Chartum überfiel, wo wir um Mittag ankamen. Wir wurden von dem östreichischen Vize-Consul, Herrn Bender, freundlich aufgenommen und gastlich beherbergt.

Die Stadt Chartum liegt am blauen Fluß, der sich ein wenig weiter gegen Norden mit dem weißen Fluß vereinigt. Sie enthält etwa 20,000 Einwohner. Chartum ist der Sitz des Gouverneurs von Sudan, der alle Civil- und Militär-Beamten unter seinem Befehl hat. Er ist die größte Person nach dem Pascha, dem Herrscher von Egypten, Nubien und Sudan.

13. Juni. Wir besuchten die deutschen, römisch-katholischen Missionarien, die Herren Kirchner und Goßner, die uns mit vieler Höflichkeit entgegen kamen. Herr Goßner lag am Fieber darnieder. Herr Kirchner hatte die Güte, uns den ausgedehnten Garten zu zeigen, welchen die Arbeiter der Missionairen angelegt und mit allerlei tropischen Pflanzen und Bäumen bepflanzt haben. Der Garten ist mit einer Mauer umgeben und wird vom blauen Fluß aus bewässert. Herr Kirchner zeigte uns auch ihre Kirche und Schule, in welcher 35 Knaben (aus verschiedenen Stämmen im Innern gesammelt) unterrichtet werden. Die meisten wurden aus der Sclaverei befreit. Wenn die Knaben die Unterrichtszeit vollendet haben, sollen sie zu ihren Landsleu-

ten zurückgeschickt werden. Herr Kirchner erzählte uns, daß bereits 10 Missionarien seit der Gründung der Mission in Chartum (1845) gestorben seien, ungeachtet der mancherlei europäischen Bequemlichkeiten, welche sie sich von Europa und Cairo aus verschaffen können. Die Mission hat eine große Hülfe an den Handarbeitern (Maurer, Schreiner u. s. w.), welche eine bessere Gesundheit haben, als die Missionarien, denen das sitzende Leben, die zu gute Nahrung und der Mangel an Bewegung, wie uns einer der Arbeiter erzählte, nicht gut bekommt. Gegenwärtig wird ein ausgedehntes und massives zweistockiges Missionshaus aus Stein gebaut, das als eine kleine Festung dienen soll im Fall eines Ueberfalls von Seiten der Stämme, welche den blauen und weißen Fluß umwohnen. Die Missionarien erwarten einen Zuwachs von Priestern und Laien, auch von Nonnen und barmherzigen Schwestern, sobald das große Gebäude fertig ist. Die Mission in Chartum wird geleitet und unterstützt von dem Marien-Verein in Wien, und die Missionarien sind meist Deutsche aus Oestreich, Tyrol und Baiern, nebst einigen Italienern. Chartum ist der Centralpunkt für ihre Missions-Stationen am weißen Fluß. Sie haben eine Station im Bari-Land (4° nördl. vom Aequator) und eine andere unter den Kiks-Stämmen, 7° nördl. Die Chartum-Station hat übrigens nur Bedeutung als Mittelpunkt und Verbindungslinie zwischen Europa, den inner-afrikanischen Missionen und der Mission, die für Abessinien, Sennar und die Länder am blauen, sowie am weißen Fluß beabsichtigt ist. In Chartum selbst können die Missionarien wenig ausrichten, da die Einwohner Muhamedaner sind, mit Ausnahme der wenigen Kopten, die ihre eigene Kirche und ihren eigenen Bischof haben.

Herr Kirchner hatte die Güte, mir ein Wörterbuch der Bari-Sprache und auch eine Wörtersammlung von 12 Sprachen, die am weißen Fluß geredet werden, zu zeigen. Mehrere Sprachen haben Verwandtschaft mit einander. So viel ich bemerken konnte, gehört die Bari-Sprache noch nicht zu dem großen

südafrikanischen Sprachstamm, wohl aber schien es mir, daß sie sich zu der Wakuafi-Sprache hinneige, welche unter dem Aequator gesprochen wird.

13. Januar. Ein wiederholter starker Fieberanfall nöthigte mich, den französischen Militärarzt, Herrn Dr. Penet zu Hülfe zu rufen, der schon viele Jahre in Chartum zugebracht hat.

Wir lernten in Chartum auch Herrn Petherick, den englischen Consular-Agenten, kennen, welcher ein Handelshaus in Chartum und Cordofan hat. Sein Boot war vor einiger Zeit den Fluß Sobat hinaufgesegelt, welcher ein Zufluß des weißen Flusses ist, und in der Nähe von Caffa oder Enarea entspringen soll. Herr Petherick bat mich, mit ihm im October, wo das Klima kühl, und der weiße Fluß voll ist, und die die Winde vom Norden wehen, also die Schiffahrt nach Süden begünstigen), den weißen Fluß hinaufzugehen, wo möglich bis zu seiner Quelle. Zur rechten Jahreszeit soll man in 16—20 Tagen das Bari-Land erreichen, von wo es höchstens noch 120 Stunden bis zur Quelle des weißen Flusses sein kann. So gerne ich diesem Wunsch des Herrn Petherick entsprochen hätte, so wäre es mir in meinen Umständen rein unmöglich gewesen. Boote zur Fahrt auf dem weißen und blauen Fluß können in Chartum gemiethet werden. Die römischen Missionarien haben ihre eigenen Schiffe. Die Stämme am weißen Fluß sollen, wie die Wanika und Wakamba, Welschkorn und Hirse pflanzen und Viehzucht treiben.

19. Juni. Aus Erfahrung belehrt, daß nichts mehr zur Niederschlagung des Fiebers beiträgt, als die Veränderung der Luft, beschloß ich, so schnell als möglich Chartum zu verlassen. Herr Petherick bot uns ein Schiff an (um 600 Piaster) von Chartum bis Berber. Ich verließ Chartum mit eigenthümlichen Gedanken und Gefühlen. Wie kommt es, fragte ich mich, daß die Protestanten keine Missionsstation in diesen Ländern haben, die doch von der Vorsehung Gottes durch die egyptische Macht offen gelegt worden sind? Wie leicht sind die innern afrikanischen Nationen auf dem weißen

Fluß und seinen vielen Zuflüssen zu erreichen! Sollte Alles dieses die protestantischen Freunde der Mission nicht einladen, dieser Länder zu gedenken? Nachdem wir uns von unsern Freunden verabschiedet hatten, begaben wir uns um 5 Uhr Nachmittags auf unser Boot und segelten bis zu dem Punkt, wo der weiße Fluß sich mit dem blauen vereinigt. Dort warfen wir Anker zum Uebernachten. Die Farbe des weißen Flusses ist wirklich etwas weißlich, so daß der Name nicht blos zufällig und formell ist. Uebrigens vermischt sich sein Wasser lange nicht mit dem des blauen Flusses, welcher in der Regenzeit eine röthliche Farbe hat und lange vor dem weißen Fluß voll wird. Wie die Farbe des blauen Flusses eigentlich beschaffen ist, kann ich nicht sagen, da sie bereits durch die Regen im Innern verändert war. Nach dem Zeugniß der Leute soll sie außer der Regenzeit bläulich oder schwarzblau sein, so daß auch hier der Name des Flusses nicht rein zufällig wäre.

21. Juni. Wir erreichten um Mittag den Punkt, wo das Bett des Nils enger wird und zwischen Hügeln sich hindurchzwingt. Die veränderte Luft und Kühle des Flusses wirkte wohlthätiger auf mich, als alle Arznei des Arztes.

22. Juni. Wir erreichten die Stadt Schendi, wo wir übernachteten. Wie ganz anders sieht es jetzt in dieser Gegend aus, als im Jahr 1811, wo Burkhardt die Nilländer bereiste! Wie unsicher war es damals in Schendi von wo er wieder nach Cairo zurückkehren und seinen Plan, den Niger zu entdecken, aufgeben mußte. Wie viel haben die Reisenden dem Muhamed Ali Pascha zu verdanken, der die vielen unabhängigen kleinen Herrscher, die einst an den Ufern des Nils als Sultane sich gebärdeten, mit eiserner Hand entfernte und seine eigene Herrschaft befestigte!

25. Juni. Bei dem Dorfe Damir passirten wir die Mündung des Flusses Takassie, welcher hier Atbara genannt wird. Der Fluß ist an seiner Mündung in den Nil so breit wie der Rhein bei Basel.

Um Mittag erreichten wir die Stadt Berber, wo wir

nicht weiter fahren konnten, weil der Wasserstand des Nils noch nicht hoch genug war, um über die Felsen und Stromschnellen mit Sicherheit hinwegsegeln zu können. Die rechte Zeit ist im September und Oktober. Seitdem wir Chartum verlassen hatten, hörten wir nur die Sprache der Berber (in der Mehrzahl: Barabra), ein Menschenschlag, der von dem der furchtsamen und sclavischen Noba im Sennar sehr verschieden ist. Die Barabra sind thätig, muthig und unternehmend, und die egyptische Regierung darf sie nicht so gewaltthätig behandeln, wie die Noba. Die Berber-Sprache hat mit der arabischen nichts gemein, daher ich auch nicht ein Wort verstehen konnte. Sie reicht in verschiedenen Dialekten bis Assuan, der Südgrenze Egyptens.

26. Juni. Herr Lafarque, ein französischer Kaufmann, der in Berber wohnt, hatte die Güte, uns bei dem Gouverneur der Stadt einzuführen, der uns sogleich Kameele verschaffte für unsere Landreise von Berber nach Abu Hamed, und von dort durch die östliche Nubische Wüste Atmor nach dem Dorf Korusko am Nil. Wir hatten für jedes Kameel 90 Piaster, und die gleiche Summe für den Führer zu zahlen; außerdem mußten wir uns mit 12 ledernen Wassersäcken und Proviant auf 15 Tage versehen.

Da ich starkes Fieber hatte und mich äußerst schwach fühlte, konnte ich es mir und meinem theuern Reisegefährten, Martin Flad, nicht verbergen, daß ich bedenkliche Folgen von dieser langen und beschwerlichen Wüsten-Reise fürchtete. Ich dachte nicht anders, als daß ich in der Wüste Atmor mein Grab finden würde.

27. Juni. Wir verließen Berber um 7 Uhr Morgens. Unser Führer hatte mir bis zu seinem Dorf Chor einen guten Esel verschafft. Von Chor an sollte ich auf einem Kameel reiten.

28. Juni bis 3. Juli. Die Reise von Chor bis Abu Hamed war äußerst beschwerlich für mich. Die Kameeltreiber hatten keine Rücksicht auf meine kranken Umstände; sie wollten die Reise nur möglichst schnell vollenden. Wir reisten

meistens dem Nil entlang, übernachteten theils in Dörfern, theils im Freien, oder unter Dattelbäumen. Bei dem Dorf Abu Hamed macht der Nil einen großen westlichen Bogen, da er seinen Lauf nicht durch die Atmór-Wüste nehmen konnte, wegen des felsigten Hügels Mokrat, welcher am Eingang in die Nubische Wüste liegt, die, wie es scheint, ziemlich über dem Nil erhaben ist, und im Innern von felsigten Hügeln durchschnitten wird.

4. Juli. Wir verließen Abu Hamed um 3 Uhr Nachmittags und lagerten uns Abends in der Nähe des Felsenhügels Mokrat, welcher, wie bereits erwähnt, den Nil hindert, seinen Lauf nördlich durch die nubische Wüste Atmor Bela Mai zu nehmen. Wir breiteten unsere abessinischen Kuhhäute auf dem Sand aus, der bis Mitternacht warm war. Ein starker Wind von Norden trieb den heißen Sand uns in die Augen, was sehr beschwerlich war.

5.—14. Juli. Einige Tagreisen weit reisten wir über eine ebene Sandfläche, wo wir rechts und links nur hie und da Hügel in der Ferne erblickten. Später passirten wir Reihen von Felsenhügeln, welche oft nur eine sehr enge Passage für die Kameele gestatteten. Diese Hügel waren mehrere hundert Fuß hoch, aber wir bemerkten keine Spur von Gras, Gebüsch oder Bäumen darauf. Sie sind ganz kahl und verbrannt. Man sieht deutlich, daß vulkanische Kräfte in der Wüste gewirkt haben. Wir sahen öfters verbrannten Sandstein. In der Ebene war hie und da eine Stelle, wo die Kameele etwas Gras finden konnten. An ein paar Stellen jedoch fanden wir Akazienbäume, von welchen wir uns Holz zum Kochen verschafften. Gewöhnlich nimmt man Holz oder Steinkohlen von Abu Hamed mit. Je weiter wir in die Wüste hineinkamen, je besser wurde die Luft, so daß ich mich wunderbar gestärkt führte. Die trockene Luft der mehr erhöhten Wüste ist offenbar gesünder, als die Atmosphäre an den Ufern des Nil. Obgleich die Hitze groß war, that sie mir doch nicht so weh, wie zwischen Sennar und Chartum. Am weheſten that mir die Erschütter-

ung, welche durch das Kameelreiten verursacht wurde, und der Sandwind, welcher meine Augen entzündete.

Am vierten Tage nach unserer Abreise von Abu Hamed waren wir so glücklich, Wasser in einer Grube zu finden, welches noch von dem im Juni gefallenen Regen übrig geblieben war. Dieser Fund war uns sehr angenehm, da das von Abu Hamed mitgebrachte Wasser einen sehr üblen Geruch bekommen hatte durch den Theer, womit die Wassersäcke in Berber bestrichen worden waren. In Murat (halb Wegs zwischen Abu Hamed und Korusko) fanden wir wieder Wasser, aber es hatte einen großen Salzgeschmack. In Murat war eine Art Hütte, welche von den Postleuten errichtet worden ist, welche hier warten müssen, bis die Post von Korusko und Abu Hamed eintrifft. Der Pascha hat nämlich eine regelmäßige monatliche Post zwischen Chartum und Cairo errichtet. Die Postleute durchreiten auf Dromedaren die Wüste in 6 Tagen. Wir reisten gewöhnlich von 2 oder 3 Uhr Nachmittags bis 7 oder 8 Uhr Abends, wo wir ausruhten bis 10 Uhr. Um 10 oder 11 Uhr Nachts brachen wir wieder auf und reisten bis 2 oder 3 Uhr Morgens, wo wir wieder ausruhten bis 5 Uhr, und dann den Marsch fortsetzten bis 10 oder 11 Uhr Vormittags. Unser Führer war oft mit unserer langsamen Reise unzufrieden, aber für mich Kranken war dieser langsame Marsch immer noch zu viel. Gerade wenn ich gut schlafen konnte, wurde ich aufgeweckt und mußte mein Kameel wieder besteigen, was keine Kleinigkeit ist für einen kranken Reisenden. Allein ich faßte meine Seele in Geduld, im Blick auf den, der gesagt hat: „Ich habe dein Reisen zu Herzen genommen.“

Nachdem wir Murat passirt hatten, fanden wir Felsen und Höhlen, welche uns beim Haltmachen gegen die Sonnenhitze schützten. In Murat plagten uns die Mäuse auf eine erschreckende Weise. Nichts war vor ihnen sicher. Da die Karawanen oft mit Getraide hier lagern, so finden die Mäuse immer etwas zu ihrem Unterhalt. Auf unserem ganzen Weg durch die Wüste fanden wir alle 200—300 Schritte

ein todtes Kameel, so daß ein Reisender auch ohne Führer den Weg finden könnte, wenn er den Spuren der Carcaße und der zerstreuten Gebeine folgen würde. Auch viele Kühe und Ochsen gehen jährlich in dieser Wüste zu Grunde. Es war ein Mann aus Abu Hamed bei uns, der eine Anzahl Kühe durch die Wüste trieb. Ehe wir Murat erreichten, hatte er zwei Kühe verloren aus Mangel an Nahrung und Wasser, und in Folge der Ermüdung der Thiere. Vieh ist wohlfeil in Abu Hamed, aber theuer in Korusko; weßhalb die Eingebornen es wagen, ihre Heerden durch die Wüste nach Korusko und andern Orten am Nil zu senden, wo sie gut verkauft werden können. Mit Freuden begrüßten wir unsere Ankunft in dem kleinen Dorf Korusko, *) wo wir nur mit Mühe den nöthigen Proviant für die Weiterreise uns verschaffen konnten. Reisende, welche von Korusko durch die Wüste gehen wollen, sollten sich in Egypten mit Proviant wohl versehen. Wir fanden glücklicher Weise in Korusko (für die Summe von 300 Piastern) sogleich ein Boot, das uns am 16. Juli nach Assuan brachte. Auf unserer Nilreise wunderten wir uns oft über die schmalen Landstrecken, welche die Berge und der Fluß den Bewohnern zum Anbau von Durra u. s. w. übrig gelassen haben. Oft ist der kultivirbare Boden kaum 60—100 Fuß breit, ein Umstand, der mich an Jesaia 18, 2 erinnerte (das Volk, das hier und da ausgemessen und zertreten ist, welchem die Wasserströme sein Land einnehmen). Die Berbers oder Barabra, welche die Nilufer bewohnen, leben hauptsächlich von Durra und Datteln. Dattelbaum-Haine fanden wir fast überall dem Fluß

---

*) „Von Korusko bis Siala (Thyale) wohnen die Hag-Araber, und dann von Siala bis Assuan die Kunusi. Die eigentlichen Nubier wohnen von Korusko bis Wadi Halfa, Abuhammed und Schendi. Die Nubier sind unwissende, bigotte und abergläubische Leute. Ein Hauptprodukt in Nubien ist der Wunderbaum (Ricinus), aus dessen Samen ein Oel bereitet wird, das zur Salbung des Körpers und zum Brennen gebraucht wird. Die mit diesem Oel eingesalbten Haare verbreiten einen sehr üblen Geruch," sagt Dr. Lieder 1831.

entlang. Kühe und Ziegen sind nicht sehr zahlreich zwischen Korusko und Assuan.*) Unser Boot konnte nur bis zur Insel Philä fahren, von dort aus mußten wir zu Land auf Eseln eine Stunde weit bis Assuan reiten, wo wir einen italienischen Kaufmann, Namens Nikola, besuchten, welcher uns bei der Miethe eines Bootes nach Cairo (für 600 Piaster) behülflich war.

17.—28. Juli. Ich hatte gehofft, meine Gesundheit würde sich auf der Fahrt von Assuan bis Cairo wesentlich bessern, allein dieß war nicht der Fall. Ich war indeß froh und dankbar, daß ich Cairo lebendig erreichte, nachdem ich in Abu Hamed nichts als Tod und Grab vor mir gesehen hatte. Die so oft bewährte Gastfreundschaft und Hülfe des Missionars Dr. Lieder in Cairo, wo wir am 28. Juli ankamen, trug wesentlich dazu bei, daß ich in kurzer Zeit so weit hergestellt wurde, daß ich die Reise nach Europa unternehmen konnte, wo ich im September ankam, während mein theurer Reisegefährte, Martin Flad, nach Jerusalem sich begab, um dem lieben Bischof Gobat Bericht über unsere Reise zr erstatten. Gobat fühlte sich bewogen, 4 Zöglinge aus der Chrischona-Anstalt (bei Basel) nach Abessinien zu senden, wo sie unter viel Ungemach und mit Krankheit kämpfend, im April 1856 ankamen und vom König Theodoros gut aufgenommen wurden, und sich anschickten, die 18 Kameelslasten von Bibeln, mit welchen sie den Nil hinaufreisten, im westlichen Abessinien, hauptsächlich unter den Falaschen zu verbreiten, welche besonders begierig nach dem Wort Gottes waren, und unter denen sich die Brüder niederzulassen gedenken, wiewohl es ihnen fast lieber wäre, unter den Galla eine Niederlassung zu gründen.

*) Assuan ist das alte Syene an der Südgrenze von Egypten. Der Nil wird hier durch die Insel Elephantine getheilt, oberhalb welcher Wasserfälle sind. Die Insel ist fruchtbar und versieht Assuan mit Getreide, Datteln u. s. w. Das Wasser fällt nicht senkrecht von einer Höhe herab, sondern schießt schnell durch die jähen Päße eines Abhangs herunter.

Ich schließe die Erzählung meiner afrikanischen Erlebnisse mit den Worten des großen südafrikanischen Missionars und Reisenden Dr. Livingstone: „Ich danke Gott, der mein Leben bewahrt hat, während so Viele, welche hätten mehr Gutes thun können, umgekommen sind. Auch erhebe ich mich nicht über meine Errungenschaften, denn das Ende der geographischen That ist nur der Anfang des Missions-Unternehmens. Geographen, welche sich bestreben, die Menschen besser mit einander bekannt zu machen, Soldaten, welche gegen Unterdrückung kämpfen, und Matrosen, welche Gefangene aus den Ketten des Todes befreien, wirken alle, sowohl als die Missionarien, zusammen, um die herrliche Vollendung der Rathschlüsse Gottes über die afrikanische Menschheit zu beschleunigen."

Möchte dieses Zusammenwirken immer lauterer, entschiedener und überhaupt dem Worte Gottes gemäßer werden, so würde auf allen diesen Bemühungen mehr Segen Gottes ruhen, und die afrikanischen Völker würden bälder ihre Freiheit aus den Banden der Sünde und des Satans finden und der Seligkeit der Kinder Gottes theilhaftig werden.

Elftes Kapitel.

Beitrag zur Geschichte der Ostküste von Afrika.

Die Geschichte der ostafrikanischen Küste ist in ein großes Dunkel eingehüllt, und erst mit dem Auftreten der muhamedanischen Araber und der Portugiesen hellt sie sich mehr und mehr auf. Arabische und Portugiesische Berichte fehlen nicht, aber sie müssen erst kritisch untersucht und beleuchtet werden, ehe sie dem gewöhnlichen Leser dargeboten werden können. Ich werde mich bei einer Uebersicht über die Geschichte der ostafrikanischen Küste nur auf das Allgemeinste, das heißt, auf das beschränken, was nach der Natur der Verhältnisse und der geschichtlichen Ueberlieferungen als zuverlässig und haltbar angenommen werden darf.

Es ist bekannt, daß unter den ältesten auf dem Meer fahrenden Nationen die Phönizier die erste, wenn auch nicht die älteste Stelle einnahmen, denn schon Semiramis, die Königin von Assyrien, hatte zur Zeit Abrahams (2000 Jahr vor Christi Geburt) eine Flotte, und Danaus, der Bruder des Königs Sesostris in Egypten, wanderte mit einer Schaar Egypter auf Schiffen nach Griechenland aus. Sesostris selbst soll 1650 Jahre vor Christus mit 400 Segeln nach Indien bis an den Ganges gefahren sein. Darüber müßte man sich wundern, wenn nicht vorausgesetzt werden dürfte, daß schon von der Sündfluth an unter mehreren der zerstreuten Nationen ein hoher Grad von Kultur und Kunstfertigkeit vorhanden war, welche sich insbesondere der Schiffarth zugewendet hat. Hatte doch der Bau und die Leitung des großartigen Schiffes, in welchem Noah, der Stammvater des neuen Menschengeschlechts, gerettet wurde, seinen Nachkommen das Vorbild, den Antrieb, und wir dürfen hinzusetzen, die göttliche Berechtigung gegeben, das flüssige Element zu bewältigen und sich darauf wie in einer Wohnung heimisch zu machen. Ein neuer und mächtiger Antrieb zur Schiffahrt wurde aber dem jungen und strebsamen Menschengeschlecht dadurch gegeben, daß es von der Stelle, wo es sich centralisiren und zu riesenmäßigen Unternehmungen verbinden wollte (dergleichen es durch den Thurmbau zu Babel bereits in Angriff genommen hatte), vertrieben und in alle Welt zerstreut wurde. Ohne Zweifel hat die Schiffarth bei diesem Wendepunkt der frühesten Weltgeschichte eine große Rolle gespielt und die Auswanderungen in ferne Gegenden sehr befördert. Gott ließ die ersten Seeunternehmungen gelingen, damit die Menschen an das Meer und seine Schrecken gewöhnt würden. Als dann vollends zu Pelegs Zeiten durch eine große vulkanische und neptunische Katastrophe die Erde zertheilt, das heißt, in Kontinente und Inseln (in ihrer jetzigen Gestalt) zerspalten, und die Länder in große Entfernungen, die nur zu Wasser überwunden werden konnten, von einander gerückt wurden, so war die Schiffahrt zur Nothwendigkeit geworden, besonders

für die Völker, welche sich an den Meeresküsten bildeten, und welche durch die physische Beschaffenheit ihres Landes genöthigt wurden, ihren Unterhalt auf dem Meere zu suchen. Einmal an das Seeleben gewöhnt, und dessen einsichtig geworden, daß sie durch die Schiffahrt Reichthum und Einfluß in fernen Gegenden erlangen konnten, gaben sie sich um so unbedenklicher ihrer Neigung zum Seeleben hin und suchten ihren Handel zu monopolisiren und andere Völker so viel als möglich aus den von ihnen befahrenen und bekannten Meeren auszuschließen, was dieselben sich mehr oder weniger gefallen ließen, da sie von der Voraussetzung ausgiengen, daß sie von der Vorsehung auf den Besitz und die Kultur des festen Landes angewiesen und ihnen die Fähigkeit für das Seeleben versagt sei.

Unter den Küstenvölkern, welche sich ihrer Neigung zur Schiffahrt in der ältesten Zeit hingaben, waren die hervorragendsten die Phönizier und die Araber. Jene schifften im Mittelmeer, gründeten Handelsmittelpunkte, wie Sidon und Tyrus, und Colonien, wie Karthago u. s. w. Diese durchsegelten das rothe Meer, den persischen Meerbusen und den indischen Ozean. Jene vermittelten den Orient mit dem Occident, selbst bis nach England und dem baltischen Meer; diese vermittelten Afrika und Asien durch ihre Fahrten nach Indien und Ostafrika. Sie sandten die tropischen Produkte von Indien, Ostafrika und Arabien über Egypten und Syrien zu den Phöniziern, und diese wiederum schickten die nordischen Schätze durch Zwischenhändler zu den Arabern, welche sie auf ihren fernen Märkten verwertheten. Die Egypter und Indier, deren geographische Lage diese beiden Völker vorzüglich zur Schiffahrt ermuntern konnte, ließen sich, wohl aus religiösen Vorurtheilen, nicht viel mit der Schiffahrt ein. Wo sie mit überseeischen Ländern Handel trieben, gebrauchten sie die Vermittlung der Phönizier oder der Araber, und man wird daher annehmen müssen, daß die große Expedition, welche Sesostris nach Indien unternahm (wenn sie wirklich eine geschichtliche Thatsache ist), durch arabische und

vielleicht auch phönizische Seeleute geleitet und ausgeführt wurde. Die Phönizier waren durch ihren Handel und ihre überseeischen Verbindungen reich und mächtig geworden. Sie waren gewandter als die Araber, hatten auch mehr politische Einheit durch ihre obersten Leiter des Gemeinwesens, als dieß bei den Arabern der Fall war, wiewohl auch bei diesen in ihrer frühesten Zeit, wenigstens in Südarabien, das monarchische Prinzip vorherrschend gewesen sein muß, und man annehmen darf, daß die hamiaritischen Könige ihre Macht und ihren Handel ebenso auszudehnen sich bestrebten, wie die phönizischen. Und wo konnte der Schwerpunkt ihrer Handels- und Vergrößerungs-Politik anders liegen, als an der Ostküste von Afrika, von Abessinien an bis hinab nach Madagaskar? Die südarabische Küste war durch ihre Bedürfnisse wie mit Nothwendigkeit an Ostafrika gebunden. Sie kann ohne Schifffahrt und ohne eine Verbindung mit Ostafrika gar nicht bestehen. Dorther muß der Küstenaraber sein Getreide, seinen Reis, sein Durra, sein Holz, sein Elfenbein und vorzüglich seine Sclaven beziehen. So ist es heute noch, und so muß es gewesen sein von der Urzeit her. Ohne Afrika wäre der Küstenaraber verloren, zumal wenn ihn die beständige Feindschaft und die Streitigkeiten mit den Binnenarabern verhindern würden, seine Lebensbedürfnisse im Innern seines armen Vaterlandes zu holen.

Waren sich die hamiaritischen Könige und die Araber einmal ihrer Abhängigkeit von der afrikanischen Küste bewußt, und hatten sie ihren Handel und ihre Macht daselbst befestigt, so mußte es ihnen sehr daran liegen, jedes andere Volk, namentlich die Egypter, von dem Verkehr mit jener Küste auszuschließen, denn es konnte ihnen nicht verborgen sein, daß besonders Egypten ihnen gefährlich werden könne. Aus Besorgniß vor den Fortschritten dieser Macht mußte es die Politik der hamiaritischen Königin von Südarabien für zweckmäßig halten, sich mit dem größten Herrscher des westlichen Asiens, mit König Salomo in eine nähere Verbindung einzulassen, um durch diesen Fürsten das mächtige Egypten

im Schach zu halten; denn man muß nicht glauben, daß die Politik erst neuern Ursprungs sei, sie ist so alt, als die Reiche selbst, welche die Welt seit der Sündfluth gesehen hat. Es war also eine politische Verbindung, welche die südarabische Herrscherin mit Salomo anknüpfen wollte. *) In dem Hintergrund dieses Ereignisses lag freilich eine höhere, göttliche Politik, welche in dem menschlichen Vordergrund die künftige Vereinigung der Heidenwelt mit dem wahren Israel vorbilden wollte, wie denn auch die morgenländischen Weisen, die vielleicht Araber waren, (Matth. 2.) zu dem wahren Salomo, der in Bethlehem geboren war, kommen und ihn anbeten mußten. Gewiß wird einst die ostafrikanische Heidenwelt, welche in jener alten Königin, ihrer Oberherrin, vertreten war, in einem besondern Sinn mit Israel in der salomonischen, tausendjährigen Friedenszeit vereinigt sein und eine kosmopolitische Stellung zu Afrika, Asien und Europa erlangen, so sehr dieß jetzt auch dem natürlichen Auge unwahrscheinlich, ja unmöglich erscheinen mag, obwohl die Weissagung in Jesaia 18, wo von dem gräulichen Volk, das jenseits der Wasser von Mohrenland ist, geredet wird, den Glauben über diese Unmöglichkeit hinwegheben könnte und sollte. **)

*) Dieser Gesichtspunkt schließt die andern nicht aus, daß die forschende Königin zugleich und zunächst Räthsel und verwickelte Fragen ihres Herzens aus religiösen Gründen, oder auch Fragen über Naturgegenstände und politische Einrichtungen dem Salomo vorlegen wollte. Es waren wohl bei ihr innere und äußere, religiöse und geistliche Dinge durch einander gemischt.

**) In dieser Ansicht werde ich bestärkt, wenn ich bedenke, wie das Christenthum in Abessinien bewahrt blieb trotz allen wüthenden Anfällen von Seiten der Heiden (besonders der Galla) und der Muhamedaner, welche besonders unter dem Adelen-König Muhamed Gragn (zur Zeit der abessinischen Könige David dem Dritten und seinem Sohn Claudius) Abessinien Jahre lang schrecklich verwüsteten, bis 450 Portugiesen unter Don Christopher da Gama (im Jahr 1541) kamen, Gragn 1543 getödtet wurde, und die abessinische Christenheit wieder aufleben konnte, um einst, wenn sie gründlich erneuert sein wird, einen heilsamen Einfluß auf Innerafrika und selbst auf Arabien, wo sie den Muhamedanismus nie hätte aufkommen lassen sollen, auszuüben.

Wie es nun die Politik von Südarabien erforderte, sich dem gewaltigen Egypten gegenüber an einen großen, mächtigen und friedlichen Herrscher, dessen Weisheit allenthalben gerühmt wurde, anzuschließen, so forderte es gleichfalls die Politik Salomos, sich mit einem mächtigen Herrscher im Süden zu verbinden, um seine Handelsplane, womit vielleicht noch andere kosmopolitische Gedanken verbunden waren, auszuführen. Salomo, bei seiner glänzenden Hofhaltung, bei seinen großartigen Bauten und andern Einrichtungen, brauchte auswärtige Gegenstände und Materialien. Er brauchte Gold und Silber, feine, köstliche Steine, feine Holzarten, allerlei (namentlich aromatische) Artikel für den Opferkultus, Thierarten für seine Menagerien u. s. w. Wie wichtig und willkommen mußte ihm die Verbindung mit Südarabien sein, dessen Schiffahrt ihn in den Stand setzte, die gewünschten Gegenstände aus Indien und Ostafrika unmittelbar zu beziehen. Und wer weiß, ob der große Mann, der sich in seinen hohen Gedanken oft verirrte, nicht am Ende gedacht hat, durch eine sogenannte liberale Politik und durch friedliche Verbindung mit der Heidenwelt das universale Reich anbahnen zu sollen, das einer seiner Nachkommen, der Messias, errichten werde. Wenn er mit Arabien, Ost- und Südafrika, mit Indien und was jenseits weiter liegt, in Verbindung treten würde, so müßte, dachte er, ein großer Schritt zur Anbahnung jenes Universalreiches geschehen sein. Wer weiß es nicht, daß selbst ein göttlich erleuchteter Mann aus seiner höhern Sphäre heraustreten und in Stunden der Versuchung ganz menschlich, sinnlich, ja sündlich denken und handeln kann. Was das Urbild Salomos, der Messias, durch Geistes-Kraft und auf geistliche und innere Weise vollziehen sollte und wollte, das konnte Salomo, wenn er aus dem Erleuchtungszustand herausgetreten war, auf äußerliche und fleischliche Weise erreichen zu sollen meinen. Was er nicht vollenden könnte, das, dachte er, würden seine Nachfolger fortsetzen, bis der große Nachkomme erscheinen und dem Ganzen die Krone aufsetzen werde. Im Erleuchtungszustand mußte ihm freilich

dieser, der menschlichen Politik entnommene Plan o vermessen und verwerflich erscheinen, daß er ihn wieder schwinden ließ.

Wie nun die Politik Salomos mit der der Königin von Arabien, welche ohne Zweifel zugleich die Herrscherin von Abessinien und der weiter südlich gelegenen Ostküste Afrikas war, zusammenstimmte, so vereinigte sich auch die Politik des Königs von Phönizien mit der jener beiden großen Herrscher. Die Phönizier waren wohl lang lüstern nach den Schätzen Arabiens, Indiens und hauptsächlich nach dem Gold in Ophir, das, wie wir bald hören werden, nichts anders als die Südostküste von Afrika, hauptsächlich die Gegend von Sofala sein kann, wo noch heute gutes und reines Gold gefunden wird. Zwar hatten die Phönizier im Mittelmeer Spielraum genug für die Entwicklung ihres Handels, aber der selbstsüchtige Mensch kann eben nie mit seinen Errungenschaften sich begnügen, sondern strebt darnach, die ganze Welt sich unterthan zu machen. Auch konnte den Phöniziern nicht verborgen sein, daß die Bildung neuer, strebsamer Staaten im Mittelmeer in gesteigerter Progression vor sich gehe, und ihnen, wenn auch in sehr ferner Zukunft, die Herrschaft auf diesem Binnenmeer streitig machen werde. Deßhalb hielten sie es für zweckmäßig, bei Zeiten an die Aufsuchung anderer Handelsquellen im Süden zu denken. Die Handelspolitik ist ja bekanntlich die scharfsichtigste, die es geben kann, denn nichts öffnet die Sinne des natürlichen Menschen so lebhaft, als die Wahrnehmung eigener Interessen und zeitlichen Gewinnes. Es ist freilich sehr beschämend für die gefallene Menschheit, daß die Selbstsucht es sein mußte, welche wieder eine centripedale Richtung einschlug und die durch einen großen Act der Selbstsucht centrifugal gewordenen, zerstreuten Völker wieder bis zu einem gewissen Grad vereinigte, bis die Liebe Gottes in Christo, wie sie das Evangelium predigt, die getrennten Völker in Wahrheit wieder verbinden und keine selbstsüchtige Gegenbewegung dem Völker-Verkehr sich mehr entgegenstellen wird. Die Phönizier hatten es gewiß

versucht, durch Egypten mit dem rothen Meer und den Arabern in directen Verkehr zu treten, aber, wie schon erwähnt, die Egypter giengen nicht gerne auf die See, ihre Könige waren zu hochmüthig, selbstsüchtig und abschließend, und die Araber waren ohnehin nicht geneigt, den strebsamen Phöniziern die Concurrenz in den Südmeeren zu gestatten. Um so willkommener mußte ihnen deßhalb die Verbindung sein, welche der König Salomo mit ihrem König Hiram eingegangen hatte. Salomo, bei seinen freisinnigen Ansichten und seinen kosmopolitischen Bestrebungen, gab den Phöniziern gerne einen Seehafen in Idumäa am rothen Meer, wohl zugleich mit der Absicht, daß seine eigenen Leute (die Israeliten) mit dem Seewesen bekannt werden und später unabhängig von Phöniziern und Arabern den Handel betreiben und ihm eine Seemacht heranbilden möchten, mit der seine Nachfolger der übrigen Welt imponiren könnten.

„Und Salomo (heißt es 1 Könige 9, 26.) machte auch Schiffe zu Ezeongeber, die bei Elath liegt, am Ufer des Schilfmeers, im Lande der Edomiter. Und Hiram sandte seine Knechte auf einem Schiff, die gute Schiffsleute und auf dem Meer erfahren waren, mit den Knechten Salomons. Und kamen gen Ophir, und holeten daselbst 420 Centner Gold, und brachten es dem König Salomo.“ Und 1 Könige 10, 22. lesen wir: „Das Meerschiff des Königs, das auf dem Meer mit dem Schiff Hirams fuhr, kam in drei Jahren einmal, und brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen (2 Chron. 9, 21.). Nach 1 Könige 22, 48. 49. und 2 Chron. 20, 35—37. wollte auch der König Josaphat, in Verbindung mit dem gottlosen Ahasja, dem König von Israel, Schiffe nach Ophir, und dann wohl um Afrika herum nach Tarsis (Spanien und das westliche Europa und Afrika überhaupt) senden, aber das Unternehmen gelang nicht (wie bei Salomo und Hiram), weil Ahasja kein gottesfürchtiger Hiram war. Wahrscheinlich hatten die Phönizier seit Salomos Zeit die Umschiffung Afrikas versucht und glücklich ausgeführt; denn ihnen lag gewiß mehr als

den Arabern daran, ihren Handel nach Süden über Ophir hinaus auszudehnen und von Osten her die Umseglung Afrikas zu versuchen, da sie es zu schwierig fanden, von Westen her dieses Unternehmen auszuführen, zu dessen Realisirung die Portugiesen, wie wir später sehen werden, gegen 70 Jahre brauchten.

Daß die Araber die Küste von Ostafrika über Sofala hinaus bis zum Kap der guten Hoffnung hinab gut kannten, ist keinem Zweifel unterworfen, aber sie machten wohl wenig Gebrauch von dieser Kenntniß, weil erstens die Fahrt vom Kilimani-Fluß an der unregelmäßigen und stürmischen Winde wegen sehr schwierig ist, während bis zum Kilimani der regelmäßige Passatwind benützt werden kann; sodann zweitens und hauptsächlich darum, weil die Gegend von Sofala bis zum Kap hinab unfruchtbar ist und wenig Gewinn für ihren Handel darbot. Sie waren zufrieden mit Ophir, oder dem Gold- und Silberland in Monomotapa. War es ja das Gold und Silber hauptsächlich, das sie in jene fernen Gegenden zog. Daß aber das biblische Ophir an der Ostküste von Afrika zu suchen ist, kann man keinen Augenblick bezweifeln, wenn man bedenkt, daß sich gerade dem glücklichen Arabien gegenüber ein Volk befindet, das sich heute noch Afer *) nennt und das wohl damals von arabischen Fürsten beherrscht wurde; und wenn man zweitens erwägt, daß Ophir ohne Zweifel „Goldstaub" (cfr. Hiob 28, 6. im Hebräischen Ophirot Sahab und nicht Erdklöße), also überhaupt „Goldstaubland" bedeutet. Und Gold war es ja hauptsächlich, was die Araber und was auch die Phönizier und Israeliten suchen wollten. In dem Wort „Ophir" ist also beides, ein Volks- und ein Stoffname enthalten. Das Aferland war zugleich das Land, wo Aefer Sahab (Goldstaub) gefunden wurde. Wenn nun auch das Adalland, das an der Meerenge des rothen Meeres liegt, nicht gerade

*) Die Danakil, welche von dem Hauptstamm „Ad Alli" Adals oder Adelen genannt werden, nennen sich in ihrer eigenen Sprache „Afer", wie schon einmal in diesem Buch erwähnt worden ist.

unmittelbar das Goldstaubland war, so bildete es doch den Anfang jener langen Küste, an der das Gold (in Sofala) in großen Quantitäten und in bester Qualität gefunden wurde.

Daß Ophir nicht das glückliche Arabien *), noch die Küste Malabar, noch die Insel Ceylon sein kann, wie man behauptet hat, ist leicht zu beweisen durch die Betrachtung der Gegenstände, welche aus Ophir gebracht wurden. Weder Gold noch Silber findet sich in Arabien oder Indien in solcher Masse, daß es ausgeführt werden könnte. Es reicht kaum hin für die eigenen Bedürfnisse; wie würden die Araber und Indier je dazu gekommen sein, das wenige Gold ihres Landes in solchen Massen ausführen zu können, wie es 1 Könige 9, 26. voraussetzt?

Elfenbein findet sich in Arabien gar nicht, und das indische Elfenbein ist nicht so brauchbar, wie das aus Afrika. Affen hat es zwar genug in Arabien und Indien, aber es fragt sich, welche Affenart hier gemeint ist. Ohne Zweifel lag dem Zoologen Salomo viel daran, lebendige Spezimina des schönen Affen Guresa **) (Colobus) zu erhalten, von dem meines Wissens selbst nach Europa noch kein lebendiges Specimen gebracht worden ist. Diese Affenart findet sich in Abessinien, hauptsächlich in Schoa, in der Nähe des Adal- oder Aferlandes.

Pfauen finden sich in Ostafrika nicht; aber es fragt sich, ob das hebräische Wort „Tukijim" geradezu Pfauen bedeutet, oder ob nicht vielmehr das Perlhuhn darunter zu verstehen ist, das in Ostafrika, besonders in Abessinien, sehr zahlreich gefunden wird, und das auf die Tische Salomons

*) Manche denken an den Ort Dafar in Südarabien. Allein bis dahin hätte es keiner gefährlichen Fahrt von 3 Jahren bedurft, und dort hätte man zu Land auf Kameelen die Handelsartikel holen können, wie ja auch die Königin von Saba, der Dafar wohl angehörte, zu Land nach Jerusalem kam.

**) Das Guresa hat feines, schwarzes Haar auf dem Rücken und weißes am Bauch.

gebracht worden sein möchte. Edle Holzarten, die Salomo zu seinen Bauten und musikalischen Instrumenten brauchte, fehlen ohnehin in Ostafrika nicht, und in dem Namen „almuggim“ (was wohl Holz im allgemeinen bedeutet) könnte noch das „Mukka“ der Gallasprache, und das „Muhi“ der südafrikanischen Stämme angedeutet liegen.

Wäre das biblische Ophir in Indien gewesen, so würden wohl in 1 Könige 10, 22. andere Gegenstände, z. B. Zimmet, Baumwollenzeug, Seide, Pfeffer u. s. w. erwähnt sein.

Was mich aber hauptsächlich bestimmt, die ostafrikanische Küste, hauptsächlich den südlichen Theil derselben, vom Aequator bis zum Kilimanifluß, als das Ophir der Bibel zu betrachten, ist der Umstand, daß 1 Könige 10, 22. gesagt wird, das Meerschiff (große Schiff der Ophirfahrer) sei in drei Jahren einmal gekommen und habe obige Gegenstände gebracht. Anders dürfte es nach der Natur des Klimas, der Winde, der Regenzeiten, der bürgerlichen Verhältnisse und Beschäftigungen der Ostafrikaner nicht erwartet werden, wenn auch die Bemerkung in 1 Könige 10, 22. nicht vorhanden wäre. Eine Handels-Expedition, wobei es sich neben andern Waaren um zoologische Gegenstände handelte und mit der im Hintergrund von Seiten der Phönizier noch Erforschungszwecke der Afrika-Umseglung verbunden waren, konnte bei der langsamen Art der Schiffahrt der Asiaten und Afrikaner nicht bälder zurückerwartet werden. Die Schiffahrt der Eingeborenen kenne ich aus langer Erfahrung ziemlich genau und würde mich nicht wundern, wenn ein Schiff von Ezion-geber aus dem rothen Meer entlang 6 Monate brauchte bis Aden, da die Seeleute alle Abend ankern und oft Wochen lang der Geschäfte oder des Windes wegen an einem Ort verweilen.*) Von Aden aus brauchten sie wieder 2 bis 3

*) Zwischen dem neunzehnten Grad nördlich und der Straße von Babelmandeb herrschen die Nordwinde vom Ende Mai bis Ende September; zwischen Babelmandeb und dem Kap Guardafui, dem Vorgebirg „Aromata“ der Alten, beginnen die Ostwinde im Oktober und schlagen später in Nordost um, wodurch die Fahrt nach Süden sehr

Monate, bis sie Schacher erreichten, von wo sie nach der ostafrikanischen Küste herübersegelten. Somit vergienge beinahe ein ganzes Jahr, bis sie nur die Gegenden erreichten, wo sie Handel treiben wollten. Da nun die zoologischen Gegenstände, z. B. Affen, Perlhühner und selbst die Elephanten erst im Innern zu fangen und zu erjagen waren, so vergieng darüber wieder ein ganzes Jahr, d. h. der Süd- und Nord-Monsun (von April bis November und von November bis März und April). In dieser Zwischenzeit säeten und ernteten die Seeleute, wie viele Araber heute noch zu thun pflegen, welche an gewissen Orten ihre Frauen, Sclaven und Plantagen haben, weßhalb sie der ein- und zweijährige Aufenthalt gar nichts kostet. Die Zeit zwischen der Heimfahrt wird mit Zwischenfahrten zwischen einzelnen Küstenplätzen, z. B. zwischen Mombas und Kiloa, oder Lamu und Sansibar oder Sansibar und Bukini (Madagaskar), zugebracht, wodurch viel Geld verdient wird für die Miethe des Schiffes. Während nun die phönizisch-hebräischen Seefahrer ihre Ladung von Gold, Elfenbein, Holz (Ebenholz und Sandelholz in Bukini), und von zoologischen Gegenständen einnahmen, machte ein Theil derselben Untersuchungsreisen zu Wasser und zu Land, wie es heute noch diejenigen Araber thun, die eine etwas mehr strebsame Natur haben. Manche reisen nach Uniamesi, in die Wakuafi-Länder und selbst nach dem Kap der guten Hoffnung, um sich neue Handelsquellen zu eröffnen.

Im dritten Jahre kehrten dann die Phönizisch-Israelitischen Schiffe in ihre Heimath zurück, entweder direct auf demselben Weg, auf dem sie gekommen waren, oder über Indien, wie heute noch manche Araber thun, welche von Sansibar aus nach Bombay, von dort nach Maskat, Schaher, Makalla, Aden, Mocha und Dschidda nach Sues fahren. Auf

---

begünstigt wird. Die Schiffe mußten wenigstens im Juli den Norden des rothen Meeres verlassen und Babelmandeb mit gutem Wind passiren, den Meerbusen von Aden durchsegeln, ehe die Ostwinde zu stark werden, was vom Dezember an der Fall wird.

diese Weise waren in der That drei Jahre erforderlich, bis die Ophirfahrer wieder heim kamen, und man braucht nicht einmal anzunehmen (wie Manche gemeint haben), daß mit diesem Zeitraum eine Umseglung Afrika's und die Rückkehr durch die Straße von Gibraltar gemeint sei. Die Natur des Handels und die Art und Weise der Schiffahrt und der physischen und socialen Verhältnisse, wie sie heute noch bestehen, erklären und rechtfertigen diesen beträchtlichen Zeitaufwand hinlänglich. Myrrhen gab es nur an der Somali-Küste, Affen mußten weit aus dem Innern unter dem Aequator und Gold mußte in Sofala geholt werden, das brauchte viele Zeit. Ich halte es daher für eine nicht leicht umzustoßende Thatsache, daß die Ostküste von Afrika das Ophir der Bibel war, daß zuerst die Araber diese Küste besuchten, und daß dann zu Salomos Zeit es den Phöniziern gelang, mit den Arabern, freilich in untergeordneter Weise, in Concurrenz zu treten, daß die Veranlassung dazu durch die Freundschaft der Königin von Arabien (welche denselben die Fahrt nach Ophir gestattete und erleichterte), mit Salomo gegeben wurde, eine Freundschaft, welche zunächst ihren Grund in der persönlichen Hochachtung gegen Salomo, sodann in ihren politischen Besorgnissen wegen der steigenden Macht von Egypten, so wie vielleicht auch wegen der drohenden Stellung von Assyrien, oder einer andern östlichen Macht, von der wir nichts wissen, gehabt haben mag. Salomo galt als der mächtigste und weiseste Fürst seiner Zeit, mit dem bedrängte Völker und Fürsten gerne Alliancen eingiengen und dem zu lieb sie auch gewisse Vortheile und Monopole zum Opfer brachten.

Die Vortheile, welche die Phönizier und Israeliten durch ihre Schiffahrt im rothen Meer und im indischen Ocean zu Salomos Zeit erlangt hatten, giengen freilich unter seinen Nachfolgern bald wieder verloren, und die Araber behaupteten wieder in jenen Meeren ihr altes Monopol, das sie jetzt um so eifersüchtiger zu bewahren suchten, da andere Völker mit ihren Seewegen bekannt geworden waren. Sie verbreiteten jetzt wohl übertriebene Nachrichten über die Gefahren,

welche im indischen und rothen Meer, hauptsächlich in der Gegend von Babelmandeb, dem Thor der Trübsal, zu bestehen seien. Sie sprachen von berghohen Wellen, welche im indischen Meer die Schiffe versenken, und von Bergen an der Küste, welche die Schiffe magnetisch gegen das feste Land ziehen, und dort an den Felsen zertrümmern*). Da die phönizisch-israelitischen Seefahrer von solchen Uebertreibungen auch nicht frei geblieben sein mögen, so wurde es den Arabern leicht, im Laufe der Zeit, als sie wieder allein jene Meere durchschifften, diesen Sagen bei den nordischen Völkern Eingang zu verschaffen. Haben es doch die Araber heute noch in der Gewohnheit, dem Europäer die abschreckendsten Berichte von Schlangen, wilden Thieren, Menschenfressern, tödtlichem Klima, despotischen Königen u. s. w. zu geben, wenn sie ihn von einem Weg zurückhalten wollen, auf dem ihre Handels-Monopole im Innern bekannt gemacht und ihnen entrissen werden könnten. In solchen Fällen habe ich sie immer dadurch zum Schweigen gebracht, daß ich sagte: Wenn ihr gehen könnt und euch nicht fürchtet, so fürchte ich mich noch viel weniger, denn ich weiß, daß ihr sehr furchtsame Menschen seid und in jene schrecklichen Länder nicht gehen würdet, wenn eure Berichte wahr wären.

Daß sich aber nicht alle nordischen Nationen durch die arabischen Uebertreibungen hintergehen ließen, davon gibt uns Herodot ein schlagendes Beispiel, wenn er uns berichtet, daß Pharao Necho (welcher um's Jahr 625 bis 600 vor Christus in Egypten herrschte), Afrika umsegeln ließ. Ohne Zweifel hatten die Berichte der ältern Phönizier, sowie der Araber, und solcher Egypter, welche zu Land weit nach Westen und Süden von Nubien oder Meroe aus vorgedrungen waren, den König überzeugt, daß Afrika eine Halbinsel und also

---

*) Den natürlichen Anlaß zu diesen Uebertreibungen gaben die Meeresströmungen an der Ostküste, namentlich in der Nähe von Kap Guardafui und der Küste von Adscham, welche gewöhnlich Ajan genannt wird.

eine Umseglung derselben möglich sei, wenn ihm nicht geradezu Berichte vorlagen, welche die Umseglung als bereits geschehene Thatsache darstellten. Herodot erzählt folgendes: „Nachdem Necho das Graben des Kanals, der die Nilwasser in den arabischen Meerbusen leiten sollte, aufgegeben hatte, entsandte er Phönizier auf Schiffen mit dem Auftrag, durch die Säulen des Herkules in's Nordmeer (Mittelmeer) einzulaufen und so nach Egypten zurückzukehren. Die Phönizier schifften sich daher auf dem erythräischen Meer (rothen Meer) ein und schifften nach dem Südmeer (indischen Ocean). Als es Herbst geworden war, landeten sie in der Gegend von Libyen, wo sie sich gerade befanden, und säeten Getreide. Sie warteten dort die Ernte ab und begaben sich nach der Einsammlung wieder auf die Reise. Nachdem sie so zwei Jahre lang gereist hatten, umsegelten sie die Säulen des Herkules und kamen im dritten Jahr nach Egypten zurück. Nach ihrer Rückkehr erzählten sie, daß sie bei der Umseglung von Libyen die Sonne zu ihrer Rechten gehabt hätten. Diese Thatsache scheint mir keineswegs glaubwürdig; aber vielleicht glaubt sie ein Anderer. Dieß war auch das erste Mal, daß Libyen bekannt wurde."

Diese Erzählung des großen Geschichtschreibers Herodot ist sehr interessant und unstreitig ganz der Wahrheit gemäß, obgleich Herodot selbst ihr keinen Glauben schenkte, wohl deßwegen, weil er sich die Gestalt von Afrika anders dachte, als sie wirklich ist. Er sagt über Libyen (worunter er Afrika versteht, so weit es südlich von Egypten liegt): „Libyen ist vom Meer umgeben außer der Küste, wo es an Asien grenzt." Die Alten meinten, Afrika wende sich gegen Indien und China hin, und von dieser Anschauung ausgehend mußte ihnen natürlich die Umschiffung vom rothen Meere aus als eine Unmöglichkeit erscheinen. Aber woher wußten sie denn, daß Afrika eine Halbinsel ist, und daß man die Sonne zur rechten Hand hat, wenn der afrikanische Continent nie umschifft worden wäre? Und sollten die Phönizier, in deren Interesse die Umseglung lag, nicht die Leute gewesen sein, die einer

solcher Aufgabe gewachsen waren, sie, die die Küsten von England, Norddeutschland und des schwarzen Meeres besuchten? Die Araber freilich würden den Auftrag des Königs aus begreiflichen Gründen nur halb oder gar nicht ausgeführt haben. Und warum hatte später Xerxes, der Despot von Persien, den Seefahrer Sataspes umbringen lassen, weil er die Umseglung von Afrika von Cadix aus nicht vollzogen hatte, sondern unverrichteter Sache zurückgekehrt war? Geschah es nicht deßwegen, weil die Umseglung eine so bekannte Sache war, daß der Despot das Mißlingen mehr dem bösen Willen des Seemannes als der Natur der Sache zuschrieb."

Die spätere Geschichte erwähnt eines Magos, der um's Jahr 280 zu Gelon, dem König von Sirakus gekommen und ihm berichtet haben soll, daß er Afrika umsegelt habe. Auch von dem Karthaginienser Hannon wird erzählt, daß er Afrika von Westen umsegelt habe, was aber höchstens bis zum Vorgebirge Bojador oder Nun der Fall gewesen zu sein scheint.

Noch später, ungefähr 100 Jahre vor Christi Geburt, soll nach dem Zeugniß des Pomponius Mela (der Auszüge aus einem verlornen Werk des Cornelius Nepos machte) und des Possidonius (dessen Bericht Strabo mittheilt) ein gewisser Eudoxus von Cyzikus, zur Zeit des Königs Ptolemäus Lathyr, oder nach Possidonius zur Zeit des Ptolemäus Euergetes, Afrika umsegelt haben. Nach der Erzählung des Pomponius Mela soll dieser Eudoxus „vom arabischen Meerbusen ausgegangen, den Ozean durchsegelt haben und nach Cadix" gekommen sein. Auf seiner Fahrt nach Süden soll er stumme Leute gefunden haben, welche sich nur durch Zeichen einander verständlich machten. Ihre Lippen sollen an einander gefügt gewesen sein, und unter den Nasenlöchern sollen sie ein Loch gehabt haben, durch das sie tranken, und in das sie ein Korn nach dem andern einhauchten, wenn sie essen wollten. Das Feuer soll ihnen vor der Ankunft des Eudoxus so unbekannt gewesen sein, daß sie im Erstaunen darüber die brennenden Kohlen in ihren Busen steckten, bis der Schmerz sie zwang, dieselben fallen zu lassen. Nach diesen

Völkern bildet die Küste einen ungeheuren Busen, worin eine große Insel liegt, welche nur von Frauen bewohnt wird, deren Körper haarig ist und die ohne Männer fruchtbar werden. Sie sind so wild, daß die stärksten Bande sie kaum bändigen können."

Nach der Erzählung des Possidonius bei Strabo wäre Eudoxus nicht vom arabischen Meerbusen, sondern von Cadix ausgegangen und nach der Küste von Mauritanien gekommen, wo er wieder umkehren mußte. Dieser Widerspruch der Erzählungen macht die ganze Sache sehr zweifelhaft, und es scheint, daß keine Umseglung von Afrika geschichtliche Wahrheit hat, als die von Herodot unter Necho erwähnte. Wie dem nun auch sein mag, so viel steht fest, daß Ostafrika lange vor der griechisch-ptolemäischen und griechisch-römischen Periode bekannt war, daß es von den Arabern vorzugsweise, und von den Phöniziern und Israeliten in untergeordneter Weise und temporär als ein einträglicher Handelsplatz besucht worden ist.

Mehr Licht über die Ostküste von Afrika erhalten wir in der ptolemäischen Periode, obwohl auch da noch die Quellen sehr sparsam sind. Hätte Alexander der Große, welcher von seinem gelehrten Lehrer Aristoteles kosmopolitische Gedanken erhalten hatte, und daher über die engen Kreise des Griechenthums hinausstrebte, länger gelebt, so hätten wir ohne Zweifel wichtige Aufschlüsse über die ostafrikanische Küste erlangt, denn Alexander würde nach seiner Rückkehr von Indien, wo er den Nearchus mit einer Flotte in den persischen Meerbusen einlaufen ließ, nicht geruht haben, bis Arabien und zuletzt auch Afrika umsegelt und der größte Theil dieses Continentes erobert gewesen wäre. Aber ob dieß zum Heil Afrikas gedient, und ob die völlige Kunde von diesem Continent schon damals von Nutzen gewesen wäre, ist eine große Frage. Wäre der Seeweg nach Indien von Europa aus schon damals bekannt geworden, so hätte man wohl Amerika nicht sobald entdeckt, denn es hätte den seefahrenden europäischen Nationen im 15. Jahrhundert an einem großen Hebel

gefehlt, wenn das Problem des Seewegs nach Indien schon gelöst gewesen wäre, wiewohl in der Ansicht eines Aristoteles, der die Erde für rund hielt und es aussprach, daß die spanischen Küsten nicht weit von Indien entfernt sein können, noch Reiz genug gelegen wäre, geradezu nach Westen zu steuern, und so Amerika zu entdecken.

Hätte Alexander von Egypten aus zu Wasser und zu Land die Südländer bis zum Aequator und weiter hinab erobert, so hätte zwar die Geographie und Geschichte, sowie die Civilisation sehr viel gewonnen, und es wäre, wie in andern Ländern, dem Christenthum vielfach vorgearbeitet worden, die christliche Kirche hätte sich auch wohl, wie es ja in Abessinien geschehen ist, dort festgesetzt, aber ob nicht nach dem Verfalle des Christenthums der Muhamedanismus im Innern tiefere Wurzeln geschlagen und ganz Südafrika erobert hätte, oder ob nicht die Wiederbelebung des verfallenen Christenthums schwieriger als die Bekehrung des Heidenthums gewesen wäre, ist eine große Frage. Es sollte daher der größere Theil von Afrika unbekannt und unberührt bleiben bis auf die letzte Zeit, wo Afrika, d. h. derjenige Theil, der jetzt noch ein Schauplatz der größten Gräuel ist, eine besondere Stätte der Offenbarungen Gottes werden soll. Denn Afrika wird noch der Schauplatz der Liebe Gottes, kurz des practischen Christenthums werden, das die Christen aller andern Continente überragen und beschämen wird.

Wenn nun aber auch Alexander der Große, der die Welt durch das Schwert und die Philosophie regieren wollte, Ostafrika nicht näher aufgeschlossen hat, so hat er doch eine Stadt (Alexandria) gegründet, welche später der Mittelpunkt des Orients und Occidents wurde, wo gewiß die geographischen Fragen des Nordens und des Südens, des Ostens und Westens besprochen und schriftlich hinterlassen wurden. Männer wie Eratosthenes (196 vor Christi Geburt), Agatharchides (aus Knidus in Karien, 176), Artemidor von Ephesus, Hipparchus u. A. bekümmerten sich sehr um das geographische Wissen. Eratosthenes, Bibliothekar in Alexandrien unter Pto=

lemäus Euergetes, behauptete mit Aristoteles, daß die Erde rund sei, und daß das ungeheure atlantische Meer die Seefahrer nicht hindern würde, Indien von Westen her zu erreichen. Was Ostafrika betrifft, so kannte er dasselbe bis zur Insel Cerne, was wohl so viel sein soll, als „Keren“ im Hebräischen, oder „Karn“ im Arabischen, d. h. Horn, Zahn, Spitze. Dieses Cerne war entweder die Insel Abd-el-Kor, oder die große Insel Sokotra, wiewohl auch die Halbinsel Ras Hafun (die einem Horn gleicht) darunter gemeint sein könnte. Ein gewisser Timosthenes, der bis Cerne vordrang, hatte dem Alexandrinischen Bibliothekar diese Nachricht gegeben.

Nach Agatharchides soll der egyptische Handel unter den Ptolemäern sich von Arsinoe (Sues) bis Ptolemais-Theron erstreckt haben, was ohne Zweifel das heutige Suakin war. Allerdings mögen die Egypter in der ptolemäischen Periode das rothe Meer und die Ostküste noch weiter südlich gekannt, aber sie eben selten besucht haben. Theils die Eifersucht der Araber, theils die Macht der äthiopischen Könige mag sie gehindert haben, zumal da sie, wie schon oben bemerkt, ohnehin die See nicht liebten.

Agatharchides hat uns eine interessante Beschreibung von den Sabäern im glücklichen Arabien hinterlassen, die uns viel Licht über die damaligen Verhältnisse jener Länder gibt. Er sagt: „Das Land der Sabäer hat Produkte jeder Art im Ueberfluß; die Luft ist mit angenehmen Wohlgerüchen erfüllt. Die Myrrhe, der Weihrauch, die Kassia, die Zimmetrinde werden in diesem Land erzeugt von außerordentlich hohen Bäumen. Die Leute sind kräftig, kriegerisch und geschickte Seeleute. Sie schiffen sich ein in großen Schiffen und fahren nach den Ländern, welche die wohlriechenden Substanzen erzeugen. Sie errichten daselbst Kolonien und führen den Larimnus, ein Wohlgeruch oder Rauchwerk, das man sonst nirgends findet. In der That, es ist kein Volk auf Erden so reich wie die Gerrhäer (Gerrha war eine Handelsstadt an der Westküste des persischen Meerbusens) und die Sabäer, da ihre geographische Lage sie zum Mittelpunkt alles Handels

zwischen Asien und Europa gemacht hat. Sie haben das Reich des Ptolemäus bereichert, sie haben der Betriebsamkeit der Phönizier die nützlichste Thätigkeit, eine unendliche Verschiedenheit von Waaren, und ungeheuren Gewinn verschafft. Sie haben Ueberfluß an Gegenständen des Luxus, an Tischgeschirr, Bildhauerarbeit, Bettzeug, dreifüßigen u. Stühlen andern Artikeln zur Möblirung und Ausschmückung ihrer Häuser, alles weit über das erhaben, was man in Europa sehen kann. In ihrer Lebensweise sind sie wie Fürsten in ihrer Pracht. Eine solche Nation, bei der man allen Ueberfluß des Lebens in solcher Fülle findet, verdankt ihre Unabhängigkeit der Entfernung, welche sie von Europa trennt. Ihr Luxus würde sie bald eine Beute der europäischen Herrscher werden lassen, welche beständig zur Eroberung bereite Truppen auf den Beinen haben, und welche, wenn sie die Mittel hätten, sie dorthin zu bringen, in Kurzem die Sabäer zu ihren Agenten und Factoren gemacht haben würden, während sie jetzt genöthigt sind, sie als Herren des Handels anzuerkennen."

Dieses Dokument des Agatharchides beweist, daß die griechisch-egyptischen Könige, (die Ptolemäer), keine directe Seeverbindung mit Indien hatten, sondern daß sie die Waaren Indiens und anderer Völker durch die Sabäer erhielten; daß diese mit dem persischen Meerbusen mit den Griechen in Egypten über Sues, und mit den Phöniziern über Idumäa und Palästina in Verbindung standen. Auch beweist dieses Dokument, wie tief die gegenwärtigen Araber herabgesunken sind, wenn man ihre frühere Kulturstufe in's Auge faßt, eine starke Warnung für die Handelsvölker der Gegenwart, die eben so tief fallen könnten, um nicht mehr aufzustehen.

Nach Strabo, der sich auf Artemidor beruft, hatte sich 100 Jahre vor Christus der egyptische Handel bis zum „Horn des Südens" erstreckt, was an der Küste von Adscham, etwa bei Ras Maber gelegen haben muß. Wahrscheinlich war es hier den Egyptern um den Weihrauch zu thun, der im Innern des Somalilandes, in Ugadin hauptsächlich, gefunden wird. Ohne Zweifel bestrebten sich die Ptolemäer (und das

Dokument des Agatharchides deutet am Schluß darauf hin), den Arabern das Monopol an der Ostküste zu entreißen, sie handelten aber mit großer Vorsicht, was in solchen Fällen immer geschehen muß.

Als Egypten unter Kaiser Augustus eine römische Provinz wurde, geriethen die Unternehmungen der Egypter uud Griechen nach Süden eine Zeitlang wieder in's Stocken und die Araber blieben im ungestörten Besitz ihrer Monopole; aber es dauerte nicht lange, so traten die Römer in die Fußstapfen der Ptolemäer und verfolgten dasselbe Ziel, wie jene, nämlich ihren Handel und politischen Einfluß nach Süden auszudehnen, und die Araber zu beschränken. Dieß zeigt die Expedition, welche Aelius Gallus gegen Arabien und Aethiopien unternahm, die freilich durch den Verrath des Sylläus, des Dieners des Königs Obodax, ein tragisches Ende nahm, indem die römische Flotte zu Grunde gieng und das Landheer fast vernichtet wurde.

Was bisher die Egypter, Griechen und Römer von einem ausgedehnteren Verkehr mit Ostafrika und Indien abhielt, war wohl die Unkenntniß der Winde in den südlichen Gewässern, wodurch viel Schaden angerichtet und den nordischen Seefahrern Schrecken vor dem Südmeer eingeflößt wurde. Als aber der Seemann Hippalus (während der Regierung des Kaisers Claudius) durch Nachdenken die Regelmäßigkeit der Monsune oder der periodischen Winde aus einem Naturgesetz abgeleitet und das offene Meer mit Vermeidung der Küstenfahrt zu durchsegeln gewagt hatte,*) so wurde es den Griechen und Römern nicht mehr schwer, ihre Fahrten, unabhängig von den Arabern, welche mit diesem Naturgesetz längst

---

*) Primus Hippalus gubernator invenit navigationem per altum mare. Ex illo tempore ad hodiernum usque diem, alii quidem statim a Canâ alii ab Aromatum Emporio solvunt. Vorher heißt es in der lateinischen Uebersetzung des Periplus: Universum autem hunc commemoratum navigationis cursum atque orbem à Cana et Arabia felice olim parvis navigiis ipsos sinus ambientes conficiebant.

bekannt waren, zu unternehmen und zu reguliren. Was die Griechen und Römer nach der Entdeckung dieses Naturgesetzes in Beziehung auf die Schiffahrt nach Süden geleistet haben, das beschreibt uns der Geograph Ptolemäus von Pelusium (der unter Kaiser Hadrian lebte) und der Periplus des erythräischen (rothen) Meeres oder der Periplus Arrians, der nach Einigen um's Jahr 64 nach Christi Geburt, nach Andern zwischen 198 und 210, und nach Salt zwischen 77 und 89 geschrieben worden sein soll von einem Griechen, dessen Name nicht weiter bekannt ist, wenn er nicht geradezu Arrian geheißen hat. Die egyptischen Schiffe segelten entweder von dem Seehafen Myos-Hormos (27° nördlich), was wohl das heutige Kosseir sein mag, oder von Berenice (23° nördlich) ab; sie kamen dann nach Ptolemais-Theron (wahrscheinlich das heutige Suakim), dann nach Adulis, und passirten, dem auf der afrikanischen Seite gelegenen Dorfe Deire gegenüber, die Meerenge von Babelmandeb, wo sie der Somali-Küste entlang bis Kap Guardafui fuhren. Auf dieser Straße lag ihnen, nachdem sie Babelmandeb passirt hatten, zuerst Avalites (das heutige Seila), dann Malao (jetzt Berbera), dann Moondus (jetzt Meit), dann Moosullon (jetzt Bender Kasem), wo ein großer Handels-Mittelpunkt war und indische Waaren (z. B. Zimmt) gekauft werden konnten, was heut zu Tage in Berbera noch der Fall ist, wo indische Waaren zu bekommen sind. Von Moosullon kamen die Seefahrer nach Nilo-Ptolemeon und Tapa-Tege (jetzt Bender Chor), dann nach Klein Daphnon (jetzt Bender Mraia), ferner nach Groß-Daphnon oder Akannay (Moie Bua). Die Küste des Somali-Landes hieß damals die Küste von Barbaria, welcher Name in dem Handelsort Berbera, wo zu gewissen Zeiten des Jahres ein großer Markt gehalten wird, erhalten worden ist.*)

*) Berbera hat einen guten Hafen, aber kein Wasser. Vom Juni bis September wird der Ort durch die Nordostwinde so ausgetrocknet, daß die Somalis nicht dort leben können, sondern auf den Bergen sich aufhalten müssen. Nur vom November bis Ende März können sie dort leben, da sie in diesen Monaten Wasser haben. In diesen Monaten ist dann großer Handel.

„Von Groß-Daphnon, heißt es im Periplus, beugt sich das feste Land nach Mittag, und kommt der Handelsort der Gewürze (aromata) und die äußerste Spitze des Continentes von Barbaria, Apokope gegen Osten. Der Hafen ist hohen Wellen ausgesetzt und zu Zeiten gefährlich, weil er dem Nordwind offen liegt. Wenn der Meeresgrund unruhig wird und seine Farbe ändert, so ist dieß ein Beweis von einem kommenden Sturm. Wenn er kommt, so fliehen Alle nach dem großen Vorgebirge, einem offenen und sichern Ort, der Tabä heißt. Auf diesem Markt finden sich viele Artikel, Kassia, Asyph, Gewürze, Magla, Moto und Weihrauch. Von Tabä bei 400 Stadien, dem Chersones entlang, kommt man nach einem andern Markt, der Opone heißt, wo obige Gegenstände ausgeführt werden; man findet dort große Quantitäten Kassia, Gewürze, Moto und sehr gute Sclaven, welche man oft nach Egypten ausführt und eine große Quantität Schildkrötenschalen, die viel besser sind, als man sie anderswo findet. Man segelt von Egypten nach allen diesen fernen Märkten im Monat Juli, der Epiphi heißt. Von den diesseitigen Orten, von Ariace und Barigaza nimmt man gewöhnlich auf die genannten Märkte verschiedene Dinge: Waitzen, Reis, Butter, Sesamöl, Othonium, Gürtel und Rohrhonig, den man Zucker nennt. Einige schiffen absichtlich nach diesen Märkten; Andere belasten sich während der Ueberfahrt mit dem, was sie antreffen. Das Land wird nicht von Königen regiert; aber die Märkte werden von ihren eigenen Vorgesetzten regulirt."

„Nach Opone erstreckt sich die Küste hauptsächlich gegen Mittag, und es zeigen sich zuerst die sogenannten kleinen und großen Apocopen von Azanie — gute Ankerplätze — Flüsse — in 6 Stationen gegen Südwest; hernach der kleine Strand und der große Strand abermals in 6 Stationen. Dann kommen nach und nach die Häfen von Azanie: Zuerst der Hafen, den man Saerapion nennt, hernach der von Nikon, worauf sich mehrere Flüsse und andere Häfen der Reihe nach befinden, die sich auf Ankerplätze und Stationen je von einem

Tag vertheilen, im Ganzen 7 bis zu den Inseln Pyralaon und bis an den sogenannten (neuen) Kanal. Nach dem letztern, ein wenig gegen Südwesten, nach 2 Stationen (von Tag und Nacht) gegen Westen, zeigt sich die Insel Menuthesias (oder Menuthias), welche vom festen Land gegen 300 Stadien entfernt, niedrig und voll von Bäumen ist. Auf der Insel giebt es Flüsse und mehrere Arten von Vögeln und Berg-Schildkröten. Es gibt keine wilde Thiere, außer Krokodilen, welche den Menschen nicht angreifen. (Es sind hier wohl die zwei Fuß langen Eidechsen gemeint, welche zwar nicht den Menschen, aber den Hühnern sehr gefährlich sind, wie ich in Rabbai Mpia beobachtet habe.) Man findet dort kleine Barken, theils zusammengenäht, theils aus einem einzigen Stück bestehend. Sie werden zum Fischen und zum Jagen der Schildkröten gebraucht. Auf dieser Insel selbst fängt man sie hauptsächlich mit Körben, welche man, wie Netze, an die Oeffnung verborgener Klippen stellt."

„Verläßt man diese Insel, so findet sich nach zwei Tagereisen auf dem Continent der letzte Marktplatz von Azanie, er heißt Rhapta, eine Benennung, welche er von den genannten kleinen zusammengenähten Barken erhalten hat. Man findet dort viel Elfenbein und Schildkrötenschalen. Es wohnen in diesen Ländern sehr große und wohlgewachsene Leute, die, jeder an seinem Ort, unabhängig sind; doch ist das Land, einem alten Recht gemäß, der Auctorität dessen unterworfen, was man „Urarabien" heißt, und wird von dem König Mopharit*) regiert. Durch diesen König machen es die Leute von Musa zinsbar, welche Schiffe dahin senden, welche meistens arabischen Schiffsherren und Knechten anvertraut sind,

*) Daraus geht hervor, daß alle diese Orte von eigenen Häuptlingen beherrscht wurden, die aber wieder unter einem größeren Fürsten standen. Manche waren wohl auch von arabischen Fürsten abhängig und zahlten ihnen Tribut, wie es heute noch der Fall ist, wie wir später sehen werden. Jedenfalls hatten die Araber vor andern fremden Nationen das Uebergewicht an der Ostküste, wie obige Stelle deutlich zeigt.

welche dort Handel und Verwandtschaft haben, und welche mit den Plätzen vertraut sind, und die dortige Sprache verstehen."

Man führt auf diese Märkte Spieße, welche hauptsächlich in Musa verfertigt werden, Hackbeile, kleine Schwerter oder Messer, Pfriemen und mehrere Arten von kleinen Glaswaaren (Glasperlen). An einige Orte führt man Wein und viel Getraide, nicht des Gewinnes wegen, sondern als ein Geschenk, um sich die Barbaren geneigt zu machen. Von diesen Orten wird viel Elfenbein ausgeführt, das aber geringer ist, als das von Adulis. Man bekommt daselbst auch Hörner vom Rhinozeros, Schildkrötenschalen, die schönsten nach den indischen und etwas schöner als die von Nauplios. Und diese Märkte von Azanie sind beinahe die letzten des Kontinents, welcher rechts liegt, wenn man von Berenice kommt. In der That, nach diesen Plätzen wendet sich der nicht durchschiffte Ozean gegen Westen, und gegen Süden längs der Küsten hingehend, welche Aethiopien, Libyen und Afrika entgegengesetzt sind, und vereinigt sich mit dem westlichen Meer."

Dieses Dokument, das als eine Art Handels-Journal, das der Verfasser des Periplus während seiner Reise gehalten hat, zu betrachten ist, ist für Denjenigen, der eine Localkenntniß der ostafrikanischen Küste besitzt, sehr interessant, und es ist mir, als ob der Verfasser erst kürzlich gelebt und geschrieben hätte.

Wir sehen, der Verfasser verließ Egypten im Juli, kam im August oder September der Somali-Küste entlang bis Mitte October nach dem Kap Guardafui. Unterwegs lief er in die Haupthäfen ein, nach der Gewohnheit der eingeborenen Seeleute. Mit dem Nordostwind segelte er dann im November von Guardafui an der Ostküste entlang, die er Azanie nennt und die später (im sechsten Jahrhundert) Zingium, oder Küste der Sendsch (woraus Sendschibar oder Sanguebar, Sansibar, Land der Schwarzen oder der Sclaven entstand) genannt wurde.

Nachdem der Verfasser den Marktplatz der Gewürze und

die äußerste Spitze des Continentes von Barbaria, also das Kap Asser und Gerdaf (Guardafui) passirt hatte (das Vorgebirge Tabac war entweder Wadi Tochun oder Chor Hordia, wo heute noch ein kleiner Handel getrieben wird), kam er nach Opone oder in die heutige Bai von Hafun, wo ehemals persische, indische, arabische und ostafrikanische Waaren (wie sie der Verfasser angibt) ausgetauscht oder verkauft werden konnten.

Dieser Hafen war geräumig und gegen den Nordostwind gesichert und für alle die genannten Völker nicht zu weit entfernt. Von Opone kam der Verfasser an die großen und kleinen Apocopa, Vorsprünge oder Ausschnitte des festen Landes, oder Einschnitte des Meeres. Die großen Apocopa sind ohne Zweifel Ras Maber (wo Wasser und ein Beduinen-Dörflein ist) und Ras-el-Chel, und die kleinen sind die vielen kleinen Buchten oder Meereseinschnitte, z. B. Ras Awat, Ras Asad, Ras Mrut u. s. w., welche der Küste entlang angetroffen werden. Eigentliche Flüsse gibt es bis zum Dschub-Fluß keine, aber einzelne Regenbäche, die eine Zeit lang Wasser haben, finden sich an dieser Küste. Wadi Nugal ist einer der größten dieser Regenbäche (Rawinen). Jetzt kommen nach und nach die Häfen von Azanie, zuerst der Hafen Särapion (wie ihn der Verfasser des Periplus nennt), unter dem wohl der Hafen von Worscheich *) zu verstehen ist. Dann kommt Nikon, das entweder Muckdischa oder Benderscheich, oder Marka sein kann. Hierauf kommen noch fünf andere Stationen mit kleinen Häfen. Zuerst kommt wohl Barawa, dann

*) Der Hafen von Worscheich erinnert mich an zwei englische Matrosen, welche im Jahr 1832 beim Wallfischfang auf einem Boot nach langem Umherirren auf der See durch Hunger- und Wassersnoth in diesen Hafen getrieben, und von den Somalis ihres Bootes beraubt und als Sclaven in's Innere getrieben wurden, bis sie endlich von dem Scheich von Barawa losgekauft und nach Indien zurückgeschickt wurden. Einer der Matrosen soll im betrunkenen Zustand von seines Vaters Haus in England weggelaufen sein, und sich dem Seeleben gewidmet haben. In seinem Durst an der Somaliküste soll er sich seiner Missethat erinnert und es bereut haben, daß er die Seinigen so betrübt und sich selbst unglücklich gemacht habe.

Dschora, dann die Mündung des Dschub-Flusses (wo wahrscheinlich früher viel Handel getrieben wurde), dann die Insel Kiama, oder die Bucht Dunford (Schat Burgao), dann folgen die Inseln Pyralaon, d. h. die vielen Felseninseln, die nicht bewohnt sind, und die bewohnten großen Inseln Patta, Thula, Lamu, welche vom festen Land durch einen Kanal getrennt sind, der Schiffe von mäßiger Größe zuläßt. Es ist möglich, daß das Wort „Pyralaon" Feuer Ausgang (vom griechischen pyr und dem ursprünglichen Suahili-Wort „ulao" Ausgang) bedeutet, womit auf die vulkanische Thätigkeit, die an dieser Küste unverkennbar gewüthet und 366 Felsen-Inselchen (nach der Aussage der Araber) erzeugt hat, hingedeutet werden soll, wenn das Wort nicht eine Corruption ist von Bar oder Ber (Land), und Ata, d. h. Land der Ala-Stämme, die früher hier gewohnt haben mögen.

Was den sogenannten neuen Kanal betrifft (nach einer andern Leseart des Textes), so löst sich diese Frage leicht dadurch, daß die Seefahrer vor dem Periplus von dem offenen Meer aus (wie ich 1843) an jene Inseln anfuhren, während die späteren den Kanal zwischen dem festen Land und den Inseln Lamu und Patta benützten, wie ich auch 1847. Ich habe die arabischen Kapitäne oft von alten und neuen Passagen (Durchgängen), sowie von alten und neuen Häfen reden hören. Es versucht nicht leicht Einer einen neuen Weg; wenn aber dieser von einem mehr beherzten Araber gefunden worden ist, so gehen sie ihm alle nach und heißen ihn den „Tarik Gedid" den neuen Weg. Der Weg konnte ja den Arabern recht wohl bekannt sein, nur den Egyptern nicht, bis diese ihn kurz vor der Ankunft des Verfassers des Periplus auch ausfindig machten.

Wenn der Reisende von der Insel Lamu mit gutem Wind abreiste, so konnte er in zwei Gängen, d. h. zwei Tagen und zwei Nächten, gut nach Sansibar gelangen, was die Insel Menuthesias*) sein muß. Sansibar ist nieder,

*) Dieses Wort ist wohl aus Ungudscha (Hitze, Brand) entstanden, wie Sansibar von den Suahili genannt wird.

besonders an einigen Stellen, hat viele Bäume, und ist, wenn man die entferntesten Orte der Insel annimmt, allerdings 300 Stadien vom festen Land entfernt. Viele Flüsse giebt es zwar in Sansibar nicht (es giebt eigentlich nur Einen immer fließenden Fluß (Mtoni), aber man darf das Wort „Fluß“ in der afrikanischen Phraseologie nicht zu sehr premiren, sondern man muß meistens Meereinschnitte, in welche während der Regenzeit Flüsse oder Bäche fließen, darunter verstehen. Was der Verfasser des Periplus von den zusammengenähten Barken sagt, ist wunderbar genau erzählt, als ob er in unsern Tagen gelebt, und über die schnell segelnden Boote der Patta-Leute, über die sogenannten „Mtepe pl. Mitepe *) geschrieben hätte, an welchen nicht ein einziger Nagel zu finden ist, da die Bretter mit dünnen Stricken so fest zusammengenäht sind, daß nicht leicht Gefahr des Auseinandergehens entsteht. Auch das Fischen mit Körben, deren der Verfasser Erwähnung thut, zeigt deutlich, daß er ein genauer Beobachter und Augenzeuge gewesen ist, denn diese Art zu fischen wird heute noch angewendet.

Wenn der Verfasser weiter sagt, daß man nach 2 Tagreisen, d. h. 2 Tag- und Nachtreisen (zur See) nach Rhapta, komme, so könnte damit wohl Kiloa Kibendsche gemeint sein, wohin man in der gegebenen Zeit mit gutem Wind wohl

---

*) Ueber die Mitepe oder Patta-Boote sagt Kapitän Owen 1. Bd. pag. 232.: „Diese Daus (Boote) sind gewöhnlich 60 Fuß lang und 14 breit, ihr Schnabel endet in einem langen spitzigen Punkt mit einem hohen, überhangenden Hintertheil. Sie sind keilartig gebaut. Wenn sie auf den Grund gerathen, muß man sie senkrecht halten durch hölzerne Stützen, welche sie immer bei sich haben. Die Bohlen werden an den Rippen befestigt durch Riemen, nicht durch Nägel, und in einigen stehen die Balken hervor. Ihr ungeheures viereckiges Segel aus Tuch oder Matten hat eine Segelstange oben und unten. Das Boot ist sehr schnell und segelt besser gegen den Wind als die meisten Schiffe. Sie haben immer viel Mannschaft und werden oft von 16 Ruderern begleitet, außer an seichten Stellen, wo man sie durch Stangen vorwärts treibt. Sie gebrauchen gewöhnlich Anker von Stein. An einer Felsenküste sind diese Boote besser als die europäischen.,

gelangen kann. Aber es scheint mir angemessener, daß man die Gegend und Mündung des Lufidschi-Flusses für Rhapta (8° südlich) betrachte, wo früher ein großer Handels-Mittelpunkt gewesen sein mag, und zum Theil noch ist, und wohin man in 2 Tagreisen von Sansibar aus gut kommen kann. Was den Namen Rhapta betrifft, der, wie der Verfasser sagt, von den zusammengenähten Booten hergenommen ist, so scheint mir dieser Name eine allgemeine, abstracte Bedeutung auszudrücken, als: „Pack- oder Aufladungs-Einschiffungs-Ort," da wo man seine Waaren zusammenpackt und einschifft zur Heimfahrt. Rabad heißt im Arabischen „binden, zusammenbinden," daher Rabda oder Robda ein Paket, Bündel heißt. Diese Erklärung dürfte um so eher statthaft sein, da sich die Mittheilung des Verfassers des Periplus mehr auf commerzielle als auf geographische oder wissenschaftliche Zwecke bezieht. Diese Ansicht von Rhapta paßt auch deßwegen besser, weil ohne Zweifel der Name „Azanie" (d. h. Sclaven) in der Gegend des Lufidschi zuerst entstanden sein mag, da am Lufidschi-Fluß das Hauptquartier des Sclavenhandels in Ostafrika gewesen sein mochte. Die Sclaven wurden wohl hauptsächlich von den am Lufidschi wohnenden Dschendsch- oder Sendsch-Stämmen genommen, weßhalb auch diese Küste später die Küste der Sendsch, oder Zingium genannt wurde, wenn man nicht das Wort Azanie von Bär-el-Chasain (Küste der Wasserbehälter), das an der Somaliküste liegt, ableiten will, woraus auf den alten Karten Ajan und Azan entstanden sein mag.

Wenn der Verfasser des Periplus endlich sagt, daß man Hackbeile, kleine Schwerter, Messer, Glasperlen und Wein auf die Märkte von Azanie bringe, so ist jeder Zug genau und der Wahrheit gemäß. Das sind die Dinge, die heute noch gesucht werden. Wie sehr die Eingebornen den Wein und Branntwein lieb gewonnen haben, können meine in diesem Buch mitgetheilten Journale beweisen. Auch Schildkrötenschalen, Rhinozeros-Hörner, schöne Muscheln u. s. w. werden an dieser Küste gekauft, und Kauris finden sich bei der

Insel Mafia nicht weit vom Lufidschi, sowie auch südlich von Kiloa in Mgau, ein Wort, das wie Rhapta, eine allgemeine, abstracte Bedeutung hat und „das, was kommt, hervorkommt, oder hervorgebracht wird, Produkte, und was abgeholt wird," also Land der Produkte, Land der Aufladung, wo die fremden Schiffe alles finden, was sie suchen und aufladen wollen, z. B. Reis, Durra, Elfenbein, Sclaven u. s. w., bezeichnet. Ich wäre nicht abgeneigt, Mgau für das alte Rhapta zu halten, wenn nicht die Bestimmung „zwei Tagreisen von Menuthesias" dieser Ansicht entschieden entgegen wäre.

Man muß übrigens nicht glauben, daß die nichtarabischen Seefahrer über Rhapta (das sie in 15 Tagen und Nächten vom Kap Guardafin an erreichten) hinaus nichts weiter von Ostafrika gewußt hätten. Der Geograph Ptolemäus kann uns diesen Glauben benehmen, obgleich er, verglichen mit dem Verfasser des Periplus, vielfach im Irrthum ist, weil er nicht als Augenzeuge, sondern nach den verschiedenen Berichten der Seefahrer, und wahrscheinlich vor dem Periplus geschrieben hat, da er sonst diese Schrift gekannt haben, und sie, wie die Tabelle des Marinus von Tyrus, kritisirt haben würde.

Nach dem neunten Kapitel des ersten Buches in der Geographie des Ptolemäus hat ein gewisser Seefahrer oder Pilote, Namens Dioskorus, erzählt, daß die Entfernung von Rhapta nach Kap Prasum sich auf 5000 Stadien belaufe, somit müßte Prasum in der Nähe von Mosambik gelegen haben.

Der Seefahrer Diogenes wurde von einem Nordwind in 25 Tagen nach den Sümpfen getrieben, wo der Nil seine Quelle hat. Diese Sümpfe waren etwas nördlich von Kap Rhaptum.

Nach Ptolemäus wären die Hauptorte an der ostafrikanischen Küste folgende:

„In dem ersten Golf, der an Aromata grenzt, liegt das Dorf von Pans, eine Tagreise weit von Aromata, und der Markt von Opone, 6 Tagreisen von dem Dorf. Unmittel-

bar nach Opone ist ein anderer Golf, wo Azanie anfangt, bei dessen Eingang das Vorgebirge Zingis und der Berg Phalangis ist, der 3 Gipfel hat; diesen Golf heißt man Apokopes; man kann ihn in zwei Tagen und zwei Nächten durchsegeln. Nach diesem Golf kommt der kleine Strand, den man in 3 Tagen durchsegelt; dann der große Strand, der in 5 Tagen zurückgelegt wird. Unmittelbar nach diesen Küsten ist ein anderer Golf, in welchem ein Marktplatz Namens Essina sich befindet, welchen man nach einer Fahrt von 2 Tagen und 2 Nächten erreicht. Dann kommt der Hafen von Saerapion, nach einem Lauf von einer Nacht und einem Tag. Von da fängt der Golf an, welcher in 3 Tag- und Nachtreisen nach Rhaptes bringt, an dessen Eingang ein Handelsort Namens Niki sich befindet. Bei Kap Rhaptum ist ein Fluß und die Hauptstadt nicht weit vom Meer. Beide haben gleichen Namen. Um den Golf herum, welcher sich von Rhaptes bis zum Vorgebirge Prasum ausbreitet (ein sehr großer, aber nicht tiefer Golf), leben die wilden Menschenfresser."

Man sieht, der große Geograph Ptolemäus steht in mancher Beziehung hinter dem Verfasser des Periplus zurück, was nur daher kommen mag, daß Ptolemäus vor jenem geschrieben hat.

Mit dem Verfall des römischen Reiches zerfielen auch wieder die griechisch-römischen Beziehungen und Unternehmungen in ferne Länder, und darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir wenig mehr von den Griechen und Römern über Ostafrika vernehmen.

Nur Cosmas im 6. Jahrhundert gibt uns einigen Bericht, der aber ebenfalls sehr hinter dem des Periplus zurücksteht. Er schreibt in seiner Topographie der christlichen Welt über Ostafrika und seine Küsten Folgendes:

„Man theilt die Erde in drei Theile: Asien, Libyen und Europa. Man nennt Asien den Orient; Libyen den Mittag bis gegen Abend; Europa, den Norden bis an das westliche Gestade. Auf unserer Erde gehen 4 Meerbusen aus dem Ocean, nämlich: der Unserige, der von Gades, der im

Westen die Länder bespült, welche unter römischer Herrschaft stehen; der Arabische, der der Erythräische heißt, und der Persische, welche beide von Sendsch gegen die östlichen und südlichen Theile der Erde sich erstrecken, und sich zertheilen bei dem Land, das man Barbaria nennt, wo das Land von Aethiopien aufhört. In der That, Sendsch liegt, wie alle Indienfahrer wissen, jenseits des Landes, welches den Weihrauch erzeugt, dessen Name Barbaria ist und das den Ocean umgiebt, welcher in die beiden Meerbusen hineinlauft. Der vierte Meerbusen erstreckt sich vom nördlichen Theil der Erde nach Osten, und heißt das Kaspische Meer oder das Meer von Hirkanien. Man kann nur in diesen Meerbusen schiffen, aber nicht im Ocean, sowohl wegen der beständigen Unruhe der Wellen und der dicken Dünste, welche die Sonnenstrahlen verdunkeln, als auch weil er unendliche Strecken einnimmt Ich zeige alle diese Dinge an, denn ich habe sie theils selbst erfahren, theils von einem frommen Mann entnommen. Ich habe wirklich des Handels wegen in den drei Meerbusen Schiffahrt getrieben, in dem, der zur römischen Herrschaft gehört, in dem Arabischen und Persischen, und durch Erkundigungen bei den Einwohnern und Piloten habe ich eine genaue Kenntniß der Plätze erlangt."

„Als wir eines Tages gegen Innerindien hinschifften, kamen wir beinahe nach Barbaria, jenseits dessen Sendsch ist: denn so nennt man auch den Eingang des Oceans. Als wir uns rechts wandten, sah ich eine Menge Vögel fliegen, die man Supha nennt, und die wenigstens noch einmal so groß sind als die Hühnergeier. Ich bemerkte zugleich, daß das Wetter an dieser Stelle sehr schlecht wurde. Wir wurden von Schrecken ergriffen, und die, welche dort bekannt waren, sowohl Matrosen als Piloten, sagten, daß wir dem Ozean nahe wären, und riefen dem Steuermann zu: „Drehe links, gehe in den Golf ein, aus Furcht, wir möchten im Ozean von den heftigen Wellen fortgerissen werden und umkommen. Denn der Ozean stürzt sich in den Golf und verursacht ungeheure Wellen, und die Wellen, welche vom Golf ausströmten,

rißen uns fort dem Ozean zu. Das war für uns ein schreckliches Schauspiel, und wir wurden von einem unaussprechlichen Schrecken ergriffen. Während der Zeit flog eine Menge Vögel, welche ich Suspha genannt habe, über unsere Häupter und folgten dem Schiff, und das war ein Zeichen von der Nähe des Ozeans."

Das Land, welches den Weihrauch erzeugt, liegt an den Grenzen von Aethiopien: es liegt in der Mitte der Länder, aber jenseits ist der Ozean. Die Einwohner von Barbaria, welche die Nachbarn dieser mittelländischen Gegenden sind, begeben sich dorthin und holen Weihrauch, Kassia, Rohr und viele andere Dinge, welche sie selbst zur See nach Adulis führen, zu den Homeriten, und nach Inner-Indien und Persien.

„Das Land der Homeriten ist nicht weit von Barbaria, es ist nur eine zweitägige Fahrt zur See. Jenseits Barbaria ist der Ozean, welcher dort den Namen „Meer von Sendsch" hat. Das sogenannte Land Sasus ist auch nahe am Ozean, wie auch der Ozean nahe am Weihrauch-Land ist; es erzeugt viel Gold."

Man sieht aus diesem Bericht, wie unbekannt Ostafrika für die Griechen und Römer vierhundert Jahre nach Ptolemäus und dem Periplus geworden ist. Kein Wunder, daß die Araber wieder ihr ursprüngliches Monopol*), und zwar jetzt um so ungestörter behaupten konnten, je mehr in Europa, Egypten und Kleinasien die Barbarei überhand nahm und vollends, als die Araber sich durch das Emporkommen des

*) Man darf wohl annehmen, daß die Araber, so lange sie noch Heiden waren, in Ostafrika keine förmliche Staaten gründeten, Gesetze gaben, erobernd und colonisirend auftraten, sondern blos Handelshäuser errichteten. Der Grund, warum sie nicht erobernd auftraten, war wohl der, daß sie in Arabien selbst noch keine politische Einheit hatten. Sie waren in Arabien selbst in viele republikanische Stämme getheilt, die meistens mit einander im Streit waren, der es ihnen unmöglich machte, nach Außen erobernd aufzutreten. Dieß wurde aber anders, als sie Muhamedaner wurden.

Muhamedanismus zu einer politischen Einheit gestalteten und nach allen Seiten hin erobernd auftraten.

Jetzt stehen wir in der dritten Periode der Beziehungen fremder Völker zur Ostküste von Afrika. Es sind wieder die Araber, aber in ihrer islamisirten Gestalt, welche an jener Küste auftreten und jetzt kleine unabhängige Staaten gründen.

Je mehr die nordischen Barbaren (Germanen u. s. w.) in das römische Reich eindrangen und es bedrängten, je mehr wurden die römischen Kaiser genöthigt, ihre Heere aus den entfernten Provinzen des Reiches zurückzuziehen, um Italien zu vertheidigen. So kam es, daß Aden, der römische Seehafen (portus Romanus), und nach und nach ganz Arabien von den Römern aufgegeben werden mußte, worauf dieses Land von den Abessiniern erobert wurde, welche ihren Mitchristen in Arabien, die dort besonders von den Juden viel zu leiden hatten, zu Hülfe kommen wollten. Der abessinische König Kaleb züchtigte (im Jahr 522) die arabischen Juden auf eine exemplarische Weise. Aber die abessinische Herrschaft in Arabien dauerte nur etwas über 60 Jahre.

Die Perser hatten unter der Dynastie der Sassaniden das Uebergewicht im persischen Meerbusen erlangt und suchten jetzt auch Arabien zu erobern. Der persische König Chosroe *) der zweite, der im Jahr 600 von dem letzten Hamiariten-König Seif Ben Dujesin um Hülfe gegen die Abessinier angesprochen worden war, erschien mit einer Flotte vor Aden, schlug den abessinischen König Mabruk in einer entscheidenden Schlacht und nahm Besitz von den, den Abessiniern unterworfen gewesenen arabischen Provinzen, welche jetzt von den Persern abhängig blieben, bis Muhamed, der Prophet von Mecca, auftrat und durch seine sinnliche Religion die arabische Nation zu einem politischen Ganzen vereinigte, und sie auf die Bahn der Welteroberung stellte. Es

---

*) Nach Andern soll Chosroe der Erste (Nuschirwan) die Abessinier aus Innen vertrieben haben.

ist bekannt, daß die islamisirten Araber in ihrer ersten Periode (während 150 Jahren) einen großen Theil von Asien, Afrika und Europa überschwemmten, daß sie aber auch bald nach dem Tod ihres Propheten Muhamed, unter einander selbst (aus religiösen und politischen Gründen) zerfielen, was die besiegten Partheien bewog, ihr Vaterland Arabien zu verlassen. Wo konnten sie eine bessere Heimath finden, als an den fruchtbaren Gestaden von Ostafrika, wo sie schon bekannt und vor den Verfolgungen ihrer fanatischen Sieger geschützt waren? Nach der Erzählung der arabischen Chronik, welche die Portugiesen nach der Eroberung von Kiloa unter Dom Francisco D'Almeida auf dieser Insel fanden, und welche Joan de Barros uns hinterlassen hat, waren es die Emosaiden oder Anhänger des Said (des Sohnes Ali, des Sohnes Hussein, des Sohnes Ali, des Vetters und Schwiegersohnes von Muhamed) gewesen, welche um das Jahr 740 sich an verschiedenen Orten von Ostafrika niederließen. Said, von den Rebellen zum Kalifen erklärt, wurde von der Gegenparthei geschlagen und getödtet, worauf seine Anhänger fliehen mußten, um den Verfolgungen ihrer Gegner zu entgehen.

Auch aus den Schriften des Abulfeda und Nowairi sieht man, daß eine innige Beziehung zwischen Arabien und der Ostküste von Afrika stattfand. Um das Jahr 870 wurde die Stadt Bassora von den Sclaven der Sendsch erobert und geplündert, welche die Kalifen von Bagdad in ihrem Dienst hatten.

Wichtiger und ausführlicher werden die arabischen Berichte über Ostafrika von Masudi an, welcher im 10. Jahrhundert schrieb. Dieser Geschichtschreiber sagt: „Der Nil fließt durch denjenigen Theil der Sudanländer, welche an die Länder von Sendsch grenzen, und ein Zweig davon trennt sich und fließt in das Meer der Sendsch, welches das Meer ist, worin die Insel Cambalu liegt. Diese Insel ist sehr kultivirt; ihre Einwohner sind Muhamedaner, die aber die Sprache der Sendsch reden. Die Muhamedaner haben diese

Insel erobert und ihre Einwohner zu Gefangenen gemacht, ganz so wie sie die Insel Kreta im Mittelmeer erobert haben. Dieses Ereigniß fand statt im Anfang der Dynastie der Abassiden oder am Ende der Herrschaft der Ommiaden."

„Von dieser Insel bis Oman ist es etwa 500 Parasangen weit zur See. Dieß ist aber nur ungefähre, nicht geometrische Berechnung. Viele Schiffer von Syraf und Oman, welche dieses Meer häufig besuchen, sagen, daß sie ein wenig nach dem periodischen Wachsthum des Nils in Egypten, in der Farbe dieses Meeres Veränderungen auf dem kleinen Raum finden, wo die Strömung des Flusses, wegen seines Ungestümes, fortläuft. Der Fluß kommt von den Bergen der Sendsch und ist etwa eine Meile breit. Das Wasser ist süß und wird kothig zur Zeit des Wachsthums. Es hat darin Krokodile, wie in dem egyptischen Nil."

Diese Schiffer gehen auf dem Meer der Sendsch so weit als bis zur Insel Cambalu und bis nach Sofala *) von Dembema, welches Land am Ende der Sendsch ist.

„Die Zahl der Inseln von Sendsch ist sehr groß. Unter diesen Inseln ist eine, welche ein oder zwei Tage vom festen Land entfernt ist. Man findet daselbst eine muhamedanische Bevölkerung, unter der die muhamedanischen Häuptlinge die Gewalt erblich fortgepflanzt haben. Man heißt sie Cambalus."

Es ist schwer zu bestimmen, wo die Insel Cambalu gelegen haben mag. Man könnte an Sansibar oder Madagaskar denken. Nördlich von Sansibar geht der Pangani-Fluß ins indische Meer. Der Pangani wird heute noch von den Arabern als ein Zweig des Nils betrachtet. Es hat sehr viele Krokodile im Pangani, und seine Mündung ist sehr breit und in der Regenzeit wird das Meerwasser auf eine weite Strecke hin etwas röthlich gefärbt. Die Entfernung vom Pangani bis Sansibar beträgt eine Tagreise auf

---

*) Die Araber nannten Sofala „el ard-ed-dahab" (Goldland), wie man bei Masudi lesen kann.

einem Boot der Eingebornen, doch braucht man manchmal auch zwei Tage, wenn der Wind nicht stark genug ist und man südlich bis Sadan und von dort nach Sansibar herüberfahren muß.

Wäre Madagaskar die Insel Cambalu gewesen, so müßte der Sambesi- oder Kilimani-Fluß der Zweig des Nil gewesen sein, von dem Masudi spricht; aber wir wissen nicht gewiß, ob die Muhamedaner früher Madagaskar erobert hatten, da dieß ein sehr schwieriges Unternehmen gewesen wäre. Höchstens können sie ein paar Küstenplätze von Madagaskar besessen haben. An einigen Orten haben sie heute noch großen Einfluß, obwohl die Regierung jener Orte in den Händen der tyrannischen Königin der Insel liegt. Am besten wird man thun, wenn man die große Komoro-Insel „Ingasidscha" als die von Masudi erwähnte Insel „Cambalu" ansieht und den Fluß Lufuma oder Rufuma, der in der Nähe des Niassa-Sees entspringt, als den bezeichneten Zweig des Nils betrachtet. Bekanntlich betrachten ja die Araber alle ostafrikanischen Flüsse als Zweige des Nil. Alle haben nach ihrer Ansicht Eine Quelle mit dem egyptischen Nil. Wie dieß zu verstehen sei, darüber habe ich mich in diesem Buche hinreichend erklärt. Ingasidscha ist heute noch ganz muhamedanisch und wird von muhamedanischen Fürsten beherrscht. Es ist wahrscheinlich, daß die ausgewanderten Emosaiden diese Insel zum Mittelpunkt ihrer Herrschaft im Süden der Sendsch-Küste gemacht haben. Sie liegt etwa zwei Tage von der Mündung des Lufuma-Flusses.

Masudi sagt ferner über die Sendsch-Küste Folgendes:

„Der entfernteste Theil des Sendsch-Meeres reicht an die Länder von Sofala und Wak-Wak. *) Dieses Land hat Ueberfluß an Gold, an wunderschönen Dingen, und ist sehr fruchtbar. Die Sendsch haben es zum Sitz ihres Reichs erwählt und haben an ihrer Spitze einen König, den sie Ukli-

*) Der Name „Wak-Wak" kann das Land der Wakua- oder Makua-Stämme nördlich von Mosambik andeuten.

men nennen. Diesen Namen haben die Sendsch-Könige zu allen Zeiten geführt. Eklimen, das Oberhaupt aller Sendsch-Könige, marschirt an der Spitze von 300,000 Reitern. Sie reiten auf Kühen. Sie haben weder Pferde noch Maulthiere; sie kennen diese Thiere nicht; auch kennen sie weder Schnee noch Hagel. Auch giebt es unter ihnen einige Racen, welche geschärfte Zähne haben und welche sich untereinander aufzehren. Die Wohnungen der Sendsch beginnen am Ufer des Flusses, welcher von der Höhe des Nil kommt und erstrecken sich bis an die Länder Sofala und Wak-Wak. Die Ausdehnung des Landes, das sie bewohnen, beträgt in Beziehung auf Länge und Breite ungefähr 700 Parasangen. Es besteht aus Feldern, Thälern, Bergen und Sandgegenden.

„Der Titel des Königs der Sendsch heißt Oklimen, d. h. der Sohn des großen Herrn, das ist der Gott des Himmels und der Erde; sie nennen den Schöpfer Tamkalandschalu *)." „Es giebt sehr viele Elephanten in dem Land der Sendsch, aber sie sind alle im wilden Zustand, und man sieht keinen, der gezähmt wäre. Die Sendsch gebrauchen den Elephanten nicht zum Krieg, noch zu andern Zwecken, sondern suchen sie bloß zu tödten. Von diesem Lande kommen die großen Elephantenzähne, von denen jeder 150 Manna und noch mehr wiegt; sie werden meistens nach Oman gebracht, und von da nach Indien und China versendet. Die Kühe, welche die Sendsch als Lastthiere und zum Reiten im Krieg gebrauchen, haben einen Sattel und Zügel, und laufen so schnell als Pferde.**) Nach der Ansicht der Sendsch ist

*) Das Wort „Tamkalandschalu" ist offenbar aus mkala dschu oder zulu, d. h. der, welcher oben ist, der Obere, Gott, Himmel, zusammengesetzt. Uklimen oder Oklimen ist entweder von dem arabischen Wort „Kalama" reden, befehlen, also mkalim der Redner, Befehlshaber, abzuleiten, oder ist es eine Corruption des Suahili-Wortes „Mfalme oder Mfalume," König, Fürst, oder bedeutet es „Landbauer„ Mkulima, der, welcher das Land baut und besitzt, also oberster Landbauer und Besitzer.

**) Das Reiten auf Kühen ist heute noch in Südafrika unter manchen Stämmen üblich.

ihr König von Gott erwählt, um sie mit Gerechtigkeit zu regieren und zu behandeln. Wenn einer dieser Fürsten von den Regeln der Gerechtigkeit abweicht und eine tyrannische Handlung begeht, so tödten sie ihn und berauben seine Nachkommen des Thrones; denn sie behaupten, daß der König, wenn er sich so beträgt, nicht mehr der Herr des Himmels und der Erde sein kann. Die Sendsch sind sehr beredt und sie haben Redner, welche den Leuten in ihrer Sprache Reden halten."

Mehr Aufschluß über die Niederlassungen der muhamedanischen Araber an der Ostküste findet sich in der schon erwähnten Chronik von Kiloa. Nach ihrem Bericht wäre eine große Anzahl Araber von einem Stamm in der Nähe der Stadt El-Chasa im persischen Meerbusen auf 3 Schiffen ausgewandert unter der Anführung von 7 Brüdern, welche den Verfolgungen des Sultans dieser Stadt zu entfliehen suchten. Sie landeten an der Küste von Adscham (Ajan) und gründeten zuerst die Stadt Magadascho (Mukdischa oder Mukdischu), und hernach Barawa, welche noch bei der Ankunft der Portugiesen von 12 Häuptlingen, welche von jenen 7 Brüdern abstammten, regiert wurde. Mukdischa wurde mächtig und beherrschte alle Araber der Küste. Die ersten Ankömmlinge waren die Emosaiden, welche einer andern religiösen Ansicht huldigten und daher den Arabern der neuen Stadt sich nicht unterwerfen wollten. Da sie nicht mit Gewalt widerstehen konnten, begaben sie sich in's Innere und vermischten sich mit den Kaffern, nahmen ihre Sitten an, und verheiratheten sich unter denselben. Sie bildeten so eine Mestizen-Bevölkerung zwischen den Negern und Arabern, sowohl was das Geblüt als was die religiösen Ideen und das Land betrifft, das sie in Besitz nahmen, welches im Osten an die Niederlassungen der Muhamedaner grenzte, im Westen aber an das Land der Eingebornen. Dieß sind die von den Küstenarabern sogenannten Beduinen; — „das waren die Leute von Mukdischa, welche zuerst auf ihren Schiffen das Land Sofala erreichten und die Goldminen dieser Gegend

bearbeiteten. Ein Zufall des Meeres führte sie in diese Gegend. Eines ihrer Schiffe nämlich wurde vom Sturm und der Strömung dahin gerissen."

Es ist wahrscheinlich, daß die Gründung von Mukdischa im Jahr 900—950 Statt fand.

Nach der Chronik von Kiloa herrschte über 70 Jahre nach der Gründung von Mukdischa in Schiras (eine Stadt am persischen Meerbusen) ein Sultan Namens Chasen, welcher 7 Söhne hinterließ. „Einer von diesen, Namens Ali, wurde von seinen Brüdern wenig geachtet, weil er der Sohn einer abessinischen Sclavin war, während die Mutter der Brüder von den persischen Fürsten herstammte. Aber Ali war an Weisheit und persönlichem Verdienst den Brüdern überlegen. Um sich der Verachtung und schlechten Behandlung seiner Brüder zu entziehen, suchte er sich in einem neuen Vaterland ein besseres Loos. Mit seiner Frau, seinen Söhnen, seiner ganzen Famile und andern Leuten, welche sich zu ihm gesellen wollten, schiffte er sich auf zwei Schiffen auf der Insel Hormus ein und nahm seine Richtung nach der Küste von Sansibar, wo die Sage von reichen Goldminen lobpreisend vernommen wurde. Er landete in Mukdischa und in Barawa, aber mit jenen Muhamedanern konnte er nicht harmoniren, da er von der in Persien herrschenden religiösen Secte war. Weil er nun fest entschlossen war, einen eigenen Staat zu gründen, dessen Alleinherrscher er selbst wäre, so segelte er der Küste entlang und kam nach Kiloa. Hier bemerkte er die natürliche Beschaffenheit dieser Gegend, die von Wasser umgeben war. Er schützte sie vor den feindlichen Angriffen seiner Nachbarn, kaufte sie für eine gewisse Quantität von Stoffen von den Einwohnern unter der Bedingung, daß sie sich auf das feste Land zurückzögen. Nach ihrer Abreise befestigte er den Ort, um sich nicht nur gegen die Kaffern, sondern auch gegen die benachbarten Muhamedaner vertheidigen zu können, namentlich gegen die Inseln Songo und Dschanga, deren Herrschaft sich bis Mopana (entweder die Insel Mafia oder Kap Puna) etwa 20 Stunden weit von

Kiloa erstreckte. Ali nach seiner Weisheit hatte bald eine sehr große und feste Stadt geschaffen, welcher er den Namen gab, den sie heute noch hat. Nachdem er sie befestigt hatte, fieng er an, seine Herrschaft über die benachbarten Stämme auszubreiten. Er sandte auch einen seiner Söhne nach der Insel Mafia und nach andern Inseln der Küste. Er nahm bald den Namen eines Sultans an, welchen seine Nachfolger beibehielten. „Die Gründung von Kiloa fand Statt zwischen 960—1000 Jahre nach Christi Geburt. Kiloa herrschte später bis zur Insel Pemba im Norden und bis Sofala im Süden. Die Sultane von Kiloa sollen 541 Jahre regiert haben bis zur Ankunft des Portugiesen Capral, welcher im Jahr 1500 nach Kiloa kam. Nach dem Tod des Ali Ben Chasen regierte sein Sohn Ali Bumale, dann folgte Ali Ben Soloquet, dann Daud, dann Ali Ben Beker u. s. w. Kiloa hatte etwa 37 auf einander folgende Sultane von seiner Gründung an bis auf die Ankunft der Portugiesen. Soliman Chasen herrschte von Sofala bis Mafia, Sansibar und Pemba. Masudi's Zeitgenosse, der arabische Schriftsteller Abu-Said-Hassan, spricht auch von der Küste der Sendsch und von der Insel Socotora. Er sagt: „Dasselbe Meer (der Sendsch) umgiebt die Insel Socotora, wo die socotrinische Aloe wächst. Die Lage dieser Insel ist nahe am Land der Sendsch und der Araber. Der größte Theil seiner Bewohner besteht aus Christen."

Abu-Said Hassan erzählt dann, daß Alexander der Große, auf den Rath seines Lehrers Aristoteles, nach der Eroberung von Persien die Insel Socotora sich unterworfen habe, um die Aloe zu bekommen, weil keine Arznei vollkommen sein könne ohne die Aloe. Aristoteles rieth, die Eingeborenen aus der Insel zu entfernen, und sie mit Griechen zu besetzen, welche die Insel bewachen und die Aloe nach Griechenland und Egypten bringen sollten. Die Griechen hörten später von Jesus reden, und nahmen nach dem Exempel der Römer die christliche Religion an. Die Ueberreste dieser Griechen haben sich, sagt Abu-Said, erhalten bis heute.

Im zwölften Jahrhundert schrieb der Scherif Edrisi am Hofe des Königs von Sizilien einen geographischen Tractat, worin er auch die ostafrikanische Küste beschreibt. Er sagt: „Die Städte Carfuna, Markah und El-Nedscha sind von dem Land Berbera abhängig, und bilden die Grenze seiner Provinzen. Die Einwohner von Berbera nähren sich großentheils von dem Fleisch der Meerschildkröten, welche sie Lebeh heißen. Man kann zu Wasser in zwei Tagen von Dschua nach Carfuna kommen. Dieß Land wird von einem hohen Berg beherrscht, welcher sich nach Süden ausbreitet. Von Carfuna nach Termeh sind es zwei Tage zu Wasser. Hier fängt das Gebirge von Chakui an. Darnach kommen die Dörfer Elhadie. Von Chakui bis Marka zählt man zu Wasser 3 kleine Tagereisen. Zwei Tage von Marka, in der Wüste, ist ein Fluß, welcher, wie der Nil, dem Wachsthum unterworfen ist, und an welchem man Durra säet. Von Marka nach Elnedscha ist es 1½ Tag zu Wasser. Elnedscha ist das letzte Land, das von Berbera abhängig ist. Von Elnedscha bis Carfuna ist es 8 Tagreisen. Elnedscha ist eine kleine Stadt am Ufer des Meeres. Von dort bis Beduna ist es 6 Tagreisen. Die Leute dieser sehr bevölkerten Stadt essen Frösche, Schlangen und andere Thiere, vor denen der Mensch im Allgemeinen einen Abscheu hat! Dieses Land grenzt an das der Sendsch. In Carfuna und Beduna sind Unglaubige.

„Dieses Meer (der Sendsch) ist das Meer von Indien, und an seinem Gestade liegt die Stadt Meruat, am Ende des Kafferlandes; diese Leute haben keinen Glauben, sie beten nur Steine an, welche mit Fischöl bestrichen sind. Ein Theil dieses Landes gehorcht dem König der Berber, und ein anderer hängt von Abessinien ab. Von Meruat nach Medunat ist es 3 Tage. Die Leute leben von Fischen, Schaalthieren, Fröschen, Schlangen, Ratten, Eidechsen u. s. w. Von Meduna geht man nach Malindi, eine Stadt der Sendsch, in 3 Tagen und 3 Nächten zu Wasser. Malindi liegt am Meeresufer, bei der Mündung eines Flusses, der Süßwasser hat. Es ist eine

große Stadt, deren Bewohner jagen und fischen. Zu Land jagen sie den Panther und andere wilde Thiere. Aus dem Meer ziehen sie verschiedene Arten von Fischen, welche sie einsalzen, um damit zu handeln.*)

Sie besitzen und bearbeiten Eisenminen, durch welche sie reich werden. Sie behaupten, die Kunst zu besitzen, die giftigsten Schlangen zu bezaubern, um sie für Jedermann unschädlich zu machen, außer für diejenigen, denen sie Uebels wünschen, oder an denen sie Rache nehmen wollen. Sie können auch Panther und Löwen unschädlich machen. Diese Bezauberer nennen sich „Elmoknefa". Von dieser Insel bis Manisa**) an der Küste ist es zwei Tagreisen. Diese ist klein und hängt ab von Sendsch. Ihre Einwohner beschäftigen sich mit Bearbeitung der Eisenminen und mit der Jagd der Panther. Sie haben rothe Hunde, welche jede Art von wilden Thieren, selbst die Löwen, angreifen. Diese Stadt liegt am Ufer des Meeres, nahe bei einem großen Golf, in welchen die Schiffe zwei Tagreisen weit hineinfahren, und an dessen Ufer keine Wohnungen sind wegen der wilden Thiere in den Wäldern, wo die Sendsch sie verfolgen. In dieser Stadt wohnt der König von Sangebar. Seine Hüter gehen zu Fuß, weil es in diesem Land keine Thiere zum Reiten giebt; sie könnten da nicht leben.***)

*) In der Nähe von Malindi hat es viele und herrliche Fische, so daß meine Matrosen einmal in einer Stunde eine ganze Menge mit Angeln fangen konnten. Der Handel mit getrockneten Fischen ist heute noch sehr üblich und einträglich. Die Suahilis bringen die getrockneten Fische zu den Wanika, welche ihnen Getreide dafür geben. Die meisten getrockneten Fische kommen übrigens von der Küste von Südarabien, von Schaher, Sihut und Makalla, doch fangen die Suahili und Araber auch viele große Fische an der Suahili-Küste. Der Fluß, welcher in die Bucht von Malindi mündet, heißt Sabaki, dessen ich mehrmals Erwähnung gethan habe.

**) Jetzt Mombas.

***) In der Nähe von Mombas giebt es zwar keine Eisen-, wohl aber Antimonium-Minen. Eisen giebt es weiter südlich von Mombas in der großen Wakuafi-Wüste, welche die Araber Mefasa genannt zu haben scheinen.

Von Manisa bis zum Flecken El Banes ist es zu Land 6 Tagreisen, zu Wasser 150 Meilen. Die Einwohner dieses großen Fleckens verehren eine Trommel Namens Errahim, welche mit einer Haut überzogen ist auf einer Seite, woran ein Seil hängt, vermittelst dessen man die Trommel schlägt. Es kommt ein schreckliches Geräusch hervor, das man 3 Meilen umher hört.*) El Banes ist die letzte Provinz von Sendsch; sie grenzt an Sofala, das Goldland. Von El Banes bis zur Stadt Tohnet ist es zu Wasser 150 Meilen. Unterwegs ist ein großer Golf, welcher die Reisenden nöthigt, vom rechten Weg abzulenken, und ein hoher Berg, Namens Adschud, dessen Seiten überall von dem Wasser ausgehöhlt worden sind, welches mit schrecklichem Getöse daran fällt. Dieser Berg**) zieht die Schiffe an sich, welche sich ihm nahen, und die Schiffer bemühen sich, ihm zu entrinnen. In dem ganzen Sendsch-Land sind die Hauptprodukte Eisen und Pantherfelle von Sansibar. Die Farbe der Felle ist röthlich und sie sind sehr geschmeidig. Da diese Leute keine Lastthiere haben, so müssen sie die Gegenstände, welche für die beiden Städte Malindi und Mombasa, wo man sie kauft und verkauft, bestimmt sind, auf dem Kopf und Rücken tragen. Die Sendsch haben eine Schiffe, worin sie auf die See gehen können; aber die Schiffe von Oman und andere legen dort an, wenn sie nach den Saledsch-Inseln gehen, welche von den Indiern abhängig sind. Diese Fremde verkaufen in Sangebar ihre Waaren und kaufen damit die Produkte des Landes. Die Sendsch haben große Achtung vor den Arabern. Sie fallen vor einem Araber nieder und sagen: Sei willkommen, o Sohn von Jemen! Die Reisenden, die in diese Länder gehen, stehlen die Kinder und täuschen sie vermittelst der Dattelfrucht, welche sie

*) Ich bin geneigt, in diesem Instrument den „Muansa" der Wanika zu finden, den die Wadigo erfunden und zuerst gebraucht haben mögen. Pferde und Esel können in Mombas nicht lange bestehen. Sie sterben bald dahin, wie ich selbst erfahren habe.

**) Der Verfasser konnte, wie es scheint, nicht begreifen, daß es die Strömung ist, welche die Schiffe nach dem festen Land hinzieht.

ihnen geben. Sie ergreifen sie zuletzt und führen sie in ihr Land; denn die Einwohner von Sangebar sind zahlreich. Der Fürst der Insel Keich (Cotsch), welche am Meer von Oman liegt, macht auf Schiffen Kriegsexpeditionen gegen die Sendsch, und macht Viele zu Gefangenen.

„Im Angesicht des Ufers der Sendsch sind die Inseln von Saledsch. Sie sind zahlreich und groß; ihre Einwohner sind sehr schwarzbraun, und Alles, was man dort anbaut: Durra, Zuckerrohr und Kampferbäume, hat eine schwarze Farbe. Unter diesen Inseln ist die Insel Cherbua, deren Umfang, wie man sagt, 1200 Meilen beträgt, und wo man Perlenfischereien und verschiedene Arten von Gewürzen und Wohlgerüchen findet, was die Kaufleute anzieht. Unter die Inseln von Saledsch gehört auch die Insel El-Andschebeh, deren Hauptstadt in der Sangebar-Sprache El-Anfudscha heißt, und deren Einwohner, obgleich gemischter Farbe, gegenwärtig meistens Muhamedaner sind. Diese Insel hat 400 Meilen im Umfang; man lebt dort hauptsächlich von Bananen, deren es 5 Arten giebt. Diese Insel wird durchschnitten von einem Berg Namens Wabra, wohin die Landstreicher, die aus der Stadt verjagt werden, fliehen, und wo sie sich gegen den Herrscher der Insel vertheidigen. Es hat viele Dörfer und Thiere auf dieser Insel. Man kultivirt Reis."

Nach dieser Insel ist eine andere, wo ein hoher Berg ist, dessen Gipfel und Seiten unzugänglich sind, weil Alles verbrennt, was sich ihm naht. Bei Tag erhebt sich ein dicker Rauch, und bei Nacht ein brennendes Feuer. Von seiner Basis fließen Quellen, die einen haben kaltes und süßes Wasser, die andern heißes und gesalzenes *).

„Nach der oben genannten Insel Saledsch kommt eine andere, die Kermedet heißt, deren Bewohner eine schwarze Farbe haben. Man heißt sie Nerhin. Sie tragen den Mantel, den man Asar und Futa heißt. Diese Leute sind verwegen, tapfer und gehen immer bewaffnet. Sie schiffen sich bis-

(* Die Existenz eines Vulkans auf der Komoro-Insel ist bekannt.

weilen in Fahrzeuge ein und greifen Handelsschiffe an, deren Waaren sie plündern. Der König dieser Länder wird, wenn er ißt oder trinkt, nur von jungen Hurenleuten bedient, welche in köstliche Seidenstoffe von China und Indien gekleidet sind, und am rechten Arm goldene Armbänder tragen. Man heirathet in diesen Ländern Männer anstatt Frauen. Die Einwohner pflanzen den Kokosbaum. Sie gebrauchen Betel. Die Leute sind ein wenig bärtig und gleichen den Türken, von denen sie ihren Ursprung ableiten.

Edrisi spricht dann noch über das Land Sofala, dessen Beschreibung (nach Edrisi) ich übergehen will. Man sieht aus obigen Auszügen aus Edrisi, daß er manche wichtige Nachricht giebt über die Sitten und Gebräuche, über den Handel und die Beschäftigung der Leute der Ostküste; auch zeigt er, daß die Städte Marka, Barawa, Malindi und Mombas und andere schon im 12. Jahrhundert von Bedeutung waren.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich, meiner Localkenntniß gemäß, meine Bemerkungen über den Bericht des Edrisi mittheilen wollte, zumal da ich noch die Berichte mehrerer arabischer Schriftsteller, die auf Edrisi folgten, anführen muß. Im Jahr 1298 schrieb Marco Polo sein berühmtes Reisewerk, aber er weiß wenig über die ostafrikanische Küste. Er kannte sie blos vom Hörensagen.

Im 13. Jahrhundert schrieb der Araber Jakut sein geographisches Wörterbuch, in dem er auch der Städte Mukdischa, Kiloa und Dschub erwähnt. Eldschub, (das wohl das Elnedsch des Edrisi ist) sagt er, ist eine Stadt der Sendsch im Lande Berbera; man führt von da Giraffenhäute aus. Mukdischa ist eine Stadt, die am Anfang des Sendschlandes liegt.

Nach Jakut schrieb der Araber Ben-Said in der Mitte des 13. Jahrhunderts ein kleines Werk mit dem Titel: „Dschagrafia," aus welchem hervorgeht, daß er Ostafrika bis zum Kap der guten Hoffnung, jedenfalls bis Kap Corrientes wohl kannte. Er war übrigens von der irrigen Idee des Ptolemäus und der alten Geographen befangen, daß Ostafrika

statt nach Westen sich zu neigen, sich nach Osten wende, einige Grade südlich vom Aequator. Ferner meinte er, Madagaskar mache Eine Insel aus mit den Seschellen *), erweitere sich etwas im Süden von Ceylon und schließe sich an die Inseln Sumatra und Java an. Das hielt er für die Insel Komor oder Malai-Insel. Der Kanal von Mosambik erstreckte sich nach seiner Vorstellung zwischen dem afrikanischen Continent und der Insel Komor, so daß das Kap der guten Hoffnung bis zum Südosten von China reichte. Dieser Vorstellung der Alten lag unstreitig die Gestalt der Erde zu Grund, wie sie vor Pelegs Zeit (siehe S. 332. im ersten Theile dieses Werkes) etwa gewesen sein mochte. Eine Tradition aus jener Zeit konnte sich wohl unter dem ganzen Alterthum verbreitet und die geographischen Vorstellungen beeinflußt haben. Was nun im Einzelnen die geographischen Berichte des Ben-Said betrifft, so will ich nur Einiges aus seinem Buch hervorheben.

„Der Nil von Magdaschu,**) hat seinen Ausgang aus dem See Kura. Er wächst erst unter dem elften Breitengrad, geht hinab bis zum Osten der Stadt Berbera (von der er nur einen Grad entfernt ist), und macht dann einen Bogen gegen Osten von Magdaschu, und mündet sich zwei Stationen von dieser Stadt in's indische Meer. Ibn-Fathima sagt: dieser Nil geht aus dem See Kura, der unter der Aequinoctial-Linie liegt, und aus dem Berg El-Moguesem, er bildet einen Zwillingsfluß mit dem Nil von Egypten. Der Ort, wo sich die Gabeln theilen, liegt 30′ nördlich vom Aequator. Sein Lauf ist bald krumm, bald gerade; es bilden sich von ihm kleinere Flüsse, welche das Land bereichern (wie in

---

*) Vielleicht die Saledsch-Inseln bei Edrisi.

**) Unter dem Nil von Mukdischa ist kein anderer Fluß zu verstehen, als der Wabe oder der sogenannte Haines-Fluß, der von Gurague kommt, wo er aus dem See Suai, oder der östlichen Wasserscheide jenes Sees entspringen könnte. Der Wabe geht dann in den See Balli, und fällt nicht ins Meer.

Egypten), durch das Zuckerrohr, die Bananen, den Pfeffer, den Kokos- und den Palmbaum."

„Nach einem Lauf von etwa 2000 Meilen hat der Fluß im Osten und nahe bei Magdaschu seine Mündung. Am östlichen Ufer dieses Nil endet das Land Berbera und beginnt das Land der Sendsch."

„Man findet unter den bekannten Städten der Sendsch die Stadt Malindi, welche unter 2° 50′ Breite und 81° Länge liegt. Sie liegt an einer Bucht, welche sich westlich wendet und in welche sich ein Fluß ergießt, welcher von dem Berg Comr (Mond) kommt. Am Rand dieser Bucht sind zahlreiche Wohnungen, welche den Sendsch gehören; die Wohnungen der Leute von Comr finden sich südlich. Im Osten von Malindi ist Alkerani, der Name eines den Reisenden wohlbekannten Berges. Dieser Berg erstreckt sich am Meer gegen 100 Meilen weit, in der Richtung von Nordost; zu gleicher Zeit verlängert er sich auf dem Continent in gerader Linie, in südlicher Richtung gegen 50 Meilen weit. Unter andern Merkwürdigkeiten, welche dieses Gebirge darbietet, ist auch das: der Theil, welcher auf dem Continent ist, enthält eine Eisenmine, welche alle Länder der Sendsch versieht und noch viel zur Ausfuhr darbietet; der andere Theil, welcher am Meer ist, hat den Magnetstein, welcher Eisen anzieht. Man findet in Malindi den Baum von Sendsch.*) Der König der Sendsch wohnt in der Stadt Mombas, zwischen welcher und Malindi etwa 1° Entfernung ist. Mombas liegt am Meeresufer. Westlich ist ein Golf, in welchen Schiffe zwei Tage weit hineingehen können, und welcher sich über 300

---

*) Der Baum von Sendsch ist offenbar der Kopal-Baum, der in großer Anzahl besonders in den Wäldern von Malindi gefunden wird, und überhaupt der Ostküste entlang bis Kiloa. Das von Ben Said erwähnte Gebirge ist offenbar das Küstengebirge, das sich dem Wanika-Land entlang nach Süden zieht. Auch die Usambara-Berge sind wohl hier eingeschlossen. Der große Berg, der, wie oben erwähnt, die Schiffe an sich ziehen soll, ist wohl der hohe Jombo, dessen Küste sehr zerrissen ist und eine gefährliche Strömung hat.

Meilen weit erstreckt. In dieser Gegend liegt die Wüste (El Mefaza), welche das Land der Sendsch von Sofala trennt."

Die Beschreibung, die Ben-Said von Sofala gibt, will ich übergehen und nur noch bemerken, daß er von einem Meer Sohail spricht, weil, wenn man dorthin kommt, man den Stern Sohail über dem Haupte sieht. Er nennt dieses Meer auch das indische Meer.

Nach Ben-Said schrieb El-Kasuini oder Sakaria Ben-Muhamed eine Geographie, worin er auch über die Ostküste spricht. Der wichtigste Geograph jener Zeit war Abulfeda, der aber, was Ostafrika betrifft, nur den Edrisi und Ben-Said copirt zu haben scheint. Im 14. und 15. Jahrhundert mehrten sich die arabischen Geographen beträchtlich. Im Jahr 1400 oder 1403 schrieb El-Bakui, der eigentlich Abd-Er-Raschid-Ben-Salech hieß. El-Bakui erwähnt einer Insel Namens Bandguia (offenbar die heutige Insel Ungudscha oder Sansibar), von der er sagt, es sei eine große Insel, wo der König von Sendsch wohne, wo alle Schiffe, welche an dieser Küste Handel treiben, anlegen. Es gebe auf der Insel Weinreben, welche dreimal im Jahr Früchte bringen. „Jakut erwähnt gleichfalls eine Insel „Lendschuia," deren Bewohner nach einer andern Insel Namens Tambat (die heutige Insel Tombat, Tombatu nordwestl. von Sansibar) gebracht wurden und Muhamedaner sind."

Doch einen arabischen Schriftner, der im Jahr 1330 die Ostküste bereiste, dürfen wir nicht vergessen. Es ist der berühmte Ibn-Batutha, welcher im Jahr 1330 oder 1331 von Seila nach Magdaschau (Magadschu oder Mukdaschu) und nach Suahel reiste. Er sagt: „Nachdem wir von Seila abgereist waren, schifften wir 15 Tage auf dem Meer, und kamen nach der sehr großen Stadt Makdaschau. Ihre Einwohner haben sehr viele Kameele, und sie schlachten mehrere Hundert jeden Tag. Sie haben auch viele Schafe und sind reiche Kaufleute. In Makdaschau macht man Stoffe, welche den Namen von dieser Stadt führen, und die ihres Gleichen

nicht haben. Man bringt sie nach Egypten und anderwärts. Wenn ein Schiff in dem Hafen ankommt, wird es von den Sonbuks, d. h. den kleinen Boten angefahren. Jede Sonbuk (heut zu Tage Sambuk) hat mehrere junge Leute von Makdaschau an Bord, von denen Jeder eine bedeckte Schüssel mit Speise trägt. Er präsentirt sie einem der Kaufleute des Schiffes mit den Worten: Dieser Mann ist mein Gast, und so machen es dann alle Uebrigen. Der Kaufmann verläßt dann das Schiff nicht, außer wenn er in das Haus seines Wirths gehen will. Wenn aber der Kaufmann schon allgemein bekannt ist, so geht er, wohin er will. Der Wirth verkauft die Waaren für seinen Gast und kauft ein, was er braucht. Wenn man von diesem Kaufmann etwas unter dem Preis kauft, oder an ihn Dinge in der Abwesenheit des Gastwirths verkauft, so wird ein solcher Handel vor den Augen der Leute der Stadt getadelt, welche es vortheilhaft finden, sich so zu betragen.“

Ibn-Batutha mußte nun zuerst zum Kadi und dann in den Pallast des Scheichs oder Sultans von Makdaschau gehen, ehe er sein Logis beziehen durfte. Ein Eunuch brachte ihm zuerst eine Anzahl Betel-Blätter und Areka-Nüsse (Fausel), und dann einen Krug Rosenwasser von Damaskus, dann führte man ihn in das Haus der Thalibs (der Gelehrten), wohin man ihm eine Mahlzeit brachte, nachdem der Scheich ihn hatte grüßen lassen. Die Speise bestand aus Reis mit Schmalz gekocht, und wurde auf hölzernen Schüsseln dargereicht, auf welchen Näpfe standen, worin eine Brühe war, aus jungen Hühnern, Fleisch, Fisch und Gemüse bereitet. Sie kochen auch unreife Bananen in frischer Milch und schütten sie in einen Napf. Die Leute von Mukdischa essen, wie Ibn Batutha beobachtete, noch einmal so viel als die Araber, daher sie auch sehr wohlbeleibt sind. Pfeffer, Limonen, Essig, Ingwer u. s. w. spielen eine große Rolle in ihrer Küche. Man brachte dem Reisenden alle Tage dreimal Speise. Am vierten Tag schenkte man ihm ein Kleid. Am Freitag führte man ihn in die Hauptmoschee, wo ihn der Scheich grüßte,

worauf dieser mit militärischer Musik nach Hause gieng. Die Würde des Scheichs war erblich und die Dynastie hieß El-Mdoffer, wahrscheinlich der Name des Gründers der Stadt. Die Nachbarstämme (Odschuran) durften nach Sonnenuntergang nicht in der Stadt sich aufhalten, denn die Thore wurden geschlossen. Die Stadt war sehr mächtig und beherrschte einen großen Theil der Küste. Es waren mehrere große Moscheen darin und die Leute waren sehr religiös. Auch Gelehrsamkeit wurde gepflegt. Die Stadt verlor ihre Macht und ihren Glanz nach dem Einfall des mächtigen Stammes Abgal, welcher zu dem Stamm der Hawia Somali gehörte. Durch den Einfluß der Portugiesen wurde die Stadt noch weiter geschwächt.

Von Mukdischa kam der Reisende nach Suahel (die Ufer, Küsten), wie er sagt. Er gelangte nach Manbasa, eine große Insel, welche auf dem festen Land keine Besitzungen hatte. Er fand auf dieser Insel (Mombas) Bananen-, Limonen- und Citronen-Bäume, auch die Frucht Dschamun (Dschambu, Eugenia, Jambu), welche der Olive gleicht, und sehr süß schmeckt. Die Leute von Manbasa cultiviren kein Getreide, da man ihnen dasselbe von Suahel bringt. Ihre Hauptnahrung besteht aus Bananen und Fischen. Sie bekennen sich zur Lehre des Schafii, sind fromm, keusch und tugendhaft. Ihre Moscheen sind aus Holz gebaut. Neben den Moscheen sind Brunnen zum Waschen der Andächtigen eingerichtet."

Es scheint nach dem Bericht des Ibn Batutha, daß Mombas damals noch nicht sehr mächtig war. Sie wurde es erst durch die Häuptlinge, welche von Schiras kamen, in Mombas sich niederließen, Sansibar und Malindi eroberten. Es scheint auch, daß die Wanika zur Zeit des Ibn Batutha noch nicht an der Küste waren. Wahrscheinlich kamen sie erst aus dem Innern, als die wilden Zimbos, welche 1588 die Küste verheerten, wieder verschwunden waren.

Von Mombas reiste Ibn Batutha nach Kulua (Kiloa), wo er eine große Stadt fand, deren Bewohner auch Schafiiten waren und gegen die unglaubigen Nachbarstämme Kriege

führten. Abu El Musafer Hasan oder Ab-El-Mewahib war der Sultan von Kiloa, als der Reisende diese Insel besuchte. Dieser Sultan war sehr freigebig und gab einmal einem Bettler seine Kleider vom Leib weg, als dieser sagte: gieb mir die Kleider, welche du (Sultan) an dir hast. Sein Nachfolger Daud war aber das Gegentheil und pflegte den Armen zu sagen: „Der welcher gegeben hat, ist todt, und hat nichts mehr zu geben hinterlassen.“

Auch der Stadt Lamu wird von Makrisi gedacht, 1383. Die Stadt sei im Sand begraben, und das Meer werfe an der Küste von Lamu den Ambar aus, den aber nur der König bekomme. Man habe einmal ein Stück von 1200 Rotel erhalten. Die Bananen-Bäume seien dort sehr groß. Es habe verschiedene Arten. Es gebe eine Art, deren Frucht eine Elle lang sei. Es gebe dort Honig, der über ein Jahr haltbar sei, und verschiedene Leckereien. Aus allen diesen arabischen Berichten geht so viel hervor, daß die Araber auch in ihrer islamisirten Gestalt Ostafrika kannten, dasselbe besuchten, und politische und religiöse Staaten oder Städte gründeten, wozu entweder freiwillige oder gezwungene Auswanderung den ersten Anlaß bei den Gründern gegeben hat. Unter diesen arabischen Staaten und Städten zeichnen sich aus 1) Mukdischa, 2) Kiloa, 3) Barawa, Malindi und Mombas. Mukdischa war die Herrscherin im Norden, und Kiloa die Königin des Südens von Sansibar bis Sofala. Mit dem Abnehmen der Macht dieser beiden Städte und Staaten scheint Malindi und Mombas, in der Mitte zwischen jenen liegend, an Ansehen und Einfluß zugenommen zu haben.

Diese arabischen Städte und Reiche waren wohlhabend und bis auf einen gewissen Grad civilisirt, aber es fehlte ihnen an einer gewissen militärischen Organisation, was freilich auch nicht nöthig war, da sie nicht gerade durch Eroberungen gegründet worden waren, sondern durch Kaufleute, Ausgewanderte und Verbannte, welche sich friedlich gegen die Eingeborenen benahmen, und so zwar langsam, aber nachhaltig ihren Einfluß und ihre Macht entwickelten und be-

gründeten. Sie kolonisirten im Frieden und so, daß die Eingebornen im Innern (durch den Handel, den sie mit den Muhamedanern trieben) ihren Nutzen bei dem friedlichen Verkehr erkennen und daher mit den Fremden zufrieden sein mußten. Kamen auch bisweilen Reibungen vor und wurden Einfälle von den Eingebornen des festen Landes gemacht, so konnten die Araber durch die Mauern ihrer Städte und durch ihre Luntenflinten und kleinen Kanonen sich leicht schützen. Aber die Araber sollten nicht für immer im ausschließlichen Besitz der Kenntniß, des Handels und der Macht von Ostafrika bleiben, ein Besitz, der sie am Ende zur Herrschaft und zur Islamisirung von ganz Südafrika geführt hätte. Die Vorsehung Gottes trat dazwischen und brachte zur rechten Zeit in diese Meere und an diese Küste eine christliche Macht, durch welche dem Muhamedanismus der Einfluß und der Fortschritt im Süden wieder entrissen oder doch geschwächt wurde, den er im Norden durch das Umsichgreifen der Türken gewonnen hatte. Ueberhaupt war damals eine wunderbare Zeit, deren Wichtigkeit für die Entwicklung des Reiches Gottes jetzt erst recht ermessen werden kann. Die Türken mußten die europäische Christenheit immer mehr ins Gedräng bringen und doch wiederum zum Schutz der Reformation in Deutschland dienen, damit sie durch Rom nicht vernichtet würde, während die portugiesisch-katholische Macht dem Wachsthum der Türken im rothen und indischen Meer wehren und so es verhindern mußte, daß der Islam in türkischer Gestalt, in der er eine mehr militärische Organisation erhalten und so den afrikanischen Heidenvölkern, und namentlich dem christlichen Abessinien unendlich geschadet hätte, nicht nach Süden sich ausbreiten und entwickeln konnte.

Doch wir müssen weiter gehen und sehen, wie sich die Geschichte der ostafrikanischen Küste während der portugiesischen Periode gestaltet hat. Es ist bekannt, daß die Eroberungen der Sarazenen in Egypten den Europäern den Weg nach Indien verschlossen. Die Kreuzzüge, die man „eine riesenhafte, aber edle Thorheit" genannt hat, hatten die Absicht gehabt, die Ungläubigen zu vertreiben und den Orient

mit dem Occident wieder zu verbinden; aber diese Absicht wurde nicht erreicht, im Gegentheil, der Occident schien durch das Auftreten der Türken dem Orient unterliegen zu müssen. Wenn nun aber auch die eigentliche Absicht, welche die europäische Christenheit durch die Kreuzzüge im Sinne hatte, nicht erreicht wurde, so hatte Europa doch den Gewinn, daß es mehr mit den Künsten, Wissenschaften und den Produkten des Orients bekannt wurde, und daß sich einzelne europäische Staaten, z. B. Venedig und Genua, welche durch die Kreuzzüge sich bereichert hatten, mehr an die Schiffahrt zu gewöhnen suchten. So nahm die Thätigkeit der Europäer mehr und mehr eine Richtung nach Außen. Die Erfindung des Kompasses durch Flavio Gioja aus Amalfi in Neapel kam dieser Neigung zur Schiffahrt rechtzeitig zu Hülfe. Nach der Vertreibung der Mauren aus Portugal und Spanien erwachte auch in diesen Ländern eine Begierde nach der Schiffahrt. Man wollte auch da schnell reich werden und sogar die Venetianer und Genueser übertreffen. Auch kam dazu die Sehnsucht, das Christenthum auszubreiten und an andern Orten den Schaden wieder gut zu machen, den das muhamedanische Unwesen über die Kirche Christi gebracht hatte. So war es also theils die Sucht nach irdischem Gewinn, irdischer Macht und Größe, theils ein religiöses Interesse, was zu großen Unternehmungen, zu einer andern Art von Kreuzzügen auf dem Meer antrieb. Der kluge und kräftige König Dom Heinrich von Portugal war des Vortheils einsichtig geworden, den ihm und seinem Lande der Handel mit Afrika und Asien bringen müßte, wenn Europa die Waaren, die es hauptsächlich von den Venetianern und Genuesern bezog, von Portugal erhalten würde. Man kannte die Vorstellungen der Alten, daß Afrika mit Indien zusammenhange, und daß man von Westen her in jenes Land, woher alle Luxus-Artikel kamen, gelangen könne. Aller dieser Verhältnisse einsichtig geworden, hatte sich Dom Heinrich seit 1412 entschlossen, alle Jahre eine See-Expedition zur Untersuchung der Westküste von Afrika abgehen zu lassen. Aber die Seefahrer kamen nicht über das Kap Bojador hinaus, bis 1418 zufällig einige Schiffer durch

einen Sturm von der Küste ins weite Meer und an eine Insel getrieben wurden, welche sie Porto Santo nannten. Die Entdeckung dieser Insel hatte zur Folge, daß Dom Heinrich drei Schiffe absandte unter dem Befehl von Bartholomeu Perestrello und Zarco Vaz, welche eine bewohnte und holzreiche Insel entdeckten, die sie Madeira (Wald) nannten. Im Jahr 1441 wurde die Insel Arguin, einige Inseln von Kap Vert, und die Küste von Sierra Leone und Gambia entdeckt, und zwischen 1463 bis 1484 wurden die Entdeckungen bis Guinea und das Königreich und den Fluß Kongo ausgedehnt. Johann der Zweite, der dem Dom Heinrich auf dem portugiesischen Thron nachfolgte, setzte die Unternehmungen fort, in der Hoffnung, endlich den Seeweg nach Indien zu finden. Er entsandte 1486 den muthigen Seemann Bartholomeu Dias, welcher, ohne es zu wissen, das Kap der guten Hoffnung umsegelte und an der ostafrikanischen Küste bis Rio-Do-Infante hinfuhr, von wo er umkehrte und 1487 Lissabon erreichte. Wegen der heftigen Stürme hatte er das südlichste Kap von Afrika „O Cabo Tormentoso" genannt, der König von Portugal aber nannte es „O Cabo de Boa Esperança," Kap der guten Hoffnung.

Während Bartholomeu Dias auf dem Rückweg von Westafrika nach Europa war, entsandte der König von Portugal zwei wackere Reisende nach Egypten und Arabien, um nach Indien zu gelangen und ihm Nachricht zu bringen. Es waren die beiden Portugiesen Covilham und Payva. Der letztere wandte sich von Aden aus nach Abessinien, der Erstere gieng nach Kalikut, Kananor und Goa, und segelte dann auf dem Schiff eines Eingeborenen nach der ostafrikanischen Küste, wo er Sofala besuchte, und Nachrichten über die dortigen Goldminen und über Madagaskar u. s. w. einzog. Er kehrte dann nach Cairo zurück, erstattete dem König von Portugal Bericht, und begab sich nach Abessinien, nachdem er gehört hatte, daß Payva ermordet worden war. Abessinien durfte Covilham nicht wieder verlassen, er starb daselbst in hohem Alter.

Jetzt erkannte man in Portugal die Möglichkeit, Indien

zu erreichen. Der neue König Emmanuel entsandte 1497 drei Schiffe mit 60 Soldaten unter dem Befehl von Vasco da Gama, welcher auf seinem Weg die Insel Helena besuchte und am 28. Februar 1498 die Stadt Mosambik erreichte, welche damals von Kiloa abhängig war. Anfangs wurden die Portugiesen gut aufgenommen. Als aber die Araber sahen, daß sie Christen und keine Muhamedaner aus Magribi (Nordafrika) waren, so suchten sie ihnen Hindernisse in den Weg zu legen. Vasco da Gama konnte wegen Wind und verrätherischen Piloten Kiloa nicht erreichen, sondern fuhr nach Mombas, wo, wie man ihm gesagt hatte, Christen seien und er sich verproviantiren könnte. Als er den Verrath merkte, lichtete er die Anker und gieng nach Malindi, wo ihn der Häuptling sehr gut aufnahm, ihm Piloten und Lebensmittel für die Fahrt nach Indien gab und ihn bat, bei seiner Rückkehr von Indien Malindi wieder zu besuchen, da er (der Häuptling) in einen Bund mit dem König von Portugal zu treten wünschte, in der Hoffnung, die Mittel zu erhalten, um seine Gegner, die Häuptlinge und Leute von Mombas, gründlich demüthigen zu können. Am 22. April verließ Vasco da Gama Malindi und war am 28. Mai 1498 schon in Kalikut, von wo aus er Goa besuchte. Auf seinem Rückweg besuchte er abermals die ostafrikanische Küste, wo er die Stadt Mukdischa bombardirte, dann nach Malindi gieng, dort eine Gesandtschaft an Bord nahm und im September 1499 Lissabon erreichte, mit etwa dem dritten Theil seiner Mannschaft, die noch am Leben war. Jetzt war das große Problem gelöst, der Seeweg nach Indien, und dieses geheimnißvolle Land war gefunden und man hatte sich fernerhin weder um die Venetianer und Genueser im Mittelmeer, noch um die Araber, welche den Orient zu Land verschlossen, zu bekümmern. Man hatte aber auch in Portugal eingesehen, daß man Ostafrika nöthig habe, um sich auf dem Weg nach Indien zu verproviantiren, kurz, um einen Stützpunkt für Indien zu haben. Zu diesem Zweck wollte der König Emmanuel vor Allem Besitz von der Ostküste ergreifen. Er sandte im Jahr 1500 den Seemann Pedro

Alvares Cabral mit 11 Schiffen und 1500 Soldaten nach Ostafrika, aber nur 6 Schiffe erreichten Mosambik, die andern giengen durch Stürme zu Grund. Von Mosambik gieng Cabral nach der Insel Kiloa, wo der Scheich Ibrahim, der bis Sofala herrschte, ein Bündniß mit ihm schloß, das aber nicht gehalten wurde, da die Araber den Häuptling gegen die Portugiesen einzunehmen suchten. Als Cabral die Intriguen der Araber erfuhr, begab er sich nach Malindi, dessen Häuptling von Anfang an den Portugiesen gewogen war und blieb, und dessen Bruder Omar dem portugiesischen Admiral die Intriguen der Araber in Kiloa verrathen hatte. Nachdem Cabral in Malindi seine Geschenke und die in Portugal gewesenen Gesandten an den Häuptling abgegeben und sich verproviantirt hatte, segelte er nach Indien, wo er eine Zeit lang verweilte und 1501 nach Lissabon zurückkehrte. In Malindi hatte er einige Verbannte zurückgelassen mit dem Auftrag, nach Abessinien zu gehen, den christlichen König daselbst zu besuchen und die Sitten und Verhältnisse des Landes kennen zu lernen und Nachricht zurückzubringen. Man hat aber nachher nichts mehr von diesen beiden Gesandten gehört. Wahrscheinlich wurden sie unterwegs umgebracht, oder kamen sie durch Strapazen u. s. w. ums Leben. Jedenfalls zeigt dieser Umstand, daß damals eine Straße von Malindi nach Abessinien, wahrscheinlich nach Susa und Kaffa gewesen sein muß, die aber später durch die Galla und andere wilde Völker unterbrochen wurde.

1502 gieng Vasco da Gama auf Befehl des Königs von Portugal zum zweiten Mal nach Ostafrika, während zwei andere Geschwader, jedes mit 5 Schiffen, nach Indien gesandt wurden, um den Handel der Muhamedaner in Indien zu vernichten und die Ausbreitung des christlichen Glaubens anzubahnen, woran dem König von Portugal sehr viel lag. Vasko da Gama kam zuerst an die Küste von Sofala, gieng dann nach Mosambik und Kiloa, wo er den treulosen Scheich Ibrahim damit züchtigte, daß er ihn zwang, sich dem König von Portugal zu unterwerfen und ihm eine jährliche Summe

Gold zu zahlen. Vasko da Gama gieng dann wieder nach Indien, wo er ein Schiff fand, das eine reiche Ladung (und viele Pilger nach Mecca) an Bord hatte. Er griff es an, nahm die Schätze, vernichtete das Schiff und die Pilger mit Ausnahme von 20 Kindern. Damit hatte der Seekrieg begonnen, welcher von jetzt an zwischen den Christen und Muhamedanern im indischen Meer, im persischen und arabischen Meerbusen und an der Ostküste von Afrika entbrannte und mit der gänzlichen Schwächung des arabischen Seehandels und den Fortschritten des Muhamedanismus im Süden endete.

Der große Seeheld Affonso D'Albuquerque (mit seinem Bruder Francisco) erschien (1503) jetzt in Indien, während eine andere Flotte unter Antonio de Saldanha in's rothe Meer einlief, um die arabischen Schiffe, die nach Indien gehen wollten, wegzunehmen. Eines seiner Schiffe, unter dem Befehl von Diogo Fernandes Pereira wurde durch einen Sturm verschlagen und entdeckte die Insel Socotora. Ein anderes Schiff von dieser Flotte, das unter dem Befehl des Kapitäns Ravasco stand, kam nach Sansibar, wo es 20 arabische Schiffe wegnahm und den Scheich der Insel tributär machte, weil er die Portugiesen angegriffen hatte. Sansibar war ein wichtiger Punkt in kommerzieller Beziehung. Man fand dort viel Elfenbein, Ambar,*) Schildkrötenschalen, Wachs, Seilwerk (aus der Faser der Kokosnuß), seidene und baumwollene Stoffe, überdieß viele Lebensmittel, Reis, Holz, viel Vieh, gutes Wasser u. s. w.

Ravasco unterwarf auch die Stadt Barawa dem König von Portugal, wie denn bald ein Ort nach dem andern an der ostafrikanischen Küste sich den Portugiesen unterwerfen mußte. Es dauerte aber noch lange, und die Portugiesen hatten schwere Kämpfe, bis ihre Herrschaft befestigt war. Der gleiche Fall war in Indien. Die Muhamedaner hatten

*) Die heutigen Suahili glauben, der Ambar komme aus den Excrementen der Wallfische, welche auf dem Meeresgrund ein gewisses Gras fressen, welches den Ambar erzeuge. An der Küste von Malindi sollen manchmal große Stücke Ambar von den Dahalo gefunden werden.

vor der Ankunft der Portugiesen mit den heidnischen Völkern bis Malacca, Sumatra und China Handel getrieben. Von der Insel Hormus sandten sie ihre Waaren in den persischen Meerbusen nach Persien, Armenien und in die Tartarei, oder nach Damaskus und Aleppo an's mittelländische Meer, bei Beiruth, wo sie von den Europäern gekauft wurden. Von Aden aus giengen die Waaren in's rothe Meer nach Sues, Cairo, Alexandrien, wo wiederum die Europäer, hauptsächlich die Genueser und Venetianer sie nach Europa abholten. Durch die Ankunft der Portugiesen in Ostafrika und Indien wurde Alles anders, der arabische Handel wurde vernichtet, jedenfalls sehr geschwächt. Die Muhamedaner mußten fürchten, die Portugiesen würden ihre heiligen Städte Mecca und Medina zerstören. Kein Wunder, daß sich jetzt die Muhamedaner überall vereinigten und den Sultan von Egypten um Schutz gegen die Portugiesen baten. Der Sultan wandte sich an den Pabst in Rom, und dieser an den König von Portugal, aber Emmanuel war nicht der Mann, der zur Nachgiebigkeit gegen die Unglaubigen geneigt war, im Gegentheil, er sandte jetzt noch größere Flotten aus, um die muhamedanische Macht zur See gänzlich zu vernichten. Francisco D'Almeida wurde zum Vizekönig von Indien erklärt und 1505 von Lissabon abgesandt. Er kam noch in demselben Jahr nach der Insel Kiloa, welche er mit 500 Mann einnahm und eine Festung darauf erbaute, in welche er eine hinreichende Besatzung legte. Von Kiloa begab sich D'Almeida mit 11 Schiffen nach der Insel Mombas, welche er, da sie sich ihm nicht unterwerfen wollte, angriff und deren Hauptstadt er verbrannte. Eine zweite Festung wurde auf Befehl des Königs von Portugal in Sofala gebaut, zum Schutz der Leute, welche die Goldminen ausbeuten sollten. Um die ganze Küste von Ostafrika in Furcht und Unterthänigkeit zu erhalten, wurden 3 Schiffe auserlesen, welche unter dem Befehl von Pedro da Rhaya beständig an der Küste kreuzen und die rebellischen Häuptlinge exemplarisch züchtigen sollten. Kiloa verursachte den Portugiesen große

Verluste, theils durch das ungesunde Klima, theils durch den rebellischen Geist der Einwohner. Es wurde daher die Festung schon nach 2 Jahren wieder niedergerissen, der Häuptling von Kiloa für tributär erklärt, und eine andere Festung in Mosambik und auf der Insel Socotora gebaut. Die letztere Insel wurde genommen in der Absicht, das rothe Meer zu schließen, da der Sultan von Egypten in Sues große Schiffe bauen ließ, um gegen die Portugiesen zu kreuzen.

In Socotora traf man Christen, die von Abessinien herstammten. Sie hatten keine Bilder, aber Tempel und Altäre, welche mit dem Kreuz geschmückt waren. Sie fasteten viel und heiratheten nur Eine Frau. Uebrigens waren sie unwissend und faul, und eine kleine Schaar Araber konnte sie beherrschen und tyrannisiren von einer Festung aus, welche der Fürst von Kechen im glücklichen Arabien zu diesem Zweck gebaut hatte, denn er war zugleich der Herrscher von Socotora. Der Admiral Tristam da Cunha war es, welcher diese Festung eroberte und die Garnison niedermachte. Er war 1506 mit 14 Segel von Lissabon abgereist, hatte Madagascar, Mosambik und Kiloa besucht, von wo er sich nach Malindi begab, um von dort aus einige Häuptlinge an der Küste zu züchtigen, welche mit dem den Portugiesen sehr ergebenen Scheich in Malindi entzweit waren. Da Cunha plünderte und verbrannte zuerst die Stadt Oja im Norden von Malindi, gieng dann nach der Insel Lamu, welche sich ihm unterwarf und jährlich 600 Mitical (1 Mitical zu 16 Realen) Gold als Tribut zu zahlen versprach. Von Lamu gieng er nach Barawa, wo er einen blutigen Sieg über die große Menge seiner Feinde errang und die Stadt verbrannte. Von Barawa segelte er nach Mukdischa, um diese Stadt zu zerstören, allein er unterließ es, da dieselbe sehr gut befestigt und vertheidigt war, und auch die vorgerückte Jahreszeit die Schifffahrt unsicher machte. Von Mukdischa begab er sich nach Socotora und nahm die Festung dieser Insel ein, wie bereits erwähnt worden ist. Von Socotora wandte er sich dann nach Indien, während Affonso D'Albuquerque, welcher auf

dieser Flotte 4 Schiffe commandirte, nach Ras-el-Had segelte und 1507 Besitz von der Insel Hormus am Eingang des persischen Meerbusens ergriff. Er verbrannte die arabischen Schiffe, welche dort vor Anker lagen, legte dem Fürsten der Insel den jährlichen Tribut von 15,000 Serafin Gold (ein Serafin zu 6½ Real) auf und erzwang sich das Recht, eine Festung auf der Insel erbauen zu dürfen. Albuquerque brachte den Arabern großen Schaden. Er plünderte und verbrannte die Stadt Keriat, Kurfekan, unterjochte Maskat und Soar. Von Hormus kehrte er nach Socotora zurück, wo er überwinterte und dann nach Indien gieng, um an Francisco D'Almeidas Stelle die Regierung zu übernehmen. Er nahm seinen Sitz in der Stadt Goa, welche von da an der Centralsitz der portugiesischen Herrschaft in Indien wurde. Von Goa wandte er sich wieder nach Arabien, wollte Aden erobern, wurde aber zurückgeschlagen. Nun segelte er nach dem rothen Meer, um Sues zu zerstören und Mecca zu bedrängen, aber er konnte seine Plane nicht ausführen, da er zu wenig Mittel bei sich hatte und da er das gefährliche rothe Meer noch nicht hinreichend kannte. Doch knüpfte er Verbindungen an mit dem König von Abessinien, dem er den Rath gab, den Nil in das rothe Meer zu leiten. Auf seiner Reise über Hormus ließ ihm der Schah von Persien Freundschaftsanträge machen, um gegen die Türken, welche Persien mehr und mehr bedrängten, Hülfe zu finden. Nach seiner Rückkehr nach Goa mußte er die Regierung an Lopo Soares D'Albergaria abtreten, was ihn sehr betrübte. Er starb in Goa im Jahr 1515.

Die Portugiesen gewannen jetzt mehr und mehr Einfluß und Macht in Indien, in Ceylon, auf den Moluken-Inseln, in China (Canton und Macao) und selbst in Japan, das 1542 entdeckt und von den Portugiesen in ihr Handelsnetz hineingezogen wurde. Wie in Indien, so auch in Ostafrika breitete sich die portugiesische Herrschaft immer mehr aus und befestigte sich. Das Gold von Sofala und der Tribut der Küstenstädte mußte die Mittel zur Unterhaltung der portugiesischen Macht herbeischaffen. Am meisten und läng-

sien machte die Stadt Mombas den Portugiesen zu schaffen. Sie war schon einmal von D'Almeida zerstört worden, erhob sich aber wieder. Der Scheich derselben befestigte den Hafen, besetzte die Festung mit Kanonen und hatte gegen 6000 gute Bogenschützen in der Stadt. Aber dessenungeachtet eroberte Nuno da Cunha, der Sohn des Tristam, die Stadt im Jahr 1528 (mit Hülfe des Scheichs von Malindi) und verbrannte sie. Jetzt hatten die Portugiesen lange Zeit Ruhe an der Küste von Ostafrika, die sie von Barawa an bis Kap Corrientes behaupteten. Ueberhaupt besaßen sie jetzt ein kolossales Reich, denn sie hatten die West- und Ostküste von Afrika, die Küsten von Indien und China, sie herrschten im persischen und arabischen Meerbusen und warfen Alles nieder, was sich ihnen entgegenstellte. Dieses ungeheure Reich wurde von einem Vicekönig regiert, der unbeschränkte Vollmacht hatte, aber nur 3 Jahre in Goa, wo der Sitz dieses Reiches war, regieren durfte. Alle militärischen und bürgerlichen Angelegenheiten waren in seinen Händen. Das Reich war eingetheilt: 1) in die Provinz oder Regierung von Ostafrika, wo die Stadt Mosambik der Centralsitz wurde, 2) in die Regierung der Insel Ceylon, 3) in die Herrschaft über die Halbinsel Malacca und was davon abhieng gegen Osten, 4) in die Herrschaft über Hormus und den persischen und arabischen Meerbusen. Die Gouverneure waren dem Vicekönig in Goa untergeordnet, wo 1559 ein Erzbisthum errichtet und die Inquisition eingeführt wurde. Ueberall wurden Festungen, Städte, Kirchen und Klöster gebaut. Die Jesuiten waren besonders thätig in Indien.

In Mosambik wurde ein Dominikaner-Kloster errichtet und in Mombas ein Augustiner-Kloster, dessen Bewohner aber, wie wir später sehen werden, schrecklich vertilgt wurden. Später kamen die Jesuiten auch nach Mosambik und suchten die Eingebornen von Sofala und Monomotapa zu bekehren.

Portugal war jetzt an Macht, Einfluß und Glanz sehr hoch gestiegen, aber da diese Macht nicht auf der Grundlage des Wortes Gottes ruhte, sondern allein auf der menschlichen

Selbstsucht und Selbstverherrlichung, so konnte sie nicht lange bestehen, sondern mußte eben so tief fallen, als sie gestiegen war, zum warnenden Beispiel der mächtigen Nationen, die nach den Portugiesen auf dem Weltschauplatz auftreten würden. Der Handel und das Schwert kann große Siege erkämpfen, aber es sind eben fleischliche Siege, mit fleischlichen Waffen errungen, darum sind sie eitel und vorübergehend. Nur das Wort Gottes als das Schwert des Geistes kann die Herzen erobern und das Gesetz Gottes in die Herzen bringen, kann die Selbstsucht der Regierten und der Regenten entfernen und ein Reich des Friedens und Segens gründen, das unvergänglich ist. Daran fehlte es bei den Portugiesen, und fehlt es heute noch mehr oder weniger bei allen Nationen, die gegenwärtig die Welt beherrschen, daher auch ihre Macht vergehen wird, sie mögen es glauben oder nicht. Das zweite Kapitel des Propheten Jesaias hat aller irdischen Größe, sofern sie selbstsüchtig nur die Verherrlichung des Menschen und nicht Gottes sucht, das Urtheil gesprochen, dabei es bleiben muß, und der Prophet Daniel hat Kap. 7, 27 deutlich geweißagt, wem die Reiche dieser Welt am Ende anheimfallen sollen.

Es konnte nicht anders sein, als daß das kleine Portugal trotz der Einkünfte, die ihm aus aller Welt zuströmten, sich erschöpfen mußte durch die vielen Flotten und Soldaten, die es überall hin zu senden hatte. Die vielen See- und Landschlachten und das mörderische Klima raffte Soldaten und ihre Anführer dahin. Die Gouverneure und andere große Beamten wurden mehr und mehr unfähig zur Erfüllung ihrer Aufgabe. Sie wollten schnell reich werden und ihren Reichthum in der Heimath genießen. Ueberhaupt wurde nach und nach durch den Wohlstand, der von außen in's Mutterland strömte, das ganze portugiesische Volk entnervt und verderbt. Die Befehlshaber im Ausland wurden ungerecht und tyrannisch gegen die unterworfenen Völker, und das Bewußtsein von der portugiesischen Größe und Herrlichkeit stumpfte ihr Gewissen ab gegen die Klagen und Leiden der Unterjochten, von denen nur immer gefordert, denen aber

keine Wohlthat erzeigt wurde. Kein Wunder, daß sich ein Geist der Unzufriedenheit unter den unterjochten Fürsten und Völkern verbreitete, den die grimmigsten Feinde der Portugiesen (wie gegenwärtig der Engländer), die Muhamedaner in Afrika und in Asien, zu vermehren suchten. Die anfängliche Begeisterung in Portugal, die alle Klassen von Menschen in fremde Länder trieb, ließ nach, denn sie war gesättigt durch die großen Errungenschaften. Die Successionskriege, welche 1580 zwischen Portugal und Spanien ausbrachen, nöthigten die portugiesische Regierung, ihre Truppen nach Europa zurückzurufen. Die Kolonien konnten nicht mehr gehörig unterstützt werden, und die Gouverneure mußten sich größtentheils mit eingeborenen Soldaten behelfen, wodurch die große Schwäche ihrer Herrscher offen gelegt und ein Geist der Empörung, der Verdorbenheit, der Zerrüttung und der Tyrannei erzeugt wurde. Die oberste Regierung, im Bewußtsein ihrer Unmacht, mußte zu allem schweigen und froh sein, wenn nur einigermaßen ihre Macht und ihre Einkünfte gedeckt waren.

Ueber Alles dieses kam noch das Umsichgreifen anderer europäischer Staaten zur See. Holland errichtete 1595 eine Kompagnie zum Handel in fremden Ländern, und sandte unter dem wackeren Kaufmann Hutmann 4 Schiffe, welche das Kap der guten Hoffnung, Madagaskar, die Malediven und die Sonda-Inseln besuchten und die dortigen Verhältnisse der Portugiesen und der Eingeborenen kennen lernten. Auch England erhob sich unter der großen Königin Elisabeth. Schon im Jahr 1597 war Franz Drake, 1579 Stephens, 1587 Cavendisch nach Indien, und 1591 Jacob Lancaster nach Sansibar gekommen, und 1600 bildete sich in England die indische Handelskompagnie, welche die Frucht jener Erforschungsreisen war.

Frankreich wurde erst später unter Colbert (1664) mit Indien bekannt. Portugal hatte so Rivalen, Feinde und Widersacher im Ueberfluß. Im Westen von Europa waren es die Holländer und Engländer, und im Osten die Türken und Perser, welche die Macht Portugals zu brechen suchten,

gerade wie jetzt England im Osten durch den Fanatismus der Muhamedaner, durch die wachsende Macht Rußlands und im Westen durch die steigende Seemacht von Frankreich und Nordamerika bedroht ist — eine gefährliche Stellung, der England nur dann entgehen wird, wenn es Gott allein die Ehre gibt, sich unter Sein Wort und Gesetz stellt und sich zur Ausführung der Absichten Gottes in der Welt mehr und lauterer als bisher brauchen läßt; sonst hat Albions letzte Stunde geschlagen, und eine völlig antichristliche Macht wird über die Meere und Länder hinfahren und das Reich Gottes auf einen kleinen Kreis reduciren, wo es freilich nach innen um so mehr wachsen kann und wird, bis es mit dem Fall der letzten Weltmacht seine centrifugale Bahn in alle Welt hinaus wieder und für immer einschlagen darf.

Es ist schon erzählt worden, daß die Jesuiten den Dominikaner-Mönchen in Mosambik gefolgt sind, und daß sie ihren Bekehrungseifer auf den Süden von Mosambik, auf das Goldland Sofala und Monomotapa gerichtet haben. Im Jahr 1560 gelang es wirklich dem Jesuiten Gonsalves da Sylveira, den König von Monomotapa und seine Mutter zu taufen, allein da die Bekehrung des Königs und Vieler seiner Großen nur eine ganz äußerliche war, so war es kein Wunder, daß der König schon nach einem Jahr sich durch die Muhamedaner verleiten ließ, den christlichen Glauben abzuwerfen und den Priester nebst 50 Proselyten zu tödten, — ein Schritt, den er aber bald wieder bereute und dadurch gut zu machen suchte, daß er den Missionarien alle Freiheit gab, ihre Religion in seinem großen Gebiet auszubreiten.

Ehe ich fortfahre, die Beziehungen der Portugiesen zu Ostafrika weiter zu erzählen, muß ich über die beiden Länder Sofala und Monomotapa einige Nachricht geben, welche der portugiesische Geschichtsschreiber De Barros hinterlassen hat.

„Das Gebiet Sofala bildet einen Theil des großen Landes, über welches ein Fürst Namens Benomotapa herrscht. Es ist inselartig umgeben von den beiden Armen eines Flusses, der in dem größten See von ganz Afrika entspringt,

aus dem die alten Geographen den Nil entspringen ließen, und wo auch der Zaire entspringt, welcher durch das Reich Kongo fließt. Man weiß jetzt, daß von diesen drei merkwürdigen Flüssen der, welcher am weitesten in die Länder hineingeht, der Nil ist, welchen die Abessinier Facuij nennen, in welchen sich zwei andere große Flüsse ergießen, welche Ptolemäus Astaboras und Astapus nannte, welche aber von den Eingeborenen Facazij und Abanhi genannt werden. Dieser Letztere (dessen Name „Vater der Wasser“ bedeutet) kommt von einem andern großen See, der Barcena*) heißt (Ptolemäus nennt ihn Coloa), und der mehrere Inseln hat, wo sich Mönchsklöster befinden. Was den großen See betrifft, so scheint er mehr als 100 Stunden lang zu sein. Der Fluß von Sofala theilt sich in zwei Zweige. Der Eine ergießt sich diesseits von Kap Corrientes, und hat nacheinander den Namen Fluß der Lagune (da lagoa), und Fluß des heiligen Geistes; der Andere geht 25 Stunden nördlich von Sofala in's Meer. Dieß ist der Kuama, der im Innern Sambesi genannt wird. Dieser Zweig ist bedeutend größer als der andere; er ist über 250 Stunden weit schiffbar; er erhält 6 merkwürdige Zuflüsse, welche heißen: Panhamca, Luamgua, Arruia, Mandschuo, Inadire und Ruenia. Sie Alle bespülen das Land des Benomotapa, und haben meistens Gold.

Das Delta, das zwischen beiden Flußarmen eingeschlossen ist, und welches das Königreich Sofala bildet, hat über 750 Stunden im Umfang. Es gleicht in Hinsicht auf den Anblick des Landes dem von Sanguebar, dieselben Thiere sind dort, dieselben Menschen wohnen da, und dieselben Nahrungs-Mittel finden sich daselbst.

Dieses ganze Gebiet ist lieblich, fruchtbar, mit Holz versehen, von Bächen bewässert, bedeckt mit Rothwild und Vieh, und ist sehr bevölkert. Es bildet einen Contrast gegen das Land in der Nähe von Kap Corrientes, welches entblößt, dürr und von sehr kalten Winden gefegt wird. Da das Delta

*) Barcena ist offenbar eine Corruption von „Baher Zana,“ Zana-See. (Siehe S. 357.)

von Sofala sehr bevölkert ist, so entfernen sich die Elephanten und fliehen in die Wildnisse von Sanguebar, wo sie in großen Schaaren umhergehen. Die Kaffern behaupten, daß jährlich 4—5000 Elephanten getödtet werden, was die große Menge Elfenbein erklärt, die von diesem Land nach Indien ausgeführt wird.

Die nächsten Goldminen von Sofala sind die, welche den Namen Manica haben; sie liegen in einem Thal, das von einem gebirgigen Amphitheater von 30 Stunden im Umfang umgeben ist. Die Plätze, welche Gold enthalten, sind an der Dürre und Nacktheit des sie bedeckenden Landes erkenntlich. Dieses ganze Gebiet heißt Matuca, und die Leute, welche dieses kostbare Metall aufsuchen, sind die Bontongas. Obgleich das Land zwischen dem Aequator und dem Wendekreis des Steinbocks liegt, so sind doch die Berge so voll Schnee, daß Diejenigen, welche während des Winters dort wohnen, vor Kälte sterben, während im Sommer die Luft auf diesen Höhen unvergleichlich rein und heiter ist, In allen diesen Minen von Manica, welche sich 50 Stunden westlich erstrecken, ist die Erde dürr, und, da das Gold daselbst im Staub sich befindet, so graben es die Eingeborenen aus Löchern, welche die Winterregen wieder ausfüllen, die Goldstückchen aus der Umgegend dorthin mit sich führen. Im Allgemeinen gräbt man nur 6—7 Spannen tief; bei 20 Spannen findet man Felsen.

Die andern mehr entfernten Minen von Sofala sind 100—200 Stunden weit. Man findet dort Gold in Stücken, die theils in Felsen-Gängen enthalten sind, theils im Bett der Regenbäche, welche der Winter gebildet hat, und welche der Sommer austrocknet. Die Eingeborenen stürzen sich in gewisse Wassertümpel, wo sie viel Gold finden in dem Schlamm, welchen sie heraufbringen. Bisweilen vereinigen sich bei 200 Menschen, um das Wasser von einer Pfütze auszuschöpfen und den Schlamm und das darin enthaltene Gold offen zu legen. Das Land ist so reich, daß, wenn die Einwohner habgierig wären, sie sich ungeheure Massen von die-

sem Metall verschaffen könnten, aber sie sind so träge und haben so wenige Bedürfnisse, daß der Hunger sie nöthigen muß, wenn sie sich zur Aufgrabung der Erde entschließen sollen.

Um ihre Gier zu erwecken, nehmen die Mauren, welche sich unter sie begeben, ihre Zuflucht zu einer List; sie bedecken sie und ihre Weiber mit Stoffen und Schmucksachen, die ihnen Freude machen, und wenn sie sehen, daß sie ganz entzückt darüber sind, so überlassen sie ihnen diese Dinge im Vertrauen, und sagen ihnen: „Geht, sucht Gold, und ihr braucht die Sachen nicht mehr zurückzugeben. Das Vertrauen verpflichtet sie, die Erde aufzugraben; denn die armen Leute haben einen solchen guten Glauben, daß sie ihre Verbindlichkeit unfehlbar einhalten.

Es giebt auch noch andere Minen in dem District Taroa, welcher auch das Reich Butua genannt wird. Dieß sind die ältesten Minen, die man im Land kennt; sie sind alle auf dem freien Feld. In der Mitte der Gegend ist ein sehr merkwürdiges Gebäude; es ist eine Festung, die inwendig und auswendig mit behauenen Steinen besetzt ist, welche sehr groß, 25 Spannen breit und fast eben so hoch sind. Es scheint nicht, daß sie mit Kalk zusammengehalten sind. Ueber der Thüre dieses Gebäudes ist eine Ueberschrift, welche gewisse Mauren und Gelehrte, welche diese Orte besucht haben, nicht lesen konnten; sie konnten auch nicht ausfindig machen, welcher Sprache sie angehört. Um das Gebäude her, auf gewissen Anhöhen, hat es noch mehr Bauten von derselben Art, mit einer Verkleidung von Steinen ohne Kalk, in deren Mitte ein hoher Gang ist von mehr als 12 Klafter. Diese Gebäude haben im Land den Namen Symbaoe (Zimboe), d. h. königliche Residenz.

Wann und durch wen wurden diese Gebäude errichtet? Da die Leute keine Schrift haben, so hat sich die Erinnerung davon unter ihnen nicht erhalten können; sie sagen nur, es sei das Werk des Teufels, denn nach dem, was sie wissen und vermögen, scheint es ihnen unglaublich, daß Menschen

ein solches Werk vollbringen können. Die Mauren, welche dieses Gebäude und die portugiesische Festung in Sofala gesehen haben, versicherten den Kapitän Vicente Pegado, daß kein Vergleich sei zwischen der Festung und der von Symbaoe, so schön und vollkommen sei die letztere. Seine Entfernung war in gerader Linie 170 Stunden unter dem 20. oder 21. Grad südlich. Auf dem ganzen Weg findet sich kein ähnliches Gebäude, weder aus der alten noch aus der neuen Zeit. Die Bevölkerung ist sehr wild, und die Hütten sind ganz von Holz.

Man hat natürlich viele Vermuthungen über den Ursprung und die Bestimmung dieser Festung. Die Mauren halten sie für sehr alt. Sie glauben, der Zweck des Baues sei gewesen, denen, welche den Bau errichteten, den Besitz der sehr alten Minen zuzusichern, von denen man aber seit langer Zeit kein Gold mehr erhält wegen der Kriege, welche das Land verwüsten. Barros hält dieses Land für die Gegend Agyzimba, von welcher Ptolemäus spricht.

Die Leute dieses Landes sind schwarz, haben krause Haare, und sind verständiger als die Leute an der Küste von Mosambik, Kiloa und Malindi. Es giebt Viele unter ihnen, welche Menschen fressen und den Thieren zur Ader lassen, um ihr Blut zu trinken. Die Leute von Benomotapa lassen sich gerne zum Christenthum bekehren. Sie glauben in der That an einen Gott, den sie Mosimo nennen, verehren auch kein Götzenbild, im Gegensatz von allen andern Negern, welche Götzen- und Fetischdiener sind. Den Fetischdienst verabscheuen sie und bestrafen ihn mit dem Tod. Eben so streng sind sie gegen Diebstahl und Ehebruch, und um einen Menschen von diesem letztern Verbrechen zu überzeugen, genügt es, daß man ihn auf der Matte gesehen hat, auf welcher eine Frau gesessen ist. Die Leute sind Polygamisten; sie heirathen so viele Frauen, als sie ernähren können. Aber die Erste hat stets den Vorzug, und die Andern dienen ihr. Ihre Söhne erben das väterliche Gut. Ein Mann kann keine Frau heirathen, die noch nicht zeugungsfähig ist; ihre Periode muß

sich eingestellt haben, bei deren Eintritt ein großes Fest gefeiert wird.

Die Kleider sind aus Baumwollenzeug gemacht, der entweder im Land fabrizirt oder aus Indien eingeführt wird. Die Frauen und Vornehmen lassen viel Seide- und Goldstickereien ins Land kommen, und ihre Kleider sind oft sehr kostspielig. Nur der Benomotapa (Kaiser) trägt einen Anzug, der im Land gemacht wird, um Fremde zu verhindern, etwas Schädliches oder Zauberei einzuführen. Die Frauen werden besonders verehrt in diesem Land. Der Sohn des Königs selbst geht aus dem Weg, wenn er einer begegnet. Der Kaiser hat mehr als 1000 Frauen, welche Töchter der Großen des Landes sind; aber die Erste ist die, welche in Beziehung auf Abkunft die geringste ist; sie ist die Herrin von allen andern, und ihr erster Sohn ist der Thronerbe. In der Ernte hat die Königin die Ehre, selbst auf das Feld zu gehen, um die Arbeit daselbst zu überwachen und zu besorgen.

Mehr Notizen über Sofala und Mosambik finden sich in dem Werk „Memoria estatistica sobre os dominios portuguezes na Africa oriental, Lisboa, 1835 von Dom Sebastien-Xavier Botelho.“

Das Königreich Monomotapa theilt sich in das östliche und westliche Reich. Das letztere ist das ausgedehnteste und heißt Mocaranga; es umfaßt acht Königreiche, nämlich: Coruro Medra, Mudschau, Mokoko, Turgeno, Gengir-Bomba, Manomuges, Ruenga und Bororo. Das östliche Reich, welches insbesondere Monomotapa heißt, hat auch acht Königreiche, nämlich: Dschikova, Sacumbe, Ignabasa, Mugnare, Dschiroro, Manica, Dschingamira und Sofala. Alle diese Reiche sind dem Kaiser von Monomotapa zinsbar, außer Sofala, dessen ausschließliche Besitzer die Portugiesen sind. Dieses ganze Gebiet ist reich an Goldminen und kostbaren Steinen, an Zuckerrohr, Reis, Korn, Hülsenfrüchten, Vieh und allen Arten von Producten; es ist voll von Elephanten und Wallrossen (?). Die Berge sind sehr kalt und die Thäler sehr heiß. Ein Gebirgszug lauft von Nord nach Süd, welcher

das Gebirge von Lupata heißt; diese Berge sind sehr hoch und stets mit Schnee bedeckt.

Die Eingeborenen werden despotisch regiert. Sie glauben an ein oberstes Wesen, aber sie zollen ihm keine Verehrung; sie sind abergläubisch und glauben an Liebestränke und Zauberer; sie haben Festtage, unter welchen der Geburtstag des Kaisers ist. Dieser hat einen Hof und eine Ehrenwache; die Plätze, wo er residirt, heißen Zimboe.

Der Fluß Cuama oder der Sambesi ist einer der merkwürdigsten Flüsse von Afrika. Seine Quelle ist unbekannt und einige Schriftsteller haben vermuthet, er habe eine gemeinschaftliche Quelle mit dem Nil. Er theilt sich in zwei Arme im Gebiet von Quipango, 30 Stunden oberhalb seiner Mündung. Der südlichste Arm heißt Luabo, der nördliche heißt Kilimani. Auf der Küste des festen Landes bespült der Fluß nördlich die Länder von Botonga und südlich die von Bororo. Die beiden Mündungen sind 18 Stunden von einander getrennt, und das Delta, das zwischen den beiden Hauptabtheilungen des Flusses eingeschlossen ist, heißt die Insel Dschingoma. Es sind eigentlich nur zwei nahe gelegene Inseln, welche nur ein Flußarm trennt; sie heißen Luabo und Maindo. Die letztere ist ein Marktort, der der Krone von Portugal gehört. Die Insel ist sonst reich, hat aber gegenwärtig wenige Kolonisten und wenig Kultur.

Der Sambesi erhält mehrere bedeutende Zuflüsse. Er ist schiffbar oberhalb Tete bis Dschikova. Die Schiffe laufen durch die nördliche Barre, die man sonst auch Kilimani heißt, in den Sambesi ein, der Eingang in den Luabo ist gefährlich. Die Kilimanistadt war früher sehr wichtig als Handels-Mittelpunkt zwischen Mosambik und den Städten Sena und Tete. Letzteres ist 60 Stunden von Sena entfernt.

Die Portugiesen suchten mehrmals das Reich Monomotapa zu erobern, um sich in den Besitz der Gold- und Silberminen zu setzen (in Dschikova soll es Silber geben), aber die Unternehmung mißlang sowohl unter Francisco Barreto, als unter Vasco Fernando Homem. Theils das Klima, theils

die Macht der Eingebornen vereitelte die militärischen Expeditionen der portugiesischen Befehlshaber, zwischen 1569 und 1575. Doch soll der Kaiser von Monomotapa im Jahr 1607 den Portugiesen alle Gold-, Silber-, Kupfer-, Zinn-, Eisen- und Blei-Minen geschenkt haben. *) Im Jahr 1586 erhielten die Portugiesen an der Ostküste von Afrika einen nicht unbedeutenden Feind in der Person eines türkischen Beys Namens Ali, der sich längst durch seine Abentheuer an der südarabischen Küste ausgezeichnet hatte, wo er Maskat plünderte. Dieser abenteuerliche Mann erschien mit einem Schiff vor Mukdischa und erklärte sich als einen Gesandten des Sultans von Constantinopel, der eine große Flotte senden und die Ostküste den Portugiesen entreißen werde, und daher alle Scheichs auffordere, sich ihm zu unterwerfen. Die Mukdischaner unterwarfen sich sogleich. In Lusiwa, Lamu, Patta unterwarf man sich ebenfalls. Ein portugiesisches Schiff wurde von Ali Bey in Patta weggenommen und die Gefangenen nach Constantinopel geschickt. Mombas, Kilifi und andere Orte waren auch zum Abfall von den Portugiesen bereit, nur der Scheich von Malindi blieb ihnen, wie immer, treu und gab ihnen Nachricht von dem, was vorgefallen war. Der portugiesische General-Gouverneur Thome de Suza Cutinho aber sandte sogleich 20 Schiffe, welche den Ali Bey in Mombas erreichten, gefangen nahmen und nach Lissabon schickten, wo er als Christ gestorben sein soll.

Während der portugiesische Commandant das rebellische Mombas belagerte, kamen die wilden Wasimba, von Süden her dringend, in der Nähe der Insel Mombas an und ver-

*) Der Kaiser von Monomotapa in seiner Bedrängniß von Seiten der wilden Mongas und anderer Stämme rief die Portugiesen zu Hülfe, welche jene Barbaren zurückschlugen und den Kaiser retteten. Aus Dankbarkeit für diese Hülfe soll der Kaiser den Portugiesen die Gold- und Silberminen seines Reiches geschenkt und zugleich versprochen haben, mehrere seiner Söhne nach Goa zu schicken, um sie zu Christen zu machen.

sprachen den Insulanern gegen die Portugiesen Hülfe zu leisten, wenn sie sie in die Stadt einrücken ließen. Die Mombassianer öffneten ihnen die Thore, aber jetzt wütheten sie gegen ihre Freunde wie gegen Feinde. Sie mordeten Alles, was ihnen in den Weg kam. Die Mombassianer, unter ihnen auch der Türke Ali Bey, stürzten sich in die See, wo sie von den Portugiesen niedergemacht und zum Theil gefangen wurden. Die Wasimba kamen eigentlich von den Ufern des Flusses Kuama aus dem Innern und zogen sich der Küste entlang nach Norden, wo sie auf ihrem Zug Menschen und Vieh verzehrten, denn sie waren Menschenfresser. In Kiloa sollen sie 3000 Muhamedaner verzehrt haben. Ein Verräther hatte ihnen bei Nacht den Weg nach der Insel gezeigt, an einer seichten Stelle, wo sie durch das Wasser waten konnten. Mombas wurde abermals verbrannt, und die rebellischen Scheichs an der Küste, in Lamu, Patta, Pasa und Mandra ergaben sich, nachdem die Portngiesen sie exemplarisch bestraft hatten. Die portugiesische Herrschaft wurde wieder befestigt, und die Türken wagten es nicht weiter, sich an der Küste zu zeigen.

Die Wasimba wandten sich von Mombas nach Malindi, das sie ebenfalls zerstören wollten, aber der Scheich der Stadt und der portugiesische Oberst Matheos Mendes mit einer kleinen Anzahl Portugiesen und 3000 Mosseguejo (das heißt wohl Wasegedschu oder Pokomo), welche sehr tapfer waren, schlugen sie mit großem Verlust zurück, so daß sie von Malindi abziehen mußten.*)

Nicht lange nach dieser Rebellion an der Küste empörten sich auch die Bewohner der Insel Pemba gegen die Por-

---

*) Die Portugiesen erlitten mehrere Niederlagen von den Wasimba in Tete und Sena. 1592 fiel der portugiesische Kapitain Andre de Santiago, Commandant von Sena, welcher bei Nacht entfliehen wollte, mit 130 Portugiesen in ihre Hände. Sie wurden getödtet und aufgezehrt. Auch der Gouverneur von Mosambik, Dom Pedro de Suza mit 200 Portugiesen erlitt eine Niederlage, er mußte fliehen und viele Portugiesen wurden von den Wasimba getödtet.

tugiesen, welche dort eine tyrannische Wirthschaft geführt hatten; aber die Empörung hatte nur eine um so größere Demüthigung durch die Portugiesen zur Folge.

Nachdem Thome de Suza von Mombas abgezogen war, ergriff der Sultan dieser Insel wieder Besitz von derselben und suchte den Scheich von Malindi zu bedrängen, so viel er konnte. Allein der Sultan wurde von den Wasegedschu, die es mit Malindi hielten, gänzlich geschlagen und getödtet, und Mombas fiel in die Hände der Wasegedschu, welche den Scheich von Malindi einluden, Besitz von der Insel zu nehmen. Die Sultane von Mombas, d. h. die Scheichs von Schiras, welche die herrschende Dynastie in Mombas seit langer Zeit gebildet hatten, wurden gänzlich entfernt. Der Letzte von dieser Familie soll Tschaho Ben M'Tschaham gewesen sein, und der erste Sultan, der von Malindi aus über Mombas herrschte, soll Achmed geheißen haben. Um den rebellischen Geist der Mombassianer für immer niederzuschlagen, befahl der Vicekönig Mathias D'Albuquerque in Goa im Jahr 1594 die Errichtung einer Festung in Mombas, wodurch der Besitz der Ostküste im Norden von Sansibar für die Portugiesen ein mehr gesicherter wurde. Allein im Süden von Sansibar hatten sie bald sehr gefährliche Kämpfe zu bestehen. Im Jahr 1607 erschien der holländische Admiral Van Cärden vor der Stadt Mosambik mit 8 Schiffen. Er nahm mehrere portugiesische Schiffe weg und eroberte die Stadt, aber Krankheiten und die Stärke der Festung, die er vergeblich einzunehmen suchte, zwangen ihn zum Rückzug. 1608 kam der holländische Admiral Verhowen mit 13 Schiffen im Hafen von Mosambik an, konnte aber die starke Festung auch nicht gewinnen. 1608 kamen auch die Engländer unter Kapitain Scharpey nach Pemba und andern Orten, aber nicht in feindlicher Absicht, denn sie waren mit Portugal im Frieden. 1609 kam ein anderes englisches Schiff unter Kapitain Rowles nach Sansibar, wo ihm, wahrscheinlich auf Anstiften der Portugiesen, zwei Mann getödtet wurden,

wie in Pemba, wo Kapitain Scharpey auch einige Mann verloren hatte.

1614 wurde Manoel de Melo Pereira Gouverneur von Mombas. Dieß war ein stolzer, habsüchtiger und hinterlistiger Mann, der bald einen Haß gegen den treuen Scheich Achmed von Malindi faßte und ihn seines Amtes entsetzte. Da Achmed zu seinen Sclaven in Rabai geflohen war, sandte Manoel ihm Meuchelmörder nach, die dem unglücklichen Häuptling den Kopf abhieben und ihn dem portugiesischen Gouverneur brachten, welcher das Haupt nach Goa sandte. Aber diese gottlose That wurde furchtbar gerächt im Jahr 1631. Der ermordete Scheich Achmed hatte einen 7jährigen Sohn Namens Jusuf hinterlassen, den die Portugiesen nach Goa sandten, um ihn von den Augustiner-Mönchen unterrichten zu lassen. Er wurde 1627 in Goa getauft und erhielt den Namen Dom Geronimo Chingulia. Nach seiner Taufe schrieb er dem Pabst einen Brief, worin er sich ihm völlig unterwarf. Er wurde als 23jähriger Jüngling in die Regierung von Mombas eingesetzt, wo damals Petro Leytam de Gamboa Festungs-Commandant war. Jusuf regierte, wie die arabische Chronik von Mombas sagt, Anfangs sehr tyrannisch, er zwang die Leute, Schweinefleisch zu essen, war gottlos und unglaubig. Dessenungeachtet besuchte er oft das Grab seines Vaters, weinte und verrichtete muhamedanische Ceremonien daselbst, und wollte doch ein guter römischer Katholik sein. Ein Portugiese bemerkte ihn am Grabe und machte dem Commandanten Da Gamboa die Anzeige davon. Der Commandant entschloß sich, den Jusuf nach Goa zu senden, und wahrscheinlich der Inquisition zu überliefern; aber Jusuf erhielt Nachricht von dem Anzeiger selbst. Rasch versammelte Jusuf 300 ergebene Eingeborene, gieng mit ihnen auf die Festung, um dem Commandanten einen Besuch zu machen. Die Eingeborenen warfen sich nun plötzlich auf die Wache habenden Soldaten, während Jusuf den Commandanten mit eigener Hand erdolchte. Die Frau und Tochter des Commandanten und der Priester, welcher ihnen gerade Messe

las, wurden am Altar ermordet, und die Festung erobert. Jetzt eilte Jusuf mit seinen Leuten in die Stadt, verbrannte die Häuser der Portugiesen und tödtete alle Leute dieser Nation, die er finden konnte. Die Portugiesen, welche entronnen waren, flohen in's Augustiner-Kloster, wo sie sich 7 Tage vertheidigten. Jusuf versprach ihnen freien Abzug, wenn sie unbewaffnet abreisen würden. Die Portugiesen giengen die Bedingung ein, aber kaum hatten sie das Kloster verlassen, als sie Alle niedergemacht wurden. Weiber, Kinder, Mönche, Priester wurden alle massakrirt, und alles, was zum Kultus gehörte: Rosenkränze, Gefäße, Heiligenbilder, wurden entweiht und vernichtet. Den Christen-Namen, den Jusuf, wie er sagte, so lange als eine Last getragen hatte, warf er ab und sandte Boten an alle benachbarten Scheichs, die Portugiesen ohne Verzug überall umzubringen, was auch geschah in Tanga, Motone und Mtangata.

Auf die Nachricht von diesen schrecklichen Ereignissen in Mombas sandte der Vicekönig Dom Miguel de Noronha von Goa 14 Schiffe mit 500 Soldaten unter Francisco de Moura, welcher 1632 in Mombas ankam und dort noch 3 Schiffe und 300 Soldaten, die aus Maskat kamen, in Empfang nahm und die Belagerung von Mombas begann. Allein er richtete nichts gegen sie aus und mußte nach 3 Monaten mit großem Verlust nach Indien zurückkehren. Er ließ 2 Schiffe zurück, welche den Hafen blockiren sollten, allein diese Schiffe wurden von den Mombassianern genommen, und Scheich Jusuf brachte alle seine Schätze und vertrauten Leute an Bord und entfloh nach Aden und Schaher in Arabien, nachdem er die Festung und die Stadt von Grund aus zerstört und selbst die Bäume umgehauen hatte. Nachdem er längere Zeit in Arabien herumgeirrt war, floh er 1636 nach der Bucht Bueni, im Westen von Madagaskar, wo die Araber schon längst eine Kolonie gegründet hatten. Die Portugiesen in Mosambik bekamen Nachricht, sandten 2 Schiffe und 60 Soldaten, konnten aber den Jusuf nicht in ihre Hand be-

kommen, noch seine Festung erobern und mußten mit Schanden nach Mosambik zurückkehren.

Als die Portugiesen in Sansibar erfuhren, daß Mombas ganz wüste liege, sandten sie zwei Schiffe dahin, nahmen Besitz von der Stadt und Insel und fiengen an, die Festung und Stadt wieder herzustellen. Der Gouverneur ließ 20 portugiesische Familien aus Patta und Sansibar kommen, um die Stadt aufzubauen und zu bewohnen. Ein einziger Eingeborner, Namens Fake valle (Faki Ali) war zurückgeblieben, den man zum Scheich von Mombas und Malindi machte. Francisco Xeiras e Cabra stellte die Festung wieder her. Er züchtigte auch die Häuptlinge von Patta, Pemba, Otondo, Mandra, Lusiwa und Jaca. Die Küste wurde jetzt wieder ruhig, und Mombas wurde der wichtigste Platz im Norden, wie Mosambik es im Süden war. Man ließ zwar die eingebornen Scheichs fortbestehen, aber stellte sie unter Aufsicht und sie mußten einen jährlichen Tribut bezahlen. Sie ließen sich dieses Verhältniß gefallen, zumal da sie noch das Recht hatten, für sich Handel treiben zu dürfen.

Im Süden von Kiloa, dessen Herrschaft sich seit der Ankunft der Portugiesen aufgelöst hatte, richteten die Portugiesen ihr Augenmerk besonders auf Sofala und die Gegend am Sambesi-Fluß, auf dem sie einen Einfluß weit ins Innere von Afrika hinein erhielten. Südlich von Sofala behaupteten sie die Orte Delagoa und Inhambane bei Kap Corrientes, wo das Reich Otongue sich ausbreitete. Um den portugiesischen Einfluß bis Kap Guardafui zu befestigen, sandte der Gouverneur von Mosambik, der zuerst unmittelbar unter der Regierung von Lissabon, später unter der in Goa stand, alle Jahr ein Schiff, um die Seefahrer von Indien zu zwingen, nach Mombas zu gehen und ihre Abgaben zu zahlen für das Handelsrecht, das ihnen an der Ostküste gestattet wurde.

Die starke, neu erbaute Festung in Mombas erhielt neue Garnison von 100 Mann. Bei Makupa im Südwesten von Mombas errichteten die Portugiesen 3 kleinere Forts, um

die wilden Mosungalos (wahrscheinlich die ersten Wanika, die aus dem Innern gekommen waren und die den großen Wald in der Nähe von Mombas besetzt hatten) im Zaum zu halten. Man gab ihnen auch Geschenke und erhielt von ihnen Ambar und Getreide. Das Wort Mosungalos ist vielleicht eine Verstümmelung von „Msungu msagala" d. h. Einer, der bei dem Europäer sitzt, wohnt, sein Vasall ist. Die Portugiesen betrachteten diese Leute wirklich als ihre Vasallen, und Viele Portugiesen hatten große Anpflanzungen unter ihnen. Die Leute von dem Duruma-Stamm behaupten heute noch, daß sie Sclaven der Portugiesen gewesen seien, und von einzelnen Portugiesen wird heute noch erzählt, daß sie viele hundert Sclaven im Wanika-Land gehabt haben. Ehe die Wanika aus dem Innern kamen, war das Land wirklich eine Nika, d. h. Wildniß, daher sie den Namen „Wanika" Wildnißbewohner erhielten.

Die Portugiesen hatten einmal den Entschluß gefaßt, Mombas ganz aufzugeben und die fruchtbare Insel Pemba zum Hauptsitz der Regierung zu machen; allein das dortige ungesunde Klima und der Mangel an einem guten Seehafen verhinderte die Ausführung dieses Planes. Pemba war sehr bevölkert und konnte 5000 Mann stellen. Die Insel hatte 14 bewohnte, große Dörfer. Sie erzeugte viel Reis, Gemüse, Früchte, Sesam, Schmalz, groß und klein Vieh, wilde Schweine, welche die ersten Kolonisten dort gelassen hatten. In Sansibar wohnten auch viele portugiesische Familien. Es war dort eine katholische Kirche, in welcher Augustiner-Mönche fungirten. Gute Schiffe wurden in Sansibar gebaut, da es dort gutes Bauholz hatte. In Patta wollte der Scheich der Insel keine katholische Kirche bauen lassen, denn Patta war nach Mombas der unruhigste Punkt an dieser Küste. Portugal bezog Einkünfte von Marka, Barawa, Patta, Lamu, Mombas, Pemba, Sansibar, Mafia (auf welcher Insel ein kleines Fort war, von 12 portugiesischen Soldaten bewacht; auch viel Schmalz und Vieh wurde in Mafia gewonnen), und andern Orten; nur Malindi zahlte nichts, man mußte

sogar noch dem Scheich alle Jahr eine Quantität Eisen und Tuch geben zum Unterhalt der Wasegedschu, welche sonst gefährliche Nachbarn geworden wären. In Ampasa, auf der Insel Patta, war ebenfalls eine Kirche der Augustiner-Mönche. Die Stadt Siwi auf Patta zahlte auch Tribut.

Auf der Insel Mafia verschaffte sich der Gouverneur von Mombas für Tuch viel Harz, worunter ohne Zweifel das Kopal-Gummi gemeint ist, das an vielen Orten an der Ostküste gefunden wird. Alle die genannten abhängigen Orte mußten dem Gouverneur in Mosambik auch Lebensmittel schicken, hauptsächlich Reis und Vieh, was man für die nach Indien segelnden Flotten brauchte.

Mombas war der Mittelpunkt des Handels mit Elfenbein, Ambar, Zibeth und Sclaven, welche man nach Indien verkaufte und wofür man Eisen, Stoffe u. s. w. erhielt. Tribut und Pachtgelder waren die zwei Hauptmittel, wodurch Portugal neben dem Gold in Sofala, sich in Ostafrika bereicherte. Dafür bekamen die Ostafrikaner keine Wohlthaten, denn die Portugiesen thaten nichts für sie, als daß sie sie mit Stolz und Grausamkeit beherrschten, dafür aber auch auf's bitterste von den Eingebornen gehaßt wurden. Und in der That, die Portugiesen haben nichts zurückgelassen, als zerstörte Festungen, Paläste und Kirchen und hie und da ausgemauerte Brunnen, und ein Marienbild in Rabbai, das die Heiden ihrem Kriegsgott gemacht haben. Verbesserungen, die sie eingerichtet hätten, kann man nirgends wahrnehmen. Wo wird auch der Egoismus und Brutalismus sich mit Verbesserungen abgeben. Er will herrschen und schnell Reichthümer sammeln, um im Luxus in der Heimath leben zu können. Es war daher kein Wunder, wenn die portugiesische Herrschaft von keiner langen Dauer war, und wenn sie eben so schnell wieder zu Grunde gieng, als sie sich erhoben hatte. Johann IV. hatte zwar die Unabhängigkeit von Portugal im Jahr 1640 wieder hergestellt, aber damit konnte er seine Kolonien nicht mehr retten. Die Insel Hormus war schon 1620 durch die Verbindung des Schah von

Persien mit den Engländern, welche sie nahmen, verloren gegangen und dieser Verlust war für die Portugiesen sehr empfindlich, denn er gab den Arabern in Oman Muth und Muße, ihren Einfluß im persischen Meerbusen und in Ostafrika auszudehnen und zu befestigen, Portugal hatte keine Leute mehr, wie Albuquerque, welche den sinkenden Einfluß ihres Vaterlandes in diesen Meeren wiederherzustellen vermocht hätten. Einer war unfähiger und verderbter als der Andere. England und Holland waren auf dem Schauplatz von Indien und seinen Gewässern aufgetreten und so mußte der Stern von Portugal untergehen.

Wir haben nun zuletzt noch zu zeigen, wie sich der arabische Einfluß unter den Fürsten von Oman in Ostafrika (an der Stelle der Portugiesen) geltend machte und noch geltend macht bis auf unsere Tage.

Die Provinz Oman begreift den nord- und südöstlichen Theil von Arabien, der am persischen Meerbusen und am indischen Meer liegt. Die ältere und älteste Geschichte dieses Theils von Arabien ist sehr dunkel, und selbst da, wo die Berichte ausführlicher werden, ist ein solcher Durcheinander und Wechsel der Ereignisse, der leitenden Personen u. s. w. wahrzunehmen, wie auf dem Sandboden der arabischen Halbinsel, der heute da und morgen dort gefunden wird. Sohar war in der ältesten Zeit die größte und wichtigste Handelsstadt im östlichen Arabien. Nach den Sagen der Araber ist die Bevölkerung von Oman eine Zusammensetzung der Nachkommen Ismaels (durch seinen Sohn Adnan) und der Kinder des Kachtan oder Joketan, von dem die Azditen stammten, die zu der Zeit, als die Perser Oman beherrschten, nach dieser Provinz einwanderten unter ihrem Führer Malek Ben Fehm, der die Perser vertrieb, bis diese unter den Sassaniden wiederkehrten und Oman abermals beherrschten, soweit die Berge und Sandflächen im Innern sie von der Verfolgung der Azditen nicht zurückhielten.

Nachdem die Omanier Muhamedaner geworden waren, fiengen sie bald an, eine eigene Secte zu bilden, die Chua-

ridsch (vom rechten Wege abtretend) genannt wurde, und die weder den Kalifen Ali, noch Moawia anerkannten. Sie hatten ihre eigenen Fürsten aus der Familie El Dschelindi, bis der Kalif Abd-el-Melik sie gänzlich schlug, und die beiden Brüder Soliman und Said, die ihre Führer waren, nöthigte, auszuwandern, worauf sie einen Regenten von dem Kalifen annehmen mußten. Unter dem Kalifen Abu-el-Abbas-es-Saffa entstanden in Oman große Unruhen durch den Sectirer Abdalla-Ben-Ibadi von der Familie Sarih. Er lebte um's Jahr 750. Die Sectirer verjagten den Abgeordneten des Kalifen und ernannten Dschelindi Ben Massaud zu ihrem Führer, der aber bald getödtet wurde, worauf neue Unruhen entstanden, bis der Imam Resan, der im Jahr 820 starb, Ordnung stiftete. Jetzt folgten die Imame von Oman regelmäßig gegen 70 Jahre lang.

Es würde mich zu weit führen, die unintereſſante Geschichte von Oman, die von nichts als von unaufhörlichen Rebellionen der ungeordneten Häuptlinge zu berichten weiß und die einen Abscheu vor der arabischen Freiheit einflößen muß, weiter auszuführen. Es ist genug, wenn ich erwähne, daß Muhamed Ben Ismail Imam war, als die Portugiesen unter Affonso D'Albuquerque an der Küste von Oman das erste Mal erschienen. Damals waren alle Städte der Küste von Oman dem Sultan von Hormus*) unterworfen, der, wie oben erwähnt wurde, durch Albuquerque in die Abhängigkeit von Portugal kam. Unter diesen Städten, welche von den Portugiesen abhängig wurden, sind zu nennen: Keriat, Sibo, Kelba, Burka, Mutra, Churfekan, Dibba, Libiddia, Dubo und hauptsächlich Sohar. Als die Portugiesen aus Hormus vertrieben wurden, wurde die Stadt Maskat der Mittelpunkt ihrer Regierung und ihres Handels in Oman.

*) Der erste Sultan von Hormus, der den Portugiesen Tribut zahlen mußte, hieß Turan Schah. Der Imam von Oman residirte in der Stadt Bela; früher wohnten die Imame in der großen Stadt Rasua.

Sie durften sich auch in Arabien nicht so gewaltthätig benehmen, wie in Ostafrika, weil sie in Absicht auf Lebensmittel von dem Innern des Landes abhängig waren, und weil überhaupt die Araber mehr Kriegs-Erfahrung und Disciplin hatten, als die Afrikaner.

Der Imam Muhamed Ben Ismael und seine Söhne, welche gegen 60 Jahre die Herrschaft in Oman behaupteten, regierten zur Zufriedenheit ihrer Landsleute; aber bald nachher entstanden große Unruhen, da jeder der untergeordneten Gouverneure der Größte sein und seinen Nachbar vertreiben wollte. Die Verwirrung war aufs höchste gestiegen, als der Imam Nassar Ben Murdsched, der Jarebite, auftrat, ganz Oman eroberte, Raub, Gewaltthaten, Unglauben und Unterdrückungen abschaffte, oder, wie die Araber sagen, das Gute befahl und das Böse verbot. Alle unterwarfen sich ihm (im Jahr 1624) und stärkten seine Hand zur Ausführung seiner geistlichen und weltlichen Plane. Zuerst vertrieb er seine widerspänstigen Vettern in Rustak, dann bemächtigte er sich seines Onkels (Sultan Ben Abu-el-Arab) in Nachel. Ueberall handelte er mit Nachdruck, aber auch mit Güte, wenn diese mehr ausrichten konnte. Nachdem er sich Oman unterworfen hatte, und er die innigste Anhänglichkeit der Omanieu gegen sich wahrgenommen hatte, dachte er an die gänzliche Vertreibung der Portugiesen, deren Herrschaft bereits im Abnehmen begriffen war, nachdem sie Hormus verloren hatten und durch die mit England verbündeten Perser geschwächt worden waren. Die Bewohner der Küste am persischen Meerbusen schloßen sich gerne an den Imam an, weil sie die Portugiesen als Christen haßten. Diese brauchten alle ihre Kraft in Indien gegen die Holländer und Engländer und konnten ihren Besitzungen in Arabien nicht mehr wie früher zu Hülfe kommen. Der Imam hatte seine Residenz in der großen Stadt Nasua, von wo aus er im Jahr 1633 seinen Kampf gegen die Portugiesen eröffnete mit 15,000 Flintenmännern, außerdem mit vielen Bewaffneten, die Lanzen trugen und zu Pferd oder Kameel ritten. In kurzer

Zeit hatte er den Portugiesen alle Seestädte, außer Sohar und Maskat abgenommen. Als der große Imam im Jahr 1649 gestorben war, übernahm sein Vetter, Sultan Ben-Sef-Ben Malek den Oberbefehl, da Nasser Ben Murdsched nur eine Tochter hinterlassen hatte, der man die Regierung nicht anvertrauen konnte. Sultan Ben Sef war eben so tapfer und gewandt wie sein Vorgänger. Er eroberte Maskat 1658. Nach andern Nachrichten soll sein Sohn Sef Ben Sultan Ben Sef die Portugiesen von Maskat vertrieben haben. Nachdem somit Oman von der Herrschaft der Christen frei geworden war, rüstete Sultan Ben Sef eine große Flotte aus, mit der er nicht nur die Küsten von Arabien schützte, sondern auch die Portugiesen in Indien und Afrika angriff. Die Scheichs von Mombas hatten ihn dringend ersucht, sie von der tyrannischen Herrschaft der Portugiesen zu befreien. Der Imam sandte mehrmals eine Flotte nach Mombas, konnte aber erst nach 5 Jahren die Festung gewinnen und die Portugiesen aus Mombas vertreiben, worauf er (im Jahr 1660) den Muhamed Ben Mbaruk zum Gouverneur von Mombas einsetzte. Aber die Familie der Jarebi war nicht lange im Besitz dieser Insel, denn die Portugiesen eroberten sie bald wieder und waren tyrannischer als zuvor, weil die Mombassianer sich an den Fürsten von Maskat gewendet hatten.

Sultan Ben Sef starb 1668 und hinterließ zwei Söhne, Belareb und Sef, von denen der Erstere sein Nachfolger wurde. Unter Belareb beraubten die Araber im Jahr 1670 die portugiesische Stadt Diu in Indien. Da Sef sich um das Imamat in Oman bewarb, so entstand ein Bürgerkrieg, in dem Belareb unterlag und Sef die Oberhand gewann. Sef war noch erbitterter gegen die Portugiesen als seine Vorgänger. Er griff 1694 Daman und die Insel Salsette an, wo er die Kirchen verbrannte, die Priester und viele Portugiesen massakrirte und zum Theil gefangen nahm. Auf die Bitte der Mombassianer sandte er eine Flotte nach Afrika und nahm 1698 Mombas, Sansibar und Kiloa und soll selbst Mosambik belagert haben. In Mombas setzte er einen

Gouverneur ein, der von Oman abhängig sein sollte. Nach dem Fall von Mombas wurden die Portugiesen überall an der Ostküste getödtet oder vertrieben. Jetzt hörte die portugiesische Herrschaft von Kap Delgado an bis Guardafui gänzlich auf. Auch die Stadt Mukdischa, welche während der portugiesischen Periode beständig unabhängig geblieben, stellte sich unter den Schutz der Fürsten von Oman. Die Abhängigkeit der afrikanischen Küste von Oman war aber nur eine nominelle, da die omanischen Regenten in Arabien genug zu thun hatten und sich wenig mit den Angelegenheiten ihrer afrikanischen Besitzungen befassen konnten. Es war ihnen genug, die Ungläubigen (die Christen) dort vertrieben zu haben.

Sef war sehr reich und hatte eine Flotte von 80 Schiffen mit vielen Kanonen, die er meistens den Portugiesen abgenommen hatte. Sef Ben Sultan Ben Sef Ben Malek starb in Rustak im Jahr 1711. Ihm folgte sein Sohn als Sultan, der ebenfalls viele Kriege zu Wasser und zu Land führte. Er vertrieb die Perser auf den Inseln Kechm, Lark, Hormus und Baharen, was ihm nicht schwer wurde, da diese von den Afganen, Tartaren und Türken damals bedrängt waren. 1715 verbreitete er Schrecken von Kap Comorin bis ins rothe Meer. Er hatte ein Schiff mit 74 Kanonen, 2 Schiffe mit 60 und eines mit 50 Kanonen, 18 Schiffe mit 12 bis 32, und viele kleinere Schiffe. Als er 1719 starb, hinterließ er einen minderjährigen Sohn Namens Sef. Während seiner Minderjährigkeit führte Jareb Ben Belareb die Regentschaft in Oman, welcher aber durch Belareb Ben Nasser gestürzt wurde; dieser mußte aber bald dem Muhamed Ben Nasser weichen, welcher sich selbst zum Imam erklären und den jüngern Prinzen bei Seite schaffen wollte, was nicht gelang. Sef Ben Sultan wurde 1728 als Imam proklamirt und behauptete sich mit Hülfe der Perser. Während dieser stürmischen Zeit konnten die omanischen Fürsten in Ostafrika gar nichts unternehmen. Nur in Mombas hatten sie ihre Gouverneure. Die übrigen ostafrikanischen Städte waren ganz unabhängig, und in Mombas selbst entstand ein Streit

zwischen dem omanischen Gouverneur Nasser Ben Abdalla und den Soldaten, welche den Nasser absetzten und den Seke Rombe erwählten, was aber die Mombassianer nicht zugeben wollten, daher zwischen ihnen und der Garnison ein Streit ausbrach. Die Portugiesen hörten von der Verwirrung und sandten zwischen 1728 und 1733 den Kapitän Louis Mello de Sampayo, um die Küste von Kap Delgado bis Patta der Krone Portugals wieder zu unterwerfen. In Patta war zwischen dem Sultan Bana Tamu Mku und einem Großen Namens Achmed Ben Kubai ein Streit entstanden. Der Letztere gieng nach Mosambik und versprach den Portugiesen zur Unterwerfung von Patta behülflich zu sein. Es kamen nun vier portugiesische Schiffe nach Patta, allein der Sultan versöhnte sich bald mit seinem Gegner Kubai, und jetzt wurden die Portugiesen überflüssig. Um sie von Patta zu entfernen, erzählte ihnen Kubai den Streit in Mombas und bewog sie, dorthin zu segeln mit 80 Booten der Pattaner. Als diese in Mombas ankamen, erklärten sie den Bewohnern, daß sie ihnen helfen wollten gegen den Seke Rombe. Die Portugiesen bemächtigten sich der Stadt und Festung, fiengen aber ihre Tyrannei wieder an, wie in früheren Zeiten.

Die Mombassianer, unwillig über die Portugiesen, begaben sich, wie früher, nach Maskat und baten um Hülfe gegen ihre Unterdrücker. Da die Hülfe von Maskat verzog, wollten sie sich selber helfen und nahmen als Suahili (d. h. Leute der List, listige Leute, wie sie sich selber heißen) ihre Zuflucht zur Hinterlist. Sie erklärten dem portugiesischen Festungs-Commandanten, es werde bald eine große Flotte von Maskat gegen Mombas kommen, der Commandant möchte daher allen Hülsenreis und Mais ihnen verabfolgen, damit sie das Getreide zubereiten könnten für die lange Belagerung, die voraussichtlich eintreten werde. Die Portugiesen giengen in die Falle. An einem hohen Festtag, wo die meisten Soldaten außer der Festung in der Kirche waren, überfielen sie diese und tödteten sie, und auch die Portugiesen, die in der Stadt waren, wurden umgebracht. Die kleine

Anzahl, die in der Festung geblieben war, hatte nichts zu essen und mußte sich ergeben. Man schenkte ihnen das Leben unter der Bedingung, daß sie sogleich nach Mosambik zurückkehrten. Jetzt waren die Mombassianer wieder Meister der Stadt und Festung, die sie mit einer Garnison besetzten, welche aus den verschiedenen Stämmen der Insel zusammengesetzt war. Nach einiger Zeit sandten sie nach Maskat eine Deputation, welche aus Suahili und Wanika bestand, um den Imam zu bitten, einen Gouverneur und Soldaten für die Festung zu schicken, da sie den Portugiesen, welche wieder kommen könnten, allein nicht gewachsen wären. Der Imam sandte 3 Schiffe mit Soldaten, und Muhamed Ben Said el Maamiri, welcher Gouverneur von Mombas werden sollte. Auch sandte er eine Garnison nach Sansibar. Die übrigen Küstenstädte stellten sich auf's Neue unter den Schutz des Imam. Muhamed Ben Said el Maamiri war nicht lange Gouverneur von Mombas. Er wurde ersetzt durch Salech Ben Said el Hadermi, und auf diesen folgte 1739 Muhamed Ben Osman el Msurui.

Da der Imam Sef Ben Sultan in Oman unbeliebt worden war, weil er seinen Günstlingen und Soldaten die Uebertretung des Korans gestattete, so wurde an seiner Statt Sultan Ben Murdsched Ben Dschadi (1742) erwählt. Sef wußte aber mit Hülfe der Perser (unter Nadir Schah) seine Herrschaft in Oman zu behaupten, obwohl er dadurch in die Abhängigkeit von Persien kam. Nachdem Sef Ben Sultan gestorben war, wurde ein Verwandter von Sultan Ben Murdsched, der auch Belareb Ben Hamyro hieß, als Imam proklamirt, aber wieder abgesetzt und Achmed Ben Said, der Gouverneur von Sohar, gewann die Oberhand. Er vertrieb die Perser wieder aus seinem Vaterland und wurde 1744 zum Imam gewählt. Mit Sultan Ben Murdsched hatte die Familie der Jarebiten in Oman aufgehört, und die Dynastie Abu Saidi den Anfang genommen. Der volle Name des neuen Imam war „Achmed-Ben Said-Ben Achmed-Ben Abdalla-Ben Mohamed-Ben Mbarek el abu Saidi". Er suchte

die Besitzungen, welche die Fürsten von Oman in Ostafrika besessen hatten, zu befestigen und zu erweitern. In Mombas war, wie wir gesehen haben, Muhamed Ben Osman (1739) vom Imam Sef Ben Sultan (von der Familie der Jarebiten) als Gouverneur eingesetzt worden. Er hatte zur Zufriedenheit der Mombassianer regiert. Als aber Muhamed Ben Osman erfuhr, daß Achmed Ben Said zum Oberhaupt in Oman gewählt worden sei (da er doch nicht der gesetzliche Imam sei), so erklärte er sich unabhängig von der Herrschaft in Oman, denn so gut als der Gouverneur von Sohar in Oman herrschen könne, könne er in Mombas unabhängig regieren. Achmed Ben Said, erzürnt über diese Rede, sandte Meuchelmörder nach Mombas, welche den Muhamed Ben Osman wirklich umbrachten und beinahe auch seinen Bruder Ali-Ben-Osman getödtet hätten, wenn er nicht noch zeitig Nachricht erhalten und in eine Geresa (von dem portugiesischen Igreja) d. h. eine portugiesische Kirche, geflohen wäre, wo ein englischer Kaufmann wohnte, der sich des Ali annahm und mit Hülfe seines Schiffes und der Häuptlinge von Kilindini und der Wanika ihn aus der Gefangenschaft in der Festung befreite, worauf Ali sich nach dem Wanika-Dorf Mrera begab. Der Mörder (Sef Ben Chelef) nämlich hatte mit seinen Genossen sich der Festung bemächtigt und suchte die Msara, d. h. die Glieder der in Mombas herrschenden Familie zu vertilgen, aber Ali gewann die Festung und enthauptete den Meuchelmörder und seine Gehülfen. Ali wurde jetzt der Sultan von Mombas (1745), der vom Imam in Oman unabhängig war. Er regierte zur Zufriedenheit der Mombassianer und gestattete auch den Wanika, die ihn unterstützt hatten, manche Privilegien.

Auch in Patta, Lamu, Barawa und Mukdischa wurde die neue Herrscherfamilie in Oman zurückgewiesen; dagegen wurde sie von Marka, Sansibar und Kiloa anerkannt. Aber jetzt entzweiten sich die unabhängigen Staaten wieder unter sich selbst, wie es früher schon öfters der Fall gewesen war. Pemba war eine Zeit lang von Patta abhängig gewesen,

riß sich aber wegen der Tyrannei des Fumo Omar, der im Namen der Frau Muana Mimi (Tochter des Bana Tamo) in Patta regierte, von Patta los und stellte sich unter die Oberherrschaft von Mombas. Nachdem Ali Ben Osman Pemba erlangt hatte, wollte er auch Sansibar dazu haben und begab sich mit einer Flotille nach jener Insel, wurde aber auf Anstiften seines Vetters Massaud Ben Nasser durch Cheleff Ben Kotib (1753) ermordet, worauf Massaud die Unternehmung aufgab, nach Mombas mit der Flotte zurückkehrte und als Gouverneur von Mombas ausgerufen wurde. Massaud entfernte nun bald den Fumo Omar in Patta mit Hülfe der Muana Mimi (die Frau bin ich, oder ich selbst bin die Frau, Gebieterin, Selbstherrscherin) und des Fumo Alote, welcher Wesir wurde, unter der Bedingung, daß er unter dem Sultan von Mombas stehe. Der Wesir Fumo Alote hatte aber einen Bruder, Namens Fumo Amadi, welcher gern Sultan geworden wäre und Patta von Mombas unabhängig gemacht hätte. Mit Hülfe der Badschuni oder Wagunia (der Einwohner von Pasa, einer Stadt in Patta) tödtete er seinen Bruder, wurde Sultan von Patta und machte diese Insel wirklich von Mombas unabhängig (1774). Als bald nachher Massaud starb, wurde Abdalla Ben Muhamed (von der Familie der Msara) zum Sultan von Mombas gemacht. Er unterließ den Krieg, den Massaud gegen Patta beabsichtigt hatte. Abdalla starb 1782. Nach seinem Tod fragte es sich, wer in Mombas Gouverneur werden sollte, da der Stamm der Msara (in der Einzahl Msurui) aus drei Hauptfamilien bestand (die Familie des Ali, die des Abdalla Ben Saher und die des Massaud), von denen jede ihr Oberhaupt zum Gouverneur vorschlug. Man wählte Achmed Ben Muhamed, den Bruder des letzten Gouverneurs und Neffen des Ali Ben Osman. Die andern Bewerber, nämlich Salem Ben Abdalla (von der Familie Abdalla Ben Saher) und Abdalla Ben Massaud (von der Familie Massaud) wurden zurückgewiesen durch einen Vertrag, wornach der Gouverneur Achmed Ben Muhamed die Hälfte der Einkünfte,

und die zwei abgewiesenen Bewerber die andere Hälfte erhalten sollten, nämlich Abdalla die Regierung von Pemba, und Salem die von Mrima. Die von der Regierung ausgeschlossenen zwei Bewerber suchten nun den Gouverneur zu stürzen. Sie wollten die Festung erobern, wurden aber zurückgeschlagen und von den Wanika in Mtawi und Kiriama, wohin sie geflohen waren, getödtet, worauf in Mombas wieder Ruhe wurde.

Von Oman aus hatte unterdessen der Imam Achmed Ben Said nichts weiter gegen Ostafrika unternommen, er hatte genug zu thun in seinem eigenen Land und mit den Persern, welche unter Kerim Chan Bassora angegriffen hatten. Als er 1784 gestorben war, folgte ihm sein ältester Sohn Said Ben Achmed in der Regierung nach. Dieser hatte einen jüngeren Bruder, Namens Sef Ben Achmed, der nach der Oberherrschaft trachtete. Dieser Sef ging mit seinem Anhang nach Sansibar und wollte da eine Herrschaft gründen, wurde aber von Said Ben Achmed sogleich verfolgt und mußte sich nach Lamu flüchten, wo er starb. Des Imams Admiral, der auch Achmed hieß und ein Sohn des Said Ben Achmed war, kam nun nach Mombas und verlangte die Unterwerfung dieser Insel unter seinen Vater. Achmed Ben Muhamed, der Gouverneur von Mombas, stellte die Urkunde der Unterwerfung aus, und so kehrte der Admiral nach Maskat zurück. So lange der Imam keine besondere Forderungen an die Mombassianer machte, konnten sie sich seine Herrschaft schon gefallen lassen, da sie doch gegen äußere Feinde scheinbar gedeckt waren. Würde er, dachten sie, mit großen Ansprüchen hervortreten, so würden sie sich ihm schon zu widersetzen wissen. Das ist heute noch die Politik der Suahili in Beziehung auf die arabischen Herrscher von Oman. Auch die Insel Patta erkannte den Imam an, und überhaupt scheint dieser um's Jahr 1785 keinen bedeutenden Feind an der Ostküste nördlich von Kap Delgado gehabt zu haben. Er starb im Jahr 1800 oder 1802. Ihm folgte sein Sohn, Sultan Ben Achmed, welcher lange unter

den Beduinen gelebt und ein wildes Leben lieb gewonnen hatte. Noch bei Lebzeiten seines Vaters im Jahr 1791 nahm er die Küste von Maskat, ließ seinem Vater den Titel eines Imam und die Stadt und das Gebiet Rustak, gab auch seinen beiden Brüdern, Muhamed und Kis, die Städte Sohar und Suig, und führte Kriege gegen die Seeräuber bei Ras El Chema und Dschulfar und gegen die Secte der Wahabiten, welche sich unter ihrem mächtigen Führer Suhud immer furchtbarer machten. Auf seiner Rückkehr von Bassora, wo er mit dem Pascha von Bagdad ein Bündniß gegen die Dschuassim (Seeräuber) machen wollte, wurde er bei Bassidu von 5 Räuberschiffen angegriffen und getödtet 1804. Er hinterließ 2 Söhne, der ältere hieß Said Salem, welcher mehr sanfter Natur war, während der jüngere Bruder Said Said (der 1789 oder 90 geboren war) einen Unternehmungsgeist hatte. Da diese beiden Söhne noch jung waren, trachtete Kis Ben el Imam Achmed, der ältere Bruder des 1804 getödteten Sultans nach der Alleinherrschaft. Aber es gelang ihm nicht, denn es war noch ein anderer Bewerber da, nämlich Beder, Sohn des Sef, welcher, wie oben berichtet, in Lamu gestorben war. Dieser hielt es mit den Wahabiten unter Suhud, verließ sie aber, als der junge Said ihm den Vorrang einräumte. Kis mußte sich mit der Stadt Sohar begnügen, Salem erhielt die Stadt und das Gebiet Monsana, und Said die Stadt Burka, während Beder Maskat und die Oberherrschaft über Oman erlangte. Aber jetzt kam Suhud mit starker Macht nach Maskat und machte den Beder von sich abhängig. Dieser mußte ihm jährlich 50,000 Thaler zahlen, 400 Reiter in Burka unterhalten, und einen Agenten von Suhud neben sich haben, der über die Ausführung der wahabitischen Grundsätze in Maskat wachen sollte. Dieß empörte die Omanier gegen Beder. Die Beludschi und Sindi Soldaten hielten es jetzt mit Said, Beder wurde ermordet 1806, und Said Said wurde zum Sultan von Oman ausgerufen mit Bewilligung seines Bruders Salem. Said Ben Sultan Ben El Imam Achmed mischte sich beim Anfang

seiner Regierung nicht gleich in die Angelegenheiten der ost-afrikanischen Küste, er wartete seine Zeit ab, denn er wußte, daß die streitsüchtigen und uneinigen Suahili ihm schon eine Gelegenheit zur Einmischung geben würden. Und diese Gelegenheit kam bald. Als Fumo Amadi in Patta gestorben war, wollten die Leute der Insel theils den Fumo Alote, den Sohn des verstorbenen Sultans theils den Wuisir, einen Verwandten des Sultans, zum Herrscher von Patta machen. Die Mombassianer unterstützten den letztern und machten ihn zum Sultan von Patta unter dem Namen Sultan Achmed, der aber sich als einen Vasallen von Mombas betrachten und von dem Mombassianer Ali Ben Abdalla bewacht werden sollte. Fumo Alote wurde nach Mombas gebracht und dort getödtet. Seine Anhänger giengen nun nach der Insel Lamu, deren Bevölkerung den Sultan Achmed von Patta nicht anerkannten. Achmed Ben Muhamed, Gouverneur von Mombas, zog jetzt gegen Lamu, wurde aber dort geschlagen. Dieß geschah zwischen 1808 und 1810. Die Leute von Lamu, aus Furcht, die Mombassianer möchten den Kampf erneuern, baten nun Said Said in Maskat um Hülfe. Dieser schickte Chelef Ben Nasser als Gouverneur nach Lamu, mit dem Auftrag, ein Fort zu bauen. Die Mombassianer kamen nicht wieder, und ihr Gouverneur Achmed Ben Muhamed Ben Osman starb 1814. Ihm folgte sein bejahrter, aber kräftiger Sohn Abdalla in der Regierung von Mombas nach. Da er im Sinne hatte, sich von Maskat ganz unabhängig zu machen, so schickte er, wie es Sitte war, beim Antritt seines Amtes dem Said Said kein Geschenk, sondern ein wenig Pulver und Blei nebst einem Panzerhemd und einer Kebaba (ein Meßchen, Getreide-Maas). Said Said verstand die Absicht der Sendung, schwieg aber stille. Abdalla, wohl wissend, daß der Sultan von Oman über ihn kommen werde, gieng nach Bombay und machte Freundschaft mit der indisch-britischen Regierung, die ihn gut aufnahm. Auch Barawa machte Abdalla von Mombas abhängig und züchtigte Marka.

In Patta hatte Bana Scheich, der jüngste Sohn des

Fumo Amadi, die Hülfe Said Saids sich erbeten und erlangt, welcher den Sultan Achmed vertrieb und den Bana Scheich einsetzte als Vasallen von Maskat. Bana Scheich nannte sich jetzt Fumo Alote Esserair (der Kleine). Als Sultan Achmed gestorben war, erregte einer seiner Verwandten Krieg gegen Fumo Alote. Um seinen Zweck zu erreichen, verband sich dieser mit Mombas, unter dessen Abhängigkeit er sich stellte. Nach dem Tod des Fumo Alote entstand Streit zwischen seinem Sohn Bana Kombo Ben Scheich und Wuisir, gegen den Fumo Alote Esserair früher gestritten hatte. Wuisir wandte sich nach Maskat an Said Said, welcher dem Bana Kombo gebot, abzudanken, und auch dem Abdalla in Mombas befahl, seine Soldaten aus Patta zurückzuziehen. Da Beide diesem Befehl sich widersetzten, so sandte Said Said 1822 eine Flotte unter dem Commando von Emir Hamed Ben Achmed el Abu Saidi. Der Admiral kam zuerst nach Barawa und unterwarf diese Stadt seinem Herrn in Maskat. Dann segelte er nach Patta, wo Mbaruk, der Bruder des Abdalla, in Mombas mit Soldaten die Regierung des Fumo Alote unterstützte. Da aber dem Mbaruk die Munition ausgegangen war, mußte er eilends nach Mombas zurückkehren, worauf der Admiral Patta, Siwi und Pasa nahm und den Sultan Achmed Essereir, den Sohn des Wuisir, im Namen des Said Said zum Gouverneur der Insel Patta einsetzte. Said Muhamed Ben Nasser in Sansibar hatte kaum von diesen Vorfällen in Patta gehört, als er mit seinen Truppen nach Pemba zog und diese Insel ohne Schwertstreich für Said Said gewann. Auf die Nachricht vom Fall der Insel Pemba sandte Abdalla Ben Achmed, der Gouverneur von Mombas, seinen Bruder Mbaruk ab, um Pemba wieder zu erobern. Dieser landete in Pemba, verlor aber bald seine Schiffe, welche ihm der Gouverneur von Sansibar wegnahm. Endlich mußte sich Mbaruk ergeben und Pemba an Said Said abtreten, welcher den Nasser Ben Soliman el Meskeri, der die Msara-Parthei verrathen und verlassen hatte, zum Gouverneur von Pemba machte. Abdalla in Mombas wurde über das Fehl-

schlagen dieser Expedition sehr erzürnt; weßhalb Mbaruk sich entschloß, noch einmal einen Versuch zur Wiedereroberung von Pemba zu machen, der aber auf's Neue mißlang. Bei seiner Rückkehr nach Mombas starb Abdalla (1823) aus Gram.

Jetzt hätte Salem, der Bruder des Abdalla, Gouverneur von Mombas werden sollen, allein Mbaruk widersetzte sich demselben. Um den Bürgerkrieg zu verhüten, machte man Soliman Ben Ali, der Gouverneur von Pemba gewesen war, provisorisch zum Sultan von Mombas; allein dieser war ein alter und schwacher Mann, der sich gegen Said Said nicht halten konnte. Said Said hatte nämlich Patta, Barawa, Lamu, Sansibar und Pemba gewonnen und drohte jetzt, Mombas anzugreifen. In dieser Noth entschloß sich Soliman Ben Ali, den Schutz der Engländer anzurufen, die unter Kapitän Owen die Gewässer der Ostküste untersuchten. Am 3. Dec. 1823 begab sich Mbaruk mit vielen Großen auf das englische Kriegsschiff Baracouta und bat den Kapitän Vidal, die englische Flagge auf der Festung und Stadt Mombas aufzupflanzen. Vidal that es. Als dann bald nachher Said Saids Flotte unter dem Admiral Abdalla Ben Selim vor Mombas erschien und den Hafen blokiren wollte, pflanzten die Mombassianer die englische Flagge auf. Am 7. Febr. 1824 kam Kapitän Owen selbst mit der Fregatte Leven. Unter Vorbehalt seiner Regierung in London, machte er mit den Mombassianern einen Vertrag, laut dessen Mombas und sein abhängiges Gebiet, nämlich Pemba und die ganze Küste zwischen Malindi und dem Fluß Pangani unter englischem Schutz stehen sollte. Die Herrschaft über diese Staaten sollte zwar in den Händen der Familie der Msara erblich verbleiben, aber ein englischer Agent sollte in Mombas über diesen Vertrag wachen, die Einkünfte sollten zur Hälfte den Engländern und zur andern Hälfte den Msara gehören; die Engländer sollten berechtigt sein zum Handel mit den Staaten im Innern; und endlich sollte der Sclavenhandel in Mombas künftig aufhören.

Der arabische Admiral, dem Kapitain Owen diesen Vertrag mittheilte, versprach, sich diesen Anordnungen zu fügen, im Fall sein Herr in Maskat nichts dagegen hätte, und verließ Mombas mit seiner Flotte. Die Mombassianer unter Mbaruk besetzten sogleich Pemba wieder, wohin Owen 50 Soldaten von Mombas persönlich überbrachte. Lieutenant Reitz mit 3 Matrosen und einem Korporal zur Bildung von eingebornem Militär wurde in Mombas zurückgelassen. Von Pemba gieng Owen nach Sansibar, um den Gouverneur Said Ben Muhamed Ben Achabiri zu bestimmen, freiwillig Sansibar an die Msara abzutreten, allein der Gouverneur verwies Owen an Said Said in Maskat. Owen gieng jetzt nach Mauritius mit Mbaruk, welcher von dem englischen Gouverneur Mr. Cole gut aufgenommen wurde. Cole berichtete dann die ganze Sache nach London, während Mbaruk nach Mombas zurückkehrte in der Hoffnung, die englische Regierung werde den Vertrag genehmigen. Owen kam im Nov. 1824 abermals nach Mombas, wo Reitz, der bei der Untersuchung des Pangani-Flusses erkrankte, gestorben war. An seine Stelle setzte Commander Nourse, welcher mit der Fregatte Andromach nach Mombas kam, den Lieutenant Emery, welcher bald einen wichtigen Gerichtsfall zu entscheiden hatte. Ein Araber hatte nämlich vertragswidrig Sclaven nach Mombas eingeschmuggelt, welche Emery wegnahm und auf einem Stück Land, das den Engländern geschenkt worden war, niedersetzte und dasselbe durch sie kultiviren ließ. Der Meister der Sclaven wurde nach den Seschellen Inseln transportirt. Im Jahr 1825 kam Owen nach Mukdischa, dessen Bewohner seit einem Jahr in einem gespannten Verhältnisse zu Said Said standen. Der englische Kapitän hoffte, die Leute würden sich freiwillig unter englischen Schutz stellen, es war aber nicht der Fall. Die Bewohner von Barawa aber nahmen den Schutz der Engländer sogleich an, und stellten sich unter die Herrschaft von Mombas, versprachen auch den Sclavenhandel aufzugeben. Jetzt konnten die Mombassianer wieder frei aufathmen, und auch ihr Handel schwang

sich auf's Neue empor, aber zu gleicher Zeit erneuerten sich auch ihre innern Streitigkeiten, nachdem die Noth von außen entfernt war. Mbaruk verlangte, daß der provisorische Soliman Ben Ali zu Gunsten seines Bruders Salem abdanken sollte; da er dieß verweigerte, nahm man ihn mit seinen Söhnen gefangen, und Salem wurde 1826 der Herrscher von Mombas. Der englische Agent ließ diese Sache geschehen. Die englische Regierung, unbekannt mit dem Werth dieser ostafrikanischen Besitzungen und verleitet durch die Vorstellungen des Herrschers von Maskat, sowie durch die Rathschläge derer, die im Interesse Said Saids handelten, erkannte den Vertrag des Kapitän Owen nicht an, lehnte das Protectorat über Mombas ab und zog seine Agenten von Mombas zurück, das jetzt sich selbst überlassen war, — eine Handlung, welche England für immer in den Annalen der ostafrikanischen Küste entehren muß. Sie hätte ja ganz leicht die Freundschaft mit Said Said bewahren und ihm die Ostküste von Pangani bis Kap Delgado, sowie seine asiatischen Besitzungen garantiren, und doch zu gleicher Zeit ihren Einfluß im Norden zu Gunsten der Msara behaupten können, — ein Einfluß, der gewiß zum Wohl von Ostafrika gereicht hätte; aber ihre Rathgeber, die jetzt fast alle vor dem ewigen Richter stehen, (wie Cogan, Hamerton) hatten eben mehr die Politik und das persönliche Interesse im Auge, als die geistlichen und zeitlichen Interessen der gering geachteten Afrikaner. Wie muß es ihnen jetzt, im Lichte der Ewigkeit auf's Herz fallen, wenn sie einsehen, wie viel sie auf Erden versäumt haben. Denn die Hunderttausende von Sclaven, die seither nach Arabien geschleppt wurden, werden gegen sie zeugen, weil sie den Sclavenhandel hätten verhindern und das Christenthum hätten befördern können, wenn sie wie Kapitän Owen gedacht und wie er ihre Regierung zur Annahme des Vertrags mit Mombas bestimmt hätten. Es ist erstaunlich, wie viel Verantwortung auf England und seinen Agenten lastet, und ich würde mich nicht wundern, wenn Gott an diesem Staat ein Exempel statuiren würde, darüber der ganzen Welt

die Ohren gellen möchten, denn England hat unsäglich viel versäumt in Beziehung auf die Pflichten, die ihm Gott in dieser letzten Zeit auferlegt hat zur Ausbreitung seines Reiches. Kein Staat hat, so lange die Welt steht, eine so hohe Stellung gehabt, wie England. Portugal und Spanien sind durch Begehungs-Sünden gefallen, aber England könnte durch Unterlassungssünden untergehen, wenn es nicht in der letzten Stunde noch zur Besinnung kommt, — denn wahrhaftig, sein Hannibal ist ante portam.

Nachdem Said Said durch den Abzug der Engländer Freiheit erlangt hatte, gegen Mombas aufzutreten, machte er sich ungesäumt ans Werk, weil er wohl einsah, daß sein Besitz in Afrika zweifelhaft sein müsse, so lange das widerspänstige Mwita*) (Name der Eingebornen für Mombas) nicht gänzlich unterjocht wäre. Er schrieb zuerst an den Gouverneur Salem und forderte ihn auf, sich ihm zu unterwerfen, aber dieser wollte sich nicht fügen, sandte aber doch (1827) zwei Gesandte nach Maskat zur Unterhandlung, auf die sich jedoch Said Said nicht einließ. Dieser kam im Januar 1828 selbst nach Mombas mit 2000 Soldaten, einem Kriegsschiff (Liverpool) von 74 Kanonen, der Fregatte Schah-Alleum von 64 Kanonen, 2 Corvetten und 7 kleinern Kriegsschiffen. Er ankerte außerhalb dem Hafen von Mombas bei Serakupa. Zuerst sandte Said Said den Unterhändler Said Ben Chalfan an Salem, aber dieser wollte nichts vom Frieden wissen, und so begann Said nach 3 Tagen die Feindseligkeiten gegen die Insel. Die Batterie Serakupa und die Stadt wurde zuerst bombardirt. Said lief dann selbst mit seinem großen Schiff in den Hafen ein und ließ die beiden Msara, Salem und Mbaruk, rufen, welche aber erst folgten,

*) Die Kabila (Stamm) der Wamwita, der Bewohner von Mombas, begreift die ursprünglichen Bewohner von Mombas. Es giebt aber auch noch 11 andere Stämme, aus welchen Mombas besteht. Diese sind die Ueberreste von arabischen und eingebornen Stämmen, welche im Laufe der Zeit, besonders unter der Herrschaft der Portugiesen, zerstreut oder aufgerieben wurden.

als der Sultan ihnen zwei Geiseln aus seiner Familie sandte. In einer geheimen Unterredung mit dem Sultan wurde festgesetzt und auf den Koran geschworen: 1) daß die Festung dem Sultan übergeben und dieselbe von 50 Henaui-Soldaten besetzt werden solle, 2) daß Salem und seine Nachkommen im Namen Saids über Mombas regieren sollten, 3) daß die Einkünfte getheilt und durch einen Collector des Sultans nach Maskat befördert werden sollten.

Der Sultan brach aber diesen Vertrag nach wenigen Tagen. Er ließ nach und nach 200 Soldaten in die Festung kommen und befahl dem Salem, sich in der Stadt niederzulassen und die Festung zu räumen. Die Uebermacht Said-Said's erkennend, gaben die beiden Msara (Salem und Mbaruk) nach, nach 20 Tagen reiste Said ab, nachdem er 300 Soldaten in die Festung gelegt hatte (Beludschi, Seidgali und Araber), unter dem Befehl von Dschemadar Tschaho. Von Mombas segelte Said nach Sansibar, wo er den Befehl zum Bau eines Palastes gab, denn er hatte im Sinn, in Afrika zu wohnen, weil ihm die Betteleien und Unruhen seiner Großen in Maskat entleidet waren. Aber schon nach 3 Monaten mußte er nach Arabien zurückkehren, weil Sahud Ben Ali Ben Sef, ein Neffe des Beder, sich empört hatte. Ihm folgte der Admiral Hamed nach mit 3 Schiffen, welche auf dem Weg nach Maskat vorher Mukdischa bombardirten und diese Stadt zur Unterwerfung zwangen.

Nach der Abreise Saids entstanden bald Mißhelligkeiten zwischen Mombas und Maskat. Nasser Ben Soliman, Gouverneur von Pemba, wäre gerne Gouverneur von Mombas gewesen und verdächtigte daher die Msara bei Said Said, als ob sie gegen ihn rebelliren wollten. Nasser kam nach Mombas und erklärte im Namen des Fürsten, daß Salem ihm die Regierung der Insel abtreten müsse. Salem und Mbaruk fragten nach dem schriftlichen Creditiv des Prätendenten, aber dieser meinte, seine Person sei Creditiv genug. Mbaruk erklärte ihm jetzt, er solle binnen 24 Stunden Mombas verlassen, da er nicht einmal die Sandale von Said

Said repräsentiren könne. Nasser zog sich in die Festung zurück, und diese eröffnete bald eine fürchterliche Kanonade; allein die Mombassianer machten einen hohen Schutt von Sand und Erde und sicherten auf diese Weise die Stadt vor Verheerung. Die Garnison hatte zuletzt keine Lebensmittel mehr und mußte kapituliren und nach Arabien zurückkehren; Nasser allein wurde zurückbehalten und später im Gefängniß erdrosselt. Said Said schickte jetzt den Admiral Hamed Ben Achmed mit Soldaten und der Fregatte Schah-Alleum, aber diese Hülfe kam zu spät, da die Mombassianer sich gänzlich von Said Said losgesagt hatten. Er hatte überdieß im persischen Meerbusen zu thun und mußte seine Expedition gegen Mombas aufschieben.

Erst im December 1829 kam er wieder mit 1400 Soldaten mit dem Schiff Liverpool und den 3 Corvetten Sultan, Ramani und Mentes. Die Erdroßlung des Nasser erzürnte ihn auf's Aeußerste. Da die Unterhandlungen nichts fruchteten, schritt er zum Angriff auf 3 Seiten. Einige Schiffe griffen bei Kilindini im Süden, eine Anzahl Landtruppen bei Kisauni an. Mehrere kleinere Schiffe des Sultans wurden aber bald von den Mombassianern zerstört, einige Boote sanken bei Uebersetzung der Truppen, und das Bombardement der Stadt hatte wenig Erfolg. Jetzt nahm Said abermals seine Zuflucht zu Unterhandlungen. Er verlangte bloß die Hälfte der Abgaben, die ihm Salem gestattete, aber die Besetzung der Festung durch arabische Truppen wurde durchaus verweigert. Said Said verließ Mombas im Unmuth und segelte nach Sansibar, von wo er nach Maskat zurückgerufen wurde durch die Unruhen, welche Hamed Ben Aseran dort erregt hatte. Nachdem diese Angelegenheit beseitigt war, dachte er wieder an seine in Mombas erlittene Schmach. Er sandte eine Flotille, um Mombas zu blokiren von November 1831 bis April 1832. Im nächsten Jahr kam er selbst mit vier Corvetten und vielen kleinern Schiffen, die für die Bucht von Mombas geeigneter waren, als die großen Schiffe, die er früher gebraucht hatte. Hamed Ben Achmed

hatte abermals den Oberbefehl über die Flotte. Ein Theil der Truppen wurde im Norden der Insel ausgeschifft, vier Kanonen und ein Mörser wurden auf die Stadt gerichtet, aber die Kugeln giengen zu hoch über die Stadt hinaus und schadeten wenig. Die Mombassianer suchten die Batterie auf dem festen Land zu erstürmen, aber es gelang ihnen nicht und ihr Anführer Muhamed Ben Achmed, der an der Stelle des gestorbenen Mbaruk commandirte, wurde bei dem Angriff getödtet. Als Said Said sah, daß er nichts gegen Mombas ausrichten konnte, reiste er im März 1833 wieder ab.

Im folgenden Jahr empörte sich die Stadt Siwi in Patta gegen Said Said. Der Rebellenführer Bana Wuisir rief den Salem von Mombas zu Hülfe, der eine Anzahl Truppen brachte, aber wieder zurückkehren mußte, als Said Said Siwi blokirte. Mit genauer Noth entkam Salem nach Mombas, wo er im März 1835 starb. Jetzt entstand wieder ein heftiger Streit in Mombas wegen Salem's Nachfolger in der Regierung. Der älteste Sohn Chamis war nicht beliebt bei dem Volk, sein Bruder Nasser wurde ebenfalls von einem großen Theil der Leute verworfen. Endlich wurde im December 1836 Raschid Ben Salem Ben Achmed gewählt. Muallem Schafei, der Scheich von Kilindini, (ein schlauer Mann, der mich oft in politische Verbindungen hineinziehen wollte) und viele Suahili waren überhaupt der Familie der Msara abgeneigt und wollten keinen Gouverneur aus derselben mehr anerkennen. Diese Verräther giengen nach Maskat und baten den Sultan, der gerade eine Expedition gegen Mombas vorbereitete, um Hülfe gegen ihre Vaterstadt. Said Said erschien mit einer Flotte und Soldaten, die sich bei Kilindini ausschifften, wo sie von den Verräthern gut aufgenommen wurden. Auch die Suahili in Gawana oder Mdschi wa Kale oder Har el Kadima (Altstadt genannt, weil früher die Stadt Mombas dort gewesen sein soll) giengen zur Parthei des Said Said über. Die Wanikastämme wurden ebenfalls durch Muallem Schafei und durch die rei=

chen Geschenke des Sultans von Maskat in sein Interesse gezogen. Die Msara sahen jetzt mit Schrecken, daß sie von ihren eigenen Leuten verlassen waren und suchten deßhalb mit Said Said zu unterhandeln. Dieser verlangte, daß sie die Festung räumen, sich in der Stadt niederlassen und die Artikel des früheren Vertrags halten sollten, was sie zu thun versprachen. So hatte also Said Said seinen sehnlichen Wunsch erreicht im Februar 1837, also gerade in dem Monat und Jahr, als ich von Europa nach Abessinien reiste. Wie hätte ich bei meiner Abreise je denken können, daß mir im fernen Süden von Afrika der Eingang zu den Heiden von einem arabischen Fürsten bereitet werde, denn ohne die Eroberung von Mombas von Seiten des den Europäern, besonders den Engländern, so ergebenen Sultans von Maskat, wäre wohl die Errichtung einer Missionsstation im Wanikaland nie zu Stande gekommen.

Nachdem Said Said 500 Beludschi und Araber unter dem Befehl von Ali Ben Mansur in die Festung gelegt hatte, reiste er nach Sansibar ab, wo ihn Raschid Ben Salem, Chamis und Nasser (die drei Führer der Msara-Familie in Mombas) nach einiger Zeit besuchten. Raschid wurde durch Versprechungen (von 10,000 Thaler Pension oder der Regierung über Pemba und Mafia) und gute Worte eingeladen, seine Stelle in Mombas freiwillig niederzulegen, aber er war durch nichts zum Nachgeben zu bewegen. Jetzt zog der arabische Fürst andere Saiten auf. Einige Suahili in Mombas erklärten dem Sultan, es werde auf ihrer Insel nie ruhig werden, solange die Familie der Msara am Ruder bleibe, denn sie werde und wolle bereits wieder abfallen. Said Said sandte sogleich seinen Sohn Said Chaled mit Soliman Ben Achmed auf einer Corvette nach Mombas, um die Häupter der Msara heimlich gefangen zu nehmen. Der Plan gelang und 25 Glieder dieser Familie wurden an einem Abend ergriffen und auf das Schiff gebracht, und so war die Dynastie des Achmed Ben Muhamed Ben Osman auf einmal vernichtet und erloschen in Mombas. Die übrigen

Glieder flohen noch in der Nacht mit ihren Frauen und Kindern unter Zurücklassung ihrer ganzen Habe. Sie zogen sich in's Wanikaland, wo sie später im Norden sich in Takaungu bei Malindi, und im Süden in Gassi niederließen, wo sie noch wohnen, und von wo aus sie wohl später die Herrschaft von Mombas noch einmal an sich ziehen werden.

Die Gefangenen wurden nach Sansibar, und von da nach Arabien gebracht, wo die Meisten in Maskat, Minu und Bender Abbas (durch die harte Gefangenschaft in eisernen Fesseln) gestorben sind. Ihre eigene Uneinigkeiten mehr als die Waffen des Sultans haben ihnen dieses schwere Loos bereitet. Nach der wiedererlangten Herrschaft von Mombas hatte Said Said an der Küste von Mukdischa bis Kap Delgado keine bedeutenden Feinde, als die Leute von Siwi in Patta, von denen er mehrmals geschlagen wurde. Ueberhaupt hat er diese Insel nie recht bezwingen können, so wenig als die Stadt Kau am Osifluß, welche von Patta abhängig war. Zwei Umstände sind es vorzüglich, welche dem Fürsten von Oman den Besitz von Ostafrika sichern. Erstens, Seine Hoheit verlangt wenig von Ihren afrikanischen Unterthanen, am wenigsten von denjenigen Städten und Gegenden, welche zur Empörung am schnellsten geneigt sind, deren Wiedereroberung für den Fürsten sehr schwierig wäre des Terrains wegen.

Zweitens, die Furcht der Eingebornen vor den Engländern, Franzosen und Amerikanern, welche mit dem Fürsten von Maskat auf dem freundlichsten Fuß stehen und ihn unterstützen würden, ja müßten, aus zwei Beweggründen — einmal, weil ihre Handels-Verhältnisse in Ostafrika keine Unruhen auf die Länge zulassen könnten, und zweitens, weil die Politik die Zertrennung der Ostküste in viele kleinere Staaten nicht dulden darf, da sonst der Fall eintreten würde, daß von den drei auswärtigen Staaten ein einzelner sich einmischte und einen Theil der Küste an sich risse, während, wenn nur Ein Fürst an dieser Küste herrscht, jede Sonderstellung ausgeschlossen bleibt.

Das gute Klima von Sansibar, die Zunahme des Handels

daselbst, der Wunsch der Europäer, die Wichtigkeit der afrikanischen Besitzungen, die Verhältnisse in Patta und Mombas, der Wunsch, den Betteleien und Plackereien der Großen in Maskat zu entgehen, alle diese Umstände bewogen den Said Said, seinen Hof von Maskat nach Sansibar (1840) zu verpflanzen. Hier etablirten sich dann auch die fremden Consule, zuerst der amerikanische, dann der englische (1843), und der französische (1847), sowie auch die fremden Handelsleute, die einen im Anfang äußerst einträglichen Handel hatten.

Es würde mich zu weit führen, die Geschichte und die Beziehungen Said Said's zu Ostafrika weiter zu berichten, ich will nur noch bemerken, daß dieser merkwürdige Fürst, den ich persönlich kannte und hochschätzte, auf seiner Rückkehr von Maskat am Ende des Jahres 1856 auf dem Meer starb in Folge von Dysenterie, welche sich seit langer Zeit bei ihm eingestellt hatte. Sein Sohn Madsched folgte ihm in der Regierung der afrikanischen Besitzungen nach, während ein anderer seiner vielen Söhne die Herrschaft über die asiatischen Provinzen ergriffen hat und in Maskat residirt. Die bekannten Söhne von Said Said sind; 1) Hilal Ben Said, 2) Said Chaled, 3) Zueni, 4) Muhamed, 5) Tarki, 6) Madsched, 7) Ali, 8) Burkusch, 9) Chamedan, 10) Dschemesir, 11) Dschenun und einige Andere.

Die Beziehungen der Europäer zu Ostafrika sind bis jetzt immer friedlicher Art und geeignet gewesen, die üblen Eindrücke, welche die Portugiesen in der frühern Zeit hinterlassen haben, zu verwischen. Die Eingebornen haben gerne mit den Europäern zu thun, und wenn diese nur nach Recht und Gerechtigkeit mit ihnen umgehen, so wird es ihnen nirgends an Achtung fehlen. Am meisten hängt in Ostafrika von den fremden Consuln ab. Sind sie energische, weise, das Wohl der Eingebornen wie das ihres eigenen Vaterlandes berücksichtigende, und, was die Hauptsache ist, christlich gesinnte Männer, so wird die Achtung der Ostafrikaner gegen die Europäer noch höher steigen, und sie werden immer

mehr überzeugt werden, daß die Wasungu (Europäer) in Wahrheit sind, was ihr Name sagt, „einsichtsvolle und geschickte Leute.“ Und solche Menschen wird ja das Evangelium immer bilden, wenn man sich demselben aufrichtig und entschieden in Lehre und Leben hingiebt.

Erste Beilage zum zweiten Theil.

Ansicht über die Hülfsquellen und Produkte des Wanikalandes.

Ueber diesen Gegenstand sagt mein theurer Mitarbeiter Missionar Erhardt Folgendes:

„Wenn ein eigentliches Resultat über die Hülfsquellen dieses Landes gewonnen werden soll, in wiefern sie für die Erhaltung der Eingebornen und zu einem gesegneten Völker-Verkehr dienen und dienen können, so kann ein solches nur gewonnen werden durch eine genaue Betrachtung der vorhandenen Erzeugnisse, seien sie aus der Thier- oder Pflanzenwelt, und durch eine Untersuchung, welche weitere Hülfsquellen eröffnet werden könnten durch den Fleiß der Eingebornen in gehöriger Bearbeitung und Pflege des Vorhandenen, sowie durch Einführung ausländischer Thiere und Pflanzen.

An das Ergebniß dieser Untersuchung könnten etwaige Gedanken über ein Steuergesetz angeknüpft, und auch die Aussicht etwas klarer werden, welcher Verkehr zwischen Europa und diesen fernen Völkern sich einst realisiren könnte.

Daß dieser Zeitpunkt des Eingriffs von Said Said (Sultan von Sansibar) in diese Küsten-Völker-Verhältnisse von großer Bedeutung für unser Werk sein kann, ist nicht in Abrede zu stellen, und wir müssen uns vor allem wieder klar werden, wie wir unser uns anvertrautes Werk am besten betreiben können zum Nutzen unseres Wanika-Volkes. Ueber unsere

Hauptaufgabe, Christum zu predigen, kann kein Zweifel sein. Da aber keine geistige Entwicklung ohne eine leibliche vor sich gehen, kein Mensch, so bald er vom Evangelium ergriffen ist, auf der niedern Stufe, auf die ihn das Heidenthum herabdrückt, stehen bleiben kann, so wird es unsere Pflicht, in untergeordneter Weise dafür zu sorgen, daß auch der leibliche Segen des Christenthums sich über diese niederstehenden Völker ausbreiten könne, wie Moffat das sehr schön ausspricht, wenn er sagt: „Anstatt auf die gleiche Stufe mit den Eingebornen herab zu sinken, wozu viel Versuchung ist, bemühte ich mich stets, sie auf meinen Standpunkt zu erhöhen.“ Kommt Wohlstand ohne Christenthum, so ist er ein Gift, kommt aber leiblicher Segen im Gefolge des Christenthums, so knüpft er sich an das Evangelium, und ist von der Person der Lehrer unzertrennlich. Aus diesem geht häufig der Ruf nach Missionarien hervor; die Heiden sahen, daß sie Segen bringen. Welchen Einfluß eine constituirte Mission einst auf das Innere haben wird, wird sich ebenso herausstellen, wie in Süd- und Westafrika. Dann wird auch der handelnde Verkehr nicht nur einen neuen Impuls erhalten, sondern was für uns viel wichtiger ist, die Nachricht vom Buch der Europäer bis ins Innere getragen werden, und uns indirekt den Weg bahnen. So lange sich aber unsere Mission noch nicht in einer Weise verkörperlicht hat durch eine, wenn auch noch so kleine Gemeinde, so lange kann sich das Christenthum nicht in seiner ganzen Gestalt offenbaren und den Eindruck hervorbringen, der von jeher die Heiden angezogen oder abgestoßen hat.

Es ist merkwürdig, wie in letzter Zeit der Muhamedanismus in Egypten und im türkischen Reiche schützend gegen die Mission auftreten mußte, und wie es scheint, nun auch bei uns. Unter diesem Schutze, so schwach er auch sein mag, kann es nur unsere Pflicht sein, unser Werk zu verfolgen. Hat das Christenthum einst Fuß gefaßt, und der weltliche Arm ist nicht kräftig genug, es zu schützen, so wird

schon ein Anderer ins Dasein gerufen werden, der die Kirche Christi ganz in Schutz nimmt.

Die Nahrungsquellen eines Volkes sind nicht nur solche, die es sich erschafft und erhält, sondern auch solche, welche die Natur und die besondere Beschaffenheit des Landes ohne Zuthun des Menschen dem Fleiße darbietet. Unter ersteren befaßt sich Viehzucht und Ackerbau, unter letzteren wilde Thiere und wild wachsende Früchte.

A) Die Nahrungsquellen aus der Thierwelt werden erhalten durch Zucht und Pflege der sogenannten Hausthiere. Aber auch der Kampf, den der Mensch mit der Thierwelt zu führen berufen ist, ist eine Quelle leiblichen Segens für ihn, denn auch sie sind ihm zur Speise gegeben.

Die unter den Wanika vorhandenen Thiere sind:

a. Zahme Thiere, die der Mensch um ihres Nutzens willen pflegt:

gnombe (Kuh), kuku (Henne), mbusi (Ziege), bata (Ente), kondo (Schaf), punda (Esel).

b. Wilde Thiere, die der Fleiß sich zu Nutz machen soll durch Gewinnung ihres Fleisches, oder durch bloßes Wegräumen, um sich und seine Arbeiten vor Zerstörungen zu schützen.

Bei der großen Menge von Feld-, Wald- und eigentlichen reißenden Thieren können wir nicht anders, als zurückschließen auf das träge, ruhige Leben, das die Eingeborenen dahinbrüten. Die Natur herrscht in einem großen Maße über sie, so daß selbst anbaufähiges Land um der Zerstörung willen, welche die Affen und wilden Schweine anrichten, häufig ganz der Wildniß Preis gegeben ist.

Unter den hier angeführten Thieren habe ich mich auf solche beschränkt, die unter den Rabbais und in ihrer Nähe vorkommen.

Niati (Büffel),
kuro (Hund),
malu,
niumbu,
lobe,
kemgu mume,
embawa mke,
funo,
mburumbu,
pa (Antilopen-Art),
kongoni,
witungule (Hasen), mehrere Arten,
ngawa (Zibetkatze),
kuagna,
sa.

Unter den reißenden Thieren wollen wir erwähnen:

Simba (Löwe), gala, tui (Leopard), fisi (Hyäne), kiboko (Krokodil), kiniegere (Fel. Lynx).

Von den Vögeln (außer den Raubvögeln, unter denen viele Geierarten):

kanga (Perlhuhn), kororo, ninga, kuinsi, ndiwa (Taube).

B. Die zweite Hauptnahrungsquelle, auf die der Mensch angewiesen ist, um sein Leibesleben zu fristen, ist der Acker.

In Beziehung auf das Land muß im Allgemeinen bemerkt werden, daß es in der Umgegend keinen Boden gibt, der der Urbarmachung absolut unfähig wäre. Wenigstens könnten die Felderzeugnisse auf's 60fältige erhöht werden, und doch würde es noch Waiden und Waldungen genug geben, um anderweitigen Bedürfnissen zu genügen. Fassen wir die vorkommenden Feld- und Baumfrüchte in's Auge, die gepflanzt werden, so sind sie nur spärlich vorhanden, — darum, weil es an der nöthigen Energie fehlt, den Boden zu bebauen, aber wohl auch darum, weil keine Aussicht vorhanden ist, etwaigen Ueberfluß gehörig absetzen zu können.

Das Vorhandene ist:

mpunga (Reis),	mbasi, } Getreide-Arten,	muhogo (Kassada),
mtama (Büschelmais),	kunde,	madango,
mahindi (Welschkorn),	podscho,	tungudscha,
uwimbi, } Getreide-Arten,	fiwi (Bohnen),	wimumunia,
maelle,	ndisi (Bananen),	nduniasa,
kimanga,	fiiasi (süße Kartoffel),	ndu mawe,
	fiasi manga (Yam),	mandano.

Oelhaltige Pflanzen sind folgende:

mbono, mafuta tanga, tondo, kweme, nasi.

Harz und Gummi haltig:

handsha, copal.

Wenn von dem eben Genannten nicht viel angebaut wird, sondern nur einzelne Leute Einzelnes pflanzen, so ist wenigstens klar, daß alles Genannte ohne sonderliche Mühe produzirt werden kann. Das Gleiche gilt von den zahmen

Bäumen, die um ihrer Früchte willen gezogen werden. Zahme Bäume sind:

mfenesi (Brodbaum), mnasi (Kokosbaum), mpapaju, muembe (mango), mtomoko, mgrafu (Gewürznelken), mpera (Quouver), mnanasi (Ananas), mbamba (Baumwolle), msambarao, mdshungua, msufi, mgandschu, mlimau (Citrone), mdellasini (Zimmet), mkoma manga, mdimu (Limone), mua (Zuckerrohr, mkuadsha (Tamarindus afric.).

Von den vielen wilden Bäumen, die Früchte tragen, wollen wir bemerken:

mkunasi, mgunga, mbungo, vitoria, vipo, futu u. s. w.

Die nützlichsten Waldbäume, die zum Theil Häuser- und Schiffsbauholz liefern u. sich zur Schreinerei eignen, sind folgende:

mfule (von röthlicher Farbe und gut zu Bohlen und Brettern), mbambakosi, muafi, mdshe, mdshani, mkoko, mgnambo, mtiwa shibili, mdsheje, mgururé (Tikholz), mismari, mkuaju, mfunda, mpingo (Ebenholz), mbawa, kikuata (acacia vera, liefert arab. Gummi), mtondo, msikundasi, mkomafi, msandarusi (Gummi-Copal liefernd), sein Holz ist hart, harzig und wird zu Schiffsmasten gebraucht.*)

Vergleicht man die Vielheit der aufgezählten Landesprodukte mit dem unkultivirten Zustand des Landes, so ist klar, daß von allen Einzelnen nur wenig kultivirt sein kann. Sogleich ergiebt sich aber auch, daß man nicht nöthig hat, einen Wohlstand durch Einführung von Fremdem zu erzielen, sondern mit dem Gegebenen und Vorhandenen eine Besserung zu Stande gebracht werden kann.

Nachdem somit alles Vorhandene, Pflegbare und Nützliche aus der Thier- und Pflanzenwelt genannt worden ist, so kann die Frage beantwortet werden: „Was in äußerer Be-

*) Andere an der Ostküste vorkommende Waldbäume sind ferner: mkomasi (von rothem Holz), mgurusi (hat sehr hartes Holz zu Balken), msimbati, mgniemfu, mleba, mnaninga (gelbrothes, hartes Holz), mkalambaki (das Holz riecht gut, ist schwärzlich und nimmt eine gute Politur an), mtata.

ziehung gethan werden könnte und sollte, um auch das Innere dieses Continentes zu beeinflussen?"

Der Einfluß, den ein Volk auf das andere ausübt, ist im Allgemeinen geregelt durch das Geld. Verarmt ein Volk in sich selbst, so wird sein Einfluß nach Außen in dem Grad abnehmen, als der Wohlstand im Innern abnimmt. Die zu Grunde liegenden sittlichen Gründe wollen wir aus dem Auge lassen, da wir den Grundsatz voraus stellen: „Wohlstand solle im Gefolge des Christenthums kommen." Es wäre somit klar, daß wenn die Küstenvölker die Innländer beeinflussen sollen, sie zuerst gehoben sein müssen, um es thun zu können Unsere Pflicht und Aufgabe als Missionarien möchte sein, die Eingebornen zu ermuntern, fleißiger zu sein in Bebauung des Feldes, sowie in Viehzucht, ihnen die Vortheile zu Gemüth zu führen, die es für sie hat, sie aufmerksam zu machen, auf welche Artikel am meisten Gewicht zu legen sei, und endlich ihnen zu solchen Thieren und Sämereien behülflich zu sein, die zu ihrem Nutzen von Außen eingeführt werden könnten. Daß bei einem solchen Verhalten wir uns nicht dem Tadel aussetzen, der rationalistische Pfarrer trifft, die am Palmsonntag über Waldfrevel, oder am Christtag über Stallfütterung predigen, leuchtet ein.

Die Zucht der Hausthiere wäre zuerst in's Auge zu assen. Diese könnten und sollten in's Außerordentliche vermehrt werden. Ausgedehntere Zucht von Ochsen, Kühen, Ziegen, Schafen, Eseln, Hühnern, Enten, Gänsen (welche letztere noch unbekannt sind) würde den Wohlstand nach Innen und Außen heben. Selbst ihre Häute, zusammen mit denen von wilden Thieren, würden bei ihrer Verwerthung viel dazu beitragen, den Elfenbein- und Hörnerhandel (z. B. der Büffel und Nashörner u. s. w.) zu fördern. Auch der Gewinn, den die ngawa (Zibetkatze) liefert, ist zu beachten.

Einzuführen von Thieren möchte etwa sein: das zahme Schwein und das egyptische, Wolle tragende Schaf, was nicht nur einen baldigen, sondern auch einen sehr geschätzten Ge-

winn brächte. Wolle und Baumwolle sind zwei Artikel,*) die in England besonders gesucht sind, und die am Ende dazu beitragen könnten, daß diese Länder unter europäischen Schutz kämen.

Was zweitens die Pflanzungen betrifft, so ist es fraglich, ob dieses Land je eine Reiskammer für fremde Länder wird; jedenfalls ist so viel zu erzielen, daß innländische Bedürfnisse befriedigt werden können. Pflanzen und Bäume, von denen ein Absatz nach außen erwartet werden kann, sind:

1) Dschungua, malimau, ndimu (Orangen Citronen Limonen), welche ihres Saftes wegen auf der englischen Flotte in großen Quantitäten verbraucht werden.
2) Ukuadshu (Tamarindus afric.), versendet in Fässern, nachdem sie vorher mit heißem Syrup übergossen worden sind.
3) Mua (Zuckerrohr).
4) Grafu, dellasini, mandano.
5) Bamba (Baumwolle) und Sufu, — beide zahm und wild vorkommend. Letzteres kommt auf hohen Bäumen vor und wird gebraucht als Ersatz für Baumwolle und Federn zum Ausstopfen von Betten.
6) Uwanga (Pfeilwurz, arrow-root) wächst in großer Menge wild. Ein bekannter Handelsartikel auf der Westküste.
7) Kauma (Kalumba-Wurzel).
8) Die verschiedenen Oelarten:
   a. mbono (Palma Christi);
   b. mafuta ya nasi (Kokosnußöl);
   c. mafuta tanga, was neuerlich in Aufnahme kommt;
   d. das Tondo und Kweme sind nur insofern wichtig, als sie ölhaltig sind;
   e. Semsem.

---

*) Die Ostküste von Afrika könnte so viel Baumwolle erzeugen, daß das Bedürfniß von ganz England beinahe befriedigt und so dem amerikanischen Sclavenhandel ein tüchtiger Schlag versetzt werden könnte.

Was die Produkte des Innlandes betrifft, die schon lange bekannt sind, so ist wichtig:

a. Elfenbein; b. Hörner des kifaru (Nashorn); c. des niati (Büffel); d. des mamba (Zähne des Nilpferdes); e. Hörner von verschiedenen Antilopen; f. Straußenfedern.

Daß bei einem Aufschwung dieser Völker im Allgemeinen auch die Schätze der Erde ausgebeutet werden, ist nicht zu bezweifeln. Das Antimonium im Duruma-Gebiet, das Eisen von Ukambani und Dschagga, die Edelsteine (Carneol) der Wabilikimo, und alle sonstigen Natur- und Kunstprodukte (z. B. schöne Matten) werden dazu dienen, das Wort des Lebens zu verbreiten und geistigen Segen zu spenden.

Was den Gedanken über ein Steuergesetz betrifft, so muß man, wenn man hievon reden will, sich den Zustand der Leute und ihres Besitzes klar vorstellen. Aus diesem ergiebt sich aber sogleich, daß ein König viel zu kurz käme, wenn er seine Abgaben in Naturalien beziehen würde. Zu so etwas wäre von vornherein eine ausgedehnte geregelte Administration nöthig, die mehr kosten würde, als von den armseligen Plantagen (Schamba) der Wanika zu beziehen wäre; zudem artet eine solche Einziehung immer in Gewalt und Erpressung aus. So etwas wäre nicht nur ohne Nutzen für den König, sondern auch zum directen Schaden für die Wanika.

Da alle Wanika, unter sich selbst genommen, so ziemlich gleich sind, so würde eine Kopfsteuer sich am besten eignen. Die Reisfelder und das Elfenbein könnten vielleicht direkt belastet werden, d. h. der Reis als Ausfuhr-Artikel. Nachdem der Vermögenszustand im Allgemeinen gehoben und die Wanika unter sich durch Einkünfte mehr unterschiedlich geworden sind, könnten alle einzelne Erwerbszweige belastet werden und die Kopfsteuer würde fallen. Es wäre nur zu wünschen, daß durch zu harte Erpressungen von Anfang nicht aller Fleiß erstickt werden möchte. Im Jahr einen heiraths-fähigen jungen Mann zu 2 Thaler anzuschlagen, sollte wohl billig sein. Solche könnte Jeder theils durch Kopal, theils

durch Ziegen, theils durch Kokosnüsse und Palmwein, Welschkorn, Büschelmais u. s. w. leicht gewinnen, ohne daß er gedrückt würde. Er müßte vielleicht etwas fleißiger sein, und weniger dem Trunk sich ergeben, aber das ist es ja, was für alle Wanika zu wünschen ist.

Zweite Beilage zum zweiten Theil.

Nicht weniger interessant, als obiger Bericht von Erhardt, ist ein Brief, den Rebmann am 23. April 1855 von Mombas aus an den Redacteur des Calwer Blattes schrieb, aus dem ich einen kurzen Auszug mittheilen will.

Während mein Mitarbeiter, Missionar Erhardt, sich 6 Monate lang in Tanga aufhielt, um die Kisambara-Sprache zu studiren, mußte er nolens volens öfters den Reise-Erzählungen zuhören, welche die Elfenbeinhändler jenes Ortes in seiner Hütte aufs Tapet brachten. Jene Handelsleute waren es, die ihm den See von Uniamesi einfach als die Fortsetzung von dem Niassa-See darstellten, indem, wie sie sagten, der letztere von seiner nördlichen Richtung nach Westen umbiege, um noch einmal, und zwar in viel größerer Ausdehnung sich bis nahe zu den Gebirgen hin auszudehnen, welche, ganz die Mitte des Erdtheils durchziehend, die mächtige Wasserscheide bilden. Die nördliche Seite derselben enthält die Quellen des Nils, des Tschadsee's und des Tschadda-Flusses, während die Südseite ihre Gewässer theils dem atlantischen Meer (im Congo oder Zaire), theils dem indischen Ozean (im Dschub, Dana und Osi), und, was mir höchst wahrscheinlich ist, eben diesem Binnenmeer zusendet.

Wie wir von jeher alle Nachrichten der Eingebornen als sehr unsicher und ungenau ansahen, so war auch Br. Erhardt Anfangs nicht bereit, dieser Angabe Glauben zu schenken. Nur Ein Umstand war ihm als sehr merkwürdig aufgefallen, nämlich der, daß die Reisenden alle von den verschiedenen Ausgangspunkten, wie Uibo, Kiloa, Mbuamadshi, Bagamoyo, Pangani und Tanga, — also von einem Küstenstrich von etwa 6 Breitengraden — sie darbieten, in sehr

verschiedener Entfernung von der Küste, an einem Baheri oder Binnenmeer ankommen.*) Doch bewies ihm das noch nicht nothwendig die Fortsetzung des Niassa-See's in dem von Uniamesi, so daß beide nur einen großen See, oder vielmehr ein Meer in der Mitte des Erdtheils ausmachten.

Nach Erhardt's Rückkehr nach Rabbai sprachen wir natürlich hie und da über diesen Gegenstand, konnten aber zu keinem andern Schluß kommen, als daß ein Europäer einmal an Ort und Stelle über diese Sache Aufschluß geben müsse. Merkwürdiger Weise hatte ich nun schon seit einem Jahr einen Mann Namens Salimini in meinen Diensten, der zwei bis drei Tagreisen westlich vom Niassa-See zu Hause ist, und der mir schon früher gesagt hatte, daß die meisten Flüsse in seinem Lande nach Norden gehen, und daß man

---

*) Die Carawanenstraßen, die zu dem großen Binnensee von der Suahili-Küste aus führen, sind hauptsächlich folgende:

1) Die Straße von der Insel Tanga aus, auf der die Suahili-Elfenbeinhändler mehrere isolirte Hügelmassen betreten, worunter der Kilimandscharo und Doinio Engai, welche Schnee haben, worauf die Reisenden das ebene Waideland der Masai-Stämme bis Burgenedsch durchziehen. Auf diesem Weg braucht man 55 Tage. An jedem Tag werden etwa 7 Stunden gereist. Von Burgenedsch gehen die Reisenden noch 8 Tage weiter durch das sehr bevölkerte Gebiet der Waniamesi und kommen dann plötzlich an den See. Die Masai sind wilde Hirten, die Waniamesi dagegen sind gutgesinnte Leute, die Ackerbau treiben. Somit wäre es von Tanga circa 400 bis 450 Stunden bis zu dem See.

2) Die zweite Straße geht von Mbuamadschi (südlich von Sansibar) nach Udschidschi, eine Stadt in Uniamesi. Diese Straße ist fast so weit, als die erste, und wird von zahlreichen Carawanen betreten, welche mit Pferden, Eseln u. s. w. reisen, um Sclaven, Elfenbein und Kupfererz zu holen. Die Gegend unterwegs ist ganz eben, mit Ausnahme der Ngu-Hügel, welche nicht weit von der Küste sind.

3) Die Straßen von Kiloa oder Kirimba nach den Fähren von Gnombo und Mdenga Hier reisen theils die portugiesischen Sclavenhändler, theils die Araber.

Udschidschi ist der Ort, von wo große Ruderboote über den See nach Westen gehen. In 5 Tagen gelangen sie durch Rudern an die gebirgige Insel Kavogo. Dann brauchen sie noch 25 Tage, bis sie das westliche Ufer erreichen, wo sie Kupfer kaufen. Der See hat niedere, sandige und schilfige Ufer. Nur im Süden des See's sind hohe Berge. Die Wellen des See's sind oft sehr hoch, sein Wasser ist süß und hat viele Fische. Die Ufer sind meist sehr bevölkert.

von seiner Heimath (Kumpande) aus in dritthalb Tagreisen nach Osten, und in drei Tagreisen nach Norden an den See Niandscha (wie er dort geheißen wird) komme.

Unterdessen hatte Br. Erhardt angefangen, alle die erhaltenen geographischen Nachrichten auf einer großen Karte zusammenzutragen, wobei es sich herausstellte, daß der See, wenn er nach den Angaben der Elfenbeinhändler gezeichnet wurde, in eine solche Lage zu den Flüssen kam, die wir schon auf einer ältern englischen Karte, als von Süden kommend, angegeben fanden, daß über ihre Mündung in denselben kein Zweifel übrig bleiben konnte. So kam es endlich, daß, als wir eines Tages im November den Gegenstand wieder miteinander besprachen und in Vergleichung brachten mit der physischen Gestaltung Afrika's in Süd und Nord, in Ost und West, — in demselben Moment uns beiden das Problem als ein gelöstes dastand, indem wir auf einmal ein mächtiges Tiefland und Binnenmeer erblickten, wo geographische Hypothesen bisher ein mächtiges Hochland vermutheten. Nun waren uns die Angaben unserer afrikanischen Berichterstatter im vollkommensten Einklang nicht nur mit dem, was auf den bisherigen Karten als wirklich bekannt gegeben ist, sondern auch mit allem, was wir von der Gestaltung des Landes zu einem nicht geringen Umfang aus eigener Anschauung wußten. Wenn das Centrum Afrika's ein Hochland wäre, wie könnte dann die ganze Reihe von Flüssen, welche die Portugiesen auf ihrer Route von Ost nach West überschreiten, nach Norden gehen? Und warum haben wir von der Südseite der sogenannten Mondgebirge nicht auch einen Fluß, der dem Nil oder dem Tschadda (welcher dem Niger, seinem Nebenstrom, an Größe gleichkommt) nicht so weit nachstände, wie der Congo im Westen, und der Dana und Dschub im Osten? Diese beiden Fragen sind durch die Annahme eines Binnenmeeres in Centralafrika vollkommen gelöst. Die Hauptzüge der geographischen Gestaltung Mittelafrika's wären also folgende: Starker Abfall von Nordwest und Süd her zur Bildung eines ungeheuren Beckens in der

Mitte, gegen Ost aber eine mächtige Ebene, auf der jedoch höchst merkwürdiger Weise eine Reihe einzelner, gänzlich isolirt dastehender Berge und Berggruppen, deren einzelne vom allweisen Schöpfer und Baumeister der Erde gerade da, wo es am heißesten ist, nahe am Aequator, zur Kühlung und Erfrischung, ja auch zum Labsal für das schmachtende Auge des Wanderers mit ewigem Schnee gekrönt worden sind, nnd die eine Kette, von Süd nach Nord zu bilden und sich an das sogenannte Mondgebirge da anzuschließen scheinen, wo wir die mehr östlichen Quellen des weißen Nil zu suchen haben. Die westlichen Quellen liegen wahrscheinlich nahe beisammen mit den Quellen des Schary, der in den Tschad geht, und des Tschadda, der sich mit dem Niger vereinigt; und die arabischen Schriftsteller des Mittelalters, sowie die europäischen Geographen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, würden demnach Recht haben, wenn sie behaupten, daß der Niger (nämlich durch den Nebenarm des Tschadda) nahe bei den Quellen des Nil entspringe, und im westlichen Lauf durch den Continent sich in den atlantischen Ocean ergieße. Jene Berggruppen, soweit wir sie selber gesehen haben, waren von Süd nach Nord hauptsächlich folgende: Ngu, Usambara mit Pare, Bura mit Ndara und Kadiaro, Kilimandscharo mit Schira, Kisongo mit Ugono, der Schneeberg Kenia (Kegnia), von Dr. Krapf in der Ferne gesehen, mit Kikuyu. Daß alle diese Berge keine Terrassen bilden, durch die man auf Hochländer käme, und daß der Kilimandscharo kein Gebirge oder Gebirgszug ist (wie Herr Kiepert in seinem Atlas, 10. Aufl. 1850, annimmt), sondern eine gänzlich isolirte Bergmasse, nur von kleineren, ebenso isolirten Bergen umringt, — davon haben wir uns mit unsern eigenen Augen überzeugt. Die einzige kleine Terrasse, die man so nennen könnte, besteht in dem etwa 1500 Fuß hohen und im Durchschnitt nur etwa 4 Stunden von der Küste entfernten Gebirgszug, der sich von der Kilefi-Bai bis nach Usambara hinzieht, und von den Wanika's bewohnt ist. Ein Theil derselben, der von Mombas einwärts liegt, ist eben

unser Rabbai mit Rabbai Mpia und Kisuludini, wo wir stationirt sind. Von Kilesi an bis nach dem Ras Ngome erstreckt sich noch einmal ein kleinerer Gebirgsrücken, der schon im Gallaland liegt. Von da an aber bis nach Kap Gerdaf steigt das Land ganz sanft und unmerklich von der Küste nach innen. Dasselbe ist im Allgemeinen der Charakter des Landes südlich von Usambara, bis nach Kap Delgado oder Mgau. Aeußerst merkwürdig ist es, daß das kleine Hochland, das von den Wanika-Bergen getragen wird, einwärts eher etwas sinkt, als steigt; ja eine gute Tagreise von unserer Station hat man auf einmal, etwa 150 Fuß tief, einen Rand, „Ndunguni" genannt, hinabzusteigen, der sich von der Gegend von Usambara bis nach Ukambani in einem Halbkreis herumzieht, so daß Dr. Krapf auf seiner Reise nach Ukambani denselben erst hinunter, und bei Yata wieder hinan steigen mußte. Die Berge von Teita bilden so wenig eine Terrasse, daß man denselben auf der Reise nach Dschagga wohl ausweichen könnte, wenn man nicht von den Bergbewohnern Speise zu kaufen hätte. Noch einmal sinkt das Land sanft gegen den Fuß des Kilimandscharo, und im Westen desselben, wie rings umher, sah ich zu meinem Erstaunen wieder dieselbe Ebene um nichts höher, als im Osten sich ausbreiten wie ein Meeres-Spiegel. Auch unsere afrikanischen Reisenden, die von den schon genannten Küstenpunkten aus in südwestlicher, westlicher und nordwestlicher Richtung bis an das große Binnenmeer gehen, erklären alle einstimmig, wenn Jemand behaupte, es gebe auf ihren Reisen Berge zu besteigen, der sei ein Lügner. Es gebe allerdings Berge, aber sie seien wie Häuser, über die Niemand hinübersteigt, sondern um die man herumgeht. Nur ganz nahe an dem Theil des See's, der Niassa heißt, sollen die Reisenden einen ziemlich hohen Gebirgszug, dem östlichen Ufer entlang sich ausstreckend, zu übersteigen haben, nämlich so, daß sie auf der westlichen Seite wieder ebenso tief hinabgehen, als sie auf der östlichen heraufgekommen sind. An diesen Gebirgszug, der für den See wie eine Mauer dasteht, und dem nach den Berichten

meines eigenen Mannes von Kumpande im Westen eine ähnliche Erhöhung, ja, wie es scheint, ein eigentliches Hoch- oder Oberland entspricht, schließen sich im Norden wahrscheinlich andere, aber immer getrennt dastehende Berge, Bergreihen und Berggruppen an, aus denen die nicht ganz unbedeutenden Flüsse Lufidschi und Rufuma entspringen, bis wir zu der Ngu-Gruppe kommen, von welcher an die weitere Fortsetzung der Kette bis an den Aequator hin uns schon aus eigener Anschauung bekannt ist.

Um nun noch etwas Näheres über das von drei Seiten her eingeschlossene Binnenmeer zu sagen, so ist der südliche Anfang oder Ausläufer desselben nach unsern afrikanischen Berichterstattern so schmal, daß die Leute von den beiderseitigen Ufern aus einander rufen können. Hier scheint die erste Fähre, Zandinge genannt (d. h. komm und hole mich) zu sein. Die nächste Fähre, weiter nach Norden, liegt zwischen den zwei Ufer-Dörfern Msauka im Westen, und Mdschangga im Osten. Hier setzt ein Boot nur zwei- bis dreimal an einem Tage über. Der nächste Ueberfahrtsort ist durch eine Berginsel vermittelt, Mbaazuru (d. h. Höhe) genannt. Auf dieser machen sie am ersten Tage Halt, übernachten da und fahren am nächsten Tage vollends weiter. Noch weiter nördlich ist die Fähre zwischen Zenga auf der West- und Gnombo auf der Ostseite, wo ein Boot den ganzen Tag nach afrikanischer Rechnung vom ersten Hahnenschrei, bis die Hühner in die Häuser einkehren, zur Ueberfahrt braucht. Diese Fahrt wird als so gefährlich angesehen, daß man sie immer nur bei der größten Windstille wagt, und deßwegen auch keine Segel, sondern nur Ruder braucht. Auch gehen niemals Vater und Sohn oder zwei Brüder in demselben Boot mit einander, um so einen gleichzeitigen Tod zu verhüten. Ueber vollkommene Windstille suchen sie im voraus dadurch gewiß zu werden, daß sie dreimal an einem Tage Mehl von der Hand auf die Erde fallen lassen. Fällt alles Mehl jedesmal in gerader Richtung auf den Boden, so wird die Ueberfahrt am nächsten Tag unternommen. Dieß heißt: Ku demba

Niandsha (den Niassa untersuchen). Wenn sie von der letzten Fähre glücklich zurückkommen, so halten sie ein Freudenfest, Kirosi genannt. Wer es niemals wagt, überzufahren, der bekommt den Spottnamen Kiwerenga Masira, d. h. Eierzähler, was etwa unserem „Stubenhocker“ entspricht.

Auf den östlichen Ufern des Sees wohnen die Wadschania, ein Stamm der Wahiaos, die sich weit bis gegen die Meeresküste ausbreiten, und von den westlich vom See wohnenden Völkern Wanguru genannt werden. Dem westlichen Ufer entlang finden wir zuerst die Wamarawi. Ihr Land heißt Maravi, weßhalb der See auf manchen alten Karten irrthümlich Morawi genannt worden ist. Die Wamarawi (Maravier) bewohnen die Ebene, die sich etwa eine halbe Tagreise vom See nach Westen ausbreitet, sowie auch theilweise den östlichen Abfall des Hochlandes, das uns hier entgegentritt. Solche von ihnen, die hart am Ufer des See's wohnen, werden auch Waniandscha (Niassaer) genannt. Auf dem Hochland selbst finden wir die Wakamdunda, d. h. wörtlich: Oberländer, zu denen mein Berichterstatter von Kumpande gehört. Außer diesen werden noch Wamuera und Wakumbodo (oder Wambodo), d. h. Süd- und Nordländer, von einander unterschieden, lauter Benennungen, denen offenbar der Niassa-See als Ausgangs- oder Beziehungspunkt zu Grunde liegt, und deren Angemessenheit noch mehr in die Augen springt, sobald man weiß, daß da, wo die Wakum bodo anfangen, der See seine nördliche Richtung verläßt, nach Nordwest und West umbiegt, und so die von Süden kommenden Flüsse Roanga, Sambesi (zu unterscheiden von dem Sambesi, der nach Osten geht und auch Kilimani heißt), Murusura, Roapura, Mufira, Guarava und Rofoe in sich aufnimmt. Der große Strom Bua fließt etwa zwei Tagreisen von dem Lande meines Kumpande-Mannes nach Norden und nimmt die kleineren Flüsse Zaru, Psubui, Mde, Mdede und Kakuyu in sich auf. Dort nun, wo der See nach Westen umbiegt, scheint er zugleich so breit zu werden, daß keine Verbindung zwischen den beiderseitigen Ufern mehr

Statt findet, und die Wakumbodo sollen nur, um zu fischen, auf die nächsten Inseln gehen. Wie weit etwa die Wassersammlung sich nach Westen ausbreitet, ehe sie wieder nach Norden umbiegt, wie weit wiederum dieser nördliche Verlauf gehen mag, sowie in Betreff der ungefähren Breite des Ukerewe (wie das Binnenmeer dort heißen soll), und endlich des wunderbaren himmelhohen Inselberges Kavogo, auf dem nach afrikanischer Vorstellungsweise der Herr und Besitzer des Ukerewe wohnt und seine Gnade und Ungnade auf verschiedene Weise zu erkennen gibt, — dafür will ich den Leser auf die ausführliche und schön ausgearbeitete Karte meines theuren Mitarbeiters, Missionars Erhardt, verweisen.

Mein Berichterstatter Salimini erzählte weiter, daß in seinem Lande das Jahr nur in zwei Hälften getheilt werde, Muamfu, die heiße, und Zinja, die kalte oder Regenzeit. Die Kälte erreicht dort schon einen solchen Grad, daß das Laub von den Bäumen fällt und alles Gras abstirbt, und daß sogar das Wasser in kleineren stehenden Ansammlungen gefriert. Der Boden scheint äußerst fruchtbar zu sein, und die Leute würden dort im größten Wohlstand leben können, wenn sie nicht durch den portugiesischen Sclavenhandel dazu gekommen wären, einander zu jagen und zu verkaufen. Die Portugiesen, die Wakogunda genannt werden, haben dort zwei Niederlassungen in der Nähe von Kumpande, die eine heißt Kubale, die andere Kumkoma. Ich schließe diese interessante Mittheilung Rebmann's mit dem Wunsche, daß die Existenz des Binnenmeeres sich durch die Untersuchungen der Kapitäne Burton und Speke, welche im Juni 1857 von Sansibar aus nach Uniamesi abgereist sind, bestätigen möge. Die ostafrikanischen Missionarien haben es seiner Zeit dem englischen Geographen Cooley zum Vorwurf gemacht, daß er die afrikanische Geographie im Studirzimmer nach seiner eigenen Theorie gestaltet habe; — möge dieser Vorwurf nicht auch den Missionarien gemacht werden können!

Was mich selbst betrifft, so habe ich schon bei meiner ersten Ankunft in Ostafrika im Jahr 1844 von einem See

in Uniamesi, sowie von dem Niassa gehört. Der Uniamesi-See wurde mir unter dem Namen Tanganika genannt, was wohl der Name des See's in der Gegend ist, wo mein Berichterstatter ihn gesehen hat. Auch hatte ich 1851 in Ukambani von einem großen See gehört, dessen Ende man nicht erreicht, auch wenn man 100 Tage weit geht. Von dem Vorhandensein eines großen See's im Innern war ich also längst überzeugt, aber ob der Niassa-See mit dem von Uniamesi zusammenhänge, war mir und ist mir noch zweifelhaft, zumal da ich von mehreren afrikanischen Reisenden (namentlich von Bana Cheri) hörte, daß beide Seen völlig von einander getrennt sind. Ich möchte auch die Sache unentschieden lassen, und weder den Zusammenhang beider Seen läugnen (wie Herr Macqueen thut), noch ihn behaupten, wie Herr Cooley und meine beiden Mitarbeiter wollen. Die Untersuchung von europäischen Reisenden muß dieses wichtige Problem in's Klare setzen.

Mit dem Wunsche meines theuren Freundes Rebmann bin ich aber völlig einverstanden, wenn er sich nach der Zeit sehnt, wo auf dem Nil und dem Nigerarm des Tschadda vom Norden, und auf dem Sambesi oder Kilimani von Osten her Friedensboten arf Schiffchen dem Ukerewe-Meer zusegeln und zurudern, um nach kürzerer und längerer Landreise im Herzen Afrika's weiter zu fahren, und den an den Ufern seiner Gewässer wimmelnden Millionen das gnädige Jahr des Herrn und den Tag des Heils zu verkündigen. Ich bin es übrigens überzeugt, daß der Herr das Werk, das wir in Ostafrika in großer Schwachheit angefangen haben und von dem wir freilich erst einen kleinen Erfolg sehen, nicht untergehen lassen, sondern daß Er seine Gemeine antreiben wird, es mit Nachdruck fortzusetzen, und es herrlich zu vollenden. Nur unsere allzu sanguinische Erwartung, nur das Fleisch, das sich an Sein Werk allezeit so gerne ansetzen will, muß untergehen, damit wir nicht uns selbst, sondern dem Herrn allein die Ehre geben, der in den von Ihm gesetzten

Zeiten und Stunden Sein Reich auch in Ostafrika aufrichten wird.

Indem ich hier mein Buch über Ostafrika zu schließen gedenke, möchte ich die Missionarien, die künftig dort wirken werden, noch auf folgende Punkte aufmerksam machen:

1) Wehret mit allem Ernst des Glaubens, des Gebets und der Wahrheit jener Stimmung des Unmuths und der Verzagtheit, welche nach 4 Mos. 13, 32. mit den Kundschaftern zu reden geneigt ist: „Wir vermögen nicht hinaufzuziehen gegen das Volk; denn sie sind uns zu stark.“ Der Zustand der ostafrikanischen Heiden, ihre Gleichgiltigkeit gegen alles Göttliche, ja selbst gegen allen Fortschritt in menschlichen Dingen (sie sind, wie Rebmann richtig sagt, weder Gott, noch der Welt etwas nütze), kann leicht im Herzen des Missionars eine Stimmung der Muthlosigkeit erzeugen, bei der er (Jes. 49, 4.) denkt, ich arbeite vergeblich, und bringe meine Kraft umsonst und unnütz zu. Zeitenweise darfst du schon von dieser Stimmung angefallen und versucht werden, damit du deiner eigenen Unmacht und deiner gänzlichen Abhängigkeit von dem Herrn eingedenk seiest, damit du nicht meinest, die Heiden seien dir und nicht Ihm zum Erbe gegeben. Aber diese zeitweilige Stimmung deines Herzens darf keine zustandsmäßige werden, sonst wirst du überwunden, und du kommst unter die Verzagten, die draußen sind vor den Thoren der Stadt Gottes. Arbeite du nur getrost fort mit Treue, Geduld und Glauben — denn in Geduld fortarbeiten, sagt der selige Prälat Oetinger, heißt überwinden. Dabei untersuche dich, ob dein Unmuth und deine Verzagtheit nicht aus einem vorhergegangenen Uebermuth, aus einem Willen und Leben der Eigenheit, welche nach eigenen Gedanken und Planen verfahren will, herrührt. Oder du hast es vielleicht zu leicht genommen und hast gedacht, du wollest bald eine große Schaar von Heiden deinem Heiland zuführen? Da dieß nicht geschieht, so nimmst du es zu schwer und meinst, an diesen Heiden ist doch auch gar nichts auszurichten. Bekehre du erst

die Heiden deines Selbstvertrauens, deiner Eigenliebe, werde demüthig und nicht mißmuthig, so wird dir der Herr Gnade geben.

2) Suche in Ostafrika allem Hang zu einem bequemen Leben abzusterben und bequeme dich zum Niedrigsten.

Mancher junge Missionar will, wenn er aus Europa kommt, sich alsbald auf einem Heidengebiet stationär machen und sich hinter Schloß und Riegel an der Küste auf irgend einer Stelle bequem einrichten, statt 5 bis 8 Jahre mobil zu bleiben, bis die Frucht seiner Arbeit es nöthig macht, daß er seine provisorische Einrichtung mit einer mehr soliden Wohnung u. s. w. vertausche. Der Wunsch, sich sobald als möglich bequem einzurichten und zu heirathen, verwickelt den Missionar in viele Aeußerlichkeiten, welche ihn vom Herrn und seinem Amt abziehen können. Dieser Wunsch führt ihn leicht auf Nebensachen oder untergeordnete Dinge, z. B. auf viel Bauen, auf allerlei Kolonisationsplane oder auf wissenschaftliche Bestrebungen. Er hängt leicht die Hauptsache, die Verkündigung des Evangeliums, an den Nagel. Er geht nicht mehr, oder nicht mehr viel zu den Heiden, sucht sie nicht in ihren Hütten auf, sondern denkt, sie wissen ja, wo ich wohne; wenn es ihnen um ihr Seelenheil zu thun ist, sollen sie zu mir kommen, in meinem Hause habe ich besseren Raum, als in ihren engen, rauchigen, finstern und mit Ungeziefer angefüllten Hütten. Bleibe du stets mobil und suche die Heiden auf, rede mit ihnen über ihr Seelenheil, so wirst du vor allem, aber auch sie Segen haben. Zersplittere dich aber auch nicht zu viel, sondern halte dir ein Hauptquartier, von dem du ausgehst und in das du zurückkehrst zur Sammlung und Pflege deines Geistes und deines Körpers.

3) Laß dich durch die Bettelei der Eingeborenen nicht müde, noch mißmuthig machen. Entwickle auch keinen unnöthigen äußern Glanz, damit die Leute dich nicht für reich und sich für berechtigt halten, alles Mögliche von dir zu betteln. Spare an dir selbst, damit du um so mehr den Kranken, Armen, Reisenden u. s. w. des Volkes geben könnest, unter dem du

wohnst. Wolle auch die Wohlthaten, die du von diesem Volk und ihren Häuptlingen empfängst, z. B. Wasser, Holz, Schutz u. s. w., nicht umsonst erhalten, sondern sei dankbar für Alles und erzeige die Dankbarkeit durch die freigebige That der Liebe, welche in Gottes Augen ebenso ein apostolisches Wunder ist, wie irgend eines, das die Jünger des Herrn verrichtet haben. Es ist leichter, Wunder zu thun, als Selbstverläugnung und Liebe zu üben. Judas konnte gabenmäßig Todte auferwecken, aber er fand es zu schwer, sich gnadenmäßig zu bekehren und den Geiz zu überwinden. Lebe du, wie du lehrst, sonst wird dir zuletzt das Lehren unter den Heiden eine Last, du ermattest und sehnst dich weg von einem harten heidnischen Boden, wo deine Eigenheit keine Nahrung und Befriedigung findet. Denke an die Missionsbrüder in Labrador, in Grönland und in der Südsee, welche lange Zeit mehr geben mußten, als du. Bedenke, daß die Heiden die gegebenen Kapitalien mit Zinsen heimzahlen, wenn sie sich einmal bekehren werden.*) Sie werden dann der Mission geben, statt von ihr zu nehmen. Hüte dich aber, zu denken, das Geben sei ein künstliches Mittel, durch welches die Heiden zum Christenthum hingezogen werden sollen. Das wäre ein jesuitischer Grundsatz, der einen Teufel durch einen andern austreiben will. Wer die Heiden auf äußerliche Weise bekehren will, ist selbst noch ein Heide und kennt die Kraft Gottes nicht. Gieb dich selbst täglich deinem Gott und deinen heidnischen Mitmenschen in der Liebe, so wirst du das rechte Geben auch im Aeußern lernen ohne Geiz und ohne Verschwendung. Liebe hat Licht und Leben, also Weisheit und Kraft.

4) Halte keinen alten und erfahrenen Missionar für einen Pabst, wenn er dir auch deine Neulings-Gedanken scharf

---

*) In der Heimath wirst du ja auch alle Tage um Gaben angesprochen von Bettlern u. s. w. Und du bist ja selbst auch ein Bettler, denn um deinetwillen wird gebettelt, damit man dich zu den Heiden senden kann.

untersagt. Nimm aber auch nicht Alles unbedingt von ihm an, wenn sein Betragen gegen ein offenbares Wort Gottes verstößt. Wenn ein junger Missionar sich gleich im Anfang unter Andere demüthigen kann, so wird etwas Rechtes aus ihm werden. Wenn er aber gleich im Anfang Alles kritisiren und nach seinem Kopfe machen will, der wird sich und die Mission ruiniren. Kein Wunder, warum oft Gott Manchen durch einen frühen Tod arretiren muß. Dieß geschieht oft auch deßwegen, weil Gott einen Fall, oder ein Zurückkommen und Erschlaffen im geistlichen Leben voraussieht. Auch kann es manchmal deßhalb geschehen, weil der Mensch durchaus seinen eigenen Willen durchführen und nicht in der Heimath, in einer niedrigeren Stellung, mit Einfalt und Treue (besonders unter dem Kreuz) ausharren und sich bekehren wollte. Wenn du deinem Eigenwillen nicht in der Heimath absterben willst, so kann dich Gott in die Heidenwelt ziehen, und dort sterben lassen, du wirst es aber nach dem Tode bereuen, daß du nicht besser auf den Willen Gottes geachtet hast, sondern durch Eigensinn ein Mörder an dir selbst geworden bist. Darum prüfe dich selbst, ob dein eigener, oder ob Gottes Geist dich unter die Heiden beruft. Mancher dürfte nicht sterben, und Mancher könnte seliger sterben, wenn er sich von sich selbst scheiden und sich allein der Gnade und Kraft Gottes überlassen, kurz wenn er sein Ich fallen lassen könnte, auf daß Christus in ihm lebe. Wer mit übergeistigen, also nicht schriftgemäßen Ideen in die Heidenwelt geht, wird bald zu überfleischlich und zu äußerlich, weil er zu innerlich sein wollte. Darum lasse dich immer mehr freimachen von Allem, was nicht der Wahrheit des Wortes Gottes gemäß ist. Wer den Beruf hätte, in die Heidenwelt zu gehen, und er thut es nicht aus Bequemlichkeits-Liebe oder aus sonst einem unlautern Grund, der wird sein Christenthum ebenso gewiß verlieren, als der, welcher im Eigensinn hinausgegangen ist. Doch, wenn beide bei Zeiten nüchtern werden und ihren Irrthum erkennen und sich vor Gott demüthigen, so kann ihnen Alles zum Besten dienen und zur Förderung werden, denn

Gott will alle unsere Fehler zu Treffern machen, und gerade der Umstand, an dem wir gefallen sind, kann und soll uns wieder zum Aufstehen dienen, wenn wir nicht immer auf den Fehler hinsehen, sondern auf das Lamm Gottes, das alle unsere Sünden getragen hat, und uns aus aller Verkehrtheit heraus erretten kann und will. Siehe du nur nie blos deine Sünde und dein Elend an, und wolle dir selbst nicht helfen, sondern siehe auf die Macht, Liebe und Gnade Gottes in Christo Jesu, der jeden Fall und jede Sünde heben kann und will.

5) Erwarte du nichts, oder nur sehr wenig von politischen Veränderungen in Ostafrika. Sobald du besondere Erwartungen von der Politik für die Mission hegst, so bist du in Gefahr, dich in dieselbe zu mischen aus guter Meinung. Denke du ja nicht, weil die Ostafrikaner „Gott und der Welt nichts nütze sind," so sollten sie unter die Herrschaft einer europäischen Macht gebracht werden, damit sie dann rühriger und strebsamer für das Irdische und in Folge dessen auch für das Geistige und Himmlische aufgeweckter würden. Verbanne du vielmehr den Gedanken, als ob Europa seine schützende und helfende Fittige über Ostafrika ausbreiten müßte, wenn das Missionswerk dort gedeihen soll. Allerdings würde Europa manche Nachtheile und Hindernisse von dem Missionswerk entfernen, aber eben so viele und vielleicht noch größere Hemmnisse an deren Stelle setzen. Es ist ein Cardinalirrthum, wenn man den Erfolg des Missionswerkes von menschlichen Gewalten abhängig macht. Nimm du die Entwicklungsstufe und die Verhältnisse der Heiden an, wie du sie findest, und lasse dich weder durch die niedere, noch durch die höhere Bildung, weder durch den Stumpfsinn, noch durch den Hochsinn eines Heidenvolkes irre machen. Greife du nur die Heiden mit dem Schwert des Geistes, mit dem Worte Gottes an, die Rechte des Herrn wird am Ende doch siegen, wenn auch zuerst nur in Einer Seele. Die Hauptsache ist, daß du weißt, der Herr habe dich durch seine Führung auf diesen Posten gestellt. Ich weiß es gewiß, daß ich

durch des Herrn Leitung nach Ostafrika zu den Wanika und Wakamba gekommen bin, darum weiß ich auch gewiß, daß das Wort Gottes unter ihnen siegen wird, wenn es ihnen mit Nachdruck und Jahre lang gepredigt wird. Ob die Europäer Ostafrika in Besitz nehmen oder nicht, daran liegt mir wenig oder nichts. Ich weiß wohl, die Mission hat auch eine menschliche Seite, sie greift nicht auf eine magische Weise (das heißt ohne alle äußere Vorbereitung eines Volkes auf die Mission) in das Leben der Völker ein, aber man überschätzt diese menschlische Seite viel zu sehr, und will, wie der Jude, immer den Grund des Wassers sehen, ehe man über den Fluß geht. In Ostafrika ist, wie das letzte Kapitel dieses Buches gezeigt hat, durch das Auftreten der Europäer, hauptsächlich der Engländer in Mombas, so viel geschehen, als der Missionar, was die menschliche Seite der Mission betrifft, wünschen kann. Die Europäer sind bekannt und werthgeschätzt. Nicht das Missioniren, sondern das Nichtmissioniren sieht in Ostafrika Unmöglichkeiten *). Missionire du nur getrost an der ganzen Küste von Barawa bis Kap Delgado, du hast überall einen Eingang zu den Heiden, und lasse dich weder durch die Zustände der materialistischen Heiden in Ostafrika, noch durch deine Vernunft, noch durch den Unglauben der Europäer, noch durch die jahrelange Fruchtlosigkeit deiner Arbeit irre machen. „Laß du das Zeugniß Gottes nur ertönen: ihr Menschen, lasset euch mit Gott versöhnen! Wär' auch ein Heide wie ein Bär, er wird zum Lamme, und wär' er kalt wie Eis, er wird zur Flamme; Und wär' er todt wie Stein, er kommt zum Leben, und ihm wird Heil und Seligkeit gegeben."

---

*) Where there is a will, there is a way, d. h. wo man den Willen hat, da findet sich auch ein Weg, sagen die Engländer.

Inhalts-Verzeichniß des zweiten Theils.

Druckfehler im zweiten Theil.

Seite 93,	Zeile 9	von unten	lies	„Maskat" statt „Maskal".
„ 119,	„ 5	„ „	„	„Mgambo" statt „Engambo".
„ 122,	„ 14	„ „	„	„weßhalb" statt „weßbalb".
„ 132,	„ 14	„ oben	„	„Manga" statt „Mango".
„ 132,	„ 15	„ „	„	„Kirrei, Schirrei" statt „Kirrci, Schierri".
„ 147,	„ 11	„ „	„	„Südwest" statt „Nord".
„ 153,	„ 9	„ „	„	„Ndugu" statt „Anduku".
„ 193,	„ 6	„ unten	„	„Muania" statt „Muanio".
„ 283,	„ 12	„ „	„	„kleinerer" statt „kleiner".
„ 302,	„ 15	„ „	„	„Wadoie" statt „Wagoe"
„ 403,	„ 1	„ oben	„	„so" statt „O".
„ 423,	„ 14	„ „	„	„Ala" statt „Ata".



A R A B I E N
Rothes Meer
ADEN
S o m a l i l a n d
Somalistämme
S u a h i l i K ü s t e
Leoparden Sandbank
S e e v o n U n i a m e s i
Dongo od Dinka
Nuer stämme
Kiristämme
Galla
Doko (Pygmaeen)
Unianwesistämme
GONDAR
MOSAMBIK





